

MECKLENBURGISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von Friedrich Lisch

126. Jahrgang 2011

Herausgegeben im Auftrag des
Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e.V.
von Andreas Röpcke

Die Mecklenburgischen Jahrbücher, bis zum 94. Jahrgang (1930) Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, gaben heraus von 1836–1879 (Jg. 1–44) Friedrich Lisch, von 1880–1886 (Jg. 45–51) Friedrich Wigger, 1887 (Jg. 52) Franz Schildt, von 1888–1919 (Jg. 53–84) Hermann Grotefend, von 1920/21–1936 (Jg. 85–100) Friedrich Stuhr, von 1937–1940 (Jg. 101–104) Werner Strecker, von 1985–1993 (Jg. 105–109) Helge Bei der Wieden, von 1995–1999 (Jg. 110–114) Christa Cordshagen, seit 2000 (Jg. 115) Andreas Röpcke. Beihefte erschienen zu den Jahrgängen 77/1913, 101/1937 und 114/1999.

Die Mecklenburgischen Jahrbücher werden gefördert mit Mitteln des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Mecklenburg-Vorpommern.

Redaktion

Bernd Kasten, Detlev Nagel, Peter-Joachim Rakow,
Andreas Röpcke (Herausgeber), René Wiese, Johann Peter Wurm

Die Mecklenburgischen Jahrbücher sind über die Geschäftsstelle des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e.V., Landeshauptarchiv Schwerin, Graf-Schack-Allee 2, D-19053 Schwerin, zu beziehen. Für die Veröffentlichung gedachte Manuskripte werden zu Händen der Redaktion an diese Anschrift erbeten.

Internet: www.geschichtsverein-mecklenburg.de

© 2011 by Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e.V.
Alle Rechte vorbehalten.

Jeder Autor ist für seinen Beitrag selbst verantwortlich.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach DIN/ISO 9706.

Gesamtherstellung: Druckerei Buck GmbH, Ludwigslust.

ISSN 0930-8229

https://doi.org/10.18453/rosdok_id00002835

INHALT DES JAHRBUCHES

Aufsätze und Miszellen

- Gottfrieds Kloster. Die Beziehungen der Familie von Bülow zum Kloster Rehna im Spiegel ihrer Schenkungen und Stiftungen im 13. Jahrhundert
Von Gregor Hestermann 7
- Stifterstrategien zur Sicherung der Memoria und des Seelenheils. Albrecht III. von Brandenburg, Heinrich II. von Mecklenburg und die Klöster Himmelfort und Wanzka
Von Wolfgang Huschner 23
- „Vmmere selen salicheit willen“ –
Stiftungen für das Zisterzienserkloster Dargun als Spiegel der sozialen Vernetzung
Von Manja Olschowski 53
- Die Ribnitzer Chroniken des Lambert Slaggert
Von Volker Honemann 91
- Johannes Moritz Poltz, die norddeutschen Schreibkalender um 1700 und das Kalenderedikt des Herzogs von Mecklenburg-Güstrow von 1682
Von Jürgen Hamel 111
- Friedrich der Fromme und die Künste
Von Claudia Schönfeld 153
- Der turbulente Fürst. Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin in der Wahrnehmung seiner Zeitgenossen
Von Matthias Manke 191
- Geschichten aus dem Märchenschloss – Lily Brauns Bericht über ihren Aufenthalt in Schwerin 1883–1885
Von Bernd Kasten 253
- Plagiat bei der Doktorarbeit: Der Fall Wilhelm Dabis
Von Andreas Röpcke 263
- Die vergessene Kustodin. Amalie Buchheim – ein Leben im Dienste der Schweriner Altertümersammlungen
Von Jette Anders 269

Vexierbilder einer Biographie: Dr. Heinz Mansfeld (1899–1959) Von Susanne Fiedler und Torsten Knuth	285
Das „Who is who“ des Geschichtsvereins – die Matrikelbücher Von Antje Koolman	325
Ein Vierteljahrhundert Landesgeschichtsforschung – die Mecklenburgischen Jahrbücher 1985–2010 Von Ernst Münch	341

Dokumentation

Diebstahl von sieben Kelchen im Schweriner Dom und ein rehabilitierter Küster (vor 1523) Ein archivalisches Fundstück, mitgeteilt von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt und Andreas Röpcke	363
Neuerscheinungen des Jahres 2010 zur mecklenburgischen Geschichte in Auswahl Von Alla Dmytruk	369

Vereinsnachrichten

Charlotte Ditzel-Lisch †	378
Tätigkeitsbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e.V. für das Jahr 2010	379
Staatsarchivdirektor Dr. Werner Strecker († 1961) in memoriam	382
Aus der Arbeit der Historischen Kommission für Mecklenburg e.V.	387
Abkürzungsverzeichnis	391

AUFSÄTZE UND MISZELLEN

GOTTFRIEDS KLOSTER.

Die Beziehungen der Familie von Bülow zum Kloster Rehna im Spiegel ihrer Schenkungen und Stiftungen im 13. Jahrhundert

Von Gregor Hestermann

Die seit dem 13. Jahrhundert nachweisbare Familie von Bülow ist vielleicht die größte Adelsfamilie Europas, und nicht nur im mittelalterlichen Mecklenburg war sie zweifelsohne auch eine der wichtigsten.¹ So ist sie in den letzten Jahrhunderten fortwährend Gegenstand der historischen Forschung gewesen – in Form von ev.-luth. preußisch-deutschen Persönlichkeiten der jeweiligen Zeitgeschichte. Als herausragendes Beispiel sei hier nur auf den Reichskanzler (1900–1909) Bernhard Graf und seit 1905 Fürst von Bülow verwiesen. Die Anfänge der Familie wurden in der Forschung auf diese Weise immer wieder aus dem Auge verloren, obwohl diese Lücke als Desiderat durchaus Erwähnung fand.²

Bereits in dem zur Kaiserzeit 1911 publizierten ersten Band des Bülow-schen Familienbuches wird mit einiger Distanz zur Kenntnis genommen, dass

¹ In der Literatur findet sich immer wieder das Jahr 1154. Auch Detlef von Gadebusch wird mitunter als Urahn der von Bülows angegeben. So heißt es z.B. bei Clemens Brodkorb in seinen vier Artikeln zu den vier Schweriner Bischöfen von Bülow: „Aus dem mecklenburgischen Adelsgeschlecht, das sich nach dem Dorf Bülow bei Rehna nannte und seit 1154 nachgewiesen ist.“ Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1498: Ein bibliographisches Lexikon, hg. v. Erwin GATZ unter Mitwirkung v. Clemens BRODKORB, Berlin 2001, S. 704, 705, 706 und 708. Verfolgt man dieses Datum in den Literaturangaben zurück, gründet es sich letztlich immer auf die falsche Datierung des Ratzeburger Zehntenregisters, dass zwar 1154 als Ausstellungsdatum angibt, aber erst um 1230 fertiggestellt wurde. Siehe: Ludwig HELMWIG: Das Zehntenregister des Bistums Ratzeburg, MJB 69, 1904, S. 291–350, S. 312. Der erste bekannte von Bülow ist tatsächlich Gottfried von Bülow, zuerst erwähnt am 4. Juni 1229. Siehe: MUB I, Nr. 370.

² Siehe: Bülowsches Familienbuch, im Auftrage des Bülowschen Familien-Verbandes ehrenamtlich bearb. durch Adolf von BÜLOW, Bd. I, Teil 1 und 2, Schwerin 1911, Bd. II, Schwerin 1914, Bd. III, im Auftrage des Bülowschen Familien-Verbandes ehrenamtlich bearb. durch Henning von BÜLOW, Aumühle 1994, I, 1, S. 5 ff. und 155 f. Hier werden die ersten Erwähnungen wie auch die Herkunft der Familie als ungelöste Probleme diskutiert. Auch nach dem Erscheinen der Familienbücher von 1780, 1858 und insbesondere desjenigen von 1911 bemängelt Friedrich Stuhr generell das Fehlen einer wissenschaftlichen Familiengeschichte: „Eine Familiengeschichte [...] bleibt aber trotz des neuen, reich ausgestatteten Werkes noch zu schreiben.“ Friedrich STUHR: Die geschichtliche und landeskundliche Literatur Mecklenburgs 1909–1912, in: MJB 76, 1912, S. 30–78, S. 50.

diese Anfänge mecklenburgisch und vor allen Dingen vorreformatorisch waren und damit in ihren Augen wohl zu „katholisch“. Nicht nur die vier Schweriner Bischöfe von Bülow des 14. Jahrhunderts verbinden die Anfänge der Familie mit der vorreformatorischen Kirche, sondern auch die ersten Nachrichten über diese Familie aus dem 13. Jahrhundert. In ihnen treten die von Bülow meist als Zeugen in Urkunden für geistliche Institutionen auf. Zuweilen werden die Familienmitglieder aber auch selbst für diese tätig.

Schon die älteste Familiengeschichte von 1780 bemerkte, dass die Bülows „gegenüber dem Kloster Rehna [...] vorzüglich freygebig“ waren.³ In der Tat beziehen sich alle Urkunden, in denen die ersten Generationen tätig werden, auf das Kloster Rehna. Genau dieser Umstand gab Anlass zu der hier vorgelegten Untersuchung, zumal in den bisher publizierten Abhandlungen zur Klostergeschichte Rehnas die Familie von Bülow im 13. Jahrhundert zumeist keine besondere Würdigung erfährt.⁴ Es soll der Vermutung nachgegangen werden, dass die Familie von Bülow für das Kloster im 13. Jahrhundert wichtiger gewesen ist, als in der bisherigen Forschung zur Familie wie zum Kloster bisher erahnt wurde. Insbesondere die Rolle und Bedeutung Gottfrieds von Bülow für das zu seiner Zeit Benediktinerinnen-Kloster Rehna scheint nicht erkannt worden zu sein.

Nicht nur um dieser familienhistorischen Fragestellung gerecht zu werden, sondern auch um je nach Quellenlage eine Feinstruktur der Beziehungen herausarbeiten zu können, ist eine chronologische Untersuchung nach einzelnen Familienmitgliedern und Generationen angebracht.

³ Jakob Friedrich Joachim von BÜLOW: Mit Kupfern und vielen Urkunden versehene, historische, genealogische und critische Beschreibung des Edlen, Freiherr- und Gräflichen Geschlechts von Bülow, Neubrandenburg 1780, S. 36.

⁴ Weder Friedrich SCHLIE: Die Stadt Rehna, in: Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin II, hg. v. Friedrich SCHLIE, Schwerin 1896, S. 423–446 noch Peter SCHLOPSNIES: Das mecklenburgische Dorf und seine Kirche als Anlage ostdeutscher Kolonisation in spätromanischer Zeit, Dissertation, Dresden 1958 als auch in DERS.: Rehna – Ein mittelalterliches Dorf entsteht, 2. Aufl. 2002 führen z.B. die unterschiedlichen Schenkungen Gottfrieds von Bülow zusammen auf. Im Familienbuch (wie Anm. 2) widersprechen sich die sehr weit voneinander entfernten Stellen sogar (Vgl. Anm. 8). Auch die neueste Publikation zum Kloster von Johann Peter Wurm erwähnt nur einzelne Schenkungen Gottfrieds von Bülow und führt die Familie von Bülow nicht geschlossen an, sondern setzt leider anderweitig Schwerpunkte. Siehe: Johann Peter WURM: Allein auf weiter Flur – Das Prämonstratenserinnenkloster Rehna, *Analecta Praemonstratensia* 85, 2009, S. 106–120, S. 108. Einzig der Rehnaer Pfarrer Heinrich Schreiber führte nahezu alle Schenkungen Gottfrieds von Bülow auf, allerdings nicht en bloc. Ihm scheint dennoch das gehäufte Vorkommen des Namens Gottfried von Bülow aufgefallen zu sein, auch wenn er dem nicht nachging. Siehe: Heinrich SCHREIBER: Rehna als Dorf, Kloster und Stadt, Rehna 1903, S. 27.

Die erste Generation: Gottfried (5) und Johann von Bülow (6)⁵

Die ersten urkundlich erwähnten von Bülow sind Gottfried 1229 und Johann 1230.⁶ Laut einer Urkunde von 1244 waren sie Brüder.⁷ Die urkundliche Überlieferung zeigt für sie ein grundsätzlich ähnliches Bild. Das Personenregister des MUB verzeichnet für Gottfried 26 Einträge und für Johann 18.⁸ Das Bülow-sche Familienbuch verzeichnet für Gottfried 25 Urkunden, aber zu Johann nur 11. Diese große Differenz zwischen den Brüdern erklärt sich zum großen Teil durch den Charakter des Familienbuches als Kompilation älterer Quellen, bei deren Zusammenstellung leider einige Fehler unterliefen. So entging dem Familienbuch schlicht eine Reihe von Urkunden zu Johann wie auch etwas seltener zu Gottfried. So wird z.B. Gottfried in vier Urkunden des Familienbuches lediglich als verstorbener Vorfahr erwähnt.⁹

Durch die häufige Nennung als Vorfahr tritt allerdings schon ein bedeutender Unterschied zu Tage: Johann hatte wahrscheinlich keine Kinder. Die gesamte Familie von Bülow stammt vermutlich von Gottfried ab. Für Zeitgenossen war dies allerdings sicherlich noch nicht vorherzusehen. Auch die geringe Zeitdifferenz der Ersterwähnung von einem Jahr sollte nicht zu einem Urteil über den Altersunterschied herangezogen werden. Denn einerseits starb Johann knapp vor Gottfried und andererseits wird 1230 in der Zeugenliste immerhin nur Johann erwähnt, Gottfried fehlt dagegen.¹⁰ Danach treten sie zunächst einige Jahre oft gemeinsam auf. So werden sie auch in derselben Urkunde 1237 erstmalig als *dominus* erwähnt.¹¹ Als weitere Parallele gehen alle ihre urkundlich dokumentierten Schenkungen an das Kloster Rehna.

⁵ Die in Klammern den Personen beigefügten Nummern referenzieren auf die im Bülow-schen Familienbuch (wie Anm. 2) sowie in den Familiengeschichten von 1780 (wie Anm. 3) und 1858 (wie Anm. 21) den Personen verliehenen Ordnungsnummern in den jeweiligen Stammbäumen. Diese Nummern wurden immer denselben Personen verliehen, obwohl die Ansicht, wer zur Familie zu zählen sei und damit die Stammbäume selbst, variierte. Somit ist z.B. mit (6) immer derselbe Gottfried von Bülow bezeichnet worden, auch wenn er in einem Stammbaum als Gottfried I. und in einem anderen Stammbaum als Gottfried II. firmiert.

⁶ Siehe: MUB I, Nr. 370 bzw. 381.

⁷ Siehe: MUB I, Nr. 553.

⁸ Zu Gottfried von Bülow finden sich im Personenregister des vierten Bandes des MUB 26 Einträge sowie im elften Band 2. Zu Johann von Bülow finden sich 17 Einträge im vierten Band bzw. 2 Einträge im elften. Da hierin aber auch *post mortem* Nennungen enthalten sind, fallen die Zahlen zu Lebzeiten, wie genannt, etwas niedriger aus.

⁹ Siehe: MUB I, Nr. 381 und 572, MUB V, Nr. 3381 und MUB VI, Nr. 3594.

¹⁰ Johann wird letztmalig 1252 genannt. MUB II, Nr. 709. Gottfried tritt dagegen noch im Jahr 1255 mehrfach auf, insbesondere in seinem Testament. MUB II, Nr. 741. Erst 1258 wird seine Frau Adelheid als Witwe bezeichnet. MUB II, Nr. 817.

¹¹ Siehe: MUB I, Nr. 467. Allerdings wird für Gottfried eine ähnliche Formulierung bereits 1231 (MUB I, Nr. 381) gebraucht und *in memoriam* wird er zweimal als *miles* bezeichnet (MUB V, Nr. 3381 und MUB VI, Nr. 3594), wie auch bereits in seinem Testament (MUB II, Nr. 741).

Soweit sich die Brüder in ihrem dokumentierten Leben ähneln, wie ähnlich ihr Leben als Ritter und ihre materiellen Ressourcen gewesen sein mochten,¹² ihre Schenkungen an das Kloster und mithin wahrscheinlich ihre Beziehungen zum Kloster Rehna waren ganz verschieden. Johann schenkte dem Kloster 1237 einmalig 2 Hufen. Lediglich 1244 trat er noch einmal als Schenker von 7 Hufen auf. Nun aber gemeinsam mit drei weiteren Brüdern, u.a. mit Gottfried. Nach seiner Schenkungsgeschichte zu urteilen, wird er der eigentliche Initiator dieser Schenkung gewesen sein. Allerdings werden sich wohl die Hufen in Vitense in gemeinschaftlichem Besitz befunden haben.

Gottfried ist der materielle Fundator des Klosters und seine Schenkungen werden dem Umfange nach in der gesamten Klostergeschichte nicht mehr übertroffen. In den drei Urkunden, die mit der Gründung des Benediktinerinnen-Klosters Rehna in Verbindung gebracht werden können, tritt neben Gottfried nur Otto von Cowal/Kogel¹³ als einziger zweimal auf. Der Unterschied im Umfang ist allerdings schon signifikant. Otto schenkte in Summe 16,5 Hufen, dagegen schenkte Gottfried 45, und er schenkte weiter. Allein die Hufenzahl erhöhte sich bis 1255 auf 60.¹⁴ Dazu vermachte Gottfried dem Kloster noch allerlei weitere Besitzungen. Insbesondere schenkte er einige Mühlen, Wiesen und Fischteiche.

In der dritten und eigentlichen Gründungsurkunde des Klosters, die der Ratzeburger Bischof Ludolf zum 26. Dezember 1237 ausstellte, tritt Gottfried jedoch nur als Zeuge auf. Jedoch handelt in der Urkunde ausschließlich der Bischof, so dass dies keine Überraschung darstellt. Dennoch scheint diese prächtige und zweifellos von viel Anteilnahme des Bischofs zeugende Urkunde den Blick in der bisherigen Forschung getrübt zu haben. Die gesamte Gründungsausstattung des Klosters betrug knapp 90 Hufen, wovon Gottfried von Bülow alleine gut die Hälfte mit 45 Hufen beisteuerte.¹⁵ Der Bischof schenkte in neun Dörfern den halben Zehnten sowie 8,5 Hufen, von denen aber immerhin 6,5 Hufen in Rehna selbst lagen.

¹² Möglicherweise konnten die Brüder um ca. 1230, zum Zeitpunkt der Endredaktion des Ratzeburger Zehntenregisters, über ähnlichen Besitz verfügen. In der Literatur wird der Familienbesitz in Bülow Gottfried und der in Vietlütbe Johann zugerechnet, auch wenn Gottfried beide Male zumindest mit aufgeführt wird. Vgl. die ausführliche Diskussion in: Bülowsches Familienbuch I (wie Anm. 2), 1, S. 4 ff. und 2, S. 4. Zur Datierung des Zehntenregisters siehe: HELWIG (wie Anm. 1), S. 312.

¹³ Nach dem Personenregister des MUB IV, S. 246, handelt es sich bei ihm um Otto den Jüngeren von Kogel. Nach dem Ortsnamenregister MUB IV, S. 89, handelt es sich bei Cowal um das in der Nähe von Ratzeburg bei Sterley im lauenburgischen gelegene Kogel. Otto tritt damit übereinstimmend als lauenburgischer Vasall wie als Vasall des Bischofs von Ratzeburg auf.

¹⁴ Dabei sind die 7 Hufen der gemeinsamen Schenkung 1244 aus Mangel an exakten Angaben voll mit einbezogen.

¹⁵ Siehe für die Ausstattung des Klosters in der Gründungsphase: Gregor HESTERMANN: Die Rechte und Besitzungen des Klosters Rehna (1236–1400) – Horizont und Aktionsradius des Klosters Rehna im Spiegel seiner Besitz- und Finanzverhältnisse, Examensarbeit, Leipzig 2009, S. 49 f. sowie S. 130 ff.

Dieser Umstand deutet auf einen komplizierten Gründungsprozess hin.¹⁶ Hier ist jedoch nur von Bedeutung, dass Gottfried zu der Gründung maßgeblich durch seine enorme materielle Unterstützung beigetragen hat. Immerhin leistete er diese Unterstützung bereits deutlich vor der offiziellen Gründung des Klosters durch Bischof Ludolf. Dass er dem Kloster auch später gewogen blieb, belegen seine zahlreichen weiteren Schenkungen.

Selbst wenn man Bischof Ludolf bzw. seinen Vorgängern eine wichtige Rolle beimisst, bleibt festzuhalten, dass Gottfried mindestens eben so wichtig war. Ohne ihn hätte das Kloster auf mindestens die Hälfte seines Vermögens verzichten müssen. Wahrscheinlich hätte es sogar auf deutlich mehr verzichten müssen, denn nicht nur sein Bruder Johann schenkte dem Kloster 2 Hufen, sondern auch sein Verwandter Gödeke von Brützkow schenkte dem Kloster ca. 4,5 Hufen und ein Drittel der „Alten Mühle“ in Rehna.¹⁷ Alle weiteren Ausstatter des Klosters waren ebenfalls Angehörige des niederen Adels. Weder der Landesherr noch der Bischof, weder weitere Geistliche noch Bürgerliche beschenkten das Kloster mit weiteren Besitzungen, so dass zumindest einige dieser adligen Zuwendungen auf seinen Einfluss zurückzuführen bzw. auf seine Initiative hin zu Stande gekommen sein könnten.

Gottfried von Bülow bedachte das Kloster aber auch noch nach seiner Gründung. Neben der bereits erwähnten Schenkung von 7 Hufen mit drei weiteren Brüdern 1244 bedachte Gottfried von Bülow vor allen Dingen das Kloster in seinem Testament 1255. Dieses im Mecklenburgischen Urkundenbuch unter der Nummer 741 edierte Testament ist für die Beziehungen zum Kloster Rehna das sicherlich aufschlussreichste Dokument.

Nach der *Invocatio* und der *Intitulatio* folgt unmittelbar der Kontext. Die zwischen *Arenga* und *Narratio* schwankende Formulierung lautet:

Ex venerabilium dominorum meorum episcopi Ludolfi et domini Jo. de Magnopoli devota voluntate et voluntaria devocione processit, ut ad honorem dei et beate Marie virginis et omnium sanctorum in villa terre Godebuz, que Rene dicitur, sanctimonialium ecclesia fundaretur et esset.

Er bezeichnet also neben seinem Herrn Johann von Mecklenburg auch den offiziellen Gründer des Klosters Rehna Bischof Ludolf als seinen verehrungswürdigen Herrn. Des Weiteren werden die beiden einzig durch ihren Willen und ihr Gelübde ausgezeichnet, das Kloster Rehna zu gründen und bestehen zu lassen. Dieser Punkt ist Gottfried bzw. dem Testament so wichtig, dass diese Aussage etwas variiert gleich noch einmal wiederholt wird.¹⁸ Daran anschlie-

¹⁶ An dieser Stelle kann lediglich auf die kurze Diskussion in HESTERMANN (wie Anm. 15), S. 51 ff. verwiesen werden.

¹⁷ Siehe für die Verwandtschaft der von Bülow mit den von Brützkow: Georg Christian Friedrich LISCH: Ueber die Stammesverwandtschaft der Familien von Bülow und von Brützkow, in: MJB 33, 1868, S. 88–93.

¹⁸ *Domini mei, qui eiusdem ecclesie fundatores erant.*

ßend drückt Gottfried seine eigene Verpflichtung dem Kloster gegenüber aus,¹⁹ bevor er in der eigentlichen *Dispositio* dem Kloster umfangreiche Güter vermacht.²⁰ Schließlich stiftet er weitere 5 Hufen in Falkenhagen sowie 3 Hufen in Roduchelstorf mit den Zehnten dem Kloster unter der Bedingung, dass u.a. der Propst eine tägliche Messe für ihn zu halten habe.

Ea conditione quod prepositus et domine loci illius infra ipsam ecclesiam deo pro salute mea et meorum vivorum et defunctorum in una missa cottidie in perpetuum obligentur.

Es folgt die Einverständniserklärung seiner Frau Adelheid sowie seiner Kinder Johann, Gottfried, Heinrich, Nicolaus, Walpurgis und Mathilde. Das Testament schließt dann mit der *Corroboratio* und einer Datumsformel ab, also leider ohne Angaben zum Ausstellungsort oder zum Schreiber.

Der Umstand, dass die Stiftung lediglich *pro salute mea*, dann aber zu Lebens- wie zu Todeszeiten, gedacht ist, und dann im Anschluss die Familienmitglieder dieser Regelung zustimmen, ist sehr auffällig. Gerade die Ehefrau wird in Stiftungen oft mit einbezogen. Hier aber soll explizit nur für Gottfried alleine der Memorialdienst geleistet werden. Man darf dies sicherlich als ein Indiz dafür sehen, dass Gottfried in seiner Familie eine besondere Beziehung zum Kloster besaß. Dass auch umgedreht Gottfried eine große Rolle für das Kloster spielte, zeigt die Gegenleistung. Eine tägliche Messe vom Propst persönlich wird von Gottfried erwartet. Sicherlich wurde ihm diese Gegenleistung auch offeriert. Die 8 Hufen, die in Rehna typisch für die Ausstattung einer Vikarie werden sollten, werden dabei weniger entscheidend gewesen sein als die enormen Zuwendungen Gottfrieds in seinem gesamten Testament und in der Gründungsphase. Durch die testamentarischen Schenkungen konnte er auch 1255 bzw. zu seinem Tod für sich beanspruchen, etwa die Hälfte des Besitzes des Klosters persönlich beigesteuert zu haben, ganz abgesehen davon, dass er wahrscheinlich auch in zahlreichen Situationen seinen Einfluss zum Wohl des Klosters hat spielen lassen.

Zwar existiert weder eine Chronik, die es explizit ausspricht, noch andere sichere Belege für die Bedeutung Gottfrieds für das Kloster, doch die gesammelten Indizien deuten alle in die gleiche Richtung: Gottfried war die wichtigste Persönlichkeit für das Kloster überhaupt: Weder Johann von Mecklenburg noch die Ratzeburger Bischöfe reichen an Gottfrieds von Bülow Ausmaß der Fürsorge für das Kloster noch an deren Dauer von fast 20 Jahren heran. Obwohl bis auf das Testament Gottfrieds sämtliche übrigen Urkunden das Kloster betreffend vom Bischof oder dem Landesherren ausgestellt werden, treten sie in ihnen genau so wenig in Aktion wie wahrscheinlich auch in Rea-

¹⁹ *Cui pro me et meorum salute temporalis et perpetua gerere sollicitudinem incumbat.*

²⁰ *Ego quoque [...] liberaliter assignavi.*

lität. Dagegen wird der in unmittelbarer Nähe Rehnas lebende Gottfried von Bülow im Alltag des Klosters der erste Ansprechpartner gewesen sein. Abgeleitet aus dem Befund, dass er in vielen Urkunden *lediglich* in der *Dispositio* oder als Zeuge auftaucht, könnte dies das Fazit sein.

Für die innerfamiliären Verhältnisse bedeutet dies, dass Johann von Bülow vielleicht nicht der kleine Bruder Gottfrieds war, aber sicherlich in der Beziehung zum Kloster der von Gottfried abhängige, vielleicht sogar dessen Klosterprojekt distanziert gegenüberstehende, Bruder war. Die einzige Urkunde, die eine persönliche Schenkung Johanns von Bülow bestätigt, bestätigt auch Schenkungen zweier Verwandter, nämlich Gödeke von Brützkows und eben Gottfried von Bülows. Gödeke schenkt etwa das Vierfache und Gottfried sogar das Zehnfache von Johann. Dessen vergleichsweise geringe Schenkung könnte daher sogar primär seinem Bruder als Geste des guten Willens ihm gegenüber gegolten haben und lediglich sekundär das noch gar nicht offiziell gegründete Kloster unterstützen.

Die zweite Generation: Heinrich von Bülow (11) und Johann von Bülow (9)

Die uns bekannte zweite Generation besteht aus den im Testament Gottfrieds von Bülow genannten sechs Kindern. Aber nur zwei von ihnen treten urkundlich belegt als Gönner des Klosters auf. Laut Stammbaum werden beide in jenem Testament 1255 das erste Mal erwähnt, und auch ihre letzte Erwähnung soll 1270 gewesen sein. Diese Angaben zur letzten Erwähnung beider sind aber falsch, wie noch gezeigt werden wird. Heinrich wird bereits 1257 als *miles* bezeichnet, also um den nicht exakt feststellbaren Todeszeitpunkt seines Vaters herum. Auch die Anzahl der Urkunden und Schenkungen lassen vermuten, dass er vielleicht in die Fußstapfen seines Vaters treten sollte, wenn er auch lediglich an dritter Stelle im Testament aufgeführt wird. Immerhin stammen von ihm die wohl bekanntesten mittelalterlichen von Bülow ab: Die vier Schweriner Bischöfe des 14. Jahrhunderts waren alle seine Kinder, Enkel oder Urenkel.²¹ Die übrigen Zweige der Familie spielten vielleicht für die Bedeutung der Familie in Mecklenburg als Ganzes eine Rolle, aber der Zugang zum Bischofsstuhl Schwerins war nur diesem Zweig vorbehalten. Es wäre daher verfehlt, die gesamte Familie von Bülow als in die Geschichte der Schweriner Bischöfe, wahrscheinlich auch in den Streit um verpfändete Besitzungen, involviert zu betrachten.

²¹ Gottfried von Bülow (18) war ein Sohn Heinrichs und amtierte als Bischof in Schwerin von 1291 bis 1314. Die aufeinanderfolgenden Ludolf von Bülow (29) und Heinrich von Bülow (32) waren sogar Brüder und Enkel von Heinrich. Ihre Amtszeit dauerte von 1331 bis 1339 bzw. von 1339 bis 1347. Schließlich wurde auch noch ihr Neffe und Urenkel Heinrichs Friedrich von Bülow (60) von 1365 bis 1375 Bischof von Schwerin. Siehe: GATZ (wie Anm. 1), S. 703–709; Paul von BÜLOW, Jakob Friedrich Joachim von BÜLOW: Familienbuch der von Bülow, Berlin 1858, S. 13.

Heinrich von Bülow verstarb jedoch schon 1266, denn am 1. Januar 1267 wird eine Urkunde ausgestellt, in der seine Erben seinem Wunsch gemäß dem Kloster Rehna für sein Andenken 2 Hufen in Löwitz schenken.²² Davor schenkte er 1255 noch zu Lebzeiten seines Vaters Gottfried dem Kloster eine Hufe in Vitense. Die Verbundenheit zum Kloster Rehna scheint sich bei ihm bereits gelockert zu haben. Seine erste Schenkung im Jahre des Testaments von Gottfried könnte ähnlich der Schenkung Johanns eher der Person des Vaters gegolten haben bzw. für die interne Familienhierarchie von Bedeutung gewesen sein. Doch muss dies leider wieder nur Spekulation bleiben. Immerhin ist er der erste der zweiten Generation, der das Kloster begünstigt. Den gleichen Zwiespalt weist seine zweite Gabe an das Kloster auf: Einerseits ist die Verbindung zu Rehna als Familienkloster noch nicht abgerissen, da er in seinem letzten Willen das Kloster Rehna bedacht wissen wollte. Andererseits sind 2 Hufen eine wiederum sehr geringe Schenkung. Seine gesamten Zuwendungen addieren sich somit auf 3 Hufen, was eben nur ein Zwanzigstel der Zuwendungen seines Vaters bedeutet.

Sein Bruder Johann lebte dagegen deutlich länger. Erst 1309 verstorben, konnte er über 40 Jahre länger das Kloster bedenken.²³ Dies tat er jedoch nicht. Lediglich 1266 schenkte er gemeinsam mit seinen Brüdern eine Hufe in Herbordeshagen sowie seinen gesamten Besitz in Wölschendorf.²⁴ Aus seinem Todesjahr 1309 wird dagegen sogar von einer Vikarie von ihm und seiner Familie in Gadebusch berichtet.²⁵ Seine einzige Schenkung an das Kloster, die eben auch nur gemeinsam mit seinen Brüdern durchgeführt wurde, führte er also im Todesjahr seines Bruders durch, der das Kloster gleichzeitig in Hoffnung auf eine Memorie beschenkte.

Durch diese doppelte Einschränkung des Zeitpunktes wie auch der Autorschaft der Schenkung kann man bei ihm wie den übrigen nie das Kloster bedenkenden Geschwistern vermuten, dass keine besonderen Beziehungen mehr zu dem Kloster Rehna bestanden. Obwohl er der Begründer der in Wedendorf ansässigen und danach benannten Linie der von Bülow ist und somit in unmittelbarer Nähe zu Rehna bzw. dem Kloster wohnte, wendete er sich persönlich von dem Kloster ab und stattdessen der landesherrlich geprägten Kirche in Gadebusch zu, in der im 15. Jahrhundert sogar die Herzogin Dorothea begraben wurde.²⁶

²² Siehe: MUB II, Nr. 1108.

²³ Am 22. April 1309 als verstorben bezeichnet. MUB V, Nr. 3306. Das Personenregister des MUB XI, S. 174 wie auch das Familienbuch I (wie Anm. 1), 2, S. 5 geben das Datum fälschlicher Weise mit 22. September 1309 an.

²⁴ *Johannes de Bulow et fratres*. MUB II, Nr. 1056. Ob Heinrich noch zu diesen Brüdern zählte oder schon verstorben war, bleibt leider unklar.

²⁵ Siehe: MUB V, Nr. 3306.

²⁶ Siehe: Georg Christian Friedrich LISCH: Ueber die Kirche und das Kloster zu Rehna, in: MJB 15, 1850, S. 287–302, S. 299.

Die dritte Generation: Heinrich von Bülow (19) und Johann von Bülow (13)

Die Lebensdaten von Heinrich von Bülow sind nur schwer zu rekonstruieren. Als Sohn²⁷ des oben bereits behandelten gleichnamigen Heinrich von Bülow sind den beiden die überlieferten Urkunden in der Literatur unterschiedlich zugeordnet worden. Nach dem Personenregister des MUB soll der jüngere Heinrich schon 1255 als Ritter bezeichnet worden sein; in dem Jahr also, als sein Vater lediglich als Sohn in Gottfrieds Testament erschien. 1266 soll er dann gestorben sein, sein Vater hingegen noch bis 1286 gewirkt haben. Schließlich sollen seine Söhne noch in seinem Namen eine Schenkung im Jahre 1297 getätigt haben, mehr als 30 Jahre nach seinem Tod. Dies alles wird nur möglich, da das MUB annimmt, dass Heinrich gar nicht der Sohn von Heinrich sei, sondern von Johann, dem Bruder Gottfrieds. Sie würden also beide der zweiten Generation angehören. Hierbei muss es sich aber um einen grundsätzlichen Irrtum handeln. Wie oben bereits dargestellt, werden sich die beiden Urkunden aus dem Jahr 1255 auf denselben Heinrich bezogen haben, der 1266 verstarb. Die Tätigkeit der Jahre 1286 wie 1297 wird ebenso auf nur einen Heinrich von Bülow zurückzuführen sein. Sein Sohn, der Schweriner Bischof Heinrich von Bülow, lebte immerhin bis 1347. Ebenso sind noch sieben weitere Söhne urkundlich belegt, allerdings alle frühestens ab der Jahrhundertwende. Damit ist ein Todesjahr 1266 des Vaters nicht vereinbar. Auch eine 30 Jahre nach dem Tod vollzogene Schenkung scheint fragwürdig zu sein, zumal aus der kurzen Notiz in einer sonst nur Käufen des Klosters Rehna gewidmeten Bestätigungs-urkunde von 1297 gar nicht hervorgeht, dass seine Söhne diese Schenkung für ihn vollzogen haben. Es wird lediglich im Andenken an ihn die Schenkung bestätigt.²⁸ Ob er nicht selbst die Schenkung schon einige Zeit vorher vollzog und sie lediglich in dieser summarischen Urkunde nach seinem Tod bestätigt wird, kann nicht ausgeschlossen werden. Auf jeden Fall wird er spätestens 1297 verstorben sein. Der im MUB lediglich mit einer einzelnen aus dem Jahr 1296 stammenden Urkunde belegte Ritter Heinrich könnte ebenfalls mit dem Heinrich der dritten Generation identisch sein, der eben 1297 gestorben sein könnte.

Falls es sich bei der Schenkung an das Kloster Rehna aus dem Jahre 1297, wie hier vertreten, um den Heinrich von Bülow handelt, der ein Sohn des 1266 verstorbenen Heinrichs von Bülow war und der immerhin acht urkundlich belegte Söhne hatte, von denen zwei sogar Schweriner Bischöfe wurden, dann fügt sich diese Schenkung in ein bereits bekanntes Schema ein. Denn die geschenkten 1,5 Hufen in Roduchelstorf mit dem dazugehörigen Zehnten entsprechen dem Umfang wie auch die kurze Verwendungsformel *ob anime sue salutem eidem ecclesiae erogaverat* dem Sinne nach fast exakt derjenigen

²⁷ Siehe: Familienbuch I (wie Anm. 2), 2, S. 28. Vgl. auch MUB IV, S. 137 f.

²⁸ *Dominus Hinricus de Bulowe pie recordationis.* MUB IV, Nr. 2456.

seines Vaters. Allerdings erwartete der Vater 1267 noch als Gegenleistung einen jährlichen Gottesdienst zu seinem Andenken an seinem Todestag. In der Bestätigungsurkunde ist dagegen keine Gegenleistung notiert. Dennoch könnte auch hier etwas Vergleichbares vereinbart worden sein. Zumindest die gleichartige Höhe der Schenkung spricht dafür und der Kontext der Bestätigungsurkunde zumindest nicht dagegen.

Die beiden Momente, nur eine einzige kleine Schenkung bzw. Stiftung aus eigener Initiative und diese dann in zeitlicher Nähe des Sterbens, sind ebenfalls identisch bei Vater und Sohn. Dass der Vater eine gewisse Vorbildfunktion für den Sohn bei der Art und Weise des Gunsterweises dem Kloster Rehna gegenüber gehabt haben mag, wäre für das Mittelalter nicht neu und auch, wie oben mehrfach schon festgestellt, für die Familie von Bülow bereits belegt.

Dagegen folgte Johann von Bülow nicht dem Vorbild seines gleichnamigen Vaters. Seine Schenkungen bzw. Stiftungen an das Kloster aus dem Jahr 1310 bzw. 1313 lassen vielmehr auf eine deutlich engere Beziehung zum Kloster schließen. Schenkte sein Vater über 40 Jahre dem Kloster nichts und war er der einzige hier behandelte von Bülow, der nicht aus Anlass seines Todes dem Kloster etwas schenkte oder stiftete, sondern vielmehr eine Vikarie an einer anderen Kirche einrichten ließ, so begann der Sohn unmittelbar nach dem Tod seines Vaters 1309 mit seinen Zuwendungen an das Kloster.

Zunächst schenkte er 1310 mehrere Fischteiche bzw. das Recht zum Aufstauen in manchen Niederungen.²⁹ Als das Kloster dieses Recht gebrauchte und andere Bauern Ackerland verloren, kompensierte Johann den entstandenen Schaden auf eigene Rechnung.³⁰ In der Schenkungsurkunde geht es hauptsächlich um den Tausch von Besitzungen zur Arrondierung des Besitzes beider Parteien. Immerhin ist „Johann auf Wedendorf“³¹ ein direkter Nachbar des Klosters. Der Umfang der Schenkung zeichnet denn auch nicht das Bild eines wiedergewonnenen, innigen Verhältnisses zum Kloster. Aber die 1313 erfolgte Kompensation der Bauern schon, da er der urkundlichen Überlieferung nach nicht dazu verpflichtet war, und noch nicht einmal eine Bitte um Entschädigung oder ähnliches überliefert ist.

Die 1313 gleichzeitig erfolgte Einrichtung einer Vikarie in Rehna und eines Altars in der Klosterkirche spricht die gleiche Sprache. Zwar fällt die Ausstattung der Vikarie mit 8 Hufen nicht üppig aus, aber es kommt in der Urkunde doch eine geradezu warmherzige Beziehung zum Ausdruck, die insbesondere auf die familiären Beziehungen der von Bülow zum Kloster eingeht.

²⁹ Siehe: MUB V, Nr. 3382.

³⁰ Siehe: MUB VI, Nr. 3619.

³¹ *Johannes de Bulowe, miles, commorans in Wedewendorpe*. MUB VI, Nr. 3594.

Außer für Gottfried von Bülow, an den täglich gedacht werden sollte, wurde bisher nur für seinen Sohn Heinrich, wie wahrscheinlich auch für dessen Sohn Heinrich, eine jährliche Messe zur Andacht in Rehna gehalten. Dies möchte Johann nun mit seiner in MUB VI, Nr. 3594, edierten Stiftungsurkunde ändern. In nahezu umgedrehter Reihenfolge zu Gottfrieds Stiftung lässt er zuerst seine Erben seinen Plänen zustimmen, um dann die Begünstigten aufzuzählen:

De consensu heredum suorum omnium, videlicet Johannis, Nycholai et Godekini, pro remedio anime sue et honorabilis militis Johannis de Bulowe, patris sue, necnon fratris sui Reymari de Bulowe bone memorie.

Johann ergänzt die eine Großvater-Vater-Sohn bzw. Gottfried-Heinrich-Heinrich Linie um eine zweite Großvater-Vater-Sohn Linie, nämlich seine eigene, wozu er neben sich selbst auch seinen Vater mit einbeziehen muss, da dieser selbst in Gadebusch und nicht in Rehna eine Vikarie einrichtete. Zusätzlich bezog Johann noch seinen verstorbenen Bruder mit ein. Dies wird wohl eher persönliche Gründe gehabt haben. Hätte er dagegen den Wunsch gehegt, dass in Rehna an alle von Bülow gedacht werden sollte, hätte er nämlich bereits eine zweistellige Anzahl weiterer Personen mit einbeziehen müssen. Es ging ihm wohl wirklich darum, seine Linie mit Memorialdienst zu versorgen, wobei sein Großvater Gottfried der Maßstab war. So richtete er einen Altar ein, ganz wie es der Großvater getan hat:

Idem tamen dominus Hinricus per se vel per alium presbiterum [...] singulis diebus in ecclesia Renensi ad altare in honore beatorum apostolorum Petri et Pauli sanctique Johannis apostoli et ewangeliste consecratum missarum sollempnia celebrabit. [...] ad altare predictum et similiter ad altare beate Elyzabeth, per avum dicti Johannis, dominum Godefridum de Bulowe, militem, in eodem monasterio instauratum [...].

In der Summe der Anzahl der Stiftungen und Schenkungen wie auch der Höhe nach belegt Johann von Bülow unter allen Familienmitgliedern den zweiten Platz nach Gottfried von Bülow. Dieser Umstand wie auch die persönliche Erwähnung Gottfrieds in seiner Stiftungsurkunde ist ein Beleg für Johanns Bemühen, an das Erbe seines Großvaters anzuknüpfen. Er versucht dabei nicht, Gottfried durch bloße Imitation nachzufolgen. Er begreift Gottfrieds Umgang mit dem Kloster vielmehr als Ansatzpunkt, an dem er anknüpfen kann. Obwohl er einerseits Gottfrieds Beziehung fortführt, bemüht er sich andererseits den Schein der Kontinuität zu wahren. Die Lücke, die sein Vater gelassen hat und die bereits bestehende Linie von Gottfried zu den Heinrichs von Bülow, versucht er mit der Einrichtung seiner Vikarie zu kompensieren. Er rundet die Beziehungen zum Kloster ab, die über drei Generationen bzw. etwa 80 Jahre hinweg durch Schenkungen und Stiftungen einerseits, Memorialdienst und möglicherweise Einfluss andererseits gekennzeichnet waren.

Nach ihm brechen die Verbindungen der Familie zum Kloster ab. So könnte sein Verhalten als Anachronismus im historischen Verlauf gedeutet werden, da sich die Beziehungen zum Kloster schon vor ihm merklich abgekühlt hatten. Doch waren Verbindungen der Familie zum Kloster zu seinen Lebzeiten noch vorhanden und für ihn, der seinen Wohnsitz wieder in unmittelbare Nähe zum Kloster legte, wie es einst schon bei Gottfried gewesen war, wird es selbstverständlich gewesen sein, mit dem Kloster Beziehungen zu pflegen. So sind neben seinen Zuwendungen an das Kloster in den Urkunden auch Tausche und Kompensationen, Käufe und Verkäufe belegt. Nicht zuletzt wird er wohl wieder persönlich in der Klosterkirche anwesend gewesen sein, in der er wohl miterlebt haben könnte, wie noch immer täglich seines Großvaters Gottfried gedacht wurde. Dafür kann das *godefridum* [...] *instauratum* zumindest als Indiz gelten.

Familiäre Beziehungen zum Kloster Rehna außerhalb Stiftungen und Schenkungen

Obwohl Johanns von Bülow Schenkungstätigkeit streng genommen bereits ins 14. Jahrhundert fiel, sollte er hier dennoch berücksichtigt werden, da die hier im Mittelpunkt stehenden Schenkungen der Familie von Bülow an das Kloster Rehna mit ihm zu Ende gehen. Lediglich eine kleine Schenkung über 8 Mark Lübecker Pfennige aus dem Jahr 1388 wird noch dazukommen.³² 1313 endete also nahezu ein ganzes Jahrhundert, in dem die Familie von Bülow mit dem Kloster Rehna zwar nur durch materielle Zuwendungen verbunden war, diese aber einen für das Kloster äußerst relevanten Anteil an allen ihren erhaltenen Zuwendungen ausmachten: Etwa 50 %.³³

Ab der vierten Generation bzw. dem 14. Jahrhundert wird diese Verbindung nicht mehr durch schenkende männliche Familienmitglieder aufrechterhalten, sondern durch weibliche Familienmitglieder, die nun in den Konvent eintreten. Diese Entwicklung wird urkundlich durch vier Priorinnen der Familie belegt. Als überhaupt erste mit Familiennamen bekannte Priorin des Klosters amtierte von 1318 bis 1328 eine Tochter Heinrichs von Bülow aus der dritten Generation. Sie vertritt also die vierte Generation der Familie von Bülow und setzt daher die Familienbeziehungen zum Kloster chronologisch wie genealogisch nahtlos fort.

³² Siehe: MUB XXII, Nr. 11983.

³³ So waren die von Bülows die einzige Familie neben den Landesherren, die überhaupt in mehreren Generationen dem Kloster Besitz übereignete. Der übrige niedere Adel schenkte dem Kloster dagegen meist überhaupt nur ein einziges Mal, aber immerhin zusammen etwa 30 % des Gesamtvolumens. Siehe: HESTERMANN (wie Anm. 15), S. 68 bzw. 70 ff.

³⁴ Adelheid von Bülow (1430–1439); Sophia von Bülow (1440) und Pelle von Bülow (1455–1457). Siehe: Georg Christian Friedrich LISCH: Verzeichnis der Pröpste und Priorinnen des Klosters Rehna, in: MJB 15, 1850, S. 304–305, S. 304.

Die anderen drei Priorinnen amtieren dagegen erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts und gehören wesentlich späteren Generationen an.³⁴ Dennoch bezeugen sie eine personelle Kontinuität von weiblichen Familienmitgliedern im Konvent, zumal sie z.T. aus gänzlich unterschiedlichen Familienlinien stammen. Anders als bei den männlichen Familienmitgliedern, bei denen für die Beziehungen zum Kloster Rehna zwei reine Großvater-Vater-Sohn Linien nachgewiesen werden konnten, wie dies auch für die familiäre Besetzung des Bischofsstuhls in Schwerin anzutreffen war, sind die späteren weiblichen Beziehungen nicht bloß auf eine Linie der Familie beschränkt.

Von Beziehungen männlicher Familienmitglieder zu dem Kloster Rehna kann dagegen seit der Errichtung der Vikarie bzw. des Altars 1313 für Johann und seinen gleichnamigen Vater nicht mehr die Rede sein. Neben der geringen Schenkung des Jahres 1388 tritt lediglich Achim von Bülow (76) in den Urkunden des Klosters Rehna 1486 auf, allerdings nur noch als Zeuge einer Verpfändung an das Kloster.³⁵ Bei der Anzahl der Familienmitglieder wird sich so eine Zeugenschaft wahrscheinlich für nahezu alle Klöster Mecklenburgs irgendwann im Mittelalter belegen lassen. So wie im hier untersuchten 13. Jahrhundert den männlichen Familienbeziehungen kein weibliches Element gegenüberstand, stand den weiblichen Familienbeziehungen zum Kloster ab dem 14. Jahrhundert auch kein männliches gegenüber. Insbesondere gab es nie einen Propst von Bülow, was doch scheinbar so nahe lag.

Fazit: Gottfried von Bülow als Dreh- und Angelpunkt der Beziehungen der Familie von Bülow zum Kloster Rehna

„Er [Gottfried von Bülow] erscheint als einflussreicher Ritter und gehört zu den Personen, die für das Entstehen des Jungfrauenklosters Rehna thätig waren. Auch seine Geschlechts-Nachfolger treten oft als Wohltäter dieses für die ältere von Bülowsche Familiengeschichte sehr wichtigen Klosters auf.“³⁶

Mit diesen Sätzen handelt das Familienbuch der von Bülows aus dem Jahre 1858 nahezu das gesamte 13. Jahrhundert bzw. die gesamte Vorgeschichte vor den vier Schweriner Bischöfen ab. Da sie den im Quellenmaterial angelegten Fokus auf die familiären Beziehungen zum Kloster Rehna nachvollziehen, in ihrer Zweigliedrigkeit zwischen Gottfried und den ihm folgenden Generationen sinnvoll trennen, sowie die Bedeutung dieses sicherlich vielen unbekanntem Klosters für die Familie betonen, ist diesen Sätzen zuzustimmen – aber erst als Fazit nach einer möglichst detaillierten Untersuchung eben diesen Quellenmaterials.

³⁵ Siehe: LHAS, 1.5-4/14 Kloster Rehna Nr. 179.

³⁶ Familienbuch 1858 (wie Anm. 21), S. 8.

So können die Aussagen hier präzisiert werden. Gottfried stach in den Familienbeziehungen zum Kloster durch zwei Momente besonders heraus. Einerseits schenkte er dem Kloster als *Erster* und andererseits am *meisten*. Diese prägnante Formel gilt aber nicht nur aus der Perspektive der Familie, sondern auch aus der des Klosters. Gottfried war unter denjenigen, die das Kloster zu Beginn ausstatten. Er war vermutlich sogar nicht nur ein Mitbegründer des Klosters – wie das Zitat es andeutet – er war wohl die treibende Kraft hinter dem Klosterprojekt, soweit es seine Rolle als Ritter eben zuließ. So schenkte er folgerichtig dem Kloster auch mehr als jeder andere in der gesamten gut 300jährigen Klostergeschichte.³⁷

Zunächst einmal waren also die Beziehungen der Familie von Bülow zu dem Nonnenkloster Rehna beschränkt auf die Beziehungen Gottfrieds von Bülow zu dem Kloster. Sein Verhältnis zu dem Kloster war jedoch so eng, dass es über seinen Tod hinaus fortwirkte und die Familie, sein Erbe pflegend, noch über mehrere Generationen dem Kloster verbunden blieb.

Die übrigen von Bülow im 13. Jahrhundert hatten daher allesamt im engen Sinne keine unmittelbaren Beziehungen zum Kloster. Sie bezogen sich über Gottfried auf das Kloster. So erscheint es für alle noch zu Gottfrieds Lebzeiten getätigten Schenkungen an das Kloster übriger Familienmitglieder durchaus möglich, dass sie vor allen Dingen Gottfried zuliebe getätigt wurden.

Ebenso sahen wir, dass die Kinder und Enkel, die sich eigentlich alle schon aus dem lokalen Umfeld Rehna/Bülow lösten und größere Räume und höhere Positionen erstrebten, zumindest noch eine kleine Stiftung zur Memorie bei dem Kloster einrichten. Wie dieser Aufsatz zeigen konnte, war Gottfried Ahnherr aller dieser Stifter in der Familie, auch der beiden Heinrich von Bülow. Somit ergaben sich zwei Großvater-Vater-Sohn Linien, die sicherlich nicht zufällig entstanden sind, da sie in der viele Linien umfassenden Familie nicht ungewöhnlich waren, wie ein Vergleich mit den Schweriner Bischöfen von Bülow ergab. Dass für diese linientreuen Memorienstiftungen der Ahnherr Gottfried als Vorbild gedient hat, erschien ebenfalls plausibel.

Schließlich sprach der nach Gottfried wichtigste Akteur in den Familienbeziehungen zum Kloster dies offen aus: *Similiter* zu dem Altar seines Großvaters Gottfried wollte Johann von Bülow auf Wedendorf seinen eigenen Altar in Rehna versorgt wissen. Mit Johann lässt sich ein metaphorischer wie geographischer Bogen schlagen: Die Ausgangsposition bildet Gottfried im östlichen Nachbardorf von Rehna. Danach entfernt sich die Bogenlinie von

³⁷ Siehe für die Berechnung, dass Gottfried der umfangreichste Schenker des Klosters in seiner gesamten Geschichte gewesen ist und auch die wahrscheinlich größte Einzelschenkung an das Kloster geleistet hat. HESTERMANN (wie Anm. 15), S. 69 sowie Anm. 123.

ihrer Basis, die neue Generation strebt vorwärts in die weite mecklenburgische Welt, bis in der nächsten Generation zumindest ein Zweig wieder zum westlichen Nachbardorf Rehna Wedendorf zurückkehrt, wo ihm das Kloster auch wieder nicht nur räumlich näher ist.

Dieser Bogen lässt sich jedoch ausschließlich für die Linie Wedendorf schlagen. Denn neben der eher auf geistliche Dinge fokussierten Linie der beiden Heinrich von Bülow, aus dem die Schweriner Bischöfe entstammten, entfernten sich auch alle anderen von Bülows merklich vom Kloster in Rehna.

Inwieweit Adelheid von Bülow, Tochter des jüngeren Heinrichs von Bülow, und Priorin von 1318 bis 1328 in Rehna, auch eine Schnittstelle darstellte, muss an anderer Stelle geklärt werden.³⁸ Hier konnten lediglich die drei merkwürdigen Umstände festgestellt werden, dass erstens mit Adelheid die kompletten familiären Verbindungen zu dem Kloster von den Männern zu den Frauen wechseln, dass sie zweitens von materieller nun zu personaler Natur übergehen und dass drittens für keinen Herrn von Bülow je eine personale Stellung im Kloster nachgewiesen ist. Niemand hat im Alter eine Stellung im Kloster angenommen, niemand ist Propst geworden, niemand hat sich dort begraben lassen.

Als Ergebnis lässt sich schließlich festhalten, dass unter Gottfried von Bülow das Verhältnis zum Nonnenkloster viele Züge eines früh- und hochmittelalterlichen Eigenklosters trug. Im Spiegel der Schenkungen und Stiftungen im 13. Jahrhundert zeigte sich jedoch, dass nur zwei Linien diese ursprünglich sehr enge Beziehung weiter pflegten. Ihr Umgang orientierte sich dabei in der einen oder anderen Weise an Gottfried. Er war der Bezugspunkt. Er war der Dreh- und Angelpunkt.

³⁸ Am 14. März 1319 wird das Kloster Rehna in einer päpstlichen *litterae cum filo canapis*, also einem kurzen Rechtsbescheid, zum ersten Mal als Prämonstratenserinnen-Kloster bezeichnet. Siehe: MUB VI, Nr. 4062. Dieser Ordenswechsel wurde bereits von Wurm mit Sicherheit auf den Zeitraum 1295–1314 eingegrenzt. Siehe: WURM (wie Anm. 4), S. 111. Der Inhalt des Rechtsbescheids, eine Ausnahmeregelung für persönliche Erbanfälle der Nonnen, die den Prämonstratensern eigentlich nicht erlaubt waren, macht es jedoch wahrscheinlich, dass der Ordenswechsel erst relativ kurz davor stattfand. Damit fiel er in den Zeitraum 1313–1318, der hier als eine Zäsur in den Beziehungen der Familie von Bülow zum Kloster herausgearbeitet worden ist. Wie jedoch die sicherlich vorhandenen Interdependenzen zwischen diesen Ereignissen aussahen, kann auf Grund einer bisher mangelhaften Quellenlage nicht geklärt werden. Obwohl sachlich gesehen dieser Frage in diesem Artikel eigentlich ein bedeutender Platz hätte eingeräumt werden müssen, wurde sie hier vollständig ausgeklammert, um nicht der Gefahr des Spekulierens an einer derartigen Schlüsselstelle zu erliegen.

Die drei Priorinnen der Familie im 15. Jahrhundert stammten dann z.T. aus anderen Linien als der Wedendorfer, und es ist bei ihnen auch kein direkter Bezug mehr auf Gottfried feststellbar. Die Art der Beziehungen der von Bülow zu ihrem „Familienkloster“ hatten sich jedoch zu diesem Zeitpunkt bereits stark gewandelt. Das Kloster war finanziell nun nicht mehr von ihnen allein abhängig, sondern unterhielt zum Teil sehr lukrative Beziehungen insbesondere mit Lübeck. „Gottfrieds Kloster“ aus der Mitte des 13. Jahrhundert war zum Kloster von mecklenburgischen Adels- und lübischen Patrizierfamilien geworden. Die von Bülow waren nur noch eine Familie unter vielen.

Anschrift des Verfassers:

Gregor Hestermann

Lübecker Straße 77

19053 Schwerin

E-Mail: ghestermann@hotmail.com

STIFTERSTRATEGIEN ZUR SICHERUNG DER MEMORIA
UND DES SEELENHEILS.

**Albrecht III. von Brandenburg, Heinrich II. von Mecklenburg
und die Klöster Himmelfort und Wanzka**

Von Wolfgang Huschner

Dr. Andreas Röpcke zum 65. Geburtstag (19.04.2011) gewidmet.

Markgraf Albrecht III. von Brandenburg (gest. 4. Dezember 1300) galt manch früherem brandenburgischen Landeshistoriker im Hinblick auf die fürstliche Herrschafts- und Lebensführung als Versager.¹ Besonders kreidete man ihm die Belehnung Heinrichs II. von Mecklenburg, seines Schwiegersohnes, mit dem Land Stargard an,² das nach vielen Auseinandersetzungen zwischen Brandenburgern und Mecklenburgern 1347/48 durch König Karl IV. (1346–1378)³ dauerhaft unter mecklenburgische Herrschaft gelangen sollte. Vor allem der Wechsel der Stadt Neubrandenburg von den Askaniern zu den Mecklenburgern scheint aus brandenburgischer Perspektive noch lange bedauert worden zu sein.⁴ Zudem

- ¹ Hermann KRABBO: Der Übergang des Landes Stargard von Brandenburg auf Mecklenburg, in: MJB 91, 1927, S. 1–18, hier S. 5: „Jene Zeit verlangte von einem Fürsten in erster Linie die Eigenschaften eines Ritters, und nach dieser Richtung versagte Albrecht offenbar völlig; er war im Felde eine komische Figur. So darf es nicht auffallen, daß er, seit er sich von seinen Brüdern getrennt hatte, ein beschauliches Leben führte und eigentlich nur für die Kirche und ihre Vertreter Interesse an den Tag legte.“
- ² Johannes SCHULTZE: Die Mark Brandenburg. Bd. 1. Entstehung und Entwicklung unter den askanischen Markgrafen (bis 1319), 2. Aufl. Berlin 1989, S. 196: „Einen schweren Nachteil hat Albrecht [...] der Mark Brandenburg dadurch bereitet, daß er den seit 1292 mit seiner Tochter Beatrix verheirateten Heinrich II. von Mecklenburg mit dem Lande *Stargard* belehnte und dies damit der Mark entfremdete.“ – KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 5: „Trotzdem Stargard rechtlich ein Teil der Mark Brandenburg blieb, bestand seither die Gefahr, daß das Land mitsamt der stolzen Stadt Neubrandenburg seinem historischen Zusammenhang entfremdet wurde; es lag an der Grenze der mecklenburgischen Länder, und Herr Heinrich der Löwe war ein machthungriger, ehrgeiziger Fürst.“
- ³ Mecklenburgisches Urkundenbuch (MUB), Bände 1–25, Schwerin 1864–1913, 1936, 1977, hier Bd. 10, Nrn. 6794, 6860.
- ⁴ KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 18: „Der historisch gebildete Märker mag bedauern, daß damit gerade eine Stadt wie Neubrandenburg, diese Perle askanischer Stadtgründungskunst, ihrem historischen Zusammenhang entrissen worden ist, einem Zusammenhang, an den der Name der Stadt bis heute erinnert. Der Gang der Geschichte geht über solche sentimentalen Gedanken unbekümmert hinweg. Das Land Stargard hat zwei Menschenalter zur Mark gehört; seit 19 Menschenaltern ist es mecklenburgisch.“

brachte man für die kirchlichen Stiftungen und Zuwendungen Albrechts III., die er in seinen letzten drei Lebensjahren ex- und intensivierte, wenig Verständnis auf.⁵ In neueren Darstellungen beurteilt man die fürstliche Herrschaft und die Stiftungstätigkeit Albrechts III. nach den Maßstäben der Zeit um 1300 und damit ausgewogener und differenzierter. So wird der Markgraf im Unterschied zur älteren Forschung nicht mehr pauschal als außergewöhnlich frommer und weltabgewandter Fürst betrachtet, der er bezogen auf seine gesamte Regierungszeit keineswegs war. Erst in seinen letzten drei Lebensjahren lässt sich ein deutlich verstärktes Engagement für kirchliche Stiftungen konstatieren.⁶ Nach wie vor zu klären bleibt aber die Frage, in welchem konkreten Zusammenhang und in welchem Umfang Markgraf Albrecht III. seinem Schwiegersohn die Herrschaft über das Land Stargard übertrug.

In der Forschung wird die Belehnung Heinrichs II. bisweilen noch direkt mit der Eheschließung (1292) zwischen Heinrich II. von Mecklenburg und Beatrix (gest. 22. September 1314), einer Tochter Albrechts III., verbunden;⁷ zumeist lässt man sie aber nach dem Tod von dessen beiden Söhnen (1299)⁸ stattfinden. In zeitlicher Nähe zur Vermählung von Beatrix und Heinrich II. geschah sie offenbar nicht, denn der Mecklenburger erscheint erst im November des Jahres 1300 erstmals als Aussteller von Urkunden für Empfänger im Land Stargard.⁹ Seine Zuständigkeit für dieses Gebiet wird zum ersten Mal in der Gründungsurkunde Albrechts III. für das Kloster Himmelpfort vom 25. November 1299 erwähnt.¹⁰ Nach der urkundlichen Überlieferung hat Albrecht III. die Landesherrschaft über Stargard bis Juni 1298 noch selbst ausgeübt. Die Belehnung Heinrichs II. müsste demnach 1298/99 erfolgt sein.¹¹ Dies führt zu der Frage, ob die Übertragung an den Mecklenburger hauptsäch-

⁵ KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 5: „Namentlich in seinen letzten Lebensjahren [...] hat er mit vollen Händen sein Gut an die Kirche – man ist geneigt, zu sagen – verschleudert.“

⁶ Christian GAHLBECK: Zisterzienser und Zisterzienserinnen in der Neumark (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 47), Berlin 2002, S. 196–211. – Marion LANGE: Das Zisterzienserkloster Himmelpfort. Eine Spätgründung im Randgebiet der Mark Brandenburg – Ausstattung und Wirtschaftsentwicklung, in: Winfried SCHICH (Hg.): Zisterziensische Klosterwirtschaft zwischen Ostsee und Erzgebirge. Studien zu Klöstern in Vorpommern, zu Himmelpfort in Brandenburg und Grünhain in Sachsen (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 19), Berlin 2004, S. 179–300, hier S. 197–203.

⁷ LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 186, 200, 202.

⁸ Karl KOPPMANN: Die Erwerbung des Landes Stargard durch Fürst Heinrich II., in: MJB 55, 1890, S. 197–236, hier S. 206. – KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 6 f. – SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 196.

⁹ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nrn. 2637, 2638: Stargard, 1300 November 11. Beide Urkunden Heinrichs II. wurden für das Kloster Wanzka ausgestellt.

¹⁰ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582, S. 127.

¹¹ Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause, bearb. von Hermann KRABBO, Leipzig 1910, Nr. 1764.

lich durch die konzentrierten Entscheidungen Albrechts III. zur Sicherung der Memoria für sich und seine Familie zu erklären ist, die er zwischen 1298 und 1300 traf. Die von Albrecht III. in diesen drei Jahren forcierten Gründungen der Zisterzen Himmelpfort¹² und Himmelstädt (Mironice)¹³ sowie des Kollegiatstifts Soldin (Myślibórz)¹⁴ waren noch nicht realisiert. Das vor 1290 initiierte Zisterzienserinnenkloster Wanzka,¹⁵ das eine längere Gründungsphase durchlief, bedurfte noch weiterer Förderung bis zur endgültigen Etablierung.¹⁶ Nach dem Tod seiner Brüder Johann III. (1268) und Otto V. (1298) sowie seiner Söhne Otto und Johann (1299) lebte neben Albrecht III. mit Hermann (gest. 1308), einem Sohn Ottos V., nur noch ein weltlicher Repräsentant der jüngeren Linie der askanischen Markgrafen von Brandenburg.¹⁷ Unter diesen Umständen könnte es Albrecht III. als erforderlich betrachtet haben, seinen einzigen Schwiegersohn mit der Verantwortung für Klöster zu betrauen, die für die Memoria und das Seelenheil des Markgrafen und seiner verstorbenen Familienmitglieder besonders sorgen sollten. In diesem Aufsatz soll es vor allem um die Beantwortung dreier Fragen gehen: Welche Strategien verfolgte Albrecht III., um seine Klosterstiftungen über den eigenen Tod hinaus abzusichern? Welche Rolle war Heinrich II. dabei zugeordnet? Inwieweit engagierte sich der Mecklenburger nach dem Tod des Stifters, um dessen Intentionen zu verwirklichen?

Die Förderung von Kirchen, Klöstern, Kommenden und Stiften durch Albrecht III. von Brandenburg

Stiftungen für das Seelenheil waren Gott gewidmet. Sie schlossen zugleich die Patrone der jeweiligen Kirchen und die dort agierenden Geistlichen ein, die als Fürsprecher des Stifters beim höchsten Richter wirken sollten. Klöster und Stiftskirchen waren in mittelalterlicher Zeit bevorzugte Gemeinschaften zur

¹² LANGE, Zisterzienserinnenkloster (wie Anm. 6), S. 197–203.

¹³ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 198–200. – DERS.: Himmelstädt (Mironice), in: Heinz-Dieter HEIMANN, Klaus NEITMANN, Winfried SCHICH (Hg.): Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Brandenburgische Historische Studien, Bd. 14), 2 Bde., Berlin 2007, Bd. 1, S. 625–641, hier S. 626.

¹⁴ Christian GAHLBECK: Soldin (Myślibórz), in: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 1123–1147, hier S. 1124 f.

¹⁵ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nr. 2058.

¹⁶ Clemens BERGSTEDT: Kirchliche Siedlung des 13. Jahrhunderts im brandenburgisch-mecklenburgischen Grenzgebiet (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 15), Berlin 2002, S. 177–191. – Demnächst auch Peter NEUMEISTER: Wanzka, Zisterzienserinnen, in: Wolfgang HUSCHNER, Ernst MÜNCH, Wolfgang Eric WAGNER (Hg.): Mecklenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden vom 10. bis zum 16. Jahrhundert (in Vorbereitung).

¹⁷ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1765–1767.

Sicherung der Grabsorge und der Memoria. Man betrachtete sie bzw. allgemein kirchliche Einrichtungen als ewig existierende Institutionen. Dies ermöglichte eine dauerhafte Wechselbeziehung zwischen dem Stifter und der bedachten Gemeinschaft über das irdische Leben hinaus. Der regelmäßige Ertrag des vom Stifter unbegrenzt zur Verfügung gestellten Gutes erforderte periodisch Fürbitte und Gebet als Gegenleistungen der begünstigten geistlichen Gemeinschaft. Die Mönche und Priester gedachten des Stifters „ewig“ in Gebet und Opfer. Sie vergegenwärtigten ihn unter den Lebenden und integrierten ihn so in die liturgische Gemeinschaft der Lebenden und der Toten. Die Stiftung begründete somit ein soziales System, das den Tod jener Personen, die an deren Errichtung beteiligt waren, überdauerte und intentional ewig bestehen sollte.¹⁸

Die Hauptaufgabe eines Stifters bestand darin, neu errichtete Klöster oder Stifte möglichst so auszustatten und zu organisieren, dass sie dauerhaft existieren konnten. Wenn sich die Realisierung der Stiftung über einen längeren Zeitraum hinzog, benötigte er häufig die Unterstützung der eigenen Nachkommen oder von anderen Familienmitgliedern als Exekutoren und Förderer. Besaß er keine Angehörigen oder misstraute er ihnen, musste sich der Stifter dafür an andere Personen wenden. Überdies strebten adlige, bürgerliche, fürstliche und königliche Stifter in der Regel eine Ubiquität der Gedenkstätten an, d.h., sie verankerten das Gebetsgedenken für sich und ihre Angehörigen an möglichst vielen Kirchen und geistlichen Gemeinschaften.¹⁹

Bereits in den 1280iger Jahren hatte Markgraf Albrecht III. häufig Besitzungen und Rechte an geistliche Einrichtungen übertragen. So übereignete er dem Benediktinerinnenkloster Dobbertin 1282 drei Dörfer und 1285 ein weiteres.²⁰ 1283/84 bestätigte Albrecht III. zusammen mit seinen Brüdern Otto V. und Otto VI. den Zisterzienserklöstern Dargun und Doberan alle Besitzungen und Rechte.²¹ Dem Zisterzienserkloster Dünamünde schenkten die markgräflichen Brüder Patronatsrechte, Mühlen und andere Besitzungen.²² 1283 übereignete Albrecht III. den Johannitern in Mirow u.a. ein Dorf und 1287 einen Hof.²³ Zudem trug der Mark-

¹⁸ Michael BORGOLTE: Die Stiftungen des Mittelalters in rechts- und sozialhistorischer Sicht, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 105, 1988, S. 71–94. – DERS.: Stiftung. I. Abendländischer Westen, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München 1997, Sp. 178–180.

¹⁹ DERS.: Stiftungen, Kirchliche, I. Alte Kirche und Mittelalter, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 32, Berlin-New York 2001, S. 167–170, hier S. 167 f.

²⁰ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nrn. 1610, 1814. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1280, 1384.

²¹ MUB, Bd. 2 (wie Anm. 3), Nrn. 1555, 1556. – KRABBO, Regesten, Nrn. 1358, 1359. – Diese beiden Urkunden wurden auf Initiative der Empfängerseiten für den Fall der Eroberung der Herrschaft Rostock durch die Markgrafen ausgestellt. Vgl. SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 189.

²² KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1357.

²³ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nrn. 1702, 1917. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1343, 1429.

graf durch die Schenkungen von Gütern und Rechten maßgeblich zur Errichtung der Johanniterkommenden Gardow (1285/86)²⁴ und Nemerow (1298)²⁵ bei.²⁶ Albrecht III. verankerte die Pflege seiner Memoria und die seiner Familie insgesamt an relativ vielen geistlichen Institutionen. Er gründete nicht nur die Zisterzen Bernstein (1290),²⁷ Himmelpfort (1296/ 99), Himmelstädt (um 1290/1300), Wanzka (vor 1290) und das Kollegiatstift Soldin (1298), sondern bedachte u.a. im April 1299 auch das Dominikanerkloster Strausberg,²⁸ in dessen Kirche sein Vater bestattet war,²⁹ sowie im November 1300 besonders die Pfarrkirche von Eberswalde³⁰ und die Zisterzienserinnen in Friedland³¹ mit Zuwendungen.³²

Christian Gahlbeck hat die Errichtung der vier Zisterzen Bernstein, Himmelpfort, Himmelstädt und Wanzka durch Albrecht III. unlängst in einen dynastischen Kontext gestellt. Er vertritt die plausibel klingende These, dass Markgraf Albrecht III., der seit 1284 allein in den ihm zugeordneten Gebieten der Mark Brandenburg regierte,³³ eine Herrschaftsteilung unter seinen beiden Söhnen Otto und Johann vorbereitet habe. In diesem Zusammenhang hätten mit Himmelpfort und Wanzka im Herrschaftskomplex Lychen/Stargard sowie mit Himmelstädt und Bernstein in der Neumark jeweils ein Mönchs- und ein Nonnenkloster der Zisterzienser in den beiden vorgesehenen Landesteilen entstehen sollen. Die geplanten Veränderungen der weltlichen Herrschaftsstrukturen und der kirchlichen Organisation in den Gebieten, die Albrecht III. unterstanden, betrachtet Gahlbeck als Hauptmotiv für die Klostergründungen. Daneben habe die ausgeprägte Religiosität Albrechts III., die – ebenso wie jene seines Bruders Otto VI.³⁴

²⁴ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nrn. 1784, 1797, 1873. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1373, 1378, 1414.

²⁵ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2499. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1699.

²⁶ Rainer SZCZESIAK: Die mittelalterlichen Ordensgemeinschaften in Mecklenburg-Vorpommern – dargestellt am Beispiel der Institutionen der Herrschaft Stargard (Südmecklenburg), in: Oliver AUGE, Felix BIERMANN, Christofer HERRMANN (Hg.): Glaube, Macht und Pracht. Geistliche Gemeinschaften des Ostseeraums im Zeitalter der Backsteingotik (Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, 6), Rahden/Westf. 2009, S. 141–180, hier S. 160 f.

²⁷ Christian GAHLBECK: Bernstein (Pełczyce), Zisterzienserinnen, in: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 1 (wie Anm. 13), S. 185–201, hier S. 186 f.

²⁸ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1750.

²⁹ Matthias FRISKE: Strausberg, Dominikaner, in: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 1243–1249, hier S. 1245, 1247.

³⁰ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1794–1796.

³¹ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1797.

³² GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 197.

³³ Zum Herrschaftsbereich Albrechts III. gehörten seit 1284 das Land Stargard, die Komplexe um Bernau, Eberswalde und Strausberg im Barnim sowie östlich der Oder die Bezirke Bärwalde, Soldin, Landsberg, Berlinchen und Bernstein. Vgl. SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 188.

³⁴ Otto VI. (der Kleine) war 1286 zunächst in den Templerorden eingetreten, vor 1290 aber Mönch bei den Zisterziensern in Lehnin geworden. Vgl. KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1410, 1411, 1465.

– wohl auf den Einfluss ihrer Mutter Beatrix, einer Tochter König Wenzels von Böhmen, zurückzuführen sei, die umfangreiche Stiftungstätigkeit bewirkt.³⁵

Im Hinblick auf Himmelpfort wurde in der Forschung wiederholt eine planmäßige Anlage des Klosters „im Grenzgebiet“ zwischen Brandenburg und Mecklenburg als ein wichtiges Stiftermotiv genannt.³⁶ Die Absicht zur Gründung Himmelpforts lässt sich jedoch bis 1296 zurückverfolgen.³⁷ Zu diesem Zeitpunkt war sicher noch nicht geplant, dass Albrecht III. das Land Stargard etwa drei Jahre später an Heinrich II. von Mecklenburg vergeben würde. Überdies war nicht abzusehen, ob Himmelpfort dauerhaft unter mecklenburgischer Herrschaft bleiben würde, denn Heinrich II. hatte 1300 noch keinen Sohn,³⁸ der künftig einen Erbanspruch hätte geltend machen können. Deshalb ist der These, wonach die Ansiedlung des Klosters „in Grenzlage“ ein wichtiges Stiftermotiv gewesen sei, zu Recht widersprochen worden.³⁹ Wahrscheinlich ist überhaupt größere Skepsis gegenüber der Vorstellung angebracht, die askanischen Markgrafen hätten im 13. Jahrhundert längerfristig angelegte Arrondierungen und Grenzsicherungen für den Aufbau und die Konsolidierung relativ fest umrissener Gebietsherrschaften betrieben.⁴⁰

Die Forcierung der Kloster- und Stiftsgründungen von Himmelpfort, Himmelstätt und Soldin sowie wohl auch die großen Zuwendungen an Wanzka 1298 dürften in erster Linie mit der Kumulation von Todesfällen in der Familie Albrechts III. zusammenhängen. Markgraf Otto V. (der Lange), ein Bruder Albrechts, war im Juli 1298 gestorben und im Zisterzienserkloster Lehnin bestattet worden.⁴¹ Im November 1299 lebten auch Albrechts Söhne nicht mehr.⁴²

³⁵ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 198–200. – DERS., Himmelstätt (wie Anm. 13), S. 626.

³⁶ Stephan WARNATSCH: Geschichte des Klosters Lehnin 1180–1542 (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 12.1), Berlin 2000, S. 158. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 168–174, 176.

³⁷ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 198.

³⁸ Friedrich WIGGER: Stammtafeln des Großherzoglichen Hauses von Meklenburg, in: MJB 50, 1885, S. 111–342, hier S. 164–166.

³⁹ LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 200–202.

⁴⁰ Ernst SCHUBERT: Fürstliche Herrschaft und Territorium im späten Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 35), München 1996, S. 5: „Fürstliche Herrschaft ist die Wahrnehmung einzelner Herrschaftsrechte, die räumlich eng beieinander liegen können, aber nicht unbedingt müssen. Eine zielbewusste, über längere Zeit verfolgte Arrondierungspolitik gibt es nicht. [...] Heirat, Geburt und Tod in den Herrscherfamilien wirkten viel stärker auf die äußere Gestalt eines Fürstentums ein als eine angebliche ‚Territorialpolitik‘.“

⁴¹ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1710, 1712. – SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 196.

⁴² KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1508, 1766, 1767. – Vielleicht wurden die beiden Söhne Albrechts III. in Lehnin bestattet. Vgl. BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 166.

Um 1300, d.h. kurz vor seinem eigenen Tode, scheint seine Frau, die Markgräfin Mechthild von Dänemark, verstorben zu sein.⁴³

Strategien Albrechts III. von Brandenburg zur Sicherung der Memoria und des Seelenheils

Wohl vor allem der Tod seiner beiden Söhne Otto und Johann, möglicherweise auch der eigene Gesundheitszustand,⁴⁴ veranlassten Albrecht III. zwischen 1298 und 1300, die Strategien zur dauerhaften Sicherung der familiären Memoria zu verändern. Falls ursprünglich die Errichtung von ein oder zwei neuen Hausklöstern – in Entsprechung zu jenen in Chorin und Lehnin – beabsichtigt gewesen sein sollte,⁴⁵ so dürfte der Markgraf dies nun kaum noch als sinnvoll erachtet haben. Vielmehr musste er jetzt in anderer Weise für die eigene bzw. die familiäre Memoria sorgen und Vorkehrungen für seine Bestattung treffen. In den Arengen der meisten Urkunden für kirchliche Destinatäre, die man in diesen drei Jahren in seinem Namen ausstellte, ließ Albrecht III. formulieren, dass Gott ihm die Herrschaft über das Land nur auf Zeit verliehen habe. Deshalb sei er bestrebt, die Kirchen zu Ehren Gottes mit seinen irdischen Gütern auszustatten.⁴⁶ Das vielleicht erwogene Vorhaben, je einen Männer- und einen Frauenkonvent in den beiden Herrschaftskomplexen Lychen/Stargard und der Neumark zu etablieren,⁴⁷ wäre von Albrecht III. dann zunächst reduziert worden. 1298 verkaufte er das Land Bernstein an die Markgrafen der älteren Linie. Die Verantwortung für das durch ihn gegründete Zisterzienserinnenkloster Bernstein ging damit an diese über.⁴⁸ Demgegenüber erhielt das von Albrecht III. gegründete Kloster Himmelfort eine vergleichsweise umfangreiche wirtschaftliche Basis.

Die Erstaussattung Himmelforts dokumentierte man zuerst in einer markgräflichen Urkunde vom 25. November 1299.⁴⁹ Diese umfasste die sechs Dörfer Kastaven, Alt und Neu Thymer, Garlin, Linow und Brüsenwalde im Land Lychen sowie hundert Hufen im Bereich der Dörfer Neddemin, Warbende und

⁴³ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1793.

⁴⁴ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 201.

⁴⁵ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 168–172. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 166 f.

⁴⁶ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 207 mit Anm. 103.

⁴⁷ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 199. – DERS., Bernstein (wie Anm. 27), S. 186. – DERS., Himmelstätt (wie Anm. 13), S. 626.

⁴⁸ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1707, 1708, 1756. – SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 195. – GAHLBECK, Bernstein (wie Anm. 27), S. 187.

⁴⁹ Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis (CDB). Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten, Hauptteil I, Bd. 13, Berlin 1857, S. 8 f., Nr. 1; MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582.

Flatow im Land Stargard. Zur Dotation zählten 39 Seen und alle sonstigen Gewässer im Land Lychen sowie die Übertragung der gesamten Rechte an der Fischerei. Hinzu kamen mehr als zehn Mühlen, darunter die vor und in Lychen, verbunden mit dem Mahlzwang für die Einwohner, sowie eine Vierrademühle vor der Stadt Neubrandenburg. Alle aufgeführten Dörfer, Mühlen und Seen sollten von jeglichen Abgaben an den Landesherrn befreit sein. Der Markgraf übertrug dem Kloster zudem verschiedene jährliche Renten aus Fürstenberg und Lychen. Die starken Positionen von Fischerei und Mühlenbetrieb im Verhältnis zum Ackerbau bei der Schaffung der wirtschaftlichen Grundlagen für das neue Kloster dürften auf die naturräumlichen Gegebenheiten im vorgesehenen Anlagegebiet zurückzuführen sein.⁵⁰ Albrecht III. ließ die Gründung Himmelpforts auch kirchenrechtlich absichern. Die Ausstattungsurkunde wurde in Gegenwart des Bischofs von Havelberg ausgestellt, der darin als erster Zeuge erscheint. Zu den geistlichen Zeugen gehörten ferner Pfarrer aus Lychen, Eberswalde, Berlin und Neu Bernau.⁵¹ Der Bischof von Brandenburg bestätigte die Gründung Himmelpforts mit einer Urkunde vom 4. Dezember 1299.⁵²

Ein halbes Jahr nach dem ersten Dotationsdokument für Himmelpfort ließ Albrecht III. die Gründungsurkunde für das Zisterzienserkloster Himmelstädt in der Neumark ausstellen, die man auf den 22. Mai 1300 datierte. Für dieses Kloster sah der Markgraf eine ähnlich umfangreiche Erstaussstattung vor wie für Himmelpfort.⁵³ Die zügige Realisierung der Fundation scheiterte jedoch. Nach dem Tode Albrechts III. widmete sich keiner der regierenden askanischen Markgrafen der weiteren Förderung Himmelstädt. Vielmehr verschob man die Errichtung des Klosters auf unbestimmte Zeit. Dadurch entfiel auch die Übertragung der in der Fundationsurkunde dokumentierten Besitzungen und Rechte, weil der darin vorgesehene Empfänger noch nicht existierte. Das Kloster Himmelstädt entstand erst siebenzig Jahre später.⁵⁴ Markgraf Hermann, ein Neffe Albrechts III. und neben diesem der einzige noch lebende weltliche Repräsentant der jüngeren Linie, scheint als potentieller Erbe mit der großzügigen Ausstattung Himmelstädt nicht einverstanden gewesen zu sein. Der Dotation Himmelpforts stimmte Hermann nach einer Zusammenkunft mit seinem Onkel im November 1300 dann doch noch zu,⁵⁵ den Konsens in Bezug auf Himmelstädt verweigerte er jedoch.

⁵⁰ Ernst Daniel Martin KIRCHNER: Das Zisterzienser-Mönchskloster Himmelpforte, in: Märkische Forschungen 6, 1858, S. 1–102, hier S. 3–6. – LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 184–192. – DIES.: Himmelpfort. Zisterzienser, in: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 1 (wie Anm. 13), S. 612. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 174 f.

⁵¹ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582.

⁵² MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2584.

⁵³ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 202–206.

⁵⁴ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 209. – DERS., Himmelstädt (wie Anm. 13), S. 626.

⁵⁵ CDB (wie Anm. 49), S. 12, Nr. 4.

Albrecht III. wurde nach seinem Tode zunächst in Lehnin und erst später in dem von ihm gestifteten Kloster Himmelpfort beigesetzt.⁵⁶ Er bestimmte die dortige Kirche spätestens in seinem Todesjahr als seine künftige Grablege. Himmelpfort dürfte deshalb seine besondere Aufmerksamkeit gegolten haben. Die Errichtung des Klosters bedurfte für den Fall seines Todes mittel- oder längerfristig der Unterstützung durch die künftig zuständigen Fürsten als Exekutoren und Förderer der Stiftung. Allein auf seinen Neffen, den Markgrafen Hermann, mochte sich Albrecht III. in dieser Hinsicht wohl nicht und auf die Markgrafen der älteren Linie sicher gar nicht verlassen. Deshalb scheint er zwei andere Personen, die ihm persönlich nahe standen, mit der weiteren Förderung Himmelpforts betraut zu haben: seinen Bruder Otto VI., der Zisterziensermönch in Lehnin war, sowie seinen Schwiegersohn Heinrich II. von Mecklenburg.

In der Narratio der Urkunde Albrechts III. für Himmelpfort vom 25. November 1299 wird die aktive Unterstützung des Abtes Johannes von Lehnin bei der Gründung des Klosters hervorgehoben,⁵⁷ von dem sich der Markgraf sicher auch ein entsprechendes Engagement bei deren Realisierung versprach. Durch den Übertritt Ottos VI. von den Johannitern zu den Zisterziensern in Lehnin⁵⁸ war der Bruder Albrechts III. als Mönch des Mutterklosters in der Lage, den Abt bei der Errichtung Himmelpforts direkt zu unterstützen⁵⁹ oder ihn gegebenenfalls an diese Aufgabe zu erinnern. Die andere Vertrauensperson Albrechts III., die er mit der weiteren Förderung seiner Stiftung beauftragte, war sein Schwiegersohn Heinrich II., mit dem er seit 1291/92 engere persönliche Beziehungen pflegte. Zuvor hatten sie sich wiederholt feindlich gegenüber gestanden.

Die brandenburgischen Markgrafen, darunter auch Albrecht III., hatten in Verbindung mit einer Fürstenkoalition 1283/84 versucht, die langjährige Gefangenschaft Heinrichs I. von Mecklenburg (1264–1302),⁶⁰ des Vaters Heinrichs II., in Kairo auszunutzen und die Herrschaft Mecklenburg zu erobern. Unter Führung von Johann (II.) von Mecklenburg-Gadebusch, dem Bruder Heinrichs I., und Heinrich II. wurde diese Invasion aber abgewehrt.⁶¹

⁵ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1803. – SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 196.

⁵⁷ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582, S. 126: [...] *cum consilio et auxilio reuerendi patris et domini Johannis abbatis ecclesie Leninensis* [...]

⁵⁸ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1465. – SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 192.

⁵⁹ Eine Unterstützung Himmelpforts durch Otto VI. nimmt auch GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 202, an.

⁶⁰ Zur Biographie vgl. Andreas RÖPCKE: Heinrich I., Herr von Mecklenburg, in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 6, Rostock 2011, S. 153–155.

⁶¹ Wolfgang und Anke HUSCHNER: Wer regierte in Mecklenburg? Konflikte um die Regentschaft während der Haft Heinrichs I. in Kairo (1272–1298), in: Ernst MÜNCH, Mario NIEMANN, Wolfgang Eric WAGNER (Hg.): Land – Stadt – Universität. Historische Lebensräume von Ständen, Schichten und Personen, Hamburg 2010, S. 19–75, hier S. 38 f., 60 f.

Die Ehe zwischen Beatrix von Brandenburg und Heinrich II. wurde 1292 wohl geschlossen, um den Mecklenburger zumindest mittelfristig politisch an die askanischen Markgrafen zu binden. Heinrich II. wirkte schon im Sommer 1292 an einer Koalition unter Führung der Markgrafen mit, die sich gegen Nikolaus II. von Werle-Parchim richtete.⁶² Dieser hatte nach dem Unfalltod Heinrichs I. von Werle-Güstrow 1291 dessen Söhne Nikolaus und Heinrich verdrängt und deren Herrschaftsbereich übernommen. 1294 schlossen Heinrich II. von Mecklenburg, Johann (II.) von Mecklenburg-Gadebusch und der Fürst von Rügen aber separat Frieden mit Nikolaus II. von Werle.⁶³

Das Verhältnis zwischen Heinrich II. und seinem Schwiegervater scheint aber dennoch ungetrübt geblieben zu sein. In einer Urkunde Albrechts III. von Brandenburg von 1298, in der die Schenkung der Dörfer Groß und Klein Nemerow an den Johanniter-Komtur Ulrich zu Gardow und dessen Mitbrüder dokumentiert wurde, führte man Heinrich II. von Mecklenburg an der Spitze der Zeugenliste als „lieben Schwiegersohn“ auf.⁶⁴ Heinrich II. hatte überdies die Verlobung zwischen Nikolaus von Rostock und Margarethe, der zweiten Tochter Albrechts III., vermittelt, die seit 1296 Witwe war.⁶⁵ Nachdem Nikolaus die Verlobung gelöst und einer antibrandenburgischen Koalition beigetreten war,⁶⁶ unternahm Heinrich II. zusammen mit den Markgrafen Hermann und Otto IV. (mit dem Pfeil) von Brandenburg einen Feldzug gegen den Herrn von Rostock.⁶⁷

Nach dem Tode seiner beiden Söhne, für die er vielleicht eine Teilung vorbereitet hatte, wies Albrecht III. das Kerngebiet eines der beiden potentiellen Herrschaftskomplexe seinem Schwiegersohn zu. Dies geschah in erster Linie wohl deshalb, um Heinrich II. *a priori* in die Verantwortung für die Errichtung Himmelforts einzubeziehen und ihm die weitere Förderung des Zisterzienserklosters Wanzka zu übertragen. Die Frage war nun, wie die Handlungsfähigkeit Heinrichs II. für die Zeit nach dem Tode Albrechts III. zu gewährleisten war, um dessen Memorialstiftungen zu fördern bzw. zu realisieren. Das konnte durch eine Belehnung Heinrichs II. mit dem Herrschaftskomplex Stargard/Lychen geschehen. In diesem Fall musste Heinrich II. nach dem Tode seines Schwiegervaters den Anspruch auf Wiederbelehnung gegenüber dem Markgrafen Hermann als Albrechts Erben durchsetzen.

⁶² MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nrn. 2180, 2190.

⁶³ August STICHERT: Nikolaus II. von Werle. Erster Teil, Rostock 1891, S. 13–24.

⁶⁴ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2499, S. 54.

⁶⁵ Sie hatte 1293 Przemyslaw II. von Polen geheiratet, der 1295 zum König erhoben und 1296 ermordet worden war. Vgl. SCHULTZE, Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 194.

⁶⁶ Helge BEI DER WIEDEN: Nikolaus von Rostock und sein Beinamen «das Kind», in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 29, 2007, S. 137–152, hier S. 141.

⁶⁷ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11) Nr. 1698, 1761, 1762. – DERS., Übergang (wie Anm. 1), S. 6. – Oliver AUGÉ: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit (Mittelalter-Forschungen, Bd. 28), Ostfildern 2009, S. 31.

Vielleicht versuchte Albrecht III. aber auch, seinem Schwiegersohn die Verfügungsgewalt über Stargard/Lychen auf einem anderen Wege zu verschaffen. Zwischen Mai 1298 und November 1299 änderte sich die Bezeichnung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen Albrecht III. und Heinrich II. in markgräflichen Urkunden signifikant. Im Mai 1298 führte man den Mecklenburger in der schon erwähnten Urkunde Albrechts III. für den Komtur von Gardow in der Zeugenliste als *gener noster dilectus*, seinen Schwiegersohn, auf.⁶⁸ In der Gründungsurkunde für Himmelpfort vom November 1299 ließ Albrecht III. den Herrn von Mecklenburg im Kontext hingegen als *filius noster*, seinen Sohn, präsentieren.⁶⁹ In einem so wichtigen Dokument, das der möglichst umfassenden rechtlichen Absicherung der Ausstattung jenes Klosters dienen sollte, in dessen Kirche der Stifter bestattet werden wollte, kann die Bezeichnung *filius* für Heinrich II. kein Versehen gewesen sein. Es ist möglich, dass der Markgraf damit einfach nur die besondere persönliche Nähe zu Heinrich II. ausdrücken lassen wollte, der nun anstelle seiner verstorbenen leiblichen Söhne für das Gedeihen Himmelpforts sorgen sollte. Es ist aber auch denkbar, dass Albrecht III. seinen Schwiegersohn adoptieren wollte, um ihn in den Status eines Erbberechtigten zu erheben. Bei der Herstellung eines künstlichen Vater-Sohn-Verhältnisses nach römischem Recht in Form der „*Adoptio minus plena*“ würde ein Erbrecht des Adoptierten nach dem Adoptierenden entstehen.⁷⁰ Wie dem auch sei, die Fundationsurkunde vom 25. November 1299 zeugt jedenfalls davon, dass Markgraf Albrecht III. nicht seinen Neffen Hermann, sondern seinen Schwiegersohn Heinrich II. zum hauptsächlichen Sachwalter für die Himmelpforter Stiftung bestimmte.

Die enge und verrechtlichte Beziehung Albrechts III. zu Heinrich II. stieß bei den anderen brandenburgischen Markgrafen auf Widerstand. Dagegen wandte sich wohl nicht nur Hermann, der nach dem Tode Albrechts III. als nächster Erbe maßgeblich davon betroffen sein würde. Die amtierenden Markgrafen der älteren Linie dürften einer rechtlich fundierten Verbindung zwischen Albrecht III. und Heinrich II. ebenfalls distanziert gegenübergestanden haben, weil Hermann 1299 noch keinen Sohn besaß. Sein Erbe wäre damit potentiell an sie gefallen. Albrecht III. ließ sich davon aber nicht beirren und belehnte Heinrich II. mit dem Herrschaftskomplex Stargard/Lychen. Dieser Weg zur Umsetzung des Stifterwillens wurde zuerst nur im Hinblick auf das Kloster Wanzka akzeptiert, bezüglich Himmelpforts widersetzte sich besonders Markgraf Hermann.

⁶⁸ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2499, S. 54.

⁶⁹ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582, S. 127: [...] *item centum mansos in terra nostra Stargardensi, quos filio nostro charissimo domino Henrico Magnopolensi in uillis uidelicet Nedemin, Werben, Wlotouu commisimus demonstrandos.*

⁷⁰ Wilhelm BRAUNEDER: Adoption, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1, München-Zürich 1980, Sp. 163. – Elisabeth KOCH: Adoption, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Aufl., Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 78 f.

Nach der urkundlichen Überlieferung des Jahres 1300 hatte Albrecht III. seinem Schwiegersohn die künftige Sorge für seine Gründung Wanzka anvertraut. In einem Dokument Heinrichs II., das man am Martinstag (11. November) 1300 auf Wunsch seines Schwiegervaters in Stargard, dem Hauptort des gleichnamigen Landes ausstellte, bestätigte der Mecklenburger die Gründungsurkunde Albrechts III. für Wanzka vom 25. Januar 1290, die ebenfalls in Stargard ausgestellt worden war. Diese wurde in die neue Urkunde Heinrichs II. inseriert.⁷¹ In eine zweite Urkunde Heinrichs II. für das Zisterzienserkloster, die am selben Ort und am selben Tag ausgefertigt wurde, fügte man jene Albrechts III. vom 24. Juni 1298 über die Schenkung von hundert Pfund jährlicher Hebungen an Wanzka ein.⁷²

Man bezeichnete Markgraf Albrecht III. in den zwei Urkunden vom 11. November 1300 als Herrn des Mecklenburgers,⁷³ der sich damit verpflichtete, den Intentionen des Stifters zu entsprechen.⁷⁴ Jeweils drei Ritter und zwei Knappen aus dem Lande Stargard fungierten bei beiden Akten als Zeugen. Für die Beglaubigung der Dokumente ließ Heinrich II. sein eigenes rundes und repräsentatives Siegel anhängen, das er wohl erst seit 1300 benutzte. Nach der Rückkehr Heinrichs I. von Mecklenburg aus ägyptischer Gefangenschaft Ende 1298 verwendeten Vater und Sohn, die nun in der Regel zusammen als Aussteller von landesherrlichen Urkunden fungierten, gemeinsam das schildförmige Siegel Heinrichs I., welches Heinrich II. auch während der Abwesenheit seines Vaters geführt hatte. Erst ab 1300 hängen zwei Siegel an den Urkunden, die Heinrich I. und Heinrich II. zusammen als Aussteller nennen.⁷⁵ Heinrich II. ließ zu Lebzeiten seines Vaters das runde Siegel als alleiniges Beglaubigungsmittel wohl nicht nur an Urkunden für Empfänger im Land Stargard, sondern gelegentlich auch an solchen für Destinatäre in der Herrschaft Mecklenburg anbringen.⁷⁶ Er führte es auch nach dem Tode des Vaters bis 1304 weiter. Daneben verwendete er aber wieder jenes schildförmige Siegel Heinrichs I., ebenfalls für Destinatäre in Stargard, das er bis zu seinem Tode beibehielt.⁷⁷

⁷¹ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nr. 2058; Bd. 4, Nr. 2637.

⁷² MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nrn. 2510, 2638.

⁷³ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2637, S. 176: *Nos Henricus dei gracia dominus Magnipolensis recepimus litteras domini nostri, illustris principis marchionis Alberti, [...]*

⁷⁴ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nrn. 2637, 2638: *Quoniam autem voluntatem supradicti domini (nostri) Alberti marchionis, illustris principis, in omnibus, quibuscumque possumus, cupimus (volumus) adimplere, nos igitur ad petitionem ipsius presens scriptum supradicte ecclesie Wanceke dedimus in evidens testimonium, ne a nobis vel a nostris successoribus, quod rite et rationabiliter factum est, imposterum (in posterum) infringatur, et id sigillo nostro fecimus communiri.*

⁷⁵ Vgl. die Zeichnungen der Siegel Heinrichs I. und Heinrichs II. im MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2627, S. 168.

⁷⁶ HUSCHNER, Konflikte (wie Anm. 61), S. 70–72.

⁷⁷ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2806, S. 68. Die Abbildung eines originalen Siegels bietet Röpcke, Heinrich I. (wie Anm. 60), S. 155.

Im Hinblick auf das Kloster Himmelfort fehlen solche Bestätigungsurkunden Heinrichs II., wie er sie – noch zu Lebzeiten Albrechts III. – für Wanzka ausgestellt hatte. Die Konfirmation der Himmelforter Fundation erfolgte vielmehr durch eine Urkunde des Markgrafen Hermann vom 5. November 1300.⁷⁸ Überdies war Herrmann mit der Wahrnehmung des königlichen Schutzes über Lehnin, dem für Himmelfort vorgesehenen Mutterkloster, betraut worden.⁷⁹ Bezüglich der Ausstattung und künftigen Errichtung Himmelforts scheint Albrecht III. im Jahre 1300 verstärkt um die Zustimmung seines Neffen geworben zu haben. Er war aber schon im Jahr zuvor bestrebt, diesen dafür zu gewinnen. Wohl deshalb stiftete Albrecht III. das Kloster nicht nur für sein eigenes Seelenheil und das seiner verstorbenen Söhne Otto und Johann sowie jenes seiner Vorfahren. Er gründete Himmelfort ausdrücklich – und durch das Adverb *specialiter* und die würdigende verbale Präsentation in der Narratio besonders hervorgehoben – auch für das Seelenheil Ottos V., seines Bruders, sowie für jenes von dessen Söhnen.⁸⁰ Damit wurden der Vater und die verstorbenen Brüder Markgraf Hermanns, Otto und Albrecht (gest. 1295), sowie dieser selbst *a priori* in die Memorialstiftung von Himmelfort integriert.

Albrecht III. ließ am 2. Februar 1300 eine zweite Gründungsurkunde für das Kloster ausstellen, die man in der Forschung bisher nicht recht erklären konnte.⁸¹ Sie dürfte in erster Linie ebenfalls mit der angestrebten Zustimmung Markgraf Hermanns für die Stiftung seines Onkels zusammenhängen. Sie enthält in der Narratio die gleichen Ausführungen über die Einbeziehung Ottos V. und dessen Nachkommen in die Stiftung wie in dem Dokument vom 25. November 1299. Allerdings fehlt in der neuen Urkunde der Passus, in dem Heinrich II. – im Status eines dazu Berechtigten – als aktiv Mitwirkender an der Ausstattung Himmelforts aufgeführt wurde.⁸² Aus der Perspektive Hermanns sollte die Bestätigung dieses Klosters, das auch für die Memoria und das Seelenheil seiner Familie gestiftet worden war, wohl ihm selbst als künftigem Alleinerben vorbehalten bleiben. Irgendeine rechtlich relevante Beteiligung Heinrichs II. daran sollte offenbar vermieden oder zumindest nicht dokumentiert werden.

⁷⁸ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2636.

⁷⁹ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1800.

⁸⁰ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582, S. 126: [...] *ad salutem quoque animarum nostre uidelicet ac progenitorum nostrorum et specialiter generosi principis charissimi fratris nostri Ottonis et filiorum suorum, ac etiam filiorum nostrorum Ottonis et Johannis et heredum ac successorum nostrorum omniumque fidelium defunctorum, [...]*

⁸¹ In der Regel wird konstatiert, dass die 100 Hufen im Lande Stargard, die Heinrich II. zur Ausstattung später beisteuern sollte, im Vergleich zur Urkunde vom 25. November 1299 fehlen. Vgl. u.a. KIRCHNER, Cisterzienser-Mönchskloster (wie Anm. 50), S. 6. – KOPPMANN, Erwerbung (wie Anm. 8), S. 204. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 167. – LANGE, Zisterzienserklöster (wie Anm. 6), S. 204.

⁸² MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2597, S. 136.

Auf der Grundlage der zweiten Dotationsurkunde Albrechts III. bestätigte Markgraf Hermann am 5. November 1300 in Eberswalde die Foundation und Ausstattung Himmelpforts. In der Urkunde Hermanns führte man u.a. aus, dass das Kloster für das Seelenheil seines Onkels und für das des verstorbenen Herrn Otto, seines allerliebsten Vaters, sowie für jenes ihrer und seiner Vorfahren, Kinder und Nachfolger gegründet worden sei. Hermann ließ ausdrücklich darauf hinweisen, dass er für das Land und die Güter seines Onkels vom Reich (*ab imperio*) mitbelehnt worden sei. Deshalb approbiere, ratifiziere, bestätige und schenke er auf Bitte seines Onkels und der Brüder des Klosters alle durch Albrecht III. zur Ausstattung vorgesehenen Besitzungen und Rechte. Albrecht III. erscheint in dieser Urkunde Hermanns an der Spitze der Zeugenliste, Heinrich II. von Mecklenburg hingegen wird nirgends erwähnt.⁸³ Diese markgräfliche Urkunde könnte den Eindruck erwecken, als hätte Hermann persönlich für die Umsetzung der Himmelpforter Stiftung seines Onkels sorgen wollen.

Markgraf Hermann von Brandenburg, Heinrich II. von Mecklenburg und die Johanniter von Gardow und Nemerow

Nach dem Tode Albrechts III. am 4. Dezember 1300 scheint Markgraf Hermann keine Anstalten gemacht zu haben, die Errichtung Himmelpforts voranzutreiben. Vielleicht versuchte er, eine ähnliche Verzögerungstaktik wie bei Himmelpfort⁸⁴ anzuwenden. Deshalb sicherten sich die Zisterziensermönche nach dem Tode des Stifters zusätzlich ab. Sie erwirkten am 20. Mai 1301 ein Schutzprivileg König Albrechts I. von Habsburg (1298–1308), in dem die Gründung und Ausstattung Himmelpforts durch Albrecht III. sowie die Zustimmung durch dessen Erben, den Markgrafen Hermann, festgehalten wurden.⁸⁵ Überdies kam es zwischen Heinrich II. von Mecklenburg und Hermann von Brandenburg zum Konflikt, dessen konkrete Ursache bisher nicht ermittelt werden konnte.⁸⁶ Ein plausibler Grund für die Spannungen zwischen dem Nefen und dem Schwiegersohn Albrechts III. ergibt sich aber im Ergebnis einer inhaltlichen Analyse der Urkunden für Himmelpfort aus der Zeit zwischen 1300 und 1305. Das Land und besonders die Stadt Lychen waren wohl die hauptsächlichlichen Streitobjekte zwischen Heinrich II. und Hermann.

⁸³ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2636, S. 175.

⁸⁴ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 208–211.

⁸⁵ CDB (wie Anm. 49), S. 12 f., Nr. 5: *Cum igitur pie recordationis, illustris quondam Albertus, Marchio Brandenburgensis, princeps noster, ante obitum suum, [...], ad fundandum in terra sua ordinis Cystericiensis Monasterium, nominatum Porta Celi, de consensu illustris Hermanni, Marchionis Brandenburgensis, [...] nepotis sui atque heredis, largas possessiones ac liberas proprietatis, sicut apparet in suis instrumentis patentibus, erogavit.* GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 208 f. mit Anm. 111.

⁸⁶ KOPPMANN, Erwerbung (wie Anm. 8), S. 206.

Aus der Urkunde Heinrichs II. vom 16. September 1305, in der er die Ausstattung Himmelpforts durch Albrecht III. bestätigte und um hundert Hufen erweiterte, geht eindeutig hervor, dass sein Schwiegervater ihn 1299/1300 mit Stargard einschließlich des Landes Lychen belehnt hatte. Albrecht III. übertrug Heinrich II. also auch jenes Gebiet, in dem das Kloster errichtet werden sollte. Die Gründung Himmelpforts durch Albrecht III. erfolgte deshalb mit dem Konsens Heinrichs II., seines Lehnsmannes für die Länder Lychen und Stargard.⁸⁷ Heinrich II. verfügte damit über Rechtstitel, auf die er sich nach dem Ableben seines Schwiegervaters berufen konnte. Die alleinige Bestätigung der Gründung des Klosters Himmelpfort, das schwerpunktmäßig im Lande Lychen ausgestattet werden sollte, durch den Markgrafen Hermann spricht dafür, dass sich dieser die künftige Verfügung über das Gebiet offen halten wollte. Heinrich II. setzte sich nach dem Tode des Schwiegervaters aber mit seinen Ansprüchen durch. Spätestens im Januar 1302 muss seine Belehnung mit Lychen erfolgt sein. Durch eine Urkunde Heinrichs II. vom 30. Januar 1302 wurde die Übertragung des Patronatsrechts über die Pfarrkirche in Lychen an die Johanniter dokumentiert.⁸⁸ Der Komtur von Braunschweig, Gardow und Nemerow ließ sich das Patronatsrecht über die Lychener Pfarrkirche im März desselben Jahres durch den Markgrafen Hermann bestätigen.⁸⁹ Der entsprechenden Urkunde ist zu entnehmen, dass Hermann den Mecklenburger inzwischen mit Land und Stadt Lychen belehnt hatte.⁹⁰ Eine Passage in der Urkunde Hermanns deutet allerdings darauf hin, dass der Markgraf die Verfügungsgewalt über die Stadt Lychen bzw. die daraus resultierenden Einnahmen selbst anstrebte.⁹¹ Diese Ansprüche gegenüber Heinrich II. geltend zu machen, war seit Anfang 1302 aber noch schwerer geworden.

Im Vergleich zu 1300, dem Todesjahr Albrechts III., nahm Heinrich II. zu Beginn des Jahres 1302 eine politisch und rechtlich gestärkte Position ein. Am 2. Januar 1302 war sein Vater, Heinrich I. von Mecklenburg, gestorben.⁹²

⁸⁷ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 229: [...] *quod nos Heinricus dei gratia dominus Magnopolensis et Stargardensis recognoscimus publice per presentes, quod princeps magnificus, dominus noster Albertus marchio Brandenburgensis illustris cum nostro consensu ad laudem dei omnipotentis eiusque matris Marie virginis perpetue in terra sua ac nostra Lychen nouvelle plantationis fundavit ecclesiam ordinis Cysterciensis, quam Celiportam vulgari nomine appellavit, [...]*

⁸⁸ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2781. – KOPPMANN, Erwerbung (wie Anm. 8), S. 206. – Die Übertragung des Patronats erfolgte für das Seelenheil der Eltern Heinrichs II., für das Markgraf Albrechts III. sowie für sein eigenes Seelenheil und das seiner Frau Beatrix.

⁸⁹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2791.

⁹⁰ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2791, S. 57: *Et quia dictus noster sororius, dominus Heinricus Magnopolensis, terram et ciuitatem Lychen predictam a nobis tenet in feodo, idem frater Vlricus Swaf, [...], donacionem ipsam a nobis peciit confirmari.*

⁹¹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2791, S. 57 f.: [...] *et si dicta ciuitas Lychen ad nos processu temporis deuoluta fuerit, donacionem ipsam gratam tenebimus atque ratam.*

⁹² MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2773.

Heinrich II. amtierte fortan allein und selbstständig als Herr von Mecklenburg. Heinrich II. und Nikolaus II. von Werle waren nun die hegemonialen Herren im Bereich der mecklenburgischen Teilherrschaften. Sie schlossen bereits im Januar 1302 einen weit reichenden Erbvertrag, der auch konkrete Regelungen über eine Vormundschaft im Falle des Todes eines der Vertragspartner und der Existenz unmündiger Söhne enthielt.⁹³ Bei einem militärischen Konflikt hätte es Markgraf Hermann nicht nur mit Heinrich II., sondern auch mit Nikolaus II. von Werle zu tun bekommen. Beide Herren unterhielten zudem ihrerseits Beziehungen zu weiteren potentiellen Bündnispartnern. In diesen Zusammenhang gehört vielleicht auch die Anbahnung der 1302 geschlossenen Ehe zwischen Margarethe, Tochter Albrechts III. von Brandenburg und Schwester der Gemahlin Heinrichs II., und Herzog Albrecht III. von Sachsen-Lauenburg.⁹⁴ Der Mecklenburger könnte dabei wieder als Vermittler fungiert haben.

Bald nach dem Abschluss des Erbvertrages von 1302 präsentierte sich Heinrich II. von Mecklenburg als Herr über die Stadt Lychen, indem er den Johannitern von Gardow und Nemerow unter dem Komtur Ulrich Swaf das Patronat über die dortige Pfarrkirche verlieh. Es handelte sich um eine Memorialstiftung für das Seelenheil seiner Eltern, seines Schwiegervaters, seiner Gemahlin Beatrix sowie für sein eigenes.⁹⁵ Heinrich II. setzte damit jene Unterstützung der Johanniter fort, die diese zuvor durch Albrecht III. erhalten hatten, und agierte so als dessen rechtmäßiger Nachfolger. Zugleich nahm der Mecklenburger auf diese Weise selbst langfristig angelegte Beziehungen zu den Niederlassungen des Ritterordens im Raum Stargard/Lychen auf. Die Stiftung verpflichtete die Johanniter dauerhaft nicht nur zu Memorialleistungen für Albrecht III. von Brandenburg, sondern ebenso für Heinrich II., seine Eltern und Gemahlin. Die Memoria für Heinrich II. und dessen Familie wurde damit auch in kirchlichen Einrichtungen verankert, die im Lande Stargard lagen. In einer Urkunde Heinrichs II. für das Zisterzienserinnenkloster Wanzka, die am Festtag Johannes' des Täufers (24. Juni) 1302 in Stargard ausgefertigt wurde, präsentierte man den Aussteller erstmals als Herrn von Mecklenburg und Stargard.⁹⁶

⁹³ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2780.

⁹⁴ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1853.

⁹⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2781, S. 51: [...] *pro remedio animarum parentum nostrorum et domini nostri karissimi marchionis Alberti pie memorie, necnon pro remedio anime nostre e anime uxoris nostre domine Beatricis iam dicte, ius patronatus ecclesie ciuitatis cum omnibus suis attinenciis, [...] donauimus propter deum, et etiam, vt in oracionibus suis omnium nostrorum iam dictorum sint memores, et vt oracionum, ieiuniorum, missarum, elemosinarum, catigacionum et omnium sanctorum operum simus apud deum participes, que sepedicti ordinis fratres perpetuis temporibus per mundum exercent seu faciunt vniuersum.*

⁹⁶ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2806, S. 68: *Nos Hinricus dei gratia dominus Mychelburgensis et de Stargarde recognoscimus [...]*

Die Urkunde Heinrichs II. für die Johanniter von 1302 lenkt den Blick auf ein anderes Problem, das möglichst noch vor der Errichtung des Klosters Himmelpfort zu lösen war. Mit dessen geplanter Ausstattung würde aller Voraussicht nach eine wirtschaftliche Beeinträchtigung der unmittelbar benachbarten Kommende Gardow verbunden sein, die mit Dörfern im Lande Lychen ausgestattet worden war.⁹⁷ Deshalb würden sich Gardow und Himmelpfort in diesem Gebiet dauerhaft als Konkurrenten gegenüberstehen.⁹⁸ Schon Albrecht III. traf Entscheidungen, um dieser potentiellen Interessenkollision vorzubeugen. 1285/86 hatte der Markgraf die Dörfer Gnewitz, Dabelow, Klein Kastaven und Wokuhl, die nördlich, nordwestlich und westlich von der Stadt Lychen lagen, an die Kommende Mirow verliehen.⁹⁹ Dazu kam zu einem unbekanntem Zeitpunkt der Hof Gardow, der sich inmitten der vier Dörfer befand. Aus diesem Komplex entstand vor 1298 die neue Kommende Gardow, die man von jener in Mirow separierte und dem Komtur Ulrich Swaf unterstellte.¹⁰⁰ Dieser kaufte von dem Ritter Hermann von Warberg die Dörfer Groß Nemerow und Klein Nemerow. Am 15. Mai 1298 übertrug Markgraf Albrecht III. das Eigentum an diesen Gütern für das eigene Seelenheil sowie für das seiner Vorfahren, Söhne, Erben und Nachfolger an die Johanniter und befreite sie dafür von allen landesherrlichen Abgaben und Diensten. Ulrich Swaf sollte lebenslang der zuständige Komtur für die neue Niederlassung Nemerow bleiben. Erst nach dessen Tod durfte der Ordensmeister über diese Güter verfügen. Als Zeugen dieser Schenkung fungierten Heinrich II. von Mecklenburg, Nikolaus von Rostock, der zu diesem Zeitpunkt noch als künftiger Schwiegersohn Albrechts III. galt, und Herzog Otto von Pommern-Stettin.¹⁰¹

Mit der Schaffung der wirtschaftlichen Grundlagen für eine weitere Johanniter-Niederlassung im Lande Stargard kompensierte man vorab nicht nur die Begrenzung der Entwicklungsmöglichkeiten der Kommende Gardow im Lande Lychen, welche durch die beabsichtigte Errichtung Himmelpforts eintreten würde. Vielmehr bestand für den Komtur Ulrich Swaf nun die Option, sein Zentrum von Gardow nach Nemerow am Tollensesee zu verlagern. Dies könnte schon 1302 erwogen worden sein. Das erforderliche Privileg dafür ließ sich der Komtur allerdings nicht von Heinrich II., sondern von Hermann ausstellen. Der Markgraf bestätigte auf Bitte Ulrichs mit einer Urkunde vom 8. November 1302 die Stiftung Nemerows durch Albrecht III. Er bestimmte Nemerow als

⁹⁷ Vgl. demnächst Wolfgang HUSCHNER: Gardow, Johanniter, in: Mecklenburgisches Klosterbuch (wie Anm. 16).

⁹⁸ Georg Christian Friedrich LISCH: Geschichte der Johanniter-Comthureien Nemerow und Gardow, in: MJB 9, 1844, S. 28–96, hier S. 44 f. – MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3158.

⁹⁹ MUB, Bd. 3 (wie Anm. 3), Nrn. 1784, 1797, 1873.

¹⁰⁰ LISCH, Geschichte (wie Anm. 98), S. 42 f. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 156–158.

¹⁰¹ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2499, S. 53 f.

Sitz eines Komturs, den Ulrich Swaf Zeit seines Lebens innehaben sollte. Darüber hinaus sollte neben der Kommende auch eine Priorei mit drei Ordenspriestern in Nemerow entstehen. Hermann bestätigte den Johannitern von Nemerow u.a. alle Güterschenkungen Albrechts III., die im Gebiet des Herrn von Mecklenburg lagen, sowie alle Besitzurkunden, die sie von Albrecht III. und Otto V. von Brandenburg erhalten hatten.¹⁰² In diesem markgräflichen Privileg wurde Ulrich inhaltsbezogen nur als Komtur von Nemerow aufgeführt. Später bezeichnete man ihn und seine Brüder als Johanniter von Nemerow und Gardow oder umgekehrt. Durch die Errichtung einer Kommende und einer Priorei in der Amtszeit Ulrich Swaf (gest. nach 1318) gewann Nemerow mittelfristig das Übergewicht über die Kommende Gardow, zu der später auch noch eine Priorei in Lychen gehörte. Unter Hermann von Warberg (1337 bis nach 1371), der Komtur von Nemerow und Werben war und hohe Positionen im Johanniterorden einnahm, wurden Gardow und wohl auch Lychen Nemerow unterstellt.¹⁰³

Wie die Patronatsverleihung über die Pfarrkirche Lychens von 1302 zeigt, versuchte der Komtur, sich gegenüber der brandenburgischen und der mecklenburgischen Seite abzusichern, bevor das Kloster Himmelpfort als potentieller Konkurrent für Gardow entstehen würde.¹⁰⁴ Sie lässt ebenfalls darauf schließen, dass man den Komplex Gardow keineswegs aufgeben wollte, obwohl mit Nemerow nun eine neue Kommende mit ähnlichem Potential existierte. Vielmehr trug die Verankerung der Johanniter von Nemerow und Gardow in der Stadt Lychen zur Verklammerung der Länder Stargard und Lychen bei. Die doppelte Absicherung durch den Komtur zeigt aber auch, dass er über die Spannungen zwischen Hermann von Brandenburg und Heinrich II. von Mecklenburg informiert war. Der Mecklenburger beteiligte sich jedoch ebenfalls an der weiteren Ausgestaltung der Kommende Nemerow. In einer Urkunde vom 23. Juni 1303, die in Stargard ausgestellt wurde, übertrug er den Johannitern einen Teil des Dorfes Staven mit Bede, Gerichtsbarkeit und Diensten.¹⁰⁵ Fünfzig Jahre später sollte es ihnen dann ganz gehören. Dazu kam noch das Dorf Rowa.¹⁰⁶ Die Neustrukturierung der Johanniterkommenden scheint im Hinblick auf Gardow und Nemerow schon 1303/04 weit fortgeschritten gewesen sein. Damit dürfte sich das Konfliktpotential bezüglich Himmelpforts erheblich reduziert haben.

Der Komtur Ulrich Swaf, auf dessen Bitte im November 1302 die markgräfliche Bestätigungsurkunde für die Kommende Nemerow ausgestellt wurde, appellierte damit an die lehnherrliche Position Hermanns gegenüber Heinrich II.

¹⁰² MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2827, S. 84 f. – LISCH, Geschichte (wie Anm. 98), S. 32 f.

¹⁰³ LISCH, Geschichte (wie Anm. 98), S. 43. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 157, Anm. 994. – HUSCHNER, Gardow (wie Anm. 97).

¹⁰⁴ BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 156 f. – LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 197, 220.

¹⁰⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2872.

¹⁰⁶ LISCH, Geschichte (wie Anm. 98), S. 33–36, 41–43.

von Mecklenburg und Stargard. Der Komtur unterhielt aber sowohl zu Markgraf Hermann von Brandenburg¹⁰⁷ als auch zu Heinrich II. von Mecklenburg¹⁰⁸ gute Beziehungen. Möglicherweise versuchte er sogar, zwischen beiden zu vermitteln.¹⁰⁹ Der Dissens zwischen Hermann und Heinrich II. von Mecklenburg in Bezug auf Lychen schwelte 1302/1303 aber offenbar weiter. Darüber hinaus bestanden möglicherweise unterschiedliche Auffassungen über die Konditionen, unter denen Heinrich II. die Länder Stargard und Lychen zu Lehen behalten sollte. Das könnte etwa die Höhe der dafür zu entrichtenden Zahlungen betroffen haben.¹¹⁰ Im Herbst 1303 spitzte sich die Situation offenbar zu. Heinrich II. verbündete sich mit dem Herzog Johann II. von Sachsen-Lauenburg sowie mit den Grafen von Schwerin gegen die Markgrafen von Brandenburg. Letztere bemühten sich ihrerseits um die Unterstützung Herzog Albrechts III. von Sachsen-Lauenburg.¹¹¹ Markgraf Hermann arrangierte die Verlobung seiner Tochter Agnes mit Markgraf Waldemar aus der älteren Linie der Askanier.¹¹² Der Konflikt wurde dann aber nicht militärisch ausgetragen, sondern vertraglich beigelegt. Weil die Markgrafen von Brandenburg in bevorstehende Auseinandersetzungen zwischen König Albrecht I. von Habsburg (1298–1308) und König Wenzel II. von Böhmen (1283–1305) und Polen (1300–1305) involviert waren,¹¹³ benötigten sie militärische Unterstützung. Sie lenkten deshalb gegenüber Heinrich II. ein und gewannen ihn so als Bündnispartner.

Am 15. Januar 1304 schlossen die Brandenburger Markgrafen der älteren und jüngeren Linie zu Vietmannsdorf bei Templin einen Vertrag mit dem Mecklenburger. Darin wurde u.a. festgelegt, dass Heinrich II. nicht nur 3000 Mark, die er seinem Schwiegervater noch geschuldet haben soll,¹¹⁴ sondern

¹⁰⁷ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2827, S. 84 f.: [...] *ad preces etiam fidelis nostri secretarii, fratris Olrici dicti Swaf, commendatoris domus in Nemerow, qui nobis et nostri progenitoribus multimoda sepius impendit servitia, [...]*

¹⁰⁸ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2872, S. 116: [...] *donauimus viro prediscreto, nobis sincere predilecto, domino Vlrico dicto Swaf, [...], commendatori domus Nemerow [...]*

¹⁰⁹ LISCH, Geschichte (wie Anm. 98), S. 32.

¹¹⁰ KOPPMANN, Erwerbung (wie Anm. 8), S. 206 f.

¹¹¹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2894. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1891. – KOPPMANN, Erwerbung (wie Anm. 8), S. 207.

¹¹² KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1909.

¹¹³ Markgraf Herrmann hatte sich im Herbst 1303 vergeblich um die Beilegung des Konflikts zwischen den Kontrahenten bemüht. KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nrn. 1886, 1887, 1889, 1890, 1892–1894.

¹¹⁴ Ob Heinrich II. seinem Schwiegervater 1299/1300 für die Belehnung mit Stargard und Lychen *de facto* überhaupt etwas zahlen sollte, scheint fraglich. Albrecht III. war vor allem an der künftigen Sicherung seiner Stiftungen durch Heinrich II. interessiert. Um die üblichen Konditionen bei einer Belehnung zu erfüllen, könnte offiziell die Zahlung einer Summe in der üblichen Größenordnung vereinbart worden sein. Ob bzw. in welcher Höhe Heinrich II. etwas an seinen Schwiegervater gezahlt hatte, war beim Abschluss des Vietmannsdorfer Vertrages von 1304 offenbar unklar. Er sollte über die genaue Höhe der Summe, die er Albrecht III. noch schuldete, einen Eid leisten. Vgl. KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1895.

5000 Mark brandenburgischen Silbers für die Belehnung zu zahlen hatte, die in Raten zu je 1000 Mark an festgesetzten Terminen zu entrichten waren. Dafür würde Heinrich II. die Länder Stargard und Lychen fortan als Lehen innehaben, dürfe sie aber nicht weiterverleihen. Stargard und Lychen sollten zugleich als Leibgedinge von Heinrichs Gemahlin Beatrix von Brandenburg gelten, deren Kinder dafür erberechtigt wären. Falls Heinrich II. sterben würde, ohne Erben zu hinterlassen, sollte das Lehen wieder an Brandenburg zurückfallen. Im Hinblick auf Lychen erzielte man einen Kompromiss. Die Münze in der Stadt sollte Hermann erhalten, die anderen landesherrlichen Rechte fielen an Heinrich II. Der Vertrag beinhaltete zudem den Abschluss eines Bündnisses zwischen den Brandenburgern und dem Mecklenburger.¹¹⁵ Der Bündnisfall trat noch im Herbst 1304 ein.

Die Markgrafen von Brandenburg und Heinrich II. von Mecklenburg unterstützten König Wenzel II. von Böhmen und Polen gegen den Römischen König Albrecht I. von Habsburg.¹¹⁶ Der Mecklenburger soll dabei durch besondere Tapferkeit hervorgetreten sein, weshalb ihn König Wenzel II. mit dem Beinamen „der Löwe“ geehrt habe. Er belohnte Heinrich II. für seine militärische Unterstützung mit einer großen Summe Soldes. Der Mecklenburger verwendete das Geld für die Begleichung seiner Schulden, die ihm nach dem Vietmannsdorfer Vertrag vom Januar 1304 für die Belehnung mit Stargard und Lychen auferlegt worden waren.¹¹⁷ Fortan war er rechtmäßiger und unbestrittener Lehnsinhaber und Herr dieser Gebiete.¹¹⁸ Im April 1304 hatte Heinrich II. erstmals Urkunden in Lychen ausstellen lassen. Die Empfänger waren die Johanniter in Mirow und in Nemerow, die den Herrn von Mecklenburg und Stargard beim Aufbringen der ersten Rate für die Belehnung (1. Mai 1304) unterstützt hatten.¹¹⁹ Heinrich II. kämpfte in den folgenden Jahren häufig auf der Seite der Markgrafen von Brandenburg.¹²⁰ Deshalb behielt der Mecklenburger Stargard und Lychen auch nach dem Tode Markgraf Hermanns (1308) weiter als Lehen. Johann V., der minderjährige Sohn Hermanns, stand unter Vormundschaft des Markgrafen Waldemar (gest. 1319), der seinem bisherigen mecklenburgischen Bündnispartner Stargard und Lychen weiter überließ.¹²¹

¹¹⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2903, S. 137–143.

¹¹⁶ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1927.

¹¹⁷ KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1931.

¹¹⁸ KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 7 f.

¹¹⁹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nrn. 2922, 2923.

¹²⁰ Die Markgrafen von Brandenburg, Nikolaus II. von Werle und Heinrich II. von Mecklenburg und Stargard verbündeten sich 1305 gegen König Erich Menved von Dänemark, um die Wiedereinsetzung des Nikolaus von Rostock zu erreichen. MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2979.

¹²¹ KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 8 f.

Heinrich II. von Mecklenburg und das Kloster Himmelfort

Nachdem der Konflikt zwischen Heinrich II. und Hermann um Lychen durch den Vertrag von 1304 beigelegt und die vereinbarte Summe für die Belehnung gezahlt worden war, kümmerte sich der Herr von Mecklenburg und Stargard alsbald um die Förderung des Klosters Himmelfort. Zu diesem Zeitpunkt war Otto VI., der Bruder Albrechts III. und Mönch in Lehnin, bereits gestorben,¹²² so dass Heinrich II. fortan eine noch höhere Verantwortung für die Realisierung der Stiftung trug. Schon vor dem Feldzug gegen König Albrecht I. übertrug der Mecklenburger im August 1304 dem Kloster Himmelfort den Hof Thymen ohne Einschränkungen mit allen dazugehörigen Dörfern, Gütern und Rechten und befreite die Mönche von allen Leistungen gegenüber dem Landesherrn und dessen Vertretern.¹²³ Bei Thymen handelte es sich offenbar um ein Herrschafts- und Wirtschaftszentrum, zu dem viele Besitzungen und Rechte im Lande Lychen gehörten, die Albrecht III. von Brandenburg an das Kloster Himmelfort übertragen hatte. Schon in der Bestätigungsurkunde des Bischofs von Brandenburg für Himmelfort von 1299 fasste man die durch Albrecht III. vorgenommene Ausstattung vor allem mit dem Verweis auf das zentrale Gut Thymen zusammen.¹²⁴ Dies ergibt sich gleichfalls aus der Urkunde Heinrichs II. von 1304, in der Thymen ausdrücklich als „*curia*“ bezeichnet wurde.¹²⁵ Daraus hat man wohl zu Recht geschlossen, dass es sich hier um einen vormaligen adligen oder fürstlichen Hof bzw. einen slawischen Herrschaftsmittelpunkt handelte.¹²⁶ Mit der Übertragung aller Rechte an diesem Hof stand den Zisterziensern aus Lehnin der zentrale Herrschafts- und Wirtschaftskomplex für das neue Kloster Himmelfort zur Verfügung. Der konkrete Ort für die Errichtung der Klostergebäude stand 1299/1300 noch nicht fest. In Thymen könnte deshalb eine erste Niederlassung der Zisterzienser bestanden haben, bevor sie sich nach 1307 für das Gelände am Stolpsee entschieden.¹²⁷

In der Forschung hat man konstatiert, dass in der Urkunde Heinrichs II. vom 19. August 1304, in der die Übertragung des Hofes Thymen an die Zisterzienser dokumentiert wurde, kein Bezug auf den ursprünglichen Stifter

¹²² KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1876.

¹²³ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2948.

¹²⁴ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2585, S. 129 f.: *Audientes itaque quandam donationem ab illustri principe Alberto marchione Brandenburgensi Cysterциensi ordini et domino abbati et conventui in Lenyn in predio, quod Thymen dicitur, in ceterisque possessionibus et conterminiis circumiacentibus super nouo monasterio eiusdem ordinis ibidem fundando et construendo fuisse collatam, [...]*

¹²⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), S. 178: [...] *damus eisdem fratribus ordinis Cysterциensis bona omnia ad curiam Thymen spectantia [...]*

¹²⁶ KIRCHNER, Zisterzienser-Mönchkloster (wie Anm. 50), S. 8. – LANGE, Zisterzienser-kloster (wie Anm. 6), S. 196.

¹²⁷ LANGE, Zisterzienser-kloster (wie Anm. 6), S. 196, 205 f. – DIES., Himmelfort (wie Anm. 50), S. 612.

Albrecht III. enthalten ist.¹²⁸ In der Tat erfolgte die Zuweisung nur mit dem Verweis auf die Rechte, die Heinrich II. an dem Hof besaß.¹²⁹ Mit diesem Dokument verfolgte der Mecklenburger wohl mehrere Ziele. Zum einen wollte er sich als rechtlich zuständiger Herr für das Land Lychen präsentieren. Zum anderen sollte seine Mitwirkung an der Gründung des Klosters Himmelpfort eigens betont werden. In dieser Hinsicht war der Mecklenburger vier Jahre zuvor durch den Widerstand Markgraf Hermanns in den Hintergrund gedrängt und in der zweiten Fundationsurkunde Albrechts III. vom 2. Februar 1302 nicht mehr erwähnt worden. Des Weiteren strebte Heinrich II. durch die Hervorhebung der eigenen Förderung des Klosters Memorialleistungen der Zisterzienser für sich und seine Familie an.¹³⁰ Die letzten beiden Anliegen sollten in der folgenden Urkunde Heinrichs II. für Himmelpfort noch stärker hervorgehoben werden.

Im Jahre 1305 erfüllte der Herr von Mecklenburg und Stargard den Wunsch seines fünf Jahre zuvor verstorbenen Schwiegervaters und ließ dessen Ausstattung des Klosters Himmelpfort durch eine eigene Urkunde bestätigen, die am 16. September 1305 in Neubrandenburg ausgestellt wurde. Als Vorlage benutzte man sowohl die erste als auch die zweite Fundationsurkunde Albrechts III. für Himmelpfort. In der Arenga schimmert die Befriedigung darüber durch, dass der Stifterwille nach der Überwindung aller Widerstände nun umgesetzt werden und die 1299/1300 vorgesehene Ausstattung ungeschmälert an das Kloster gelangen könne.¹³¹ In der Narratio wird betont, dass Markgraf Albrecht III., der Herr Heinrichs II., mit dessen Zustimmung in ihrem gemeinsamen Land Lychen (*in terra sua ac nostra*) zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria eine neue Kirche des Zisterzienserordens, Himmelpfort (*Celiporta*) genannt, gegründet und mit seinen unten aufgeführten Gütern ausgestattet habe. Danach folgt die Auflistung der Dörfer, Güter, Mühlen und Seen in Entsprechung zur Gründungsurkunde vom 2. Februar 1300.¹³² Im Anschluss wird ausgeführt, dass Heinrich II. das religiöse Anliegen des verstorbenen Markgrafen gutheiße und demütigst begehre, Mitwirkender und Teilnehmer solcher frommer Werke zu werden. Deshalb bestätige und ratifiziere er alle oben aufgeführten Bestandteile der Ausstattung. Dies geschehe zugleich für sein See-

¹²⁸ KIRCHNER, Cisterzienser-Mönchskloster (wie Anm. 50), S. 6. – LANGE, Zisterzienser-kloster (wie Anm. 6), S. 195 f.

¹²⁹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2948, S. 178: [...] *damus eisdem fratribus ordinis Cysterciensis bona omnia ad curiam Thymen spectantia [...], sicut ea ad nos perduxerunt, [...]*

¹³⁰ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 2948, S. 178: [...] *pro salute anime nostre et vxoris nostre et progenitorum nostrorum necnon successorum nostrorum damus [...]*

¹³¹ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 229: *Quoniam ea, que ecclesiis dei et in his degentibus a piis principibus instrumentorum robore liberaliter ac perpetualiter sunt impensa, nulla unquam fas est labefactari calumniam, sed quecunque donata sunt et concessa, integraliter et irrefragabiliter observari [...]*

¹³² MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 229 f.

lenheil und das seiner Frau Beatrix, einer Tochter des berühmten Fürsten, sowie für jenes aller seiner Vorfahren.¹³³ Danach wird auf die erste Ausstattungsurkunde Albrechts III. vom 25. November 1299 Bezug genommen und jene durch Heinrich II. zu präzisierende Schenkung von hundert Hufen im Lande Stargard, die darin angekündigt worden war,¹³⁴ hinzugefügt und spezifiziert.¹³⁵ In Verbindung mit der Aufführung dieser Hufen wird nochmals darauf verwiesen, dass Albrecht III. sie mit dem Konsens Heinrichs II. zur Ausstattung Himmelpforts verwendet habe.¹³⁶

Mit der Urkunde von 1305 hatte Heinrich II. die Ausstattung Himmelpforts in der Weise umgesetzt, wie sie von seinem Schwiegervater 1299/1300 vorgeesehen worden war. Das Kloster hatte bis auf die Stadt Lychen einen Großteil der Besitzungen und Rechte im gleichnamigen Land erhalten.¹³⁷ Die Grundausstattung Himmelpforts ist damit als vergleichsweise umfangreich einzustufen.¹³⁸ Weiterer substantieller Zuwendungen seitens des Landesherrn bedurfte es nicht; die Zisterzienser sollten die weitere Errichtung und Etablierung des Klosters nun aus eigener Kraft betreiben.¹³⁹ Der wichtigste Auftrag des Stifters an Heinrich II. war mit der verbrieften Übergabe der Grundausstattung von 1305 erfüllt. Außerdem ließ sich Heinrich II. in dieser Urkunde wiederholt als direkter Nachfolger Albrechts III. bei der Ausübung der landesherrlichen Rechte über Stargard und Lychen präsentieren, ohne den Markgrafen Hermann zu nennen. Auf dieser Linie liegt auch, dass man darin die in den beiden Fundationsdokumenten Albrechts III. sowie in der Bestätigungsurkunde Hermanns (5. November 1300) bekundete Absicht, dass das Kloster Himmelpfort auch für das Seelenheil Markgraf Ottos V. sowie für jenes seiner Vorfahren, Kinder und Nachfolger gegründet werden sollte, mit keiner Silbe erwähnte. In der Urkunde von 1305 wurde vielmehr die eigene Mitwirkung Heinrichs II. an

¹³³ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 230: *Nos igitur huius magnifici principis, domini nostri Alberti felicis recordationis marchionis Brandenburgensis, religioso proposito quam plurimum congaudentes, sed et operum tam piorum cooperatores et conparticipes fieri deotissime cupientes, simulque in animarum nostre et uxoris nostre domine Beatricis, eiusdem illustris principis filie, et omnium progenitorum nostrorum salutem et remedium, fundationem predicti cenobii Celiporte, [...], confirmamus [...] et ratificamus quecumque superius memorata, [...]*

¹³⁴ MUB, Bd. 4 (wie Anm. 3), Nr. 2582, S. 127.

¹³⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 230 f. – Sie befanden sich im Umfeld der Dörfer Neddemin, Warbende und Flatow. Vgl. LANGE, Himmelpfort (wie Anm. 50), S. 612.

¹³⁶ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3023, S. 230: [...] *quemadmodum easdem villas cum dictis centum mansis in terra Stargardensi predicta possederat et nos possedimus, cum nostro consensu eidem donavit ecclesie Celiporte iusto proprietatis ac libertatis titulo in perpetuum possidenda.*

¹³⁷ KIRCHNER, Zisterzienser-Mönchkloster (wie Anm. 50), S. 9. – KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1768. – BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 160 f.

¹³⁸ GAHLBECK, Zisterzienser (wie Anm. 6), S. 206.

¹³⁹ BERGSTEDT, Siedlung (wie Anm. 16), S. 175.

der Stiftung und somit der Anspruch auf Memorialleistungen für sich, seine Familie, Vorfahren und Nachkommen hervorgehoben und dokumentiert. Überdies konnten die Besitzungen und Rechte Himmelforts im Land Stargard zur weiteren Verzahnung der Herrschaft Stargard/Lychen beitragen.

Natürlich strebte auch der Mecklenburger eine Ubiquität der Gedenkorte für sich und seine Familie an. Landesherrliche Memorialstiftungen waren jedoch nicht nur auf das Jenseits und die angestrebte dauerhafte Verbindung zwischen den Lebenden und den Toten ausgerichtet. Nach den Untersuchungen von Otto Gerhard Oexle bezog sich die Memoria als Form des sozialen Handelns nicht nur auf das Totengedenken, sondern diente auch – durch die Namensnennung in liturgischen Kontexten – zur Vergegenwärtigung von räumlich entfernten Lebenden. Die Namensnennung war in dieser Hinsicht die konstitutive Handlung für die Realisierung der Memoria. Das Aussprechen des Namens bewirkte die Anwesenheit der genannten Person.¹⁴⁰

Durch diese Funktion der Memoria wurde demnach die virtuelle Präsenz räumlich abwesender lebender Personen evoziert. Ebenso wie die anderen Fürsten seiner Zeit regierte Heinrich II. vor allem in Form der Reiseherrschaft. Dies ermöglichte nur in periodischen Abständen die physische Präsenz des Landesherrn in den verschiedenen Gebieten seines Herrschaftsbereichs und an deren Hauptorten. Da Mecklenburg und Stargard nicht unmittelbar benachbart, sondern vor allem durch die dazwischen liegende Herrschaft von Werle räumlich voneinander getrennt waren, musste Heinrich II. hinsichtlich Stargards auch verstärkt indirekte Formen der Regierung praktizieren.¹⁴¹ Die Verankerung der Memoria Heinrichs II. an möglichst vielen Kirchen in seiner neuen Herrschaft evozierte dort periodisch eine virtuelle Anwesenheit des neuen Herrn und trug damit zur Etablierung und Stabilisierung von dessen Herrschaft bei.¹⁴²

Die Errichtung Himmelforts scheint nach 1305 zügig vorangeschritten zu sein.¹⁴³ Die aus der Foundation resultierenden Einkünfte erlaubten es dem Abt von Lehnin, 1307 noch die Dörfer Stolp, Bredereiche, Rudow und Tangers-

¹⁴⁰ Otto Gerhard OEXLE: Memoria und Memorialüberlieferung im frühen Mittelalter, in: Frühmittelalterliche Studien 10, 1976, S. 70–95. – DERS.: Die Gegenwart der Lebenden und der Toten. Gedanken über Memoria, in: Karl SCHMID (Hg.): Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet, München-Zürich 1985, S. 74–107. – DERS.: Memoria, Memorialüberlieferung, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, München-Zürich 1993, Sp. 510–513.

¹⁴¹ Dazu gehörte etwa die Ausstellung von Urkunden für Empfänger in Stargard an Orten Mecklenburgs oder die Beratung mit Adelsherren aus Stargard in seinem westlichen Herrschaftsgebiet.

¹⁴² Zu dieser Funktion der Memoria unter dem Aspekt der Gebetsverbrüderung vgl. Wolfgang Eric WAGNER: Die liturgische Gegenwart des abwesenden Königs. Gebetsverbrüderung und Herrscherbild im frühen Mittelalter (Brill's Series on the Early Middle Ages, Bd. 19), Leiden-Boston 2010.

¹⁴³ Vgl. LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 205–214.

dorf für das neue Kloster zu kaufen.¹⁴⁴ In einer Urkunde Heinrichs II. vom 29. April 1309 erscheint erstmals ein Abt von Himmelpfort,¹⁴⁵ was auf einen existierenden Konvent schließen lässt. Heinrich II. sorgte auch später wiederholt für das Kloster. 1313 bestätigte er die Schenkung eines seiner Ritter für das Kloster.¹⁴⁶ 1315 legte er einen Streit zwischen Himmelpfort und der Stadt Lychen über die dortige Mühle vertraglich bei.¹⁴⁷ Von Bautätigkeiten der Himmelpforter Zisterzienser zeugt eine Urkunde aus dem Jahre 1317.¹⁴⁸ Baubeginn und Fertigstellung der Kirche sind nicht bekannt.¹⁴⁹ Falls sie zu Lebzeiten Heinrichs II. soweit errichtet gewesen sein sollte, dass man den Stifter Albrecht III. von Lehnin nach Himmelpfort überführen konnte,¹⁵⁰ dann dürfte sich dessen Schwiegersohn dafür eingesetzt haben.¹⁵¹ Noch in einer der letzten Urkunden, die kurz vor seinem Tode im Januar 1329 ausgestellt wurde, sorgte Heinrich II. für die Memoria seiner 1314 verstorbenen ersten Ehefrau Beatrix, der Tochter Albrechts III.¹⁵²

Aus diachroner Sicht wird der Wechsel Himmelpforts von der askanischen zur mecklenburgischen Landesherrschaft, die ca. 140 Jahre währte, in der jüngeren Forschung als lange Phase der Bedeutungslosigkeit¹⁵³ und der Stagnation¹⁵⁴ in der Entwicklung des Klosters beurteilt. Aus der Retrospektive könnte man

¹⁴⁴ CDB (wie Anm. 49), Nr. 8, S. 14 f.

¹⁴⁵ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3309, S. 458: [...] *vendidimus domino abbati claustrii Celiporte, theutonice Hemelpforten dicti, et sue ecclesie proprietatem* [...] – Dokumentiert wurde der Verkauf des Dorfes Rutenberg und eines Anteils an den Einkünften aus einer Mühle an das Kloster Himmelpfort.

¹⁴⁶ MUB, Bd. 6 (wie Anm. 3), Nr. 3587. – Heinrich II. autorisierte die Schenkung für das Seelenheil seiner Frau (Beatrix) und seiner Tochter (Mechthild) sowie für sein eigenes Seelenheil. Albrecht III. wird in der Urkunde nicht erwähnt.

¹⁴⁷ MUB, Bd. 6 (wie Anm. 3), Nr. 3751.

¹⁴⁸ CDB (wie Anm. 49), Nr. 10, S. 18. – LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 206 f.

¹⁴⁹ Dirk SCHUMANN: Himmelpfort, Zisterzienser. 6. Bau- und Kunstgeschichte, in: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 1 (wie Anm. 13), S. 616.

¹⁵⁰ Die Überführung der sterblichen Überreste Albrechts III. von Lehnin nach Himmelpfort ist historiographisch tradiert, allerdings nicht deren Zeitpunkt. KRABBO, Regesten (wie Anm. 11), Nr. 1803. – LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 227, geht von einer Überführung um 1309 aus.

¹⁵¹ Heinrich II. wurde 1329 im Chor der Kirche des Zisterzienserklosters Doberan bestattet. Ilka MINNEKER: Vom Kloster zur Residenz. Dynastische Memoria und Repräsentation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Mecklenburg (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496, Bd. 18), Münster 2007, S. 76 f. – Johannes Voss: Das Münster zu Bad Doberan, München/Berlin 2008, S. 110. – Falls die Zisterziensermönche Himmelpforts dem Stifter ihres Klosters die Bestattung im Chor ebenfalls gestattet hätten, wäre die Überführung Albrechts III. von Lehnin nach Himmelpfort schon nach der Fertigstellung des östlichen Teils der Kirche möglich gewesen.

¹⁵² MUB, Bd. 8 (wie Anm. 3), Nr. 5016, S. 7 f.

¹⁵³ WARNATSCH, Geschichte (wie Anm. 36), S. 160.

¹⁵⁴ LANGE, Himmelpfort (wie Anm. 50), S. 612.

die Zäsur für diesen Wechsel nicht erst 1317,¹⁵⁵ sondern schon 1304 mit dem Vertrag von Vietmannsdorf¹⁵⁶ ansetzen.¹⁵⁷ In synchroner Sicht, bezogen auf die Regierungszeit Heinrichs II., stellt sich das Verhältnis des Herrn von Mecklenburg und Stargard zu Himmelpfort jedenfalls grundsätzlich anders dar als eine bedeutungslose und stagnierende Phase in der Geschichte des Klosters. Von den fast zwanzig Klöstern, die der Überlieferung nach Urkunden Heinrichs II. erhielten, bekamen Himmelpfort und Wanzka nach Doberan und Ribnitz die meisten.¹⁵⁸ Nach der Bestätigung und Umsetzung der vom Stifter vorgesehenen Grundausstattung durch Heinrich II. verfügte Himmelpfort – gemessen an den naturräumlichen Gegebenheiten – über eine tragfähige wirtschaftliche Basis, welche die Errichtung und weitere Entwicklung des Klosters ermöglichten. Berücksichtigt man zudem die ablehnende Haltung, welche die askanischen Markgrafen gegenüber Himmelstädt, der anderen großen Stiftung Albrechts III. von Brandenburg von 1300, eingenommen haben, dann müsste man sogar damit rechnen, dass das Kloster Himmelpfort ohne die Unterstützung Heinrichs II. von Mecklenburg vielleicht gar nicht errichtet und sein Schwiegervater nie in die von diesem gewünschte Grabkirche überführt worden wäre.

Heinrich II. von Mecklenburg und das Kloster Wanzka

Werfen wir abschließend noch kurz einen Blick auf das Zisterzienserinnenkloster Wanzka. Nach den Bestätigungen der Gründungsurkunde Albrechts III. von 1290 und der dokumentierten großen Zuwendung von 1298 durch Heinrich II. im Jahre 1300 war der Herr von Mecklenburg und Stargard auch später in periodischen Abständen mit Angelegenheiten Wanzkas befasst. So sorgte er u.a. für eine deutliche Erweiterung der wirtschaftlichen Grundlagen der Zisterze.¹⁵⁹ 1310 übereignete er dem Kloster drei Dörfer, die es von einem Ritter gekauft hatte. Nach dem Wortlaut der entsprechenden Urkunde tat er dies für die Vergebung der Sünden seines geliebten Herrn und Markgrafen Albrecht, derjenigen seiner Eltern, seiner Frau (Beatrix) und seiner eigenen sowie in der Hoffnung auf göttlichen Lohn.¹⁶⁰ 1315 schenkte der Mecklenburger dem Klos-

¹⁵⁵ LANGE, Zisterzienserkloster (wie Anm. 6), S. 203. – DIES., Himmelpfort (wie Anm. 50), S. 612.

¹⁵⁶ So auch WARNATSCH, Geschichte (wie Anm. 36), S. 159.

¹⁵⁷ Wenn man die Position der brandenburgischen Markgrafen als Lehnsherren, was für die direkte Ausübung der Landesherrschaft in Stargard freilich kaum Relevanz besaß, zum Hauptkriterium erheben würde, dann wäre die Umwandlung des Landes in ein Reichslehen im Jahre 1347 die Zäsur. MUB, Bd. 10 (wie Anm. 3), Nr. 6794.

¹⁵⁸ Wolfgang HUSCHNER: Heinrich II. von Mecklenburg, Anna von Sachsen-Wittenberg und die Klarissen, in: MJB 123, 2008, S. 7–31, hier S. 16; DERS.: Heinrich II. (der Löwe), in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 6, Rostock 2011, S. 156–162, hier S. 160.

¹⁵⁹ Vgl. demnächst NEUMEISTER, Wanzka (wie Anm. 16).

¹⁶⁰ MUB, Bd. 5 (wie Anm. 3), Nr. 3422, S. 545.

ter acht Hufen.¹⁶¹ 1320 verkaufte Heinrich II. ein Dorf bei Stavenhagen dem Schulzen Andreas von Neubrandenburg und übertrug es auf dessen Bitte an das Kloster Wanzka. Dies geschah für das Seelenheil seiner selbst und das seiner Vorfahren.¹⁶² Der Name seines ersten Schwiegervaters und der seiner ersten Frau fehlen in dieser Urkunde.¹⁶³ Das trifft ebenfalls auf die tradierten landesherrlichen Urkunden für Wanzka aus den Jahren 1322 und 1326 zu. Darin verliet Heinrich II. dem Kloster u.a. die Anwartschaft auf eine Vikarie in der Marienkirche zu Neubrandenburg und übertrug Einkünfte aus fünf Dörfern.¹⁶⁴ Diese Beurkundungen erfolgten an verschiedenen Orten des Landes Stargard und unter Mitwirkung dort ansässiger Ritter und Knappen, von denen einige ebenfalls mit dem Zisterzienserinnenkloster Wanzka verbunden gewesen sein dürften.

Heinrich II. von Mecklenburg und die Herrschaft Stargard/Lychen

Heinrich II. hat sich nicht nur wegen der Absicherung der Klosterstiftungen seines Schwiegervaters in Himmelpfort und Wanzka für die Wahrnehmung landesherrlicher Rechte in Stargard und Lychen engagiert. Er war durchaus bestrebt, diesen Herrschaftsbereich möglichst dauerhaft zu behaupten. Das zeigte sich bald nach dem Tode seiner ersten Frau Beatrix von Brandenburg (1314). Die Bestimmungen des Vertrages von 1304 konnten für den Verbleib des Landes Stargard unter mecklenburgischer Herrschaft nicht mehr angeführt werden, weil Heinrich II. zu jener Zeit noch keinen Sohn hatte. Überdies wechselte der Mecklenburger bald darauf politisch die Seiten und kämpfte mit dem König von Dänemark gegen Waldemar von Brandenburg.¹⁶⁵ Infolgedessen sprach der Markgraf dem Mecklenburger das Lehen Stargard ab, was dieser aber nicht freiwillig herausgab. In den folgenden militärischen Auseinandersetzungen der Jahre 1315/1316 unterlag Waldemar schließlich der Koalition unter Führung des dänischen Königs und Heinrichs II. Im Frieden von Templin 1317 bestätigte der Markgraf dem mecklenburgischen Herrn den Besitz des Landes Stargard zu den gleichen rechtlichen Konditionen, wie er ihn von Markgraf Johann V. und dessen Vorfahren erhalten hatte.¹⁶⁶

Nach dem Aussterben der Askanier 1320 musste der Mecklenburger die Herrschaft Stargard erneut verteidigen. König Ludwig der Bayer (1314–1347) belehnte 1323 seinen gleichnamigen Sohn mit der Mark Brandenburg unter Einschluss Stargards. Heinrich II., der seit 1319/23 auch Herr über Stadt und Land Rostock war, setzte sich dagegen zur Wehr und verbündete sich dafür u.a. mit

¹⁶¹ MUB, Bd. 6 (wie Anm. 3), Nr. 3789.

¹⁶² MUB, Bd. 6 (wie Anm. 3), Nr. 4204.

¹⁶³ Seit 1316 war Heinrich II. in zweiter Ehe mit Anna von Sachsen-Wittenberg (gest. 1327) vermählt. WIGGER, Stammtafeln (wie Anm. 38), S. 160.

¹⁶⁴ MUB, Bd. 7 (wie Anm. 3), Nrn. 4350, 4368, 4719.

¹⁶⁵ AUGE, Handlungsspielräume (wie Anm. 67), S. 54 f.

¹⁶⁶ MUB, Bd. 6 (wie Anm. 3), Nr. 3942, S. 317. – KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 16 f.

Papst Johannes XXII. (1316–1334), der seinerseits König Ludwig den Bayern bekämpfte.¹⁶⁷ Heinrich II. wollte sich durch Johannes XXII. sogar selbst mit der Mark Brandenburg belehnen lassen, was jedoch nicht gelang.¹⁶⁸ Trotzdem verteidigte Heinrich II. die Herrschaft über Stargard bis zum Ende seines Lebens erfolgreich. Das war möglich, weil er Stargard nicht als „Nebenland“ behandelt, sondern seine Herrschaft durch periodische persönliche Präsenz, die Vergabe von Urkunden an Destinatäre in diesem Raum, die Akzeptanz seiner hegemonialen Position seitens der ansässigen Ritter und Knappen sowie die Förderung von Kirchen, Klöstern, Kommenden und Stiften etabliert hatte. So gelang es auch während der vormundschaftlichen Regierung (1329–1336) für Albrecht II. und Johann, die Söhne Heinrichs II., die Herrschaft Stargard für Mecklenburg zu behaupten. Markgraf Ludwig der Ältere von Brandenburg belehnte Albrecht II. und Johann von Mecklenburg 1329 mit dem Land Stargard, mit Lychen und der Heide, Eldenburg (Lübz) mit der Thure, Arnsberg und Strelitz.¹⁶⁹

Für die Zeit der Vormundschaftsregierung wurden die Herrschaften Mecklenburg, Rostock und Stargard – gemessen an der Urkundenpraxis – generell als separate Einheiten behandelt. Doch erscheinen Mecklenburg und Rostock unter einzelnen Aspekten etwas enger verzahnt, während Stargard einen separaten Status behielt. Gleichwohl wirkten Ritter aus Stargard aktiv an der vormundschaftlichen Regierung mit. Zwei von ihnen gehörten sogar zum engeren Kreis von zwölf Adelsherren, die als hauptsächliche Ratgeber der jungen Landesherren fungierten und alle Gebiete repräsentierten, die in dieser Zeit zum mecklenburgischen Herrschaftsbereich gehörten.¹⁷⁰ Die Mönche des Klosters Himmelpfort waren währenddessen auf die urkundliche Absicherung ihrer Grundausrüstung und der inzwischen zusätzlich erworbenen Besitzungen und Rechte bedacht;¹⁷¹ 1336 erlangten sie eine Generalbestätigung durch Papst Benedikt XII. (1334–1342).¹⁷²

In der Regierungszeit Albrechts II.¹⁷³ und Johans (IV.) wurde die mecklenburgische Herrschaft über Stargard auf eine neue rechtliche Basis gestellt.

¹⁶⁷ AUGE, Handlungsspielräume (wie Anm. 67), S. 69.

¹⁶⁸ MUB, Bd. 7 (wie Anm. 3), Nr. 4595.

¹⁶⁹ MUB, Bd. 8 (wie Anm. 3), Nr. 5081.

¹⁷⁰ Wolfgang HUSCHNER: Die Vormundschaftsregierung für Albrecht II. und Johann von Mecklenburg (1329–1336), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43, 1995, S. 1061–1083, hier S. 1081 f.

¹⁷¹ Die Mönche Himmelpforts ließen sich 1330 und 1335 u.a. die Gründungsurkunde Markgraf Albrechts III. vom 25. November 1299, die Bestätigungs- und Schutzurkunde König Albrechts I. von 1301, einen Vertrag mit der Stadt Fürstenberg von 1318, Übertragungen der Markgrafen von Brandenburg und Heinrichs II. von Mecklenburg durch den Bischof von Brandenburg transsumieren bzw. vidimieren. CDB (wie Anm. 49), S. 13, Nr. 6; S. 24, Nr. 19; S. 25, Nr. 21; S. 26, Nr. 22; S. 26 f., Nr. 23; S. 27, Nrn. 24, 25; S. 28, Nrn. 26, 27; S. 44, Nr. 47.

¹⁷² CDB (wie Anm. 49), S. 29, Nr. 28.

¹⁷³ Wolfgang HUSCHNER: Albrecht II. Fürst und Herzog von Mecklenburg (1329–1379), in: Eberhard HOLTZ, Wolfgang HUSCHNER (Hg.): Deutsche Fürsten des Mittelalters. Fünfundzwanzig Lebensbilder, Leipzig 1995, S. 326–345.

König Karl IV., der Kontrahent der Wittelsbacher, trennte das Land endgültig von der Mark Brandenburg. Er erhob es 1347 in den Status eines Reichslehens, das er an die neuen Herzöge von Mecklenburg (1348) verlieh.¹⁷⁴ 1352 vereinbarten die herzoglichen Brüder eine Nutzteilung. Fortan regierte Albrecht II., der 1358/59 auch noch die Grafschaft Schwerin erwarb,¹⁷⁵ in den westlichen Herrschaftsschwerpunkten, während sein Bruder als Johann I. von Mecklenburg-Stargard vor allem in den östlichen Kerngebieten agierte.¹⁷⁶ Johann I. stiftete 1358 einen Altar in der Kirche des Klosters Himmelpfort, an dem auf ewige Zeiten täglich Messen gelesen werden sollten, für das Seelenheil seiner Eltern (Heinrich II. und Anna), für das eigene und das seiner Frau Rixa¹⁷⁷, für jenes Albrechts II. und dessen Frau (Euphemia von Schweden) sowie für das ihrer Nachkommen.¹⁷⁸ Spätestens zu diesem Zeitpunkt muss der Innenraum der Kirche des Klosters Himmelpfort, für dessen Errichtung sich Heinrich II. von Mecklenburg im Auftrag Albrechts III. von Brandenburg erfolgreich eingesetzt hatte, für den Gottesdienst nutzbar gewesen sein.

Resümee

Ausgehend von den eingangs formulierten Fragen lässt sich resümierend konstatieren, dass Markgraf Albrecht III. von Brandenburg nach dem Tod der beiden Söhne 1299 seinen Schwiegersohn, Heinrich II. von Mecklenburg, mit der Errichtung bzw. Etablierung seiner Stiftungen Himmelpfort und Wanzka hauptsächlich betraute. Himmelpfort stiftete Albrecht III. vor allem für sein eigenes Seelenheil und für das seiner vor ihm verstorbenen Söhne Otto und Johann. In der noch zu erbauenden Kirche des Klosters wollte der Markgraf dereinst bestattet werden. In diesen Zusammenhang gehört die 1299 erfolgte Belehnung Heinrichs II. mit dem Land Stargard einschließlich des Landes Lychen durch Albrecht III. Der Mecklenburger verfügte damit über Rechtstitel, auf die er sich nach dem Ableben seines Schwiegervaters berufen konnte. Im Hinblick auf das Kloster Wanzka wurde die Wahrnehmung der Funktion, die dem Mecklenburger seitens Albrechts III. zgedacht war, allseits akzeptiert. Heinrich II. bestätigte im November 1300 die Gründungsurkunde seines Schwiegervaters von 1290 sowie dessen umfangreiche Zuwendung von 1298 für Wanzka durch zwei eigene Dokumente. Albrecht III. wurde darin als (Lehns)herr Heinrichs II. bezeichnet, was den neuen rechtlichen Status des Mecklenburgers zum Ausdruck brachte.

¹⁷⁴ MUB, Bd. 10 (wie Anm. 3), Nrn. 6794, 6860. – KRABBO, Übergang (wie Anm. 1), S. 17. – Ernst MÜNCH: Mecklenburg auf dem Gipfel – Voraussetzungen und Folgen der Herzogswürde 1348, in: MJB 114, 1999, S. 49–63, hier S. 53, 61.

¹⁷⁵ Andreas RÖPCKE: Der Verkauf der Grafschaft Schwerin, in: MJB 124, 2009, S. 47–61.

¹⁷⁶ MUB, Bd. 13 (wie Anm. 3), Nr. 7679. – MÜNCH, Gipfel (wie Anm. 174), S. 62.

¹⁷⁷ WIGGER, Stammtafeln (wie Anm. 38), S. 205.

¹⁷⁸ CDB (wie Anm. 49), S. 32 f., Nr. 33. – MUB, Bd. 14 (wie Anm. 3), Nr. 8445, S. 254 f.

Obwohl das Kloster Himmelpfort mit dem Konsens Heinrichs II. durch Albrecht III. gegründet und dotiert worden war, stellte der Mecklenburger für dieses Kloster zu Lebzeiten seines Schwiegervaters keine Bestätigung der Fundationsdokumente aus. Markgraf Hermann, der Erbe Albrechts III., akzeptierte die für Himmelpfort vorgesehene Position Heinrichs II. nicht. Kurz vor dem Tode Albrechts III. konfirmierte er die Gründung und Ausstattung dieses Klosters durch eine eigene Urkunde. Der 1300 erfolgten Fundation und Ausstattung des Klosters Himmelstätt durch Albrecht III. verweigerte Hermann dagegen seine Zustimmung.

Vor allem die Verfügungsgewalt über das Land Lychen, in dem das künftige Kloster Himmelpfort entstehen und seine hauptsächlich wirtschaftliche Basis haben sollte, war zwischen Heinrich II. und Hermann strittig. Mit dem Vertrag von Vietmannsdorf 1304 wurde dieser Konflikt beigelegt und Heinrich II. nahm in der Folgezeit – bis auf die Münze in Lychen, die Hermann behielt – uneingeschränkt die landesherrlichen Rechte über Stargard und Lychen wahr. Auf dieser Grundlage bestätigte der Mecklenburger dem Kloster Himmelpfort 1305 die durch Albrecht III. vorgesehene Ausstattung. Zuvor hatte er den schon von Albrecht III. begonnenen Interessenausgleich mit den Johannitern weiter gefördert, deren Kommende Gardow durch die vorgesehene Ausstattung Himmelpforts wirtschaftlich beeinträchtigt werden würde. Dieses Konfliktpotential war mit der Etablierung der neuen Kommende Nemerow 1302/03, die der Komtur von Gardow in Personalunion leitete, reduziert. Die weitere Konsolidierung des Klosters Himmelpfort, für das 1309 erstmals ein Abt urkundlich genannt wird, konnte danach aus eigener Kraft erfolgen. Die Überführung Albrechts III., der zunächst in Lehnin bestattet worden war, nach Himmelpfort dürfte noch in der Regierungszeit Heinrichs II. erfolgt sein.

Durch die mehrfach betonte eigene Mitwirkung an der Gründung, Ausstattung und Errichtung von Himmelpfort strebte Heinrich II. neben Memorialleistungen für Albrecht III. solche auch für sich und seine Familie an. Ebenso verfuhr Heinrich II. gegenüber dem Kloster Wanzka und anderen kirchlichen Einrichtungen. Der Aufbau von dauerhaft angelegten Verbindungen zu den geistlichen Institutionen Stargards trug zur Etablierung seiner hegemonialen Position in diesem Gebiet bei. Im Verlauf von drei Jahrzehnten festigte Heinrich II. die Beziehungen zu den Klöstern, Kommenden und Stiften, zu den adligen Ritters und Knappen sowie zu den Städten in einem solchen Maße, dass die Länder Stargard und Lychen auch während der vormundschaftlichen Regierung für dessen Söhne Albrecht II. und Johann (1329–1336) bei Mecklenburg verblieben.

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Wolfgang Huschner
Ahrenshooper Straße 53
13051 Berlin

„VMME ERER SELEN SALICHEIT WILLEN“

Stiftungen für das Zisterzienserkloster Dargun als Spiegel der sozialen Vernetzung

Von Manja Olschowski

Die Flammen, in denen die Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters Dargun in den letzten Tagen des zweiten Weltkriegs versank, verbrannten auch eines der bemerkenswertesten Zeugnisse der Klostergeschichte – eine Gedenktafel, die an den Umbau der Klosteranlage in den Jahren 1464 bis 1479 erinnerte. Darauf wurden neben dem Herzog von Mecklenburg und seinen Söhnen 47 Adlige aus dem Umfeld der Darguner Zisterze genannt, die als Stifter zu den Baumaßnahmen beigetragen hatten. Diese Tafel nannte nicht nur die Summen, sondern gab auch über die Verwendung der Gelder Rechenschaft. Zum Schluss beschrieb sie detailliert den Lohn, den die Stifter für ihr Seelenheil erwarten konnten: „All diese [...], die hier aufgezählt wurden und ihre Almosen gegeben haben um die Bauarbeiten zu befördern und auch die, welche hiernach noch etwas geben, [für] die werden jede Woche Vigilien und Seelmessen von uns in der Kirche zu Dargun begangen und sie werden teilhaftig aller guten Werke, die mit uns sind zu aller Zeit. Weiterhin verdienen sie denselben Ablass, der an den Orden vergeben wird von unserem geistlichen Vater dem Papst, was doch ganz viel ist. [...] Amen.“¹

Die Inschrift der Gedenktafel ist in dieser Verfasstheit nicht nur einzigartig im norddeutschen Raum, sondern widerlegt zugleich die bis heute unwidersprochen gebliebene Auffassung vom Verfall des Klosters im 15. Jahrhundert.² Sie illustriert zudem, wie eine geistliche Institution, indem sie das individuelle Interesse an der Memoria zur Erlangung des Seelenheils bedient, Personenverbände formt, die die Institution selbst stützen und am Leben halten. In diesem

¹ Anhang 2: „*Alle desse Jennen . de hir / vorbenomet sin . de ere all-/missen hebben gegeuen . tho / der buwethe tho hulpe . vnd / ock de noch hir namals to / geuende werden . de wer/den began alle weken midt / vilgen vnd midt selemissen . / mit vns tho dargun in der / kercken . vnde werden del-/hafflich aller guden werc-/ke . de mit vns sihen in alle(n) / tiden . vurder vordenen se / sodane aflat . also dar de / orden mede begiffiget is . / van vnsen geistliken vede-/ren . D[e] . Pawese . des doch . / gantz vele is . [...] A M E N .“*

² Friedrich SCHLIE: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Grossherzogthums Mecklenburg-Schwerin, Bd.1 (Die Amtsgerichtsbezirke Rostock, Ribnitz, Sülze-Marlow, Tessin, Laage, Gnoien, Dargun, Neukalen) Schwerin 1896, S. 523: „Auch darf nicht vergessen werden, dass das XV. Jahrhundert im Allgemeinen das des Verfalls der geistlichen Stifter ist. Das gilt auch für Dargun.“

Kontext ist auch die spezifische Ausprägung der Darguner Memorialkultur in ihrer Gesamtheit zu sehen, die bislang nicht umfassend untersucht wurde. Wenn gleich in den vergangenen Jahren einige neue Forschungen zu Dargun veröffentlicht worden sind, so stand hier doch vor allem die Architekturgeschichte im Vordergrund³ – die übrigen Quellen wurden hingegen nur punktuell bearbeitet. Zu diesen zählen vornehmlich Urkunden, aber auch die erhaltenen Grabplatten und kopiales Überlieferungen zahlreicher Wappendarstellungen sowie die eingangs zitierte Gedenkinschrift⁴ (Abb. 1). Eine Aufarbeitung dieser

³ Christine KRATZKE: Das Zisterzienserkloster Dargun in Mecklenburg-Vorpommern. Studien zur Bau- und Kunstgeschichte (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 25), Petersberg 2004 und Hans KRONGAARD KRISTENSEN: Architectural relations between Danish Cistercian churches and the Daughters of Esrum at Dargun, Eldena and Kolbacz, in: Oliver AUGE u.a. (Hgg.): Glaube, Macht und Pracht. Geistliche Gemeinschaften des Ostseeraums im Zeitalter der Backsteingotik. Beiträge einer interdisziplinären Fachtagung vom 27. bis 30. November 2007 im Alfred-Krupp-Wissenschaftskolleg (Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, Bd. 6), Rahden 2009, S. 59–75, aber auch Heike REIMANN: Die historische Bedeutung des Zisterzienserklosters Dargun für die mittelalterliche Entwicklung eines mecklenburgisch-pommerschen Grenzgebietes und Winfried SCHENK: Zisterzienser als Gestalter von Kulturlandschaften. Bewertung der landeskulturellen Leistungen und planerischem Umgang mit dem landschaftlichen Erbe, beide in: Winfried SCHICH (Hg.): Zisterziensische Wirtschaft und Kulturlandschaften (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 3), Berlin 1998, S. 48–63 bzw. S. 8–32.

⁴ Es sind etwa 450 Urkunden überliefert, die größtenteils in den regionalen Urkundenbüchern veröffentlicht wurden. Im *Mecklenburgischen Urkundenbuch* (= MUB) (1863–1977), hg. vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Band 1–25, Schwerin, befinden sich Darguner Urkunden aus dem Zeitabschnitt zwischen 1172 und 1399, während die im *Pommerschen Urkundenbuch* (= PUB) (1868–1990), hg. von der landesgeschichtlichen Forschungsstelle (Historische Kommission) für die Provinz Pommern, Band 1–11, Stettin und Köln, veröffentlichten Urkunden nur bis 1344 reichen. Einige weitere Schriftstücke befinden sich im *Codex pomeraniae diplomaticus* (CODEX POM), hg. von Johann Gottfried Ludwig KOSEGARTEN und Karl Friedrich Wilhelm HASSELBACH, Greifswald 1862 sowie im *Pommerellischen Urkundenbuch* (POMMERUB) (1969), bearb. von Max PERLBACH, hg. durch den Westpreußischen Geschichtsverein, Danzig 1881–1916, Neudruck Aalen 1969, wobei alle 18 relevanten Urkunden aus dem Letzteren sich auch in einer der drei vorgenannten Quelleneditionen wiederfinden. Gerhard SCHLEGEL: Das Zisterzienserkloster Dargun: 1172–1552 (Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte, Bd. 22), Leipzig 1980, publizierte schließlich 1980 eine Liste weiterer unedierter Darguner Quellen, die sich in verschiedenen Archiven befinden. Zusätzlich sind insgesamt 409 Urkunden in einer 1837/38 angefertigten Bestandsliste des Archivars Lisch verzeichnet, die sich im LHAS befinden, Georg Christian Friedrich LISCH (1837/38): Verzeichniss der Urkunden des Klosters Dargun, in: LHAS, Findbuch, Rep. 1 – Geistliche Urkunden, Bestand 1070 – Kloster Dargun (= VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS), welchem ein alphabetisches Sach- und Namensregister angehängt ist. Von besonderem Interesse sind hier die 62 zwischen 1401 und 1591 verfassten Urkunden, die bislang nicht ediert wurden. Hinzu kommen weiterhin 14 erhaltene Grabplatten, die sich gegenwärtig in der Ruine der Klosterkirche bzw. der Darguner Pfarrkirche befinden und in mehreren Arbeiten des 19. Jahrhunderts besprochen wurden; Albrecht F. W. GLÖCKLER: Das Schloß und

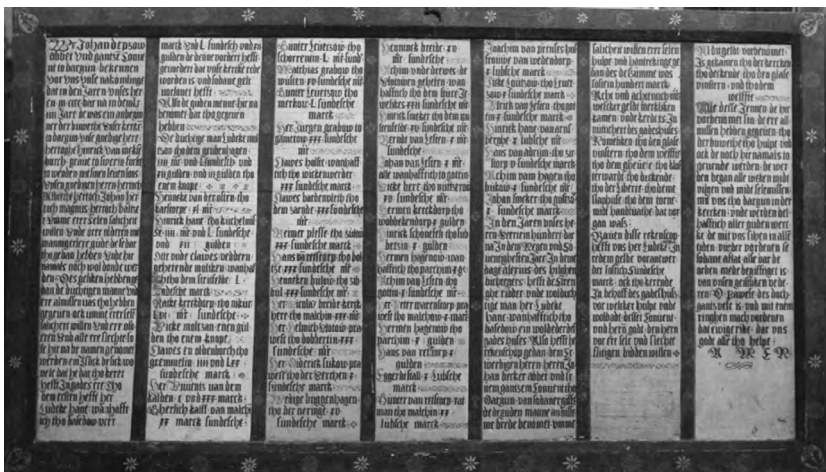


Abb. 1:

Dargun, Klosterkirche. Hölzerne Gedenktafel, ca. 1479 entstanden. Photographie 1895, in: LHAS 13.1-1/1 Bildersammlung Orte, Dargun Nr. 12. Vgl. dazu Anhang 2.

Belege unter dem Aspekt der sozialen Vernetzung des Darguner Konvents ergibt insofern ein weitgehend unerwartetes Bild, da nicht nur generell zahlreiche Stiftungen nachgewiesen werden können, sondern auch ein signifikanter Anteil der lokalen Adelsfamilien zu verzeichnen ist. Dieses manifestiert sich beispielsweise in der Anlage von fünf Familienbegräbnissen, die in wenigstens zwei Fällen sogar eigene Kapellenanbauten motivierten. In der Folge wird zuerst auf die klassischen Seelgerätstiftungen einzugehen sein, bevor die nachgewiesenen Altarstiftungen interessieren. Daran anschließend werden die Quellen zur Baufinanzierung des 15. Jahrhunderts, zu denen auch die Wappendarstellungen auf den Stifterfenstern zählen, hinsichtlich der Identität der einzelnen Stifter ausgewertet. Abschließend richtet sich der Blick auf die im

die Kirche zu Dargun, in: MJB 3, 1838, S. 169–180 sowie die Arbeit von Georg Christian Friedrich LISCH: Das Schloß und die Kirche zu Dargun, in: MJB 6, 1841, S. 89–99; SCHLIE (wie Anm. 2), S. 540–549. Eine ausführliche Auswertung der Grabplatten, die eine Aufnahme der Inschriften wie auch einen kritischen Apparat voraussetzt, würde den Umfang dieses Beitrages überschreiten, wird von der Autorin jedoch derzeit vorbereitet. Die Gedenktafel wurde zuletzt untersucht von Ernst MÜNCH: Adel und Kloster. Die Darguner Denktafel von 1464/79, in: Ernst MÜNCH u.a. (Hgg.): Land – Stadt – Universität. Historische Lebensräume von Ständen, Schichten und Personen (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 14), Hamburg 2010, S. 77–92.

Kloster verorteten Begräbnisse, wobei das Augenmerk hier insbesondere auf einer Analyse der Familiengrablegen ruht, welche zentrale Informationen zur Sozialgeschichte der Abtei verspricht.

Zum Bereich der Memoria ist in den zurückliegenden Jahren umfangreich gearbeitet worden und ihr Stellenwert in der Lebenswelt des mittelalterlichen Menschen kann als *locus communis* gelten.⁵ Eine nähere Betrachtung der Memorialpraxis, etwa einer Dynastie oder gar einer Gesellschaftsschicht, eröffnet dabei Einblicke, die weit über die religiöse Dimension hinausgehen. So erschließt sich durch eine Betrachtung der wechselseitigen Beziehungen zwischen ganzen Konventen oder einzelnen Priestern und begüterten Stiftern eine Fülle von Angaben über beide Parteien, die es in der Folge für das Beispiel Darguns auszuwerten gilt.

Stiftungen für das Kloster

Seelgerätstiftungen

Eine Möglichkeit sich seines Gedenkens nach dem Tod zu vergewissern und für das eigene Seelenheil zu sorgen, war, wie bereits einleitend dargelegt wurde, die Stiftung des persönlichen Vermögens an eine geistliche Institution. Von einer Seelgerätstiftung spricht man dann, wenn eine Gabe *pro remedio animae* bzw. *ob salutem animae* gemacht wurde,⁶ wobei es je nach Gewichtung der

⁵ Hierzu grundlegend Otto Gerhard OEXLE (Hg.): *Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 111), Göttingen 1994; Christine SAUER: *Fundatio und memoria. Stifter und Klostergründer im Bild. 1100 bis 1350* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 109), Göttingen 1993; Karl SCHMID, Joachim WOLLASCH (Hgg.): *Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet* (Schriftenreihe der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg), München 1984. Zuletzt auch Nathalie KRUPPA (Hg.): *Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel* (Studien zur Germania Sacra, Bd. 30), Göttingen 2007 sowie Sebastian SCHOLZ: *Öffentliche Frömmigkeit im 15. Jahrhundert. Stiftung, Memoria und Repräsentation auf Denkmälern*, in: Jörg ROGGE (Hg.): *Religiöse Ordnungsvorstellungen und Frömmigkeitspraxis im Hoch- und Spätmittelalter* (Studien und Texte zur Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters, Bd. 2) 2008, S. 115–134.

⁶ Definition nach: Nathalie KRUPPA: *Erinnerung an einen Grafen. Adolf IV. von Schaumburg und seine Memoria*, in: KRUPPA, *Adlige* (wie Anm. 5), S. 183–224, hier S. 183. Der mittelalterliche Stiftungsbegriff wurde in der Forschung kontrovers diskutiert und einem rechtshistorischen Verständnis folgend, eine Stiftung lange Zeit als Institution definiert. Demnach musste das übergebene Stiftungsvermögen erhalten bleiben, um mit den Erträgen dem Stifterwillen zu genügen. So etwa die grundlegende Arbeit von Michael BORGOLTE: *Stiftungen des Mittelalters im Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft*, in: Dieter GEUENICH, Otto Gerhard OEXLE (Hgg.): *Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 111), Göttingen 1994, S. 267–285, hier S. 270; DERSELBE:

Stiftung graduelle Unterschiede bei den Gegenleistungen gab.⁷ Eben diese – urkundlich zumeist streng geregelt und bisweilen detailliert beschriebenen – Dienste waren hierbei das entscheidende Charakteristikum, durch das sich Stiftungen von nicht näher definierten Schenkungen abgrenzen lassen. Denn durch die Verpflichtung zum Gedenken entstanden soziale Beziehungen zwischen Stifter und Stiftungsempfänger, die – anders als im Fall einer Schenkung – eine gewisse Dauer implizierten. Da im vorliegenden Beitrag die Vernetzung des Darguner Konventes und daher dessen langfristige Verflechtung mit dem sozialen Umfeld interessiert, werden in der Folge ausschließlich Stiftungen behandelt, die mit der Wendung *pro remedio animae* oder einem Äquivalent verbunden waren und den Konvent so zur andauernden Fürbitte verpflichteten.

Für das Kloster Dargun lassen sich im Zeitraum von 1216 bis 1552 insgesamt 51 dieser Definition entsprechenden Seelgerätstiftungen entweder urkundlich belegen oder aufgrund nachgewiesener Bestattungen vermuten.⁸ Es handelt sich um 17 Beispiele, die an ein Begräbnis in Dargun gekoppelt waren und 34 weitere Stiftungen von Personen, die wahrscheinlich nicht in Dargun ihr Grab wählten und daher lediglich über die für sie gehaltenen Memorialdienste präsent waren.

Memorialstiftungen konnte man zum einen für sich selbst noch zu Lebzeiten oder zum anderen für bereits verstorbene Familienmitglieder verfügen. Beide Varianten lassen sich für die Darguner Zisterze belegen. Während die Namen der Eltern in den entsprechenden Urkunden häufig noch erschienen, wurde der übrigen Vorfahren zumeist nur pauschal gedacht. Bedenkt

Die Stiftungen des Mittelalters in rechts- und sozialhistorischer Sicht, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung, Jg. 74, 1988, S. 71–94, S. 91 betont weiterhin die Gebundenheit an den Stifter, auch und vor allem nach dessen Tod, wenn er feststellt, dass es bei jeder Anniversarfeier und jeder Verteilung der Stiftungserträge der Stifter selbst ist „der den Stiftungsberechtigten jeweils neu seine Anstalt zur Verfügung stellt oder die Erträge seines Vermögens widmet.“ SCHMID definiert nur leicht abweichend eine Stiftung als „Widmung von wirtschaftlichen Gütern durch menschlichen Willen zu einem bestimmten Zweck, dessen dauerhafte Verwirklichung von der Rechtsordnung anerkannt wird.“ SCHMID/WOLLASCH (wie Anm. 5), S. 56. Diese andauernde Verwirklichung bildet den Kern des jüngeren sozialgeschichtlichen Stiftungsbegriffs, der das zentrale Kriterium der Dauer nicht an das Vermögen knüpft, sondern an die Dauer der sozialen Beziehung zwischen Stifter und Stiftungsempfänger und somit an die Dauer des memorialen Handelns. So etwa Ralf LUSIARDI: *Stiftung und städtische Gesellschaft: religiöse und soziale Aspekte des Stiftungsverhaltens im spätmittelalterlichen Stralsund* (Stiftungsgeschichten, Bd. 2), Berlin 2000, S. 51 und Benjamin SCHELLER: *Memoria an der Zeitenwende: die Stiftungen Jakob Fuggers des Reichen vor und während der Reformation (ca. 1505–1555)* (Stiftungsgeschichten, Bd. 3), Berlin 2004, S. 17–20.

⁷ Sven WICHERT: *Das Zisterzienserkloster Doberan im Mittelalter* (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 9), Berlin 2000, S. 66 f.

⁸ Siehe hierzu die tabellarische Auflistung aller Stiftungen bzw. Begräbnisse in Anhang 1.

man, welchen Stellenwert die eigene Herkunft für ein Adelsgeschlecht hatte, müsste man vermuten, dass möglichst viele Ahnen namentlich aufgeführt werden, da gerade die Nennung des Namens den Toten präsent werden ließ.⁹ Ein Grund für den hiervon abweichenden Befund könnte im Stellenwert der Kernfamilie liegen, die demnach im Mittelpunkt der Memoria stand.¹⁰

Betrachtet man nun den Gesamtbestand des erhaltenen Urkundenmaterials, fällt die große Zahl landesherrlicher Stiftungen auf. So empfangen die Darguner Mönche, die hier sicher auch von der Grenzlage des Klosters profitierten, Besitz von den pommerschen wie auch mecklenburgischen Herren bzw. Herzögen.¹¹ Wenngleich nun in den entsprechenden Urkunden das Seelenheil des jeweiligen Landesherrn als integraler Bestandteil zu finden ist und es sich somit um Seelgerätstiftungen handelt, so sollen in der Folge doch nicht alle diesbezüglichen Beispiele betrachtet werden, da sie im gegebenen Kontext keine neuen Erkenntnisse versprechen. Desweiteren erscheinen die Motive für solche Stiftungen heterogen und doch vorwiegend politisch bedingt. Die Sorge um die guten Taten und das Wohl der Seele begegnet hier eher als wiederkehrender Teil des Urkundenformulars. Lediglich in der Frühzeit des Klosters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts lassen sich drei landesherrliche Stiftungen ausmachen, die von diesem Bild abweichen und die gleichzeitig das vielseitige Interesse am Darguner Konvent illustrieren. So bestätigte bereits 1228 Herzog Wartislaw III. von Pommern-Demmin die Stiftung des Gutes Drönnewitz zum Andenken an seinen 1219 gestorbenen Vater Kasimir. Dieser war maßgeblich an der Neubesetzung Darguns 1216 beteiligt gewesen und hatte den Besitz des Klosters noch zu Lebzeiten signifikant vergrößert.¹² Er wird damit annähernd in der Position eines Fundators gestanden haben und sein Andenken wird somit auch für die Darguner Mönche – zumal so kurz nach der zweiten Gründung – von immenser Bedeutung gewesen sein. Nur wenig später, in den Jahren 1239 und 1241, sind zwei weitere hochadlige Stiftungen belegt, deren Anspruch über die formelhafte Sorge um das Seelenheil hinausging. Zum einen findet sich in einer Urkunde des Herren Johann von Mecklenburg der Vermerk, die Witwe seines Sohnes Bertold stifte vier Hufen in Stassow für die Seele ihres Mannes.¹³ Zum anderen übertrug Herr Borwin von Rostock der Zisterze 1241 das Eigentum der Kirche zu Levin,

⁹ Arnold ANGENENDT: Theologie und Liturgie der mittelalterlichen Toten-Memoria, in: SCHMID/WOLLASCH (wie Anm. 5), S. 79–199, vgl. besonders S. 188–191; BORGOLTE, sozialhistorische Sicht (wie Anm. 6), besonders S. 86 f.

¹⁰ Vgl. Karl-Heinz SPIEB: Liturgische Memoria und Herrschaftsrepräsentation im nicht-fürstlichen Hochadel des Spätmittelalters, in: Werner RÖSENER, (Hg.): Adelige und bürgerliche Erinnerungskulturen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Formen der Erinnerung, Bd. 8), Göttingen 2000, S. 97–123, hier S. 115.

¹¹ Vgl. hierzu Oliver AUGÉ: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit (Mittelalter-Forschungen, Bd. 28), Ostfildern 2009, besonders Kapitel I.3.5.2.

¹² Zur Stiftung siehe MUB Nr. 356, zu den früheren Vergaben MUB Nr. 223, Nr. 225 und Nr. 247.

¹³ MUB Nr. 493.

um damit den Klosterbau zu befördern – zugleich jedoch *pro salute nostra nostrorumque heredum et pro felici memoria quondam vxoris nostre domine Sophie, filie regis Swetie*.¹⁴ Wie bereits im vorangegangenen Fall, wurde ein personalisiertes Gebetsgedenken angestrebt, was eine engere Verbindung zum Darguner Konvent impliziert – zumal auch in diesem Fall keine Quellen zu gleichartigen Stiftungen nachweisbar sind. Wiewohl allein das skizzierte, über die Norm hinausgehende, frühe Interesse der Landesherren beachtenswert scheint, so ist dies umso mehr zu betonen, als entsprechende Nachweise für die spätere Darguner Klostersgeschichte gänzlich fehlen. Wenn auch die Vergabe von Privilegien und diverse Schenkungen noch bis zur Auflösung des Konvents 1552 belegt sind, so waren diese doch nicht mehr explizit der Memoria einer bestimmten Person gewidmet, sondern lassen lediglich die angesprochene Formelhaftigkeit erkennen. Eine mögliche Erklärung für diese Beobachtung, wenn man mögliche Quellenverluste ausklammert, könnte in der erstarkenden Position der jeweiligen Hausklöster zu finden sein. Es liegt nahe, dass die Mecklenburger Landesherren vermehrt in Doberan, die Pommernherzöge unter anderem in Eldena stifteten, da sich dort zumindest ein Teil der jeweiligen Grablegen befand¹⁵. Hingegen scheint die Darguner Abtei für den herrschaftlichen Adel nur so lange von Interesse gewesen zu sein, bis sich diese traditionsbildenden Strukturen hinreichend entwickelt hatten.

Ein gänzlich anderes Bild bietet sich uns, sobald wir das Stiftungsverhalten des lokalen, niederen Adels betrachten, denn hier zeigen sich erstaunliche Kontinuitäten. So lassen sich die meisten einflussreichen Familien des weiteren Darguner Umlandes bereits früh, nicht nur als Zeugen in Klosterurkunden, sondern eben auch als Stifter fassen. Schon 1254 überschrieb der Ritter Ulrich von Osten dem Kloster Dargun vier Hufen in Wittenwerder für sein Seelenheil¹⁶ und legte damit den Grundstein für eine Verbindung seiner Familie zur Zisterze, die mehr als 200 Jahre Bestand haben sollte. Im Jahr 1334 ist eine weitere Stiftung durch Arnold von Osten belegt¹⁷ und noch auf der Stifertafel von 1479 findet sich der Vermerk auf *Henneke van der Osten*, welcher zweifellos als Nachfahre der beiden Vorgenannten gelten kann. Auch für die Familien Schönfeld, Lukow, Kardorff und Maltzan lassen sich ähnliche Beispiele

¹⁴ MUB Nr. 527.

¹⁵ Zur Memorialkultur in Doberan vgl. Ilka MINNEKER: Vom Kloster zur Residenz. Dynastische Memoria und Repräsentation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Mecklenburg, Münster 2007. Zu Eldena nach wie vor am ausführlichsten Theodor PVL: Geschichte des Cistercienser-Klosters Eldena im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald, Greifswald 1880; zuletzt aber auch Jürgen HEROLD: Äbte, Ritter, Bürger und Priester – aber keine Mönche: Die Grabplatten des Klosters Eldena im Licht der Inschriftenforschung, in: Felix BIERMANN, u.a. (Hgg.): „Die Dinge beobachten ...“. Archäologische und historische Forschungen zur frühen Geschichte Mittel- und Nordeuropas (Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, Bd. 2), Rahden/Westf. 2008, S. 357–370.

¹⁶ MUB Nr. 739.

¹⁷ MUB Nr. 5474.

anführen, wobei allen gemein ist, dass sie ebenfalls noch im 15. Jahrhundert die Baumaßnahmen am Kloster mit finanzierten.¹⁸ Darüber hinaus sind drei Stiftungen während des 13. und 14. Jahrhunderts durch Vertreter der Familie von Wacholz bekannt und zahlreiche Einzelnachweise erhalten, welche die Einbindung der Familien Preen, Penz, Gramzow, Schlicht, Sukow, Behr und Röggelin belegen.¹⁹ Eine ungewöhnliche Häufung von Stiftungstätigkeit ist schließlich für die Familie von Erteneburg oder Artlenburg festzustellen. Während der Jahre 1239, 1266, 1291 und 1310 lassen sich eine Schenkung ohne explizite Motivangabe und drei eindeutige Stiftungen von Mitgliedern dieser Familie an das Kloster Dargun nachweisen.²⁰ Bereits 1248 befand sich ein Werner von Artlenburg unter den Zeugen der Herzogsurkunde,²¹ welche die pommerschen Besitzungen Darguns bestätigte. Dessen Vorfahren waren zur Zeit Heinrichs des Löwen sächsische Ministerialen und in dieser Eigenschaft Vögte der Artlenburg bei Lauenburg an der Elbe. Seit 1237 erscheint die Familie in Mecklenburg, wenig später auch weiter östlich. Nach dem Ende des mecklenburgisch-pommerschen Krieges erwarben die von Artlenburg umfangreichen Grundbesitz südlich von Demmin, was ihr auffälliges Interesse an der benachbarten Zisterze erklären kann.²² Von 1291 bis 1320 stand schließlich ein Abt Johann von Erteneburg fast dreißig Jahre lang als Johann III. dem Darguner Konvent vor.²³

Von den 34 Seelgerätstiftungen, die an das Kloster vergeben wurden und die nicht mit einem Begräbnis verbunden waren, gingen fünf von Mitgliedern des Hochadels aus, 24 verweisen auf Familien des niederen Adels und nur vier können Bürgern bzw. Klerikern zugerechnet werden. Im Fall einer Urkunde von 1337 aus dem Rostocker Ratsarchiv lässt sich keine ständische Zuweisung vornehmen, da in dieser Verzichtserklärung des Klosters auf ein Erbe am Rostocker Diebestor der Erblasser nicht namentlich erwähnt wird.²⁴ Von den genannten vier nicht-adligen Stiftungen gehen drei auf Kleriker der Schweriner sowie Kamminer Diözese zurück, und nur eine ist bürgerlichen Ursprungs. Das relativ verhaltene Interesse dieser gesellschaftlichen Schicht an der Fürbitte der Darguner Mönche ergibt sich dabei wohl primär aus der ländlichen Lage der Abtei und der wachsenden Attraktivität der städtischen Mendikantenklöster²⁵.

¹⁸ Auf alle vier Familien wird im Laufe des Beitrages noch ausführlicher einzugehen sein, so dass an dieser Stelle auf die Nachweisführung verzichtet wird.

¹⁹ Vgl. die Tabelle in Anhang 1.

²⁰ MUB Nr. 500, 1050, 1070, 2125, 3355.

²¹ MUB Nr. 604.

²² Zur Geschichte der Familie von Artlenburg siehe auch REIMANN (wie Anm. 3), S. 56.

²³ SCHLEGEL (wie Anm. 4), S. 39.

²⁴ MUB Nr. 5742.

²⁵ Vgl. hierzu ausführlich Ingo ULPTS: Die Bettelorden in Mecklenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Franziskaner, Klarissen, Dominikaner und Augustiner-Eremiten im Mittelalter (Saxonia Franciscana, Bd. 6), Werl 1995.

Um die Vernetzung der Darguner Zisterze mit ihrem Umfeld zu diskutieren, ist neben der Auswertung der prosopographischen Daten auch die Frage nach der fixierten Gegenleistung zu stellen. Auf die graduellen Unterschiede zwischen der einfach formulierten Sorge um das Seelenheil und der ausführlichen Beschreibung etwa von Servitien ist dabei besonders zu achten. Weiterhin interessiert der Aspekt der Exklusivität von Stiftungen und damit die Frage nach dem Stellenwert derselben für den entsprechenden Donator. Zum erstgenannten Aspekt lässt sich feststellen, dass neben der Stiftung von Seelenmessen und Anniversarien, zumeist mit Vigilien und Messen, besonders Servitien beliebt waren, also „Gedächtnismähler unterschiedlichen Zuschnitts, mit denen die Stifter dem Gedenken an sich einen besonderen Nachdruck zu verleihen suchten.“²⁶ Theologischer Hintergrund all dessen war der Wunsch, der Seele des Verstorbenen den Weg durch das Fegefeuer bis zum Eintritt ins Paradies zu erleichtern. Der Dominikanermönch und spätere Bischof Durandus von St. Pourçain (ca. 1270–1334) schreibt hierzu: „Der Anniversarientag wird darum wiederholt, weil wir nicht wissen, wie es dem Verstorbenen im anderen Leben ergeht; und besser ist es, dass unserer Wohlthat ihm zu viel geschehe, als zu wenig.“²⁷ Hier kann eine Urkunde des Herzogs Barnim von Pommern aus dem Jahr 1264 angeführt werden, die infolge der Stiftung des Johann von Penz an das Kloster Dargun ausgestellt wurde. Darin ist detailliert festgelegt, wie das Stiftungsgut, bestehend aus dem vierten Teil des Dorfes Drönnewitz, zum einen für das Gedenken an seine Mutter Alheid verwandt werden soll, zum anderen für Johann von Penz selbst und schließlich für seine Frau Heileburg.²⁸ Die Bedeutung der Anniversarien wird auch in einer Urkunde der Lutgard von Erteneburg aus dem Jahr 1291 deutlich, die sie explizit mit angibt.²⁹ Auffällig ist hierbei auch, dass die adlige Witwe auf die Stiftung ihres verstorbenen Mannes

²⁶ WICHERT (wie Anm. 7), S. 167.

²⁷ Zitiert in: Ludwig DOLBERG: Das mittelalterliche Begräbnis, in: Der Katholik – Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben, Jg. 3, 1887, S. 271–295, S. 294.

²⁸ MUB Nr. 1014. Konkret heißt es hierzu „[...] *ut predictus dominus Johannes singulis annis pro dilecta matre sua domina Alheid[e] in signum et monumentum speciale deuocionis ipsius seruicium faciat in die beate Katharine virginis, quoadusque vixerit, de eiusmodi partis redditibus, conuentus dicti loci quacunq[ue] tali consolatione percepta ad feruentiorem eius memoriam habendam in suis missis et orationibus accendatur.*“ Für sich selbst bestimmte Johann „*Unum diem durabit seruicium, quod fiet annis singulis et eius anniuersario, ut ipsius ex hoc memoria speciali deuocione fratribus commendetur.*“

²⁹ MUB Nr. 2125: „[...] *ita tamen quod ex eorum redditibus in anniuersario bone memorie Weneri filii mei, hoc est in natiuitate beate Marie virginis vel in eiusdem octaua, singulis annis conuentui seruiatur; preterea seruicium aliud idem conuentus habebit in anniuersario felicis in Christo recordacionis Johannis militis de Erteneburg, mariti mei predilecti, hoc est in festo sancti Johannis baptiste vel in die sanctorum martirum Johannis et Pauli, quod singulis annis ministrabitur de redditibus duorum mansorum sitorum in Gancekendorp, quos prefatus Johannes maritus meus longe ante decessum suum ad hoc ipsum predicto conuentui delegauit.*“

hinweist, welche dieser *lange vor seinem Tod* dem Kloster übertragen hat, und damit die schon eingangs erwähnte Kontinuität betont. Während sich ähnlich detaillierte Memorialwünsche für zahlreiche weitere adlige Stiftungsurkunden anführen ließen,³⁰ weicht der Befund für die vier bürgerlichen bzw. klerikalen Dotationen deutlich hiervon ab. In drei dieser Quellen erscheint Dargun nur als eine von mehreren bedachten Institutionen, worin ganz allgemein „das Verlangen zu erkennen ist, die Memoria an möglichst vielen Orten von möglichst vielen Personen unterschiedlicher religiöser Lebensweise zu sichern“.³¹

Bei den wenigen kumulativen Besitzvergaben durch adlige Stiftungen handelt es sich ebenfalls um entfernt lebende Stifter. Exemplarisch sei hier auf den Ritter Gödeke von Swineborg aus Lübeck verwiesen, der den Darguner Konvent um 1290 mit zehn Mark bedachte – genauso wie noch 36 andere geistliche Institutionen.³² Tendenziell wurde die Exklusivität einer Stiftung scheinbar direkt bedingt durch die geographische Nähe zwischen Stifter und Empfänger. Für den lokalen Adel im Umkreis des Klosters finden sich nur punktuell Hinweise für eine Aufteilung des Stiftungsgutes, was überdies in separaten Urkunden festgelegt wurde.³³

³⁰ Vgl. hierzu etwa MUB Nr. 2358, 3101, 3945 oder 4586.

³¹ SPIEB (wie Anm. 10), S. 110. Vgl. hierzu MUB Nr. 2261, 3395 sowie VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS, Nr. 373 (wie Anm. 4). MUB Nr. 2261, welche auf 1293–1300 datiert ist: Der Wismarer Bürger Hoyer Grapengeter errichtet sein Testament und vermacht „*pro salute anime mee missas, vigiliis et oraciones*“ eine Mark an die Brüder in Dargun, welche er unmittelbar nach den Bettelorden in Wismar nennt. Die beiden Stiftungen des Schweriner Dompfropstes wurden diskutiert von WICHERT (wie Anm. 7), S. 168: „Heinrich Wangelin verteilte 1403 seine Stiftungen von 80 Mark auf die Karthäuserklöster in Stettin und Rostock. Die Zisterzienserklöster Doberan und Dargun erhielten von ihm je 30 Mark, wofür von beiden Konventen zeitgleich Servitien ausgerichtet werden sollten.“ Für die zweite Stiftung von 1416 siehe VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS (wie Anm. 4), Nr. 397: Heinrich Wangelin schenkt dem Kloster Dargun 16 Mark lüb. jährlicher Hebungen aus dem Dorfe Kötel und bestimmt dieselben zur Verwendung für Memorialen für sich und seine Verwandten, „[...] *ipso autem vita functo dicti sedecim marcarum redditus pro perpetua memoria sua et parentum suorum, videlicet Bernardi patris et Elizabeth matris ac domini Johannis quondam rectoris ecclesie parrochialis in Malchin ac Hermanni fratrum suorum et Hermanni Bazepol olim decani Butzowensis* [...]“.

³² MUB Nr. 2045, welche auf 1289–91 datiert ist: Der Lübecker Ritter Gödeke von Swineborg bedachte insgesamt 37 (!) geistliche Institutionen in seinem Testament und ging dabei bis nach Kolberg und Stettin: „*Item claustro sanctimonialium Roztok et Reinbeke et Rune et Zernetin et Nouo Claustro et Itzeho et Poreze et Vtersen et Ziscemere et Reineulde et Doberan et Dobertin et Herwardeshuden et claustris dominarum de Kolberghe et Stetin et Celi Porte et Dargun et Garz et Staregarden et claustro dominarum prope Dannenberghe et Eldena et minoribus in Grifenberghe cuilibet loco X marcas denariorum* [...]“.

³³ Der Ritter Reimar von Wacholz vermachte 1307 zum einen dem Kloster Ivenack eine Mühle, zum anderen dem Kloster Dargun eine Hufe in Sophienhof, „*volens non solum saluti anime mee, verum etiam veris et legitimus heredibus meis prouidere*“, vgl. MUB Nr. 3156. Auch der Ritter Johann Moltke war bemüht, sich das Gebets-

Nachdem nun resümiert werden kann, dass der Großteil der für Dargun nachzuweisenden Seelgerätstiftungen auf Familien des lokalen niederen Adels zurückgeht und dass diese exklusiv für „ihr“ Kloster stifteten und dafür detaillierte Gegenleistungen erwarteten, ergibt sich abschließend die Frage nach der zeitlichen Verteilung dieses Befundes.

Auf der Grundlage der 34 bekannten Dotationen fällt auf, dass die Masse der Zuwendungen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Dargun gelangte – eine Häufung, die sich unmittelbar in die positive wirtschaftliche Entwicklung der Zisterze einfügt. Während die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts von Friedrich Schlie als die „Zeit seiner grossen civilisatorischen Wirksamkeit“ beschrieben wird,³⁴ hatte sich das Darguner Kloster im 14. Jahrhundert offenbar als feste Instanz etabliert und den benachbarten niederen Adel an sich gebunden. Der beachtliche Zuwachs an Klostergütern in dieser Zeit kann in denselben Kontext gestellt werden. Zum Ende des 14. Jahrhunderts und das ganze 15. Jahrhundert hindurch ist dann jedoch ein sukzessiver Niedergang des gesamten Ordens zu verzeichnen,³⁵ was sich auch in der Darguner Situation spiegelt. Für diesen gesamten Zeitraum lassen sich nur noch drei Fälle von Einzelstiftungen rekonstruieren.

Altarstiftungen

Als Sonderform der bereits angesprochenen einfachen Seelgerätstiftungen ist für das Kloster Dargun ferner die erweiterte Form der Altarstiftung belegt. Das Stiftungsgut wurde in diesem Fall für die Einrichtung eines neuen Altars in der Klosterkirche verwandt, welcher einem oder mehreren Heiligen geweiht wurde und an dem unter anderem auch Messen für das Seelenheil des Stifters und seiner Angehörigen zu lesen waren. Im Zeitraum von 1292 bis 1335 sind für die Darguner Zisterze vier solcher Altarstiftungen urkundlich zu fassen. Einer Nachricht aus dem März 1335 lässt sich weiterhin entnehmen, dass der Kamminer Weihbischof fünf Altäre im Kloster Dargun geweiht

gedenken mehrerer Konvente zu sichern. Während er sein Grab in Doberan erwählte und für sein Begräbnis wie für anschließende Memorien das höchste Gericht, Bede und Dienste aus zwei Dörfern stiftete, bestimmte er weiterhin *„post diem exitus nostri ecclesie Dargunensi ducentas marcas denariorum ad duo perpetua seruicia conuentui ibidem comparanda“* vgl. MUB Nr. 3321. Er hatte offenbar bereits drei Jahre zuvor die Mühle zu Neukalen für das Kloster Dargun gekauft und stand demnach bereits in gewisser Beziehung zum Konvent, siehe MUB Nr. 3064.

³⁴ SCHLIE (wie Anm. 2), S. 521.

³⁵ Hierzu etwa Ulrich KNEFELKAMP, (Hg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser (Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Ethik an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Berlin 2001, S. 411.

hat.³⁶ Unter den Genannten könnten also eventuell auch die vier Altäre sein, für die wir Schenkungsurkunden besitzen. Dem ist jedoch lediglich in einem Fall so, wie ein Abgleich der Angaben zu den Patrozinien ergeben hat.³⁷ Die Herkunft der vier übrigen Altäre von 1335 ist unbekannt. Summarisch ergibt sich daher die Zahl von mindestens acht Nebenaltären im Jahr 1335, was die Vernetzung von Konvent und Umfeld eindrucksvoll illustriert. Im Folgenden werden daher die bekannten Stifter näher betrachtet.

Der Ritter Arnold von Schönfeld übertrug dem Kloster 1292 zwei Hufen in Zwiedorf und versprach der Abtei für den Fall seines Todes weitere Ackerfluren. Diese dienten der Baufinanzierung einer als neu bezeichneten Kapelle und einem darin zu errichtenden Altar,³⁸ an dem die Mönche Memorien für die Stifterfamilie lesen sollten. Es handelt sich hierbei um den ersten bekannten Nebenaltar. Im Jahr 1301 leistete Arnold von Schönfeld weiterhin Verzicht auf sechs Hufen in Zwiedorf, um eine Leibrente für sich selbst und seine Frau Beatrix zu erhalten.³⁹ Er war dem Kloster also bereits zu Lebzeiten eng verbunden und sorgte dafür, dass dieses Verhältnis auch nach seinem Tod erhalten blieb.⁴⁰ Für das Jahr 1308 ist eine Stiftung des Johann von Lowtzow belegt, der 60 Mark für die Weihe eines von ihm finanzierten Altars in einer, ebenfalls als neu bezeichneten, Kapelle übertrug. Er verfügte ausdrücklich, dass er und seine Frau Gertrud vor diesem Altar, welcher der Jungfrau Maria und dem Evangelisten Johannes zu weihen war, begraben werden sollten. Ergänzend dotierte er ihn mit weiteren 60 Mark, um für eine standesgemäße Memoria zu sorgen.⁴¹

³⁶ MUB Nr. 5571: „[...] in monasterio Dargunensi, Cysterciensi ordinis, Caminensis dyocesis, quod fauore prosequimur generoso, constituti, XIII. kal. mensis Marcii in reuerenciam et honorem dei et sanctorum eius consecrauimus cimiterium et ambium, ac VI. kal. eiusdem mensis tria altaria, vnum videlicet in honorem et memoriam beati Johannis apostoli et ewangeliste, aliud uero in honorem et memoriam sancti Mauricii sociorumque eius, tercium autem in honorem et memoriam sanctarum Marie Magdalene et Elizabeth, sed V kal. dicti mensis vnum altare in honorem et memoriam Cecilie et Barbare virginum beatarum, altare uero in infirmitorio III kal. mensis predicti in honorem et memoriam beatorum Gregorii et Siluestri confessorum.“

³⁷ In chronologischer Reihenfolge waren die dotierten Altäre erstens den Aposteln Simon Petrus und Judas Thaddäus (1292), zweitens dem heiligen Wenzel (1310) und drittens dem heiligen Benedikt und dem heiligen Bernhard (1326) geweiht; vgl. MUB Nr. 2158; Nr. 3412, Nr. 4707. Keiner von diesen erscheint in der Bischofsurkunde. Lediglich die Altarstiftung des Johann von Lowtzow (1308), welche die Jungfrau Maria und den Evangelisten Johannes als Patrozinien nennt, findet sich 1335 wieder.

³⁸ MUB Nr. 2158.

³⁹ MUB Nr. 2747.

⁴⁰ Tatsächlich war noch 1464 ein „Hinrich schönefeld tho subbetzin“ unter den Donatoren für den Kirchenausbau. Ob es sich hierbei allerdings um einen Nachfahren des Arnold von Schönfeld handelte, bleibt unklar.

⁴¹ MUB Nr. 3236.

Während der Ritter von Lowtzow vorwiegend individuell repräsentative Gründe für seine Stiftung gehabt haben dürfte, lassen sich hinter der Initiative des Herzogs Otto von Pommern-Stettin auch politische Motive vermuten. 1310 stiftete er einen neu zu errichtenden Altar, welcher sowohl dem heiligen Wenzel geweiht werden sollte als auch der Mutter Gottes. Desweiteren verfügte er vier Servitien, die jeweils für den Heiligen selbst, für die Eltern des Herzogs und für seinen Bruder auszurichten waren.⁴² Die Höhe der Dotation mit 340 Mark liegt hierbei standesgemäß deutlich über allen anderen Stiftungen, die für das Kloster nachzuweisen sind. Es ergibt sich daher die Frage, welches Interesse der Herzog an der Verehrung des heiligen Wenzel in Dargun gehabt haben könnte. Einerseits deutet diese Wahl auf den Einfluss des Bistums Kammin hin, da Wenzel, der Sohn des Herzogs Wratislaw I. von Böhmen, im „ganzen Mittelalter hindurch einen festen Platz in der Liturgie des Bistums Kammin“ behaupten konnte.⁴³ Er wurde außerdem im Kontext der Slawenmissionierung verehrt, sein Kult wohl ursprünglich über den Bischof Otto von Bamberg in den Norden gebracht.⁴⁴ Alles zusammen dürfte die Wahl des pommerschen Herzogs für den Landesheiligen Böhmens beeinflusst haben. Die letzte bekannte Altarstiftung wurde 1323 von einer bürgerlichen Familie aus Neukalen gemacht. Heinrich Dölitz und seine Frau Gertrud übergaben dem Kloster 15 wendische Mark Hebung, für welche sie vor dem neu zu errichtenden Altar bestattet werden wollten.⁴⁵ Bis auf die Angabe, dass dieser den Heiligen Benedikt und Bernhard geweiht werden sollte, finden sich hier allerdings keine weiteren Bestimmungen.

Betrachtet man die Zuwendungen an das Darguner Kloster, die entweder der Errichtung oder Verbesserung von Altären gewidmet waren, im Zusammenhang, so ergibt sich ein vielschichtiges Bild. Wie im Falle der bereits besprochenen Seelgerätstiftungen hatte der überwiegende Anteil der Dotationen die persönliche bzw. familiäre Memoria zum Zweck, welche durch die Bindung an einen bestimmten Altar noch zielgerichteter definiert werden konnte. Überdies spielten in diesem Zusammenhang auch repräsentative Momente verstärkt eine Rolle, da die reiche Ausstattung eines Altars automatisch auf den Stifter zurückfiel. Anders als im Fall der Seelgerätstiftungen lässt sich kein spezifischer Personenkreis festmachen, der vorrangig an der Einrichtung eines Altars interessiert war. Vielmehr findet sich je ein Beispiel aus dem Hochadel, Niederadel, Bürgertum und Klerus – ein Befund, der aufgrund der lückenhaften Quellenlage für sich stehen muss und keine weiterführenden Rückschlüsse erlaubt. Zu beobachten ist lediglich der Umstand, dass nach der

⁴² MUB Nr. 3412.

⁴³ Jürgen PETERSOHN: Der südliche Ostseeraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reichs, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert, *Mission – Kirchenorganisation – Kultpolitik (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 17)*, Köln und Wien 1979, S. 482.

⁴⁴ Vgl. KRATZKE (wie Anm. 3), S. 337.

⁴⁵ MUB Nr. 4707.

ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts keine Hinweise für weitere Altarstiftungen mehr vorliegen, während einfache Seelgerätstiftungen und Begräbnisse zu dieser Zeit durchaus noch von Bedeutung waren.

Stiftungen zum Kirchenumbau von 1464–1479

Die Gedenktafel

Gegenüber den bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts von Personen oder Familien getätigten Einzelstiftungen erweckt eine einzigartige, konzertierte Stiftungstätigkeit in den Jahren 1464 bis 1479 besonderes Augenmerk. In diesem Zeitraum fanden im Kloster umfangreiche Baumaßnahmen statt, die durch eine Vielzahl von einzelnen Gaben finanziert wurden. Zu den Stiftern zählten offenbar Mitglieder aller bedeutenden Familien der Umgebung sowie Herzog Heinrich IV. und seine Söhne. Zum Abschluss der Arbeiten legte der Ritter Ludeke Hahn in seiner Funktion als Koordinator der Stiftungen Rechenschaft vor dem ganzen Konvent ab. Dieses Ereignis wurde zeitnah auf einer hölzernen Inschriftentafel verewigt (Abb. 1), die sich ins Hochdeutsche übertragen wie folgt liest:⁴⁶

„Wir, der Abt Johann Depzow und der ganze Konvent zu Dargun, bezeugen vor uns und unseren Nachkommen, dass im Jahre unseres Herrn 1464 der Beginn der Bauarbeiten an unserer Kirche in Dargun war. Unser gnädiger Herr Herzog Heinrich von Mecklenburg, Graf zu Schwerin, Fürst zu Wenden mit seinen lieben Söhnen, unseren gnädigen Herren Herzog Albrecht, Herzog Johann, Herzog Magnus und Herzog Balthasar half hierbei mit viel Güte, die er bereits erwiesen hat und auch später noch wird. Sie taten dies um ihrer und ihrer Eltern Seligkeit Willen. Das Gleiche haben die tüchtigen Männer getan, die auch ihre Almosen gegeben haben um ihrer Seligkeit Willen und der ihrer Eltern und ihres ganzen Geschlechts, so wie sie hiernach namentlich genannt werden – ein jeder für sich und auch wie viel er dazu gegeben hat.

[Es folgen die Namen wie in Anhang 2]

In dem Jahre unseres Herrn 1479 am Tag des heiligen Alexius hat der strenge Ritter und tüchtige Mann Herr Ludeke Hahn, wohnhaft in Basedow, ein Wohltäter des Gotteshauses, Rechenschaft abgelegt dem ehrwürdigen Herrn Abt

⁴⁶ Die hochdeutsche Übertragung wurde von der Autorin angefertigt. Da sie dem besseren Verständnis dienen soll, ist sie sinngemäß, nicht wörtlich, erfolgt. Für den Originaltext siehe Anhang 2., welcher auf Abb. 1 und der Abschrift in KRATZKE (wie Anm. 3), S. 452 basiert. Die Inschrift ist allerdings mit geringen Abweichungen auch andernorts publiziert, vgl. GLÖCKLER (wie Anm. 4), S. 177–180; Georg Christian Friedrich LISCH: Die Glasmalereien in der Kirche zu Dargun, in: MJB 26, 1861, S. 215–231; SCHLIE (wie Anm. 2), S. 570–572.

Johann Becker und seinem ganzen Konvent. Er berichtete über die Gaben der guten Männer, die an diesem Brett benannt werden um die Seligkeit ihrer Seelen Willen. Er hat berechnet, dass die Summe 1600 Mark und 80 Mark war, welche dem Gotteshaus zu Nutzen kamen. Namentlich für die Glasfenster, für die Wölbung, für die Deckung des Klosterdaches, für die Bibliothek, für das Schlafhaus, für den Turm, für das Weihbecken. [...]“

Die Eichentafel, auf der sich diese Inschrift befand, hatte sich bis Mai 1945 in der Klosterkirche erhalten und war bis dahin mehrfach dokumentiert worden. Mit der Zerstörung der Kirche ging allerdings auch die Tafel verloren. Auf einer Breite von 2,20 m und einer Höhe von 1,10 m war der Schriftspiegel in sieben weißgründige Spalten unterteilt. Albrecht Glöckler zufolge befand sich die Inschrift allerdings bereits 1837 nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustand: „Bei der Restauration der jetzt mit weißer Farbe aufgetragenen Inschrift haben sich, wie es scheint, einige Verunstaltungen eingeschlichen, die Interpunktion, die Eigennamen und die Versetzung oder Auslassung einzelner Buchstaben in Beiwörtern betreffend.“⁴⁷ Diese Kritik findet sich auch bei Gustav von Flotow, der die Inschriftentafel in Bezug auf seine Vorfahren als fehlerhaft darstellt.⁴⁸ Grundsätzlich erscheint bereits die Angabe, wonach die Schriftfarbe 1837 weiß war, problematisch, da auf der Abbildung von 1895 schwarze Buchstaben mit roten Versalien zu erkennen sind. 1861 wurde dieser Zustand auch von Friedrich Lisch beschrieben. Ob es sich nun um zwei Restaurierungen im Laufe des 19. Jahrhunderts handelte oder ob diese in frühere Jahrhunderte zurückreichen, kann nicht mehr rekonstruiert werden. Fest steht, dass die Inschrift, so wie sie auf der Abbildung erscheint, in einer Fraktur gehalten ist, die vor der Mitte des 16. Jahrhunderts in Mecklenburg und Pommern nicht auftritt.⁴⁹ Ungeachtet der formalen Diskrepanzen scheint der Inhalt des Textes in die Entstehungszeit zu gehören, die er vorgibt – allerdings mit einer Einschränkung. So ist davon auszugehen, dass es sich ursprünglich nicht um einen zusammenhängenden Text handelte – wie es uns die überlieferte Form suggeriert –, sondern um eine historisch gewachsene Zusammenstellung von mindestens zwei Einzelquellen. Der erste Teil der Inschrift mit Bezug zum Baubeginn wird mit großer Wahrscheinlichkeit bereits 1464

⁴⁷ GLÖCKLER (wie Anm. 4), S. 170.

⁴⁸ Gustav von FLOTOW: Beiträge zur Geschichte der Familie von Flotow. Mit einer Stammtafel der sämtlichen dermalen lebenden Familienmitglieder; in fünf Abteilungen, zehn Urkunden und sechs Abbildungen des Familien-Wappens, Dresden 1844, S. 28.

⁴⁹ Als Kriterium für die zeitliche Einordnung wurde hier auf die Schriftgeschichte zurückgegriffen, wie sie für die Inschriften Greifswalds bereits detailliert untersucht wurde. Siehe dazu Jürgen HEROLD, Christine MAGIN: Die Inschriften der Stadt Greifswald (Die Deutschen Inschriften, Bd. 77), Wiesbaden 2009, insbesondere S. 39–46. Beiden Autoren sei weiterhin für ihren fachlichen Rat bei der Bewertung der vorliegenden Inschrift gedankt, wie auch für ihre beständige Unterstützung bei der Arbeit am vorliegenden Beitrag.

entstanden sein und war vermutlich als eigenständiger Text konzipiert. Der zweite Teil, in welchem die Rechnungslegung nach Abschluss der Bauarbeiten beschrieben wird, kann hingegen auf das Jahr 1479 datiert werden. Fraglich bleibt, ob der dritte Teil der Inschrift, beginnend mit *Alle desse Jennen*, ebenfalls bereits 1464 vorhanden war und es sich bei dem zweiten Teil somit um einen späteren Einschub handelt, der letztlich auch die Neuanfertigung der gesamten Inschrift um 1479 – unter Beibehaltung der älteren Vorlage – zur Folge hatte. Da hier unmittelbar auf die zuvor genannten Stifter angespielt wird, liegt es nahe, diesen dritten Abschnitt ursprünglich als direkte Fortsetzung der Namensnennungen zu verstehen. Inhaltlich lässt sich eine vermutete Zäsur jedoch zumindest zwischen dem ersten und zweiten Teil begründen. So wird im wohl 1464 verfassten Abschnitt der amtierende Abt Johann Depzow benannt, welcher allerdings bereits 1471 von Abt Joachim abgelöst wurde, bevor dann von 1475 bis 1491 Johann Becker die Abtswürde inne hatte.⁵⁰ Der Letztgenannte tritt nun wiederum im 1479 entstandenen Teil auf. Ein weiteres Indiz stellt die Nennung des Herzogs Heinrich und seiner vier Söhne als Hauptstifter dar. Auch der Umstand, dass sowohl der Herzog als auch sein Sohn Johann 1479 bereits verstorben waren, spricht für die Vorzeitigkeit des ersten Textabschnitts.

Wenn aus den dargelegten Gründen also einige Vorsicht bei der Interpretation der Inschrift geboten ist, so wird die Gedenktafel von Christine Kratzke doch zurecht beschrieben als „außerordentlich wichtige Quelle, die einzigartig in ganz Norddeutschland ist und neben Erkenntnissen zur Baugeschichte der Darguner Klosterkirche auch Einblicke in die mittelalterliche Donationspraxis gewährt.“⁵¹ Sie stellt daher eine ausgesprochen seltene Momentaufnahme der Beziehungen zwischen dem Kloster und seinem weltlichen Umkreis dar. Während in aller Regel die Quellenüberlieferung nur einzelne, punktuelle Beispiele für bestimmte Sachverhalte bietet, so finden wir auf der Darguner Gedenktafel eine immens wichtige Ausnahme. Durch sie erfahren wir von *allen* Stiftern, die während der fünfzehnjährigen Bauphase ihren Beitrag geleistet haben. Ein derart umfassendes Bild lässt sich für keinen anderen Zeitraum zeichnen.

Die enge Verbindung des Herzogs und seiner Söhne zum Kloster wurde bereits angesprochen. Folgerichtig stehen diese auf der Tafel dann auch an erster Stelle, was darüber hinaus in gleichem Maße als Ausdruck des landesherrlichen Repräsentationsbedürfnisses zu verstehen ist. Die gesamte herzogliche Familie war überdies bereits 1442 in die Fraternität des gesamten Ordens aufgenommen worden.⁵² Die Unterstützung der Abtei in Dargun war in diesem

⁵⁰ Zur Reihenfolge der Darguner Äbte siehe ausführlich SCHLEGEL (wie Anm. 4), S. 37–46.

⁵¹ KRATZKE (wie Anm. 3), S. 107. Diese Einschätzung wird geteilt von Mathias UNTERMANN: *Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser*, München/Berlin 2001, S. 193 sowie zuletzt von MÜNCH (wie Anm. 4), S. 78.

⁵² Vgl. WICHERT (wie Anm. 7), S. 169.

Kontext wohl nur eine Maßnahme; das Hauptaugenmerk Herzog Heinrichs lag zweifellos auf dem Doberaner Hauskloster.

Anders verhielt es sich für die insgesamt 47 Mitglieder des niederen Adels, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Stifter auftraten. Unter diesen waren wiederum vier geistliche Personen, die Übrigen bekleideten weltliche Ämter. Wenngleich sich mehrere Familiennamen wiederholen, so kann doch davon ausgegangen werden, dass es sich hierbei um separate Zweige eines Geschlechts handelte, die demzufolge auch einzeln aufgeführt wurden. Ein Fehler hat sich möglicherweise im Fall des Hermen Hagenow aus Parchim eingeschlichen, der mit kurzem Abstand zweimal auf der Tafel erscheint – in beiden Fällen mit einer Stiftungssumme von zehn Gulden. Da eine derartige Namensgleichheit zwar unwahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen ist, werden beide Erwähnungen separat gezählt. Unter den Stiftern befindet sich eine einzige Frau, „*Joachim van prense husfrouwe van wedendorp*“, die zehn sundische Mark beisteuerte.

Auffällig ist, dass überwiegend in Ost- und Mittelmecklenburg ansässige Familien unter den Stiftern sind⁵³ – es findet sich niemand, der etwa aus Rostock, Wismar oder gar Lübeck stammt, wie dies bei Seelgerätstiftungen teilweise der Fall war. Die Unterstützung einer derart umfangreichen Maßnahme scheint also besonders für Familien attraktiv gewesen zu sein, die bereits in gewissen Beziehungen zum Konvent standen. Ein Abgleich mit den bisher identifizierten Stiftern unterstützt diese These. So lassen sich elf der insgesamt 34 Stifterfamilien von 1479 mit mindestens einer Gabe schon früher nachweisen.⁵⁴ Eine weitere, beträchtliche Anzahl von Personen kann darüber hinaus beispielsweise als Urkundenzeugen mit Dargun in Verbindung gebracht werden.⁵⁵ Es ist daher zu vermuten, dass noch weitere Familien bereits zu einem früheren Zeitpunkt für das Kloster gestiftet hatten, auch wenn sich diese Rechtsakte nicht mehr durch Quellen belegen lassen.

Die Motivation der Stifter ist aus zwei Perspektiven zu sehen. Zum einen war die Teilhaftigkeit an allen Ablässen des Zisterzienserordens eine unschätzbare Absicherung des eigenen Seelenheils. Dieser Aspekt sollte auf keinen Fall zu gering eingeschätzt werden. Andererseits bot die Unterstützung des Klostersausbaus den Donatoren zwei überaus attraktive Repräsentationsmöglichkeiten für das eigene Geschlecht. Da neben den Namen auch die Höhe der jeweiligen Gabe vermerkt wurde, konnten diese ihren Reichtum demonstrieren. Darüber hinaus wurden die neuen Glasfenster mit den Wappen der Stifter geschmückt.

⁵³ Vgl. hierfür detailliert MÜNCH (wie Anm. 4), S. 83–85, mit einer Karte zur Herkunft der Stifter auf S. 85.

⁵⁴ Vgl. Anhang 1.

⁵⁵ Siehe hierzu z.B. MUB Nr. 3152 von 1307 mit den Zeugen: *Helmoldus de Plesse, Ludolfus de Oldenborch, Conradus Vos*.

Die Glasfenster

Wie die Gedenktafel haben auch die Stifterfenster die Zerstörung der Kirche nicht überstanden und sind daher nur aus älteren Dokumentationen bekannt.⁵⁶ Es handelte sich hierbei um 22 Wappendarstellungen, darunter das Vollwappen des Herzogs Heinrich und Reste der Wappen seiner Söhne. 16 der übrigen 17 Wappen symbolisierten Familien, die auch auf der Gedenktafel genannt wurden. Nur das Wappen des Geschlechts von Hobe wird wohl erst nach der Rechnungslegung eingesetzt worden sein – auch nachträglichen Stiftern wurde ja inschriftlich das gleiche Gedenken zugesichert.⁵⁷ Friedrich Lisch zufolge müssen ursprünglich neben dem herzoglichen 46 weitere Wappenfenster vorhanden gewesen sein, was somit den Stiftungszusammenhang deutlich macht.⁵⁸ Das Anbringen der Stifterwappen auf den Fenstern der Darguner Kirche kann im größeren Kontext der Herrschaftsrepräsentation und adligen Selbstdarstellung gesehen werden. Der Reiz von Fensterbildern bestand, mit den Worten Rüdiger Becksmanns, darin, dass „Glasfenster nicht nur Träger von Darstellungen sind, sondern Lichtquelle und Wandabschluss zugleich und damit integrierender Bestandteil eines jeden kirchlichen Raumes. Mit der Vergrößerung der Fensterflächen in gotischer Zeit wurden Fensterstiftungen in wachsendem Umfang möglich, ja notwendig, um einen Neubau bald nach Abschluss der Bauarbeiten für den Gottesdienst nutzen zu können. Zugleich boten die Fenster für Stifterbilder und Wappen einen hohen Grad an allgemeiner Sichtbarkeit.“⁵⁹

Überdies ist an die „eminente wichtige Rolle des Wappens in der liturgischen Memoria“ zu denken, welche dazu führte, dass die Wappen „förmlich in die Kirchenräume hinein wucherten“.⁶⁰ Sie konnten auf diese Weise sämtlichen Konventsmitgliedern und Besuchern vor Augen geführt werden. „In der Regel wird die jeweilige Institution das Wappen des Wohltäters aus eigenem Antrieb angebracht haben, andere Stifter forderten dies jedoch ausdrücklich als ‚Spendennachweis‘.“⁶¹ Generell lässt sich ab dem 15. Jahrhundert eine starke Zunahme von Wappenstiftungen beobachten⁶² – die Darguner Wappenfenster können somit als typische Ausdrucksform ihrer Zeit verstanden werden.

⁵⁶ Hier ist vor allem die ausführliche Darstellung von LISCH (wie Anm. 46) zu nennen, der 1860 selbst die Restaurierung der alten Fenster initiiert hatte. Auf dieser basiert auch die nachfolgende Beschreibung.

⁵⁷ Auf der Gedenktafel heißt es: „*Alle desse Jennen de hir vorbenomet sin de ere allmissen hebben gegeuen tho der buwethe tho hulpe vnd ock de noch hir namals to geuende werden de werden began alle weken midt vilgen vnd midt selemissen mit vns tho dargun in der kercken vnde werden delhafflich aller guden wercke de mit vns sihen in alle(n) tiden [...]*“, siehe Anhang 2.

⁵⁸ LISCH (wie Anm. 46), S. 227. Diese Summe impliziert evtl., dass Lisch die Nennung des Hermen Hagenow aus Parchim nur einfach zählte.

⁵⁹ Rüdiger BECKSMANN, Stephan WAETZOLDT: *Vitrea dedicata. Das Stifterbild in der deutschen Glasmalerei des Mittelalters*, Berlin 1975, hier S. 65.

⁶⁰ SPIEB (wie Anm. 10), S. 117.

⁶¹ Ebd.

⁶² Vgl. BECKSMANN/WAETZOLDT (wie Anm. 59), S. 80.

Begräbnisse

„Die ewige Ruhe im Kreise einer klösterlichen Gemeinschaft galt während des gesamten Mittelalters als erstrebenswertes Ziel, weil eine Bestattung im Kloster dem Vergessenwerden eines Toten durch Gott und die Nachwelt entgegenwirken konnte.“⁶³ In Bezug auf die Darguner Abtei kann diese grundlegende Feststellung durch 24 Begräbnisse bestätigt werden.⁶⁴ Hiervon sind neun Bestattungen durch Urkunden überliefert und 16 durch die entsprechenden Grabplatten⁶⁵ – nur in einem Fall hat sich beides erhalten. Signifikant im Hinblick auf Aussagen zur Vollständigkeit oder Bruchstückhaftigkeit der Quellen ist der Umstand, dass Urkunden die Jahre 1228–372 abdecken, während die Grabplatten in die Zeit zwischen 1334 und 1491 gehören. Genauso wenig wie für die Zeit davor noch Grabplatten existieren, besitzen wir Urkunden über Begräbnisse nach 1372.

Betrachtet man den Personenkreis der Bestatteten, dann fallen zuerst die vor Ort etablierten Familiengrablagen auf. Insgesamt lassen sich diese für fünf Geschlechter nachweisen, zu denen in chronologischer Folge die Familien von Lukow, Kardorff, Lowtzow, Maltzan und Hahn gehören. Von den insgesamt 24 Begräbnissen,⁶⁶ die sich urkundlich oder durch die 14 erhaltenen Grabplatten belegen lassen, können acht diesen Familien zugeordnet werden. Zusammen mit fünf weiteren Fällen bilden die im Ganzen 13 adligen Begräbnisse den größten Teil der in Dargun Bestatteten. Zu diesen zählt auch das früheste nachzuweisende Begräbnis von 1228, das für die Mutter des Ritters Jeneke von Verchen ausgerichtet wurde.⁶⁷ Hinzukommen weiterhin sechs Darguner

⁶³ Christine MAGIN: Klösterliche Begräbnisformen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Eine Problemskizze, in: Christine WULF, Sabine WEHking, Nikolaus HENKEL (Hgg.): Klöster und Inschriften. Glaubenszeugnisse gestickt, gemalt, gehauen, graviert, Wiesbaden 2010, S. 129–140, hier S. 129. Grundlegend weiterhin Sebastian SCHOLZ: Das Grab in der Kirche – Zu seinen theologischen und rechtlichen Hintergründen in Spätantike und Frühmittelalter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 115, 1998, S. 270–306; Renate Kroos: Grabbräuche – Grabbilder, in: SCHMID/WOLLASCH (wie Anm. 5), S. 285–353. Zu Begräbnissen in Zisterzienserklöstern zuletzt Jackie HALL, Christine KRATZKE: Sepulturae cistercienses. Sépulture, mémoire et patronage dans les monastères cisterciens au moyen âge, Cîteaux (Cîteaux 56), 2005, aber auch Gregor MÜLLER: Cistercienser-Klöster als Begräbnisstätten, in: Cistercienserschronik – Forum für Geschichte, Kunst, Literatur und Spiritualität, 34, 1922, S. 97–100.

⁶⁴ Eine tabellarische Übersicht aller Stiftungen, inklusive der nachgewiesenen Begräbnisse, findet sich in Anhang 1.

⁶⁵ In zwei Fällen lassen sich zwei Begräbnisse unter einer Doppelgrabplatte vermuten, so im Fall der Ritter Heinrich und Ludolf Maltzan sowie bei den Äbten Attendorne und Hermann von Riga. Vgl. hierfür Anhang 1.

⁶⁶ Fälle, in denen ein Ehepaar bestattet wurde, zählen zu dieser Summe nur einfach hinzu.

⁶⁷ MUB Nr. 355; Laut Urkunde übergab der Sohn dem Kloster die Dörfer Chylowe und Benitz „*ob salutem anime matris sue, que sepulta est Dargun*“.

Äbte, der Kloostervogt Hartwig⁶⁸ und drei Bürger, die aus Neukalen, Demmin und Rostock stammten. Dies waren zum einen Heinrich und Gertrud Dölitz aus Neukalen, die bereits für die Einrichtung eines Altars in Dargun gestiftet hatten, vor dem sie dann 1323 bzw. 1326 auch begraben sein wollten⁶⁹. Weiterhin hat sich die Grabplatte des Demminer Bürgers Johannes Rodolph und seiner Ehefrau erhalten.⁷⁰ Da beide Sterbejahre fehlen, kann eine zeitliche Einordnung nur groß anhand der Schriftmerkmale getroffen werden. Aufgrund der typologischen Ähnlichkeit zu den Grabplatten für Heinrich Sasse, für den Kloostervogt Hartwig und das Ehepaar Flotow⁷¹ ist dieser Grabstein in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren. Heinrich Sasse aus Rostock war der Vater des Abtes Gottschalk, der zwischen 1387 und 1403 das Kloster leitete⁷². Einzig die Standeszugehörigkeit des 1344 gestorbenen Marquardus kann aufgrund der schlecht erhaltenen Grabplatte nicht eindeutig geklärt werden.

Familie von Lukow

Die Familienkapelle der von Lukow wurde 1295 von dem Ritter Heinrich von Lukow mit den Worten „*in remissionem meorum criminum, necnon et patris mei dilecti Godefridi et matris pariter et Halheydis vxoris mee dilecte simulque filiorum meorum*“ gestiftet. Die Motivation scheint hier also primär in der Wiedergutmachung erworbener Sündenschuld zu liegen. Er schenkte dem Darguner Konvent zum Bau der genannten Kapelle 200 Mark und verpfändete demselben für die Instandhaltung 20 Mark jährlicher Hebungen aus dem Dorf Arendshagen.⁷³

⁶⁸ Der Kloostervogt wurde der Inschrift folgend am 11. September 1390 ermordet: „A: *mise(re)m(in)i mei mise(re)m(in)i mei salte(m) vos . a(mici) . m(ei)*; B: *A(nn)o . do(min)i M^o . CCC^o /XC^o . i(n) die . p(ro)thy . (et) iaci(n)cti . occis(us) . fuit . frat(er) / hartwic(us) ad(vo)ca(i)us) . in darghu(n) . labo(r)ios(us) . fidel(is) benig(nus) . ad o(mn)es // or(ate) p(ro) eo*“. (Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde. (A) Im Jahre des Herrn 1390 am Tag (der Heiligen) Protus und Jacinctus [11. September] wurde Bruder Hartwig, beflissener und treuer Vogt in Dargun, getötet, der zu allen gütig war. Betet für ihn. (B))

⁶⁹ MUB Nr. 4476.

⁷⁰ Die Inschrift lautet nach der Abbildung in SCHLIE (wie Anm. 2), S. 545: “<---> // <---> *marie . v(ir)g(in)is o(biit) . ioh(ann)es . rodolphi / ciuis . in . demyn / a(n)no d(omi)ni <---> h . vxor . eius <--->*“. *ciuis*] LISCH (wie Anm. 4) , S. 99 hat *miles*. Der Abbildung bei SCHLIE folgend kann aber sicher *ciuis* gelesen werden.

⁷¹ Die Sterbedaten von Anna und Andreas Flotow werden auf ihrer Grabplatte mit 1365 bzw. 1367 angegeben, vgl. MUB Nr. 9385.

⁷² Die Inschrift auf seiner Grabplatte lautet: „*hic . est . sepult(us) / hinricus . sasse . ciuis . pat(ri)s . d(omi)ni / gotschalci . de . /rozstok . abbatis . i(n) dargu(n) . ora(te) . p(ro) eo*“. (Hier ist bestattet der Bürger Heinrich Sasse, Vater des Herrn Gottschalk von Rostock, Abt in Dargun. Betet für ihn.)

⁷³ MUB Nr. 2358, Nr. 2363: Das Kloster Dargun bestätigt, dass die 20 Mark jährlicher Renten aus Ahrenshagen, welche der Ritter Heinrich von Lukow demselben geschenkt hat, mit 200 Mark abgelöst werden können. „[...] *quod Hinricus miles de Luchow ob remunerationis diuine gratiam et in remissionem peccatorum suorum, pariter et patris sui et matris, vxoris sue et heredum suorum* [...]“

Während die Einrichtung dieser Kapelle unbestritten ist, so haben sich doch keinerlei Belege für Begräbnisse in derselben erhalten. Obgleich sich Differenzen zwischen dem Abt und einem Gottfried von Lukow über die 1295 gestifteten Hebungen nachweisen lassen, so geht auch aus diesen nicht die weitere Nutzung der Kapelle hervor. In einer Urkunde von 1314 wird erläutert, die Einkünfte seien „*per nostros progenitores in villa Arnoldeshagen ob piam causam donatis*“.⁷⁴ Nach wiederholten Streitigkeiten gesteht Gottfried Lukow 1354 dem Darguner Kloster in einem Vergleich 32 Mark jährliche Hebungen zu.⁷⁵ Darüber hinaus ist wenig über die Lukows bekannt, und sie erscheinen weder vor 1295 noch nach 1354 in Interaktionen mit dem Kloster. Inwiefern sie die von ihnen eingerichtete Kapelle auch als Grablege nutzten, bleibt unklar.

Familie von Kardorff

Nur sehr wenige adlige Familien Mecklenburgs dürften sich dem Kloster Dargun so verbunden gefühlt haben wie die Kardorffs. Im Mittelalter überwiegend unter den verschiedenen Formen des Namens *Kerkdorp* bekannt, erscheinen sie schon relativ früh in mecklenburgischen Urkunden – zumindest wenn man ihrer Familiensage aus dem 17. Jahrhundert Glauben schenkt.⁷⁶ Ein gewisser *Rachillus Kerkdorff* war demnach der heldenhafte Stammvater der Linie. Gottlieb Masch gibt Auskunft darüber, dass eben dieser Rachillus 1147 mit dem Stauferkönig Konrad III. auf Kreuzzug ging, wo er sich derart tapfer schlug, dass ihm nach glücklicher Heimkehr die Ritterwürde verliehen wurde. Von diesem günstigen Schicksal beflügelt und mit weltlichem Gut versorgt, soll er letztlich nur noch um sein Seelenheil gefürchtet haben. Sobald er in seinen Heimatort zurückkam, veranlasste er deshalb alles Nötige, um ein Kloster zu stiften. Gemäß der Sage handelte es sich bei eben diesem Ort um Demmin, bei dem Kloster um die Zisterze in Dargun⁷⁷. Wir befinden uns mit Masch im Jahr 1149.

⁷⁴ MUB Nr. 3672.

⁷⁵ MUB Nr. 8022.

⁷⁶ Diese Sage wurde ausführlich besprochen und auf ihre Historizität hin untersucht in URKUNDEN KARDORFF – Geschichte Und Urkunden Der Familie Von Kardorff, hg. von Gottlieb Matthaeus Carl MASCH und Friedrich Franz Elias von KARDORFF, Schwerin, Rostock 1850, hier S. 11–14. Masch stützt seine Ausführungen u. a. auch auf die Arbeiten des mecklenburgischen Historikers Bernhard Latomus (ca. 1560–1613).

⁷⁷ Hierzu die entsprechende Passage bei Latomus: „*Anno Milleno, Centeno, Quadragesimo Nono Post partem Christi, tu Dargun facta fuisti. Der Stiffier aber des Closters ist gewesen ein ehrbar und edler Ritter Rachillus Kerckdorff, der daselbst sein wohnhaus und Hoffhaltung gehabt [...]*“ in: *Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbriacarum et Megapolensium : quibus varia antiquitatum, historiarum, legum iuriumque Germaniae, speciatim Holsatiae et Megapoleos vicinarumque regionum argumenta illustrentur, suppletur et stabiliuntur [...]*, Bd. 4, hg. von Joachim WESTPHAL, Leipzig 1745, S. 155–156.

Das einzige historisch verifizierbare Faktum dieser Geschichte ist die Tatsache, dass ein Rochillus, Burggraf von Demmin, 1219 unter den Stiftern der zweiten Gründung des Klosters erscheint⁷⁸ und sich seit 1193 urkundlich in der Gegend belegen lässt. Ungeachtet dessen diente diese Version der Familiengeschichte noch bis ins 17. Jahrhundert den von Kardorffs, deren Grundbesitz in der Tat nahe Dargun lag, als ein Motiv des anhaltenden Interesses an der benachbarten Zisterze. Der erste sicher belegbare *de Kercthorpe* in Mecklenburg ist der Ritter Radolphus, der uns im Jahr 1267 im Bistum Ratzeburg begegnet. Nur elf Jahre später ist ein Friedrich von Kerckdorp in Marlow zugegen, als Waldemar von Rostock seinen Streit mit den Darguner Mönchen beilegt, und stellt damit zugleich die erste nachweisbare Verbindung zum Kloster her. Dass diese auch über die folgenden Jahre bestehen blieb, zeigt die Wahl seiner letzten Ruhestätte, die 1306 auf Dargun fiel.⁷⁹ Wenn nicht in erster Linie die Familiensage, so wird doch zumindest dieses Familienbegräbnis die folgenden Generationen der Kardorffs an das Kloster gebunden haben. Es finden sich während der nächsten beiden Jahrhunderte dann auch zahlreiche Urkunden, die diese enge Beziehung dokumentieren,⁸⁰ und es verwundert nicht, dass wir auf der Gedenktafel von 1464 zwei Vertreter der Familie unter den Donatoren finden. Demnach hat „*Ratke Kerckdorp tho nikur*“ 56 sundische Mark und „*Hermen kerckdorp tho wobbekendorp*“⁸¹ 10 Gulden zum Kirchenumbau beigesteuert. Entsprechend war auf drei Glasfenstern das Wappen dieser Familie angebracht. 1534, wenige Jahre vor der Auflösung des Klosters, kam es zu einem langwierigen Rechtsstreit mit den Brüdern Achim und Ewald Kardorff um Lehnsgüter, der erst 1539 zu Gunsten des Klosters entschieden wurde.⁸²

⁷⁸ MUB, Nr. 247.

⁷⁹ URKUNDEN KARDORFF (wie Anm. 76), S. 42. Die entsprechende Urkunde findet sich im MUB Nr. 3101: Friedrich von Kardorf, Ritter, vermacht dem Kloster Dargun, wo er und seine Erben ihre Begräbnisstätte erwählt haben, die Krebismühle bei Malchin, „*Ego Fredericus miles dictus de Kerckdorp recognosco et tenore presentium protestor vniuersis hanc litteram visuris, quod ob reuerentiam domini dei nostri Jhesu Christi ac gloriose matris eius uirginis Marie, necnon in mee meorumque progenitorum salutem animarum, de consensu heredum meorum, Hermanni uidelicet militis de Kerckdorp, filii mei, et domine Cristine, filie mee, contuli monasterio Dargunensi et fratribus ibidem iugiter deo famulantibus molendinum, quod Creuetesmolens dicitur, iuxta ciuitatem Malchin situm, cum totali hereditate, cum omnibus suis pertinentiis et utilitatibus acquisitis et adhuc acquirendis, post mortem meam iure quieto sine ulla contradictione meorum posterorum perpetuo possidendum. In quo etiam monsterio et apud quos fratres ego ac heredes mei supradicti nostram elegimus sepulturam. Ad quorum omnium euidenciam plenior presentem litteram inde confectam sigillis, meo uidelicet et Hermanni filii mei ac Vickonis filii filie mee domine Cristine, dignum duxi muniendam.*“

⁸⁰ SCHLEGEL (wie Anm. 4), Reg. 10, 33, 38, 70, 85.

⁸¹ SCHLIE (wie Anm. 2), S. 570–572.

⁸² SCHLEGEL (wie Anm. 4), Reg. 115 und 117.

In Anbetracht dieser lang anhaltenden Verbindung liegt es nahe, Mitglieder der Familie nicht nur als Stifter außerhalb der Klostermauern zu vermuten, sondern auch als Mönche oder gar Äbte im Konvent selbst. Kardorffs lassen sich jedoch nur in anderen Klöstern der Region nachweisen.⁸³ Wie bei den Begräbnissen, so liegt auch hier die Vermutung nahe, dass dieser Befund in erster Linie der dünnen Quellenlage geschuldet ist und ex negativo keine Schlussfolgerungen zur tatsächlichen Präsenz der von Kardorff in Dargun zulässt.

Familie von Lowtzow

Die Familie von Lowtzow gehört zu den ältesten Mecklenburgs, auch wenn ihr Name – Friedrich Lisch zufolge – in dieser Form vor dem 16. Jahrhundert nicht auftaucht.⁸⁴ Wenngleich diese Behauptung schon durch eine Nennung auf der Darguner Gedenktafel von 1464 widerlegt werden kann,⁸⁵ so soll ihr Hintergrund doch kurz skizziert werden. Nach Lisch gab es vom 13. bis zum 16. Jahrhundert zwei Familien von Lewetzow, die in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung zueinander standen. Während eine Familie bis in die Neuzeit unter dem alten Namen weiter bestand und überwiegend zwischen Rostock und Wismar ansässig war, änderte sich der Name der zweiten Familie, die schon ab dem 13. Jahrhundert in der Nähe von Teterow vorkommt, nach und nach in Lowtzow. Verwechslungen können allerdings durch die Tatsache aufgenommen, dass auch die erste Familie im 14. Jahrhundert Besitzungen in der Nähe Darguns erwarb. Beide Geschlechter existierten also hier auch nebeneinander und lassen sich nur durch ihre unterschiedlichen Wappen und Familiensitze voneinander trennen. Wenngleich beide 1464 auf der Gedenktafel genannt sind, so stand wohl nur die spätere Familie von Lowtzow in engerem Kontakt zum Kloster.

Es war Johann von Lewetzow (Lowtzow), Stammvater dieser Familie, welcher eine Grablege für sich und seine Erben in Dargun einrichtete. Dieser Ritter kommt seit 1292 in mecklenburgischen Urkunden vor⁸⁶ und besaß wohl

⁸³ URKUNDEN KARDORFF (wie Anm. 76), S. 133, geben zahlreiche Beispiele: eine Nonne Gertrude im Rostocker Kloster zum Heiligen Kreuz, deren Schwester Truda Kercdorp 1351 starb (die Grabplatte ist erhalten und besprochen in: Wolfgang Eric WAGNER, Karsten BÖGER: Die Grabplatten des Klosters "Zum Heiligen Kreuz" in Rostock, Rostock 2007); ein Ludolphus Kercdorp, der 1375 als Mönch in Doberan genannt wird; drei Jungfrauen von Kercdorp erscheinen 1408 im Kloster Rühn; eine Agneta Kerkdorp war 1416 Unterpriorin im Kloster Neukloster und eine Beke Kerctorp findet sich 1424 als Priorin und 1434 als Äbtissin des Klosters Ivenack.

⁸⁴ Georg Christian Friedrich LISCH: Die von Lewtzow und von Lowtzow, in: MJB 11, 1846, S. 476–481. Die nachstehenden Angaben folgen größtenteils seinen Ausführungen.

⁸⁵ Es findet sich hier ein „*Titke Loutzow tho Leuetzow*“, der eindeutig der Familie von Lowtzow zuzurechnen ist.

⁸⁶ SCHLIE (wie Anm. 2), S. 32.

auch seit dieser Zeit das Dorf Lewetzow, in dem er 1304 eine Kirche erbaute. Diese wurde noch im selben Jahr durch den Kamminer Bischof von der Pfarrkirche in Jördenstorf getrennt und zu einer selbständigen Pfarrkirche erhoben. „Im Jahr 1305 setzte Johann von Lewetzow den zwei Priestern, welche er an der Kirche und einer in derselben von ihm gegründeten Vicarei angestellt hatte, mehrere Einkünfte aus.“⁸⁷ Das Kloster Dargun hatte zu dieser Zeit bereits das Patronatsrecht über die Kirche inne und stand somit zwangsläufig in engen Beziehungen zu den Fundatoren.⁸⁸ Wenig später, im Jahr 1308, erwählten diese dann ihr Grab vor dem von ihnen gestifteten Altar in einer Kapelle der Darguner Klosterkirche und machten hierzu detaillierte Angaben. Unter anderem bestimmten sie 60 Mark zur Weihe des Altars, welchen sie mit weiteren 60 Mark dotierten, um die jährlichen Seelmessen zu gewährleisten, und schließlich 20 Mark für die Bewirtung der Mitglieder des Leichenzuges.⁸⁹ Johann von Lewetzow (Lowtzow) muss tatsächlich kurz darauf gestorben und in Dargun beerdigt worden sein, denn bereits 1315 ist seine Witwe Gertrud in zweiter Ehe mit Conrad von Kröpelin verheiratet.⁹⁰ Abgesehen davon ist nur noch für das Jahr 1363 eine weitere Stiftung von einem Angehörigen dieser Familie bezeugt. Sie wurde von Heinrich Lewetzow getätigt, der jedoch nicht sicher einem Familienzweig zugeordnet werden kann.⁹¹ Noch 1464 gab ein Mitglied der Familie Geld für den Kirchengausbau.

⁸⁷ LISCH (wie Anm. 84), S. 478; vgl. MUB Nr. 3027.

⁸⁸ MUB Nr. 2931.

⁸⁹ MUB Nr. 3236: „*Ego Johannes dictus de Leweszow, miles, recognosco vniuersis hanc litteram visuris protestando, quod in ordinatione testamenti mei in monasterio Dargunensi, in noua videlicet capella, pro sexaginta marcis denariorum altare comparauit, in honorem beate et gloriose virginis matris Marie necnon et beati Johannis euangeliste consecrandum, coram quo altari ego cum mea coniuge domina Ghertrude, non coactus, non illectus, non persuasus, sed motu proprio et diuino instinctu meam eligo sepulturam, dotans idem altare cum aliis sexaginta marcis denariorum, cum quibus quinque aut sex marcarum redditus conuentui comparabuntur, vnde eidem perpetuo in anniuersario meo singulis annis seruiatur; hoc adiecto, quod, cum obierimus, de nostro domicilio nos ad monasterium suum ad sepulturam ducent curru suo. Pretera fratribus dicti monasterii dedi viginti marcas denariorum, decem pro me et decem pro coniuge mea, ne videamur eis onerosi, quatenus ex eis parentibus et amicis nostris ad exsequias et sepulturam nostrum conuenientibus in sero et in mane, in pabulo et in uictu commodius ac liberalius possint prouidere. Insuper in hac totali summa centum quadraginta marcarum include volo septem vinas grisei panni conuentualis ad togam, michi et predicte coniugi mee duos bottos; que omnia singulis annis, quoad vixerimus, tenebuntur nobis ministrare.*“

⁹⁰ MUB Nr. 3810, in welcher Nicolaus, Herr von Werle, die Bestimmung der Frau Gertrud von Kröpelin beurkundet, wonach die Rente und das Tuch, welches sie mit ihrem ersten Gemahl, dem Ritter Johann von Lewetzow, vom Kloster Dargun erworben hat, nach ihrem Tode an das Kloster zurückfallen soll.

⁹¹ MUB Nr. 9163.

Familie von Maltzan

Die Familie Maltzan gehörte im Betrachtungszeitraum zu den mächtigsten Vasallen der mecklenburgischen wie auch der pommerschen Landesherren. Sie war im Zuge der Einwanderung deutscher Siedler ab 1230 unter jenen, die aus dem Bistum Ratzeburg in die ostelbischen Slawengebiete kamen.⁹² Hier tritt zuerst 1236 ein *Johann von Moltzan* auf, der als Zeuge in einer Urkunde Johanns von Mecklenburg genannt wird.⁹³ Nach dem Ende des Krieges gegen den Kamminer Bischof verteilte der Landesherr die neueroberten Gebiete an seine Lehnsleute, und so wird auch Johann Maltzan in die Gegend um Dargun gelangt sein. Hier tritt er erstmalig 1239 als Zeuge Herrn Johanns von Mecklenburg in Verhandlungen mit dem Kloster auf.⁹⁴

Im Jahr 1276 kam es zu Streitigkeiten Ludolf Maltzans mit dem Darguner Abt um die Grenzen der Dörfer Kummerow und Scharpzwow, die Ludolf als Lehen innehatte.⁹⁵ Seine sechs Söhne teilten die mecklenburgischen und pommerschen Besitzungen des Vaters nach dessen Tod 1283 unter sich auf. Von diesen standen wiederum besonders Heinrich, Bernhard und Ulrich Maltzan in engeren Beziehungen zu dem benachbarten Konvent.

Als ihr Neffe Vicke Maltzan, wahrscheinlich ein Sohn ihres Bruders Ludolf II., 1318 starb, sorgten Heinrich und Bernhard für sein Begräbnis im Kloster Dargun. Ob bereits sein Vater in Dargun die letzte Ruhe gefunden hatte oder ob das Grab Vickes das erste Maltzan'sche im Kloster war, kann nicht mehr rekonstruiert werden.⁹⁶ Seine Onkel wiesen dem Kloster daraufhin 10 wendische Mark an, welche sie kurz darauf in 10 Mark jährlicher Einkünfte aus ihrem Dorfe Grabow umwandelten:

„cum predilectus patruelis noster dominus Vicko Molzan felicis recordacionis tumularetur in Dargun, ob salutem anime sue ceterorumque consanguineorum ac progenitorum nostrorum defunctorum in memoria, necnon eciam in nostrorum remissionem peccaminum, legauimus fratribus ibidem deo iugitur famulantibus centum marcas denariorum slauicalium [...] qua cantatur Vocem iocunditatis, habebunt vnum seruicium anno quolibet, cuius valor seu estimacio in domini abbatis arbitrio remanebit. [...]“⁹⁷

⁹² Vgl. hierzu ausführlich Wilhelm BIEREYE: Zur ältesten Geschichte des Geschlechts v. Maltzan, in: MJB 96, 1932, S. 135–150; Berthold SCHMIDT: Die Herkunft der Familie Maltzan und ihr Auftreten in Pommern, in: Baltische Studien 5, 1901, S. 101–129, besonders S. 101–115.

⁹³ MUB Nr. 458.

⁹⁴ MUB Nr. 493.

⁹⁵ MUB Nr. 1410.

⁹⁶ Friedrich Lisch behauptet dennoch, dass Vicke im „maltzanschen Erbbegräbnis“ beerdigt wurde, URKUNDEN MALTZAN– Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechts von Maltzan, hg. von Georg Christian Friedrich LISCH, Schwerin 1851, Nr. 227.

⁹⁷ MUB Nr. 3985.

Hier finden wir zum einen die Feststellung, Vicke sei in Dargun begraben (*tumularetur*). Zum anderen wird die Stiftung zu seinem Seelenheil wie auch für die Seelen der weiteren verstorbenen Verwandten und Vorfahren getätigt. Überdies wird die Vergebung der Sünden Heinrichs und Bernhards thematisiert, womit wir hier ein detailliertes Beispiel für eine Seelgerätstiftung vor uns haben.

Wenn mit Vicke Maltzan ein zumindest der urkundlichen Überlieferung zufolge eher unbedeutender Vertreter der Familie nach Dargun kam, so konnte sich das Kloster mit dem Grab seines Onkels zweifellos schmücken. Heinrich Maltzan, der am 22. Dezember 1331 starb und in der Darguner „Familien-gruft“ beigesetzt wurde,⁹⁸ war einer der bedeutendsten Ritter seiner Zeit. In allen wichtigen regionalen Auseinandersetzungen des Jahrhunderts finden wir ihn an vorderster Front, jedoch nicht immer auf derselben Seite. Heinrich Maltzan, der in erster Linie seiner Familie gegenüber loyal gewesen zu sein scheint, wurde im Kloster Dargun bestattet, das seinem Besitz am nächsten lag, – wobei Nachrichten über sein Begräbnis oder die entsprechenden Stiftungen jedoch fehlen. Die einzige noch existierende Quelle ist die Grabplatte, welche im Jahr 1341 für seinen Neffen Ludolf III. und nachträglich auch für ihn angefertigt wurde.⁹⁹ In der entsprechenden Urkunde heißt es, die gestiftete Summe von 20 Mark solle benutzt werden *„eiusdem militis progenitorumque suorum animarum [...] in salutem, ad vnius altaris ecclesie predictae memoriam et seruicij comparandis“*. Desweiteren wurden alle Einkünfte aus dem Dorf Upost versprochen, welches 1359 in den Besitz des Klosters kam. Für das 15. und frühe 16. Jahrhundert lassen sich überwiegend Konflikte zwischen den Maltzans und dem Kloster belegen. So gab es zwischen 1444 und 1504 andauernde Auseinandersetzungen um Grundbesitz, die schließlich zu Gunsten des Klosters mit dem Erwerb des Dorfes Gielow endeten.¹⁰⁰

Nach dem Begräbnis Ludolfs II. kann kein weiteres Maltzan'sches in Dargun mehr nachgewiesen werden. Bereits 1391 ging die Seelgerätstiftung für einen weiteren Vicke Maltzan und seine Frau wie auch für alle anderen Familienmitglieder nach Bützow.¹⁰¹ Mit wiederholten Schenkungen wurde das Bene-

⁹⁸ SCHMIDT (wie Anm. 92), S. 127, wobei nicht sicher zu klären ist, ob es sich hierbei tatsächlich um eine – sehr frühe – Gruft handelte oder lediglich auf die Familiengrablage verwiesen werden sollte.

⁹⁹ Lisch bemerkt hierzu: „am 12.11.1341 waren die Verwandten und die Vormünder der Kinder Ludolfs in Dargun und vollendeten hier sein Begräbnis. Der Leichenstein ist also wahrscheinlich an diesem Tage gelegt. Dieselben stifteten zugleich eine Maltzan'sche Memorie an einem Altar des Klosters; dieser Altar stand sicher an der südlichen Wand des südlichen Kreuzschiffes: vor demselben war das Maltzan'sche Erbbegräbnis, in welchem schon am 26. Mai 1318 Vicke (Friedrich) Moltzan und am 22.12.1331 Heinrich Moltzan begraben waren.“, URKUNDEN MALTZAN (wie Anm. 96), Kommentar zu Nr. 127.

¹⁰⁰ URKUNDEN MALTZAN (wie Anm. 96), Nr. 517.

¹⁰¹ Ebd., Nr. 356.

diktinerinnenkloster Verchen bedacht. Diese Umorientierung könnte durch die Verlegung des Familiensitzes von Kummerow nach Loitz hervorgerufen worden sein. Trotzdem kann nicht von einem Bruch mit den Mönchen in Dargun gesprochen werden, denn auch während der langjährigen Besitzstreitigkeiten traten die Maltzans 1464 als Stifter für den Umbau der Klosterkirche auf und erhielten dafür eines der Wappenfenster. Wenn Lisch angibt, dass sich dieses Fenster in unmittelbarer Nähe zur Maltzan'schen „Gruft“ befand, so charakterisiert dies eine Geschlossenheit der Memoria, die für das Darguner Kloster singulär ist. Tatsächlich bedachte noch 1508 ein Bernd Maltzan die Abtei in seinem Testament und zwar an zweiter Stelle nach dem Kloster Verchen, in welchem er seine Grablege erwähnt hatte.¹⁰² Anders als etwa die Kardorffs oder Hahns machten die Maltzans zu keiner Zeit großzügige Schenkungen an das Kloster Dargun. Sie sorgten jedoch für ein standesgemäßes Begräbnis ihrer dort beerdigten Familienmitglieder, wozu auch die Einrichtung einer Familiengrablege zählte.

Familie von Hahn

Auch die Familie Hahn zählt zu den ältesten mecklenburgischen Adelsfamilien und ist seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Gefolge des Herren Johann von Mecklenburg zu finden. Als Stammvater gilt Eckhard I. Hahn, welcher von 1230 bis 1245 (1252) die Familie führte,¹⁰³ Stammsitz ist das heutige Dorf Basedow. Bereits sein Nachfolger Nicolaus I., dem als Beiname die lateinische Entsprechung ‚Gallus‘ beigelegt wurde, tritt ab 1281 als Zeuge in Urkunden auf, die das Kloster Dargun betreffen.¹⁰⁴ Während in den folgenden Jahrzehnten immer wieder Mitglieder der Familie im Umfeld des Klosters auftreten, so ist der Ritter Nicolaus IV. Hahn doch der erste, für den sich ein Begräbnis in Dargun nachweisen lässt. Lisch zufolge wurde er „in der Klosterkirche zu Dargun begraben, wahrscheinlich im nördlichen Kreuzschiffe der Kirche, wo neben dem alten Begräbnisse der Familie Maltzan im 15. Jahrhundert die Gruft der Hahn auf Basedow war.“¹⁰⁵ Diese erste Hahn'sche Bestattung provozierte einen handfesten Skandal.

¹⁰² Ebd., Nr. 805 vom 2. Juni 1508, wo es heißt:

„Testamentum domini Bernth Moltasensken. Primo dedit deo omnipotenti animam suam et corpus terre. [2. dem Kloster Verchen wo er sein Grab erwählt] 3. den swarten symmyttosken rok to dem Dhargun to vnsere lēuen vrowen tyden to eyneme grāwete vnde I par lākene van den besten to aluen, vnde wat āuer is, dat schal kāmen hyr in dat gades hūs..“

¹⁰³ Die nachfolgenden Angaben zur Geschichte des Geschlechtes Hahn basieren auf den kommentierenden Angaben Lischs in URKUNDEN HAHN – Geschichte und Urkunden des Geschlechtes Hahn (1844–1856), hg. von Georg Christian Friedrich LISCH, Schwerin.

¹⁰⁴ MUB Nr. 1578.

¹⁰⁵ URKUNDEN HAHN (wie Anm. 103), S. 60.

Nicolaus IV. wirkte viele Jahre als Rat der Herren von Werle-Goldberg. Am 10. November 1368 empfing er auf dem Schlachtfeld bei Damgarten den Ritterschlag.¹⁰⁶ Nach einem bewegten Leben starb er etwa im Jahr 1372 und fand seine letzte Ruhe bei den Mönchen in Dargun. Diese drohte bereits 1374 gestört zu werden, da der Propst von Eutin als angeblicher Konservator des holsteinischen Klosters Reinfeld den Abt von Dargun aufforderte, Nicolaus IV. wieder auszugraben. Er berief sich darauf, dass der Ritter wegen eines Vergehens an Reinfeld mit dem Kirchenbann belegt worden war und daher keinesfalls in geweihtem Boden ruhen dürfte. Lisch rekonstruiert, dass Nicolaus IV. wahrscheinlich während der pommerschen Kriegszüge das Dorf Sülten geplündert hatte, das dem Kloster Reinfeld gehörte, und deshalb gebannt worden war.¹⁰⁷ Die Darguner Mönche weigerten sich trotzdem, der Forderung nachzukommen, ließen den Leichnam wo er war und gerieten daraufhin selbst unter den Kirchenbann. Die Sache kam schließlich vor das päpstliche Gericht in Avignon, wo der Auditor Wilhelm Galteri den Bann über Dargun unverzüglich aufhob, da der Prokurator von Reinfeld nicht erschienen war.¹⁰⁸

Die beiden erhaltenen Grabplatten der Familie datieren in die Mitte des 15. Jahrhunderts und stellen die einzigen Belege für vier implizierte Begräbnisse dar. Bei den Bestatteten handelt es sich um die Ritter Ludolf II. mit seiner Ehefrau Oelgard Bertekow und Ludolf III., der mit Jutta Preen verheiratet war. Letzterer trat als Koordinator der Stiftungen für den Klosterumbau zwischen 1464 und 1479 auf.

Fazit

Von den 51 erfassten Stiftungen oder Grablegen gehören nur 15 nicht in einen adligen Kontext. Unter diesen waren wiederum sechs Begräbnisse für Äbte des Klosters, vier Stiftungen von Geistlichen, vier von Bürgern und ein Begräbnis eines Unbekannten. Die Mehrheit von 37 adligen Stiftern stellt das Kloster Dargun indes in ein Licht, das auf der Basis der erhalten gebliebenen Memorialdenkmäler nicht zwangsläufig zu erwarten gewesen wäre. Das Verhältnis zwischen den Grabplatten für Äbte und den Grabplatten für Adlige ist 6:5, wenn man davon ausgeht, dass der Kloostervogt seinerseits dem niederen Adel angehörte. Die gute Dokumentation dieser Quellengruppe hat scheinbar dazu geführt, sie als Indikator für ein eher verhaltenes Interesse des Adels am Kloster Dargun heranzuziehen. Durch die Auswertung der Urkunden und insbesondere der Inschrift auf der Gedenktafel kann dieser Punkt jedoch widerlegt werden. Desweiteren illustriert die Herkunft einer Vielzahl der Spender die eingangs hinterfragte lokale Verwurzelung der Abtei. In der Tat

¹⁰⁶ Ebd., S. 55.

¹⁰⁷ Ebd., S. 60.

¹⁰⁸ Vgl. MUB Nr. 10666; SCHLEGEL (wie Anm. 4), S. 35.

haben die einflussreichen Familien der Umgebung, zumindest eine Zeit lang, dem Kloster ihre Gunst durch Stiftungen und Grablegen bezeugt. Vor allem das Faktum der regen Beteiligung während der Baumaßnahmen im 15. Jahrhundert zeigt, dass der Konvent auch in Krisenzeiten auf die Unterstützung des lokalen Adels bauen konnte. Das verhaltene Interesse des Bürgertums kann auf die ländliche Lage Darguns zurückgeführt werden und fügt sich somit in den diesbezüglichen Forschungskonsens ein. Ebenso verhält es sich mit der überwiegenden Anzahl der Gegenleistungen, welche die Abtei für den Empfang des Stiftungsgutes zu leisten bereit war. Einzig das wöchentliche Gebetsgedenken und die Teilhabe an allen guten Werken des Klosters sowie den dem Zisterzienserorden gewährten Ablässen, welche den Stiftern von 1464 versprochen wurde, weichen vom Gesamtbefund ab.

Fragen wirft hingegen die Verteilung der Begräbnisse in dem besprochenen Zeitraum auf. So lässt sich für das 13. Jahrhundert nur eine Bestattung nachweisen, die durch ihre Singularität als Ausnahme gelten muss. Ob die Mutter des Jeneke von Verchen unter Umständen in Dargun verstarb und auf dem dortigen Klosterfriedhof bestattet wurde, oder ob es zu dieser frühen Zeit tatsächlich bereits die Möglichkeit einer standesgemäßen Bestattung in der Klosterkirche gab, wie Christine Kratzke argumentiert, muss offen bleiben.¹⁰⁹ Mit Beginn des 14. Jahrhunderts ändert sich die Frequentierung schlagartig, was sicher auch auf ein Privileg des Herren Nikolaus von Rostock zurückzuführen ist, in dem dieser 1297 dem Kloster zugestanden hatte, alle, die auf dem Grundbesitz der Abtei zu Tode kämen, ungehindert begraben zu dürfen.¹¹⁰ Allein bis 1350 sind elf weitere Begräbnisse belegt, acht folgen bis 1400 und die übrigen vier verteilen sich auf das gesamte 15. Jahrhundert. Diese Häufung im 14. Jahrhundert deckt sich mit der Verteilung der Stiftungen, deren überwiegender Anteil in die Zeit vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts fällt, mit einer Spitze zwischen 1300 und 1350. Darüber hinaus wurden alle fünf Familiengrablagen in diesem Zeitraum begründet oder erstmals erwähnt. Dieses Ergebnis spiegelt nun auffällig die bekannten Fakten zur Geschichte der Abtei wieder, was Wechselwirkungen zwischen beiden Bereichen vermuten lässt. So wird die Blütezeit des Klosters

¹⁰⁹ KRATZKE (wie Anm. 3), S. 82 argumentiert mit Bezug auf das erste Begräbnis, dass Dargun „zu dieser Zeit der einzig florierende Konvent in der Nähe ihres Wohnortes Verchen, der eine gesicherte Memorie und damit Fürbitte für das nach mittelalterlichem Glauben zu erstrebende Seelenheil bot“. In der Endnote zu diesem Punkt auf S. 468 erläutert sie außerdem: „Die Nonnen des späteren Benediktinerinnenklosters zu Verchen waren erst ab der Mitte des 13. Jahrhunderts dort ansässig. Der ursprünglich gegen Ende des 12. Jahrhunderts gegründete Konvent verlegte seinen Standort bis dahin mehrfach, so dass Verchen als potentieller Wahlort eines Begräbnisses ausschied. Auch die Pfarrkirche zu Röcknitz scheidet als potentieller Begräbnisort lokaler Adelsfamilien zu dieser Zeit wohl aus, da sie erst seit 1232 nachweisbar ist (MUB Nr. 401).“

¹¹⁰ MUB Nr. 2430.

allgemein von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis ins frühe 15. Jahrhundert gesehen, was vor allem durch die zahlreichen Gunstbezeugungen der mecklenburgischen und pommerschen Landesherrn sowie die umfangreichen Besitzerweiterungen begründet wurde. Eben diese neuerworbenen Ländereien, Mühlen oder Salzpflanzen kamen nicht selten im Zuge von Stiftungen an die Darguner Zisterze. Auf der anderen Seite wird diese positive Entwicklung weitere Stifter veranlasst haben, der prosperierenden Abtei Zuwendungen zu machen. Letztlich bot ein florierender Konvent die beste Sicherheit für eine angemessene und langfristige Memoria.

Die Verhältnisse änderten sich erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit bis zur Auflösung des Klosters ist die prekäre Finanzlage Darguns mehrfach bezeugt. Mitunter kamen zu dieser Zeit die gerade genannten Wechselwirkungen zwischen Stifterverhalten und Abtei zum Tragen, wenngleich der Auslöser der Krise nicht mehr sicher zu rekonstruieren ist. So bleibt die Frage, ob das Kloster zuerst, etwa durch Misswirtschaft oder schlechte Ernten, in Geldnot geriet und die potentiellen Stifter sich daher anderweitig orientierten, oder ob diese aus anderen Gründen ausblieben. Die möglicherweise gestiegene Attraktivität umliegender Konvente müsste zur Erhellung dieser Problematik mit in die Betrachtung einbezogen werden. In jedem Fall sticht die kollektive Stiftung von 1464 in dem soeben besprochenen Rahmen als singuläre Erscheinung heraus. Wenngleich für eine Vielzahl der daran beteiligten Stifterfamilien schon frühere Beziehungen zum Kloster Dargun nachweisbar sind, so liegen doch die meisten Fälle etwa 100 Jahre zurück. Zum Zeitpunkt des Klosterumbaus, welcher in Anbetracht des Schutzbriefes von Herzog Heinrich aus dem Jahre 1454 ohnehin Fragen aufwirft, scheint die Mehrheit der lokalen Familien in keinem engeren Kontakt mehr zum Konvent gestanden zu haben.

Ein abschließender Vergleich der diskutierten Stiftungsbelege mit der zeitlichen Verteilung des Gesamtbestandes der Darguner Quellen zeigt eindeutige Parallelen zwischen beiden.¹¹¹ Die dargelegte Klimax der Stiftungstätigkeit in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie das scheinbare spätere Desinteresse kann daher nicht ausschließlich auf die klösterliche Entwicklung zurückgeführt werden. Unter Umständen spielen signifikante Quellenverluste für die Zeit nach 1350 hierbei eine größere Rolle als bislang angenommen. Orientiert man sich am zunehmenden Grad der Schriftlichkeit, so wäre eine deutlich nach hinten verlagerte Verteilung zu erwarten, mit einem Schwerpunkt im 15. und 16. Jahrhundert. Eventuell ließe sich diese Problematik durch einen Vergleich mit den benachbarten Zisterzen Doberan und Eldena erhellen. Bislang wurde überdies die marginale Bedeutung Darguns betont. So legt Sven Wichert in seiner Monographie zum Kloster Doberan dar, dass dieses als

¹¹¹ Vgl. hierzu die tabellarische Auflistung der zeitlichen Verteilung des Gesamtbestandes der Darguner Urkunden in KRATZKE (wie Anm. 3), S. 432.

Hauskloster der mecklenburgischen Herrscher dem benachbarten Dargun an Prestige scheinbar weit überlegen war. Wie er in Bezug auf Doberan feststellt, „gewann dieses auch für den benachbarten Adel an Zugkraft“, als die mecklenburgischen Herren Mitte des 14. Jahrhunderts zu Reichsfürsten aufstiegen. Wichert konstatiert daher, dass „auch die Nähe zum herrschenden Haus die besondere Attraktivität ausmachte. Ein Indiz dafür ist das vergleichsweise zurückhaltende Interesse des lokalen Adels im Einzugsbereich des Klosters Dargun an einem Begräbnis in der Zisterze.“¹¹² Diese Schlussfolgerung wird durch die oben genannten Befunde widerlegt. Den fünf für Dargun belegten Familienbegräbnissen stehen anscheinend nur vier in Doberan gegenüber, von denen sich, nach den Ausführungen Wicherts, wiederum lediglich eines mit einer eigenen Kapellenstiftung nachweisen lässt.¹¹³ Überdies bezeugt die Zahl von acht bis 1335 in Dargun belegten Nebenaltären eine grundsätzliche Präsenz der benachbarten Adelsfamilien. Für Doberan sind während des gesamten Mittelalters dreizehn Nebenaltäre bekannt.¹¹⁴ Gerade auch der letztgenannte Punkt macht deutlich, dass sich über die Erforschung der Memoria neue Gesichtspunkte für die Sozialgeschichte der Darguner Abtei gewinnen lassen. Der vorliegende Beitrag begreift sich als erster Schritt für weiterführende Forschungen auf diesem Gebiet.

Anschrift der Verfasserin:

Manja Olschowski
Universität Greifswald
Historisches Institut
Soldmannstraße 15
17489 Greifswald
manja.olschowski@uni-greifswald.de

¹¹² Beide Zitate in WICHERT (wie Anm. 7), S. 167.

¹¹³ Vgl. Ebd., S. 161–163.

¹¹⁴ Friedrich SCHLIE: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Grossherzogthums Mecklenburg-Schwerin, Bd. 3 (Die Amtsgerichtsbezirke Hagenow, Wittenburg, Boizenburg, Lübbtheen, Dömitz, Grabow, Ludwigslust, Neustadt, Crivitz, Brüel, Warin, Neubukow, Kröpelin und Doberan), Schwerin 1899, S. 605.

Anhang 1

Übersicht der Stiftungen

	Jahr	Stand	Name	Vergabe	Zweck	Nachweis
1.	1216	Adliger (vir nobilis)	Radozlaw de Zcorrentin	Stiftet das Dorf Pannekow	für seine Seele und die seiner Söhne	MUB 225
2.	1228	Ritter	Jeneke von Verchen	Stiftet die Dörfer Gielow und Benitz	Seelmessen für seine Mutter, die in Dargun beerdigt war	MUB 355
3.	1228	Herzog	Wartislav von Pommern	Stiftung des Gutes Drönnewitz zu früherem Zeitpunkt	Seelenheil für seinen Vater Kasimir (gest. 1219)	MUB 356
4.	1239	Adlige	Ermegard (Witwe von Bertold, Sohn des Herren Johann von Mecklenburg)	Stiftet 4 Hufen in Stassow	für die Seele ihres Mannes	MUB 493
5.	1241	Fürst	Borwin von Rostock	Überträgt das Eigentum der Kirche zu Levin	Seelenheil für seine Frau Sophie, Tochter des schwe- dischen Königs	MUB 527
6.	1254	Ritter	Ulrich von Osten	Stiftet 4 Hufen in Wittenwerder	für sein Seelenheil	MUB 739
7.	1262		Bernhard Mel (Honig), Advokat des pomm. Herzogs	Stiftet dem Kloster 2 Hufen in Buchholz	„pro suorum remedio“	MUB 941
8.	1262	Ritter	Johann von Wacholz	Stiftet dem Kloster seine Einkünfte aus der Mühle zu Levin	für sein Seelenheil und das seiner Frau	MUB 944
9.	1264	Ritter	Johann von Penz	Stiftet vierten Teil des Dorfes Drönnewitz	verlangt konkrete Memorialdienste für sich, seine Frau und seine Mutter (alle namentlich erwähnt)	MUB 1014
10.	1266	Ritter	Johann und Werner von Erteneburg	Stiften 10 Hufen in Ganschendorf	verlangen ausführ- lich beschriebene Memorialdienste für sich und ihre Ehefrauen	MUB 1050, 1070

	Jahr	Stand	Name	Vergabe	Zweck	Nachweis
11.	1286	Ritter	Johann von Gramzow	Vermacht dem Kloster eine Hufe zu Densin nach seinem Tode		MUB 1827
12.	1291	Adlige	Lutgard von Erteneburg (Witwe von Johann und Mutter des verstorbenen Werner)	Stiftet 2 x 2 Hufen in Ganschendorf	bestimmt diese zu Gedächtnisfeiern für ihren Sohn und ihren Mann	MUB 2125
13.	1291	Ritter	Gödeke von Swineborg aus Lüneburg	Stiftet 10 Mark	für Seelmessen	MUB 2045
14.	1292	Ritter	Arnold von Schönfeld	Stiftet 6 Hufen in Zwiedorf	bestimmt 2 Hufen für Altar und zum Bau einer Kapelle und 4 weitere Hufen im Todesfall	MUB 2158
15.	1295	Ritter	Heinrich von Lukow	Stiftet 200 Mark für neue Kapelle und 20 Mark jährliche Hebungen aus Ahrenshagen	für Kapellenbau und Seelmessen	MUB 2358, 2363
16.	1293 –1300	Bürger	Hoyer Grapengeter aus Wismar	Stiftet 1 Mark	für Seelmessen	MUB 2261
17.	1306	Ritter	Friedrich von Kardorff	Stiftet die Krebsmühle bei Malchin	erwählt Begräbnis für sich und seine Erben	MUB 3101
18.	1307	Ritter	Reimar von Wacholz	Stiftet 1 Hufe in Sophienhof	für sein Seelenheil und das seiner Erben	MUB 3156
19.	1308	Ritter	Johann von Lowtzow	Stiftet 60 Mark für Altarweihe, dotiert diesen mit weiteren 60 Mark und vermacht 20 Mark für die Beerdigung	für sein Grab und das seiner Frau vor dem neu geweihten Altar und regelmäßige Memorialdienste	MUB 3236
20.	1309	Ritter	Johann Moltke	Stiftet 200 Mark	für 2 jährliche Seelmessen (aber Begräbnis in Doberan)	MUB 3321
21.	1310	Ritter	Berthold von Erteneburg	Stiftet 2 Hufen in Brünsow	für Seelmessen	MUB 3355

	Jahr	Stand	Name	Vergabe	Zweck	Nachweis
22.	1310	Priester	Gerhard von Ribnitz in Rostock	Stiftet 4 Hufen zu Stubbendorf	für Seelmessen	MUB 3395
23.	1310	Herzog	Otto von Pommern	Stiftet 340 Mark	für Altar für den heiligen Wenzel und regelmäßig zu haltende Messen	MUB 3412
24.	1316	Ritter oder Knappen	Heidenreich, Marquard und Eckhard von Dragen	Stiften 4 Mark Hebungen aus der Mühle zu Kl.-Markow	zum frommen Andenken an ihren Vater und all ihre Vorfahren	MUB 3723
25.	1318	Knappen	Konrad, Florin und Marquard von Gotberg	Stiften 5 Mark jährl. Hebungen in Sarmstorf	für das Begräbnis ihres Vaters Konrad	MUB 3945
26.	1318	Ritter	Bernhard und Heinrich von Maltzan	Stiften 10 Mark jährlich Hebungen in Grabow	für das Begräbnis ihres Vetters Vicke	MUB 3985
27.	1323 + 1326	Bürger	Heinrich und Gertrud Dölitz aus Neukalen	Stiften das Eigentum an dem Dorf Lewin und 3,5 Hufen in Wokelenze	für ihr Begräbnis und die Einrichtung eines Altars	MUB 4476
28.	1325	Ritter	Paridam von Wacholz und sein Sohn Reimar	Stiften 3 Mark jährlich Hebungen aus drei Dörfern	für das fromme Andenken an sie und ihre Vorfahren	MUB 4586
29.	1328	Ritter	Burchard Schlicht	Stiftet 6 Mark jährl. Hebungen aus Remlin und eine weitere Mark im Fall des Todes seiner Ehefrau	für Seelmessen	MUB 4976
30.	1331	Ritter	Werner Preen	Stiftet 2 Hufen in Damm	für Seelmessen	MUB 5294
31.	1331	Ritter	Heinrich Maltzan		Begräbnis	GP
32.	1332	Ritter	Eckhard von Suckow und seine Söhne	Vergleichen sich mit Kloster über streitige Grenzen	werden in Bruderschaft des Klosters aufgenommen und erhalten Zusage auf Begräbnis	MUB 5321

	Jahr	Stand	Name	Vergabe	Zweck	Nachweis
33.	1334	Ritter	Arnold von der Osten	Stiftet 10 Mark jährl. Hebungen in Basepohl	für Seelmessen und verschiedene weitere Gedächtnisdienste	MUB 5474
34.	1334		Heinrich Wale		Begräbnis	GP
I.	1336	Abt	Johann von Rostock		Begräbnis	GP
35.	1337	Ritter	Nikolaus Röttgelin	Stiftet 1 Mark jährl. Hebungen in Grammow	für Seelmessen	MUB 5728
36.	1337			Das Kloster Dargun verzichtet auf ein Erbe am Diebestor in Rostock		MUB 5742
37.	1341	Ritter	Ludolf Maltzan	200 Mark	Begräbnis und nachträgliche Memorienstiftung durch die Vormünder der Erben	GP + MUB 6161
38.	1344		Marquard		Begräbnis	GP
II.	1349	Abt	Johann Billerbeck		Begräbnis	GP
39.	1360	Ritter	Lippold Behr und seine Söhne	Stiften 4 Mark Rente aus Deutsch-Schorrentin	zu Seelmessen für ihre verstorbenen Verwandten	MUB 8786
40.	1363	Knappen und Ritter	Heinrich, Arnold und Günther Levetzow	Stiften 60 Mark wend. Pf. Hebungen	für ihr Seelenheil	MUB 9163
41.	1367	Ritter	Andreas von Flotow und Frau Anna		Begräbnis	GP
III.	1367	Abt	Attendorne		Begräbnis	GP
IV.	1369	Abt	Hermann von Riga		Begräbnis	GP
	1372	Ritter	Nicolaus Hahn		Begräbnis	1)
V.	1381	Abt	Gregor von Rostock		Begräbnis	GP
42.	1388	Priester	Marquard Krivemann aus der Diözese Kammin	Stiftet 50 Mark für einen Altar und dotiert ihn mit 5 Mark jährl. Hebung	für einen Altar	MUB 11992
43.	1390	Vogt	Hartwig		Begräbnis	GP

	Jahr	Stand	Name	Vergabe	Zweck	Nachweis
44.	1400	Ritter	Hermann von dem Golm zu Zetelow	Stiftet die halbe Bede aus Levin	für sein Andenken und das seiner Vorfahren	2)
45.	1387–1403	Bürger	Heinrich Sasse		Begräbnis	GP
46.	2. H. 14. Jh.	Bürger	Johannes Rodolph und seine Ehefrau		Begräbnis	GP
47.	1403 + 1416	Domprobst	Heinrich Wangelin aus Schwerin	Stiftet je 16 Mark lüb. Hebungen aus Kötel	für Seelmessen	3)
48.	1445	Ritter	Ludolf Hahn und Oelgard Bertekow		Begräbnis	GP
49.	1480	Ritter	Ludolf Hahn und Jutta Preen		Begräbnis	GP
VI.	1491	Abt	Johannes Becker		Begräbnis	GP
50.	1508	Ritter	Berndt Maltzan	Schenkung		4)
51.	1513	Herzog	Otto zu Stettin	Stiftet 2 Hufen in Dukow	zum Gedenken an ihn und seine Vorfahren	5)

- 1) URKUNDEN HAHN (wie Anm. 103) S. 60.
- 2) VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS (wie Anm. 4) Nr. 362.
- 3) VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS (wie Anm. 4) Nr. 373.
- 4) URKUNDEN MALTZAN (wie Anm. 96) Nr. 805.
- 5) VERZEICHNIS DER URKUNDEN DARGUNS (wie Anm. 4) Nr. 104.

Anhang 2

Inscripf auf der Gedenktafel für den Umbau des Klosters zwischen 1464 und 1479, wiedergegeben nach Abb. 1. (Die Gliederung folgt der ursprünglichen Einteilung in Spalten)

[I.] Wy Johan . depzow / abbet vnd gantze(n) . Conue-/nt to dargun . bekennen / vor vns . vnse nakomlinge . / dat in den Jaren . vnser her-/en . m . cccc . darna in dem Lx-/iiii . Jare . de was ein anbegin-/ner der buwethe Vnser kerke(n) . / to dargun . vnse gnedige here . / hertoghe . hinrick . van mekle(n)/burch . graue to swerin . forste / to wenden . mit sinen leuen sons . / Vnser gnedigen heren . hertoch / Albrecht . hertoch Johan . her-/toch magnus . hertoch baltze-/r . Vmme erer selen salicheit / willen . Vnde orer olderen . mit / mannigerleye gude . de se dar/tho gedan hebben . Vnde hir / namals noch wol donde wer-/den . Des geliken hebben ge-/dan de duchtigen manne . vnd / ere almissen uas tho hebben / gegeuen . ock umme erer sele(n) . / salicheyt willen . Vnd ere old-/eren . Vnd alle ere slechte . so / se hir na by namen genommet / werden . ein Islick by sick . wo/vele dat he dar tho keret / hefft . In gades ere . Tho / dem ersten hefft her / Ludeke hane . wanhaft/ich tho basedow . veer .

[II.] marck . Vnd L . sundesch . vnd xii / gulden . de denne vordert hefft . / geuordert dat vnse kercke rede / worden is . vnd sodane gelt / uorlonet hefft . / Also de guden menne . hir na / benomet . dar tho gegeuen / hebben . / De duchtige man Ludeke mol/tzan . tho dem grubenhagen . / iiiii . m(a)r(ck) . vnd . L . sundesch . vnd / xii gulden . vnd iii gulden tho / enem knope . / Henneke van der osten . tho / karstorpe . xl . m(a)r(ck) . / Hinrick hane . tho kuchelmis/se . iiiii . m(a)r(ck) . vnd L . sundesche . / vnd xii . gulden . / Otto vnde clawes . veddern . / geheten . de moltken . wanhaf/[tich]c) tho dem stritfelde . L / [su]ndesche marck . / Ratke kerckdorp . tho nikur . / Lvi . m(a)r(ck) . sundesche . / Vicke moltzan . enen gul-/den tho enem knope . / Clawes en oldenborch tho / gremmelin . iiiii vnd Lxx . / sundesche marck . / Her . Viuientz uan dem / kalden . c . vnd . xxx . marck . / Gherlich kalff . van malchi(n) / xx marck sundesche .

[III.] Gunter Leuetzow . tho / schorrentin . L . m(a)r(ck) . sund(esche) / Matthias grabow tho / wusten . xv . sundesche m(a)r(ck) . / Gunter Leuetzow tho / merkow . L . sundesche / marck . / Her . Jurgen grabow to / gametow . xxx . sundesche / m(a)r(ck) . / Clawes holste . wanhaft/tich tho wickenwerder . / xxx sundesche marck . / Clawes bardenvleth tho / dem zarnde . xxx . svndesche / m(a)r(ck) . / Reimer plesse . tho zulow / xxx . sundesche marck . / Hans va(n) retstorp . tho bol/tze . xxx . sundesche m(a)r(ck) / Henneken bulow . tho zib-/bul . xxx . sundesche m(a)r(ck) . / Her . Nicola[.] breide . kerck-/here . tho malchin . xxx . m(a)r(ck) . / Her . Helmich Vlotow . pra-/west tho dobertin . xxx . / sundesche . m(a)r(ck) . / Her Diderick sukow . pra-/west tho der Verchen . x . / sundesche marck . / Wedige buggenhagen . / tho der neringe . xv . / sundesche marck .

[IV.] Henninck breide . xv . / m(a)r(ck) . sundesche . / Achim . vnde drewes . de / Vlo-towen . geheten . wan-/haftig tho dem sture . Je/welikes . xxii . sundesche m(a)r(ck) . / Hinrick smeker tho dem wu/stenfelde . xv . sundesche m(a)r(ck) . / Berndt van Lesten . x . m(a)r(ck) . / sundesche . / Johan van Lesten . x . m(a)r(ck) . / alle wanhafttich to gottin . / Vicke bere . tho nuttzerow / xv . sundesche m(a)r(ck) . / Hermen kerckdorp . tho / wobbekendorp . x . gulden . / Hinrick schonefeld . tho sub-/betzin . x . gulden . /

Hermen hagenow . wan/hafftich tho parchim x . g(uld)e(n) / Achim van Lesten . tho / gottin . x . sundesche m(a)r(ck) . / Her . Peter warenstorp . pra-/west tho malchow . x . marck . / Hermen hagenow tho / parchim . x . gulden . / Hans van retstorp . x . / gulden . / Eggerd stall . x . Lubsche / marck . / Gunter van retstorp . rat/man tho malchin . xx . / lubsche marck .

[V.] Joachim van presnes . hus-/frouwe van wedendorp . / x lubsche marck . / Titke Loutzow . tho Leuet-/zow x . sundesche marck . / Ulrick van Lesten . tho got-/tin . x . sundesche marck . / Hinrick hane . van arns-/berghe . x . lubsche m(a)r(ck) . / Hans van adrum . tho zir/storp . v . sundesche marck . / Achim vam hagen . tho / bukow . x . sundesche m(a)r(ck) . / Johan smeker . tho gustzow . / x . sundesche marck . / In den Jaren vnses he-/ren . Veertein hondert . dar/na In dem Negen vnd So-/uentighesten Jare . In deme / dage . alexius . des . hilghen / bichtegers . hefft de Stren-/ghe ridder . vnde wolduch/tige man . her Ludeke / hane . wanhafftich tho / basedow . ein woldeder des / gadeshuses . Also hefft he / rekenschop gedan . dem Er-/werdigen heren . heren Jo-/han becker . abbet . vnd sy-/nem gantzem Conuent tho / Dargun . van sodaner gifft / de de guden manne an disse-/me brede benomet . vmme

[VI.] salicheit willen erer selen / hulpe . vnd hantrekinge ge/dan . des de szumme was / sostein hondert marck . / Acht vnd achtentich m(a)rc(k) / welcker geldt merkliken / kamen . vnde kerdt ys . In / nutticheyt des gadeshuses . / Nomeliken . tho den glase-/vinstern . tho dem welffte . / tho dem gheuele . tho klos-/terwardt . tho deckende . / tho der Liberye . tho deme / slaphuse . tho dem torne . / midt handtuathe . dat vor/gan wasz . / Bauen disse rekenschop . / hefft vns . her Ludeke <Hane> . In / redem gelde vorantwer/det sostich Sundesche / marck . ock tho kerende / In behoff . des gadeshus[.] . / vor welcker hulpe vnde / woldadt . desset Conuent . / vnd her(r)n godt . den hern / vor ere sele vnd slechte / flitigen bidden willen .

[VII.] Al dit geldt . vorbenomet . / Is gekamen tho der kercken / tho deckende . tho den glase-/vinstern . vnd tho dem / welffte . / Alle desse Jennen . de hir / vorbenomet sin . de ere all-/missen hebben gegeuen . tho / der buwethe tho hulpe . vnd / ock de noch hir namals to / geuende werden . de wer/den began alle weken midt / vilgen vnd midt selemissen . / mit vns tho dargun in der / kercken . vnde werden del-/hafftich aller guden werc-/ke . de mit vns sihen in alle(n) / tiden . vurder vordenen se / sodane aflat . also dar de / orden mede begiffiget is . / van vnsen geistliken vede-/ren . D[e] . Pawese . des doch . / gantz vele is . vnd mit enem / ringhen mach vordenen / dat ewige rike . dar vns / godt alle tho helpe . / A M E N .

DIE RIBNITZER CHRONIKEN DES LAMBERT SLAGGERT

Von Volker Honemann

Die beiden Texte, von denen hier gehandelt werden soll¹, gehören ihrer Einzigartigkeit wegen zu den wichtigsten und interessantesten der frühneuzeitlichen Geschichtsschreibung nicht nur Mecklenburgs, sondern ganz Norddeutschlands; sie sind zugleich die letzten, hochbedeutenden Zeugnisse einer franziskanischen Chronistik in diesem Raume. Gemeint sind die beiden in dem 1323/24 vom Herren Heinrich II. von Mecklenburg („dem Löwen“) und seiner Gemahlin Anna von Sachsen-Wittenberg gestifteten Klarissenkonvent Ribnitz entstandenen Chroniken.² Sowohl die lateinische als auch die deutlich umfangreichere mittelniederdeutsche Chronik liegt in der maßgeblichen, für ihre Entstehungszeit vorzüglichen Ausgabe Friedrich Techens vor;³ die einzige Handschrift der deutschen Chronik, auf die gleich einzugehen ist, habe ich kurz einsehen können.⁴ – Im Folgenden gehe ich zuerst auf die Überlieferung der beiden Chroniken ein und äußere mich zu deren Datierung. Im Anschluss daran frage ich nach den

¹ Meine Beschäftigung mit diesen Texten geht darauf zurück, dass ich für den Mittelalterband der im Entstehen begriffenen ‚Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz‘ den Beitrag ‚Geschichtsschreibung‘ zu verfassen hatte. Wolfgang Huschner danke ich für fruchtbare Gespräche, den Diskutanten meines Vortrags über ‚Lambert Slaggerts Chroniken‘ (Schwerin, Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e. V., 12. 11. 2010) für ihre Hinweise.

² Zu den Gründungsumständen Wolfgang HUSCHNER: Die Gründung des Klarissenklosters in Ribnitz (1323/24–1331). Eine landesherrliche Stiftung gegen städtischen und weltgeistlichen Widerstand. In: DERS./Frank REXROTH: Gestiftete Zukunft im mittelalterlichen Europa. Festschrift für Michael BORGOLTE, Berlin 2008, S. 333–351, weiterhin DERS.: Heinrich II. von Mecklenburg, Anna von Sachsen-Wittenberg und die Klarissen, in: MJB 123, 2008, S. 7–31 (mit dem überzeugenden Nachweis des Zusammenhanges zwischen den – ebenfalls landesherrlichen – Gründungen von Klarissenklöstern in Seußlitz und Weißenfels, woher die ersten Ribnitzer Nonnen kamen). – Zur Geschichte des Klosters siehe weiterhin Ingo ULPTS: Die Bettelorden in Mecklenburg (Saxonia Franciscana 6), Werl 1995, S. 205–236 sowie zuletzt Axel ATTULA: Beobachtungen zu sechs Meditationstafeln aus dem Klarissenkloster Ribnitz, in: *Ecclesiae ornatae. Kirchengeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit zwischen Denkmalwert und Funktionalität*, hg. von Gerhard EIMER, Ernst GIERLICH, Matthias MÜLLER (Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Bd. 6), Bonn 2009, S. 143–160, hier S. 143–145 mit der neueren Literatur.

³ Edition beider Texte: Die Chroniken des Klosters Ribnitz. Bearbeitet von Friedrich TECHEN, Schwerin 1909 (Mecklenburgische Geschichtsquellen I), S. 1–61 (lat.) und 63–172 (mnd.). Der Text der Edition wird mit Seiten- und Zeilenzahl zitiert.

⁴ Herzlichen Dank hierfür dem Direktor des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs, Herrn Dr. Andreas Röpcke. Eine genaue Beschreibung war auf der Basis der kurzen Einsichtnahme nicht möglich.

von den Chronisten verwendeten Quellen, dem Verhältnis der beiden Texte zueinander und gehe vergleichend durch die beiden Chroniken hindurch, um abschließend Eigenart und Bedeutung derselben zu charakterisieren; eine Schlussbemerkung gilt den Forschungsdesiderata. Da das Problem der Autorschaft der lateinischen Chronik mehrere der hier genannten Aspekte berührt, wird es mehrfach angesprochen und nach und nach einer Lösung zugeführt.

1. Die Überlieferung der lateinischen Chronik

Aussagen über diesen Text sind von vornherein dadurch erschwert, dass er – nach allem, was wir wissen – lediglich in einem Abdruck von Westphalens *ex autographo* in dessen ‚Monumenta inedita‘ von 1745 erhalten blieb; die Handschrift, die ihm vorlag, wies mindestens eine Illustration auf, die in den ‚Monumenta‘ als Holzschnitt wiedergegeben ist. Von Westphalens Text weist eine Reihe von Fehlern auf, die Techen nach der mittelniederdeutschen Chronik Slaggerts gebessert hat. Techen hat zudem eine Reihe von Urkunden, die in den Text eingestellt sind, die jedoch ursprünglich zu demselben gehören (eine derselben findet sich bei Slaggert), weggelassen.⁵ Der Berichtszeitraum der Chronik reicht bis 1538, also etwas über den Tod der langjährigen Äbtissin Dorothea 1537 hinaus, deren Nachfolgerin Ursula der Verfasser abschließend ein langes Leben wünscht (Techen S. 61).

2. Die Überlieferung der deutschen Chronik

Die Überlieferung der deutschen Chronik ist deutlich besser: Sie liegt in einer heute im Schweriner Landeshauptarchiv aufbewahrten Handschrift des frühen 16. Jahrhunderts vor (Signatur: LHAS, 1.12-1 Chroniken Nr. 2), bei der es sich um Teile eines Codex traditionum Ribnicensium handelt. Ursprünglich setzte er – nach Techens Angaben (S. 1*) – mit einem „Urkundenkopiar“, also Kopien von Ribnitzer Urkunden, ein. Dieses Kopiar könnte identisch sein mit dem Diplomatarium, das an zwei Stellen des Mecklenburgischen Urkundenbuches erwähnt wird.⁶ Dafür spricht auch, dass es sich bei der Handschrift heute um eine

⁵ TECHEN (wie Anm. 3), S. 11, 28; danach folgt die Urkunde Mecklenburgisches Urkundenbuch (MUB) V, Schwerin 1869, 3483 in niederdeutscher (nd.) Übersetzung (bei Slaggert fehlt sie, TECHEN vermutet, von WESTPHALEN habe sie eingeschoben), weiter S. 18, 20 (Urkunde MUB VIII, Schwerin 1873, 5114, bei Slaggert S. 81, 35 ff. nd. vorhanden; siehe auch 5001), S. 20, 29 folgt MUB VIII, Schwerin 1873, 5020 (fehlt bei Slaggert), S. 25, 27–26, 10 ist der lat. Text der Chronik teils aus der Urkunde übernommen; fehlt bei Slaggert.

⁶ MUB I, Schwerin 1863, S. XXVIII: Hier werden als Quelle für den Abdruck Ribnitzer Urkunden erwähnt „die Fragmente eines Diplomatariums im Archiv des Klosters. Dieses Diplomatarium ist halb auf Pergament, halb auch Papier, in klein Folio, ganz im Anfange des 15. Jahrhunderts geschrieben und besteht jetzt nur noch aus 15

einbandlose „Loseblattsammlung“, also eine Reihe von (Papier-)lagen handelt. Sie ist augenscheinlich nie ganz fertig geworden, wie u. a. zahlreiche Federzeichnungen leerer Wappenschilder zeigen. Dass sie Teil eines ursprünglich umfangreicheren Größeren ist, wird dadurch bestätigt, dass sie an mindestens zwei Stellen eine ältere, römische Zählung trägt (86r [= Zählung Techen]: *CXCI*, 87r: *CXCII*).⁷

Auf den foll. 1–29 der Handschrift steht zur Hauptsache das, was Techen als Anhang zur deutschen Chronik Slaggerts publiziert hat (bei ihm S. 183–217): Ein Text über ‚Bucephalus, dat pert Allexandri‘ (samt Holzschnitt, aus den ‚Vitae Obetritarum‘ des Nikolaus Marschalk, 1r-v; TECHEN S. 216 f. und S. 11, Anm. 40), ein Register der in Ribnitz durch das Jahr gehaltenen Predigten und des durch die *brodere* ausgeführten Kirchengesanges (S. 183–186), ein alphabetisches Verzeichnis der verstorbenen Nonnen sowie der Äbtissinnen, Vikarinnen, Guardiane und Beichtväter (S. 186–197), schließlich der Wohltäter (ständisch geordnet, S. 197–203). Ein Inventar der Sakristei (S. 203), ein solches der 1523 lebenden Schwestern, weiterhin eines der seitdem verstorbenen Schwestern bis zum Jahr 1533 schließen sich an (S. 204–206). Es folgen Darlegungen zum Kauf des Dorfes Volkershagen (S. 206 f.), zur Stiftung von Kirchenfenstern (samt Stiftern und Gegenständen der Darstellung, S. 207–209), zu den Grabsteinen im Chor (S. 210 f.), zum Klosterbesitz (S. 211 f.), zur *Uphevinge der clenodie der Suster* im Zuge der Reform (also dem erzwungenen Verkauf derselben, S. 213–215), zuletzt zu den Stiftungen zur Neueindeckung der Klosterkirche 1518 ff. (S. 215 f.).

Hieran schließt sich dann von fol. 30r bis fol. 106r die Chronik Slaggerts (Techen S. 65–172) an, worauf – von anderen Händen – noch Nachträge folgen,⁸ die die Jahre 1472 bis 1572 umfassen (Abdruck ebd. S. 173–183). Techen hat

losen Blättern, welche in dem ehemaligen, alten Einbände liegen. Die jüngste Urkunde in diesen Fragmenten ist v. J. 1403.“ Ein zweiter Teil dieses Diplomatariums wird erwähnt MUB V, Schwerin 1869, S. IV. Danach bestand (besteht?) dieses damals in Wismarer Privatbesitz befindliche Fragment („auf Papier geschrieben und ohne Einband“) aus drei vollständigen und einer verstümmelten Lage, teils im I. Viertel des 14. Jahrhunderts, teils später geschrieben. „Die letzte, unvollständige Lage enthält die chronistischen Aufzeichnungen über das Kloster Ribnitz aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, welche im Jahrb. XXII, 1857, S. 198flg. gedruckt sind.“

⁷ Sollten sich entsprechende und konkordierende Zählungen in den eben erwähnten Fragmenten des Ribnitzer Diplomatariums finden, und sollten die Papierformate der Handschrift und des Diplomatariums übereinstimmen, dann wäre der Beweis erbracht, dass Diplomatarium und deutsche Slaggert-Chronik in einem Überlieferungsverbund zusammengehörten.

⁸ TECHEN hat diese nicht abgedruckt; sie bieten einen Text über Alexander den Großen und über den Ursprung der Mecklenburger, beides aus Marschalks ‚Vitae obetritarum‘. – Auf den S. 173–183 hat TECHEN noch Ribnitzer Nachrichten aus verschiedenen Quellen abgedruckt, so u. a. aus dem „Pergament-Vorsatzblatte des Kopiarus“ (S. 173, Anm. a). Die bei ihm S. 176–183 gedruckten Nachträge für die Jahre 1487–1578 sind, „mitgetheilt von C. D. W.“ als „Chronistische Aufzeichnungen aus dem Kloster Ribnitz aus dem Ende des 16. Jahrhunderts in einem Diplomatarium des Klosters enthalten“ abgedruckt in: MJB 22, 1857, S. 198–205, siehe Anm. 6.

dazu notiert, dass die Chronik „bis Bl. 85 sozusagen in einem Zuge hingeschrieben“ sei, „von da an aber, wo es galt, über die Gegenwart (von 1525 an) zu berichten, von der gleichen Hand stückweise fortgesetzt ist.“ (S. 1* Anm. 2); er hält, und ich denke mit Recht, diesen Teil der Handschrift für Slaggerts Autograph.⁹ Da dieser bis 1533 in Ribnitz nachweisbar ist, steht dem nichts im Wege. Klar ist damit, dass die niederdeutsche Chronik Teil eines Hausbuches des Ribnitzer Konvents war, und wie so viele spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Chroniken konnte auch die Slaggerts bei Bedarf beliebig fortgesetzt werden.

Neben dem Ribnitz-Schweriner Codex existieren noch zwei oder drei Handschriften des 17. Jahrhunderts, die sich heute in Kopenhagen, Schwerin und Greifswald befinden.¹⁰ Techen hat sie nicht heranziehen können, weshalb unklar ist, ob sie sämtlich auf den Ribnitzer Urcodex zurückgehen und ob sie textkritisch von Bedeutung sind.

3. Datierung und Autorschaft

Was die Datierung der Chroniken und deren Autorschaft angeht, so ist bezüglich der lateinischen Chronik für die Forschung unklar, wann sie entstand und von wem sie verfasst wurde. Techen (S. 8*, 12* und 16 mit Anm. 3) meinte hierzu, der „Grundstock der Lateinischen Chronik [...] bis etwa 1340 hin [sei] mit großer Wahrscheinlichkeit auf Dietrich von Studitz“ zurückzuführen, also den Kustos der lübischen Kustodie der Saxonia und Beichtvater des Herren Heinrich, den dieser zum Prokurator der Ribnitzer Gründung bestellt hatte (siehe S. 16 f.). Später seien dann „zu verschiedenen Zeiten [...] andere Aufzeichnungen angegliedert“ worden. Er sucht dies (ebd. S. 8* Anm. 23) dadurch zu erklären, dass die genealogischen Nachrichten zu den verschiedenen Linien des mecklenburgischen Herrscherhauses chronologische Überschneidungen aufwiesen, also Rücksprünge zu beobachten sind, doch dürfte es sich dabei um ein vielfach zu findendes darstellungstechnisches Phänomen handeln.¹¹ Zu konze-

⁹ Falls es Urkunden oder sonstige Schriftstücke von der Hand des Lambert Slaggert gibt, sollte sich dies eindeutig klären lassen.

¹⁰ Siehe TECHEN (wie Anm. 3), S. 1*f. sowie die Beschreibungen bei Conrad BORCHLING: *Mittelniederdeutsche Handschriften in Skandinavien, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Vorpommern*. Zweiter Reisebericht, in: *Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse* 1900, Beiheft, Göttingen 1900, S. 1–204, hier S.79 f., 195, 200. Die Kopenhagener Handschrift NKS. f. 137 hat anscheinend die gleichen Beigaben wie die Schweriner. Bei der drittgenannten Handschrift ist unklar, ob es sich dabei nicht um die TECHENS Ausgabe zugrundeliegende des Schweriner Archivs handelt.

¹¹ Ab S. 54 (Jahre 1508 ff.) glaubte TECHEN „ein etwas anderes Latein zu finden“ (S. 8* Anm. 23); dies kann ich nicht sehen. – Für TECHENS These von der schrittweisen Entstehung der Chronik könnte sprechen, dass sie nach der Darstellung von Ereignissen des Jahres 1386 die folgenden Jahre überspringt und erst 1395 wieder einsetzt; hier ist also mit einer Lücke zu rechnen (siehe TECHENS Hinweis (wie Anm. 3), S. 38).

dieren ist dabei, dass die annalenartige, jeweils von der bestimmten Jahreszahl, an der ein bedeutendes Ereignis stattgefunden hatte, ausgehende Darstellung ein solches Vorhaben wesentlich erleichterte, und dass eine solche Arbeitsweise in der Annalistik des Mittelalters gängig war. Techens Vorstellung von der Entstehung der lateinischen Chronik scheint mir nur teilweise richtig zu sein, da für deren Text eine so große formale und stilistische Homogenität zu beobachten ist (ein stilistischer Bruch oder eine Veränderung desselben ist für den Text nach 1340 nicht zu erkennen), dass es schwer fällt, die von ihm postulierte Genese anzunehmen. Zudem widerspricht dem die aufwendige Präsentation des Textes: Er besitzt einen – allerdings undatierten – doppelten Prolog, in dem ein Verfasser sich klar als männliches Mitglied des Ribnitzer Konvents (also als einer der die Schwestern geistlich betreuenden Franziskaner) präsentiert. Der Prolog endet mit einer humanistischen Schlussformel (*Valete fauste*, S. 4, 3), die wohl im frühen 16. Jahrhundert, nicht aber rund 200 Jahre früher, denkbar ist. Für eine Entstehung in dieser Zeit spricht weiterhin eine bisher nicht beachtete Angabe (S. 51). Hier heißt es über die Domina Dorothea, dass sie „jetzt“ Äbtissin sei (*quae nunc est abbatissa*¹²) – dies muss also zwischen 1498 und 1537, dem Zeitraum ihres Abbatats, geschrieben sein. Ich nehme daher an, dass auch die uns vorliegende, lateinische Chronik erst im dritten und/oder dem frühen vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhundert entstand. Damit erhebt sich natürlich sogleich die Frage, ob Slaggert nicht auch der Verfasser der lateinischen Chronik war – dazu weiter unten.

Für die deutsche, genauer: mittelniederdeutsche Chronik sind Autor sowie Entstehungszeit und -umstände bekannt: Verfasser war der langjährige Beichtvater der Nonnen, der aus Stralsund stammende Franziskaner Lambert Slaggert, der 1522 nach Ribnitz gekommen war. Die Vorrede zu seiner Chronik schloss er, wie er selbst am Ende seiner Widmung des Textes an die Äbtissin Dorothea mitteilt (S. 66) am 22. November 1523 ab. Er hat in dieser Zeit auf 65 Seiten (der Techenschen Edition) die Geschichte des Klosters Ribnitz von dessen Gründung 1323/24 bis 1523 niedergelegt. Für die Geschichte des Klosters in den folgenden zehn Jahren (bis 1533) benötigte er weitere 41 Seiten,¹³ was auch

¹² Siehe das Verzeichnis der Äbtissinnen im Anhang der Chronik, TECHEN (wie Anm. 3), S. 191; sie wird dort als Lebende genannt (*de achte abbatissa ys nu noch suster Dorothea, eyn froychen tho Mekelnborch*).

¹³ Siehe die Nachweise bei TECHEN (wie Anm. 3), S. 12*. Über Slaggerts Lebensende scheint nichts bekannt zu sein. Zu ihm siehe G. KRAUSE: Slagghert, Lambrecht, in: ADB 34, Leipzig 1892, S. 450 f.; KRAUSE vermutet 1533 als Todesjahr. Die ‚Neue deutsche Biographie‘ hat keinen Artikel zu Lambert Slaggert. – Slaggert war für die Ribnitzer Klarissen auch künstlerisch tätig, siehe TECHEN (wie Anm. 3), S. 160, 3–17 und Christoph GERHARDT: Meditationsbilder aus dem ehemaligen Klarissenkloster Ribnitz (Bez. Rostock, DDR), in: Trierer Theologische Zeitschrift 98, 1989, S. 95–112 mit Abb. 1–6, hier S. 105; GERHARDT dort geäußerte These, die sechs (erhaltenen) Meditationsbilder seien für die Ausstattung der Zellen von Ribnitzer Klarissen bestimmt gewesen, scheint mir überzeugend. – Siehe dazu jetzt ATTULA (wie Anm. 2), S. 145–160; Attula nimmt im Anschluss an eine Vermutung HAMBURGERS (S. 160) an, dass die Tafeln auf dem Nonnenchor bzw. im Chorgestühl angebracht waren, was ich für unwahrscheinlich halte.

damit zusammenhängt, dass die Zeitläufe, bedingt durch die Umtriebe der *vor-giftigen Martiners* (so Slaggers Bezeichnung für die Anhänger Martin Luthers), immer unruhiger wurden. 1533 muss jedoch nicht der Endpunkt von Slaggers Chronistentätigkeit gewesen sein; die Handschrift bringt (S. 172–176) noch (teils lateinischsprachige) Nachträge für die Jahre 1523 ff., besonders aber für 1531–33 sowie für 1537 und 1538, auch sie könnten von Slagget herrühren. Dafür spricht ein weiteres: Im Anschluss an eine Aufzählung bedeutender Franziskanerinnen (S. 67, 24–68,6), die mit der Nachricht endet, Kaiser (!) Rudolf – gemeint ist Rudolf von Habsburg – habe 1276 *syne dochter dorch ynnicheit offert gade unde der hilghen juncfrow sunte Clare in eren orden* (S. 68, 4–6; gemeint ist Anna von Habsburg / von Österreich, die Stifterin von Königsfelden), bringt Slagget eine Aufzählung der Ribnitzer Äbtissinnen, angefangen mit Beata, der Tochter Heinrichs „des Löwen“. Sie endet mit den Worten: *Suster Ursula, hertich Hinrickes van Mekelenborch dochter <eine abbatissa, und is villicht de leste vam geschlechte Hinrici ihrers [!] vatters >*. Techen hat den Text ab *eine abbatissa* in Spitzklammern gestellt, was wohl bedeutet, dass es sich dabei um einen Zusatz von anderer Hand handelt. Trotzdem belegt die vorausgehende Nennung des Namens Ursula, die 1538 – nachdem Dorothea 1537 gestorben war – den Abbatiat übernahm, dass diese Zeilen erst 1537 oder 1538 geschrieben sein können. Slagget hat also seine Chronik von 1523 meines Erachtens später, vermutlich bis zum Jahre 1538 überarbeitet.

4. Quellen und Verfasserschaft der lateinischen Chronik

Was die von den beiden Chronisten verwendeten Quellen angeht, so verweist Slagget für seine Ausführungen zu den *ghescheften unde werken* des Franziskus und der Klara und ihrer Nachfolger auf die *velen boke*, die darüber berichteten, *de nicht ick alle kann bestemmen* (S. 65,10 f.) – die er nur teils „bestimmen“ (= „ermitteln“?) könne – also wohl: die er nur in Auswahl heranziehen könne. Er erklärt dann im Weiteren, er habe auch aus *erer cronike*, d. h. der der Ribnitzer Klarissen geschöpft (S. 66, 4), womit die lateinische Chronik gemeint sein könnte (s. u.). Diese Angaben Slaggers erweisen sich beim Vergleich mit der lateinischen Chronik nur teils als freie Übersetzung des dort gesagten (*plurima in nonnullis libris notata reperiuntur* bzw. *que ex cronicis ordinis et hujus monasterii libris aliisque libris manuscriptis habere potui*; S. 3, 7 f. und 33 f.). Der Verfasser der lateinischen Chronik hatte also für seine Darstellung Ribnitzer Geschichte „Bücher“ des Klosters Ribnitz zu seiner Verfügung; davon, dass er eine C h r o n i k von Ribnitz selbst zur Verfügung hatte, sagt er explizit nicht. Zu weiteren Quellen äußert sich Slagget in seiner deutschen Chronik an späterer Stelle: Er habe zur Abfassung derselben auch die *hovetbreve des hochgebaren unde eddelen hertogen heren Hinrick de Lowe van Mekelenborch unde andere breve desses closters* zu sehen begehrt, was ihm auch verstattet worden sei (S. 66, 20–23), dies ist – gegen Techen – nicht aus dem Prolog der lateinischen Chronik übernommen worden; allerdings

verweisen beide Texte im Zusammenhang mit einem päpstliche Breve über den unrechtmäßigen Besitz des Dorfes Petersdorf auf die *libri [...] in secretario conventus* (S. 34, 5 f.) bzw. *des klosters brevescappe in dem koer* (S. 99, 13 f.) – beide Chronisten (wenn es denn zwei Personen waren) hatten also Zugang zum Archiv des Klosters, was auch noch einmal deutlich macht, dass beide Texte in Ribnitz selbst entstanden sind. Dass Slaggert außerdem historische Schriften des Nikolaus Marschalk und wohl auch die Chronik des Ernst von Kirchberg benützt hat, hat Techen für ersteren nachgewiesen und für letzteren vermutet.¹⁴ Im Weiteren jedoch ist die Ermittlung der Quellen schwierig: Für die umfangreiche Passage beider Chroniken, in denen die Anfänge des Franziskaner- und insbesondere Klarissenordens dargestellt werden (S. 4, 4–11,15 bzw. 66, 39–71, 11), die gewissermaßen ‚Annales Franciscanorum‘ bieten, habe ich trotz umfangreicher Suche keine Gesamtquelle finden können.

Wie intrikat sich die Verhältnisse darstellen, sei am Beispiel der Ausführungen zur Entstehung und Frühgeschichte des Franziskanerordens von S. 4, 4–6, 17 der lateinischen Chronik dargestellt:¹⁵ Die ersten vier Zeilen des lateinischen Textes (4, 4–8) erwiesen sich als wörtliche Übernahme aus der Chronik des Jordan von Giano.¹⁶ Die historischen Nachrichten S. 4, 17–19, 5, 45 f. und 6, 14–17 sind anscheinend der ‚Chronica XXIV generalium Ordinis Minorum‘ entnommen.¹⁷ Die Klara von Assisi betreffenden Passagen S. 4, 21–5, 33 sind „eine Mixtur aus der Legende ‚Admirabilis femina‘ und der 1. Chorlegende der Klara von Assisi, ‚Venerabilis Christi sponse‘.“¹⁸ Weitere historische Nachrichten, so die zu den ersten Klarissen (S. 5, 39–6, 17), stammen überwiegend aus dem ‚Liber conformitatum‘ des Bartholomäus von Pisa,¹⁹ teils aber auch aus der erwähnten ‚Chronik der 24 Ordensgeneräle‘. Das Verzeichnis aller Provinzen und Kustodien des Franziskaner- und des Klarissenordens (S. 7, 24–10,2), das nur im lateinischen Text steht, ist in verschiedenen Fassungen seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar.²⁰ Es scheint damit fast so, als habe der Autor der lateinischen Chronik s e l b s t wesentliche Details der

¹⁴ TECHEN (wie Anm. 3), S. 7* mit Anm. 15 und S. 11* mit Anmerkungen.

¹⁵ Nur der Nachweis der Jordan von Giano-Benützung stammt von mir; alle weiteren Nachweise verdanke ich P. Johannes Schneider OFM, dem auch hier für seine Hilfsbereitschaft herzlich gedankt sei.

¹⁶ *Chronica fratris Jordani*, hg. v. H. BOEHMER (Collection d’Etudes et de Documents, VI), Paris 1908, S. 2, Z. 25–29.

¹⁷ Edition: *Analecta Franciscana III*, Quaracchi 1897, S. 1–575, hier S. 8, 360 (– unsicher), 360.

¹⁸ Editionen in: Michael BIHL: *Tres legendae minores Sanctae Clarae Assisiensis* (saec. XIII), in: *Archivum Franciscanum Historicum* 7, 1914, S. 32–54, Entsprechungen hier S. 52 und 39.

¹⁹ Edition: *Analecta Franciscana IV und V*, Quaracchi 1906 und 1912, hier IV, S. 357 f., 359 und 358 f.

²⁰ Vgl. die bei Lucas WADDING: *Annales Minorum* abgedruckten Listen, hier IV, ed. tertia Quaracchi 1931, S. 144–151 (zu den Jahren 1256–1275) und IX, ebd. 1932, S. 254–300 (z. J. 1400).

Ordensgeschichte aus einem beträchtlichen Fundus an franziskanischen Quellen zusammengestellt. Darf man dies Lambert Slaggert zutrauen? Ich denke eher nicht; es ist zudem nicht recht wahrscheinlich, dass man alle soeben genannten Texte in Ribnitz besaß. Der hier skizzierte Befund scheint mir eher darauf hinzuweisen, dass die uns vorliegende lateinische Chronik, wie von Techen vermutet, auf der Grundlage einer älteren lateinischen Chronik ruht.

Hauptquelle für Slaggers deutsche Chronik war in jedem Falle die lateinische Chronik, die man in der älteren Forschung – auf der Grundlage einer Selbstaussage des 18. Jahrhunderts – für eine Übersetzung der Slaggerschen Chronik hielt.²¹ Friedrich Techen konnte jedoch durch einen sorgfältigen Vergleich der beiden Texte feststellen, dass Slaggert die lateinische Chronik als Vorlage benützte. Ähnlich und, wie ich meine, richtig, hatte 1745 bereits von Westphalen geurteilt: Er sah die deutsche Chronik als Nachbildung (*exemplum*) der lateinischen, für ihn ebenfalls von Slaggert verfassten Chronik an, die *passim mutilatum, passim amplificatum* sei; der Urheber der deutschen Chronik, die im Kloster Ribnitz aufbewahrt werde, biete gelegentlich Umschreibungen des lateinischen Textes, er, der Übersetzer habe häufig etwas weggelassen, aber immer wieder auch *fabulas aliaque quaedam* hinzugefügt – eine nach heutigem Kenntnisstand durchaus richtige Einschätzung.²² Ein detaillierter Vergleich der beiden Texte zeigt, dass Slaggert den lateinischen Text sehr häufig genau übersetzt, wobei die „Übersetzungsrichtung“ eindeutig ist: die lateinische Fassung ist Vorlage der deutschen. Davon abgesehen aber verfügen beide Texte, der lateinische wie der deutsche, über Eigengut, was bedeutet, dass Slaggert bestimmte Passagen des lateinischen Textes nicht übersetzte (so z. B. das Verzeichnis der Provinzen und Kustodien des Franziskanerordens), im deutschen Text aber eine Reihe von Ergänzungen vornahm (so z. B. die erwähnte Liste der Ribnitzer Äbtissinnen (S. 68) und die Ausführungen zu den Anfängen des mecklenburgischen Herzogshauses (S. 71, 12–74, 20). Wer aber verfasste die lateinische Chronik? Dass es Slaggert selbst war, schloss sich für Techen (S. 6*–8*, 10*) dadurch aus, dass beide Texte, und zwar schon in den früheren Teilen ihrer Darstellung, Eigengut besitzen, was natürlich erst recht für die späteren Teile gilt – ein, wie ich meine, untaugliches Argument. Eine Klärung bringt jedoch überraschenderweise der

²¹ Siehe dazu TECHEN (wie Anm. 3), S. 3* (Behauptung des Lübisches Dompropstes und Ratssyndicus Dreyer in seiner Selbstbiographie, er selbst habe, als er bei seinem Oheim, dem Kanzler von Westphalen zu Gast gewesen sei, die niederdeutsche Slaggersche Chronik ins Lateinische übersetzt).

²² Siehe TECHEN (wie Anm. 3), S. 2*f., der hier die Erstausgabe des lateinischen Textes zitiert: Monumenta inedita Rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium, hg. von Ernestus Joachimus de WESTPHALEN, Bd. I–IV, Leipzig 1739–1745, hier Bd. IV, Sp. 841–883. Von WESTPHALEN hat mit dem lateinischen Text den der deutschen Chronik verglichen und bietet dessen größere Zusätze in Fuß- und Endnoten. Über die handschriftliche Grundlage seines Textes spricht sich von WESTPHALEN über das bereits gesagte („ex autographo“, Sp. 841) nicht aus.

Text der lateinischen Chronik selbst. Hier heißt es zum Jahre 1529: *Anno 1529 quadagesimali tempore de consensu Dorothee abbatisse venerandus pater frater Joachim Meyger, [gardianus] et confessor dominarum, una cum fratre me Lamberto Slagghert, confessore* [Sperrung V. H.], *et venerando patre fratre Joachimo aptaverunt locum quendam pro libraria, quam etiam libris suis ornaverunt ac fenestris* (S. 59, 27–32; der Passus fehlt in der dt. Chronik).²³ Slaggert nennt sich damit an dieser Stelle selbst als Autor; sie ist meines Erachtens auf den gesamten lateinischen Text zu beziehen. Slaggert wird damit auch zum Übersetzer bzw. Bearbeiter seiner eigenen Chronik, wozu zu bemerken ist, dass wir aus dem späteren Mittelalter eine ganze Reihe von Parallelfällen besitzen: Es gibt im deutschen Sprachraum mehr als 20 Chroniken, die, von einem Verfasser herrührend, sowohl in lateinischer wie in volkssprachlicher Fassung vorliegen.²⁴ Dabei fällt auf, dass die Chronisten in ihrer jeweils späteren Chronik (in der Regel der volkssprachigen) offenbar nur selten auf ihre erste Arbeit, die lateinische Chronik, Bezug nehmen; es muss also nicht verwundern, dass Slaggert in seiner deutschen Chronik nicht sagt, er habe seine lateinische Chronik nun in die Volkssprache transferiert. Zu überlegen ist allerdings, warum Slaggert sich nicht als Autor seiner lateinischen Chronik nennt sondern diese anonym lässt. Nicht auszuschließen ist, dass dies an der Überlieferung liegt, es könnte aber auch typologisch be-

²³ Auf S. 61, 14 heißt es z. J. 1535: *ut ex litteris suis accepi* (keine Entsprechung im dt. Text).

²⁴ Die Chronik des Breslauer Stadtschreibers Peter Eschenloer ist nur das wohl prominenteste Beispiel, siehe dazu: Peter ESCHENLOER: *Geschichte der Stadt Breslau*; hg. von Gunhild ROTH, 2 Teilbände (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 29 I, II), München/Berlin 2003; zur lateinischen und der deutschen Fassung siehe ebd. S. 25–48. Siehe weiterhin Rolf SPRANDEL: *Zweispachige Zeitgeschichtschronistik im Spätmittelalter*. In: DERS.: *Chronisten als Zeitzeugen. (Kollektive Einstellungen und sozialer Wandel im Mittelalter. N. F. 3)*, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 123–128; nicht weniger als 20 der von SPRANDEL untersuchten 250 Chroniken, die in Deutschland zwischen 1347 und 1517 entstanden, liegen zweisprachig vor (ebd. S. 123); siehe weiterhin die dort Anm. 1 und 2 genannte Literatur (darunter ältere Arbeiten des Verfassers) und den Verweis auf das 1485 in Lübeck zugleich deutsch und lateinisch gedruckte ‚*Chronicon Slavicum*‘ (GW 6692/6693) S. 126 und 160–165. Siehe weiterhin die Untersuchungen zu einzelnen Zeugnissen zweisprachiger Geschichtsschreibung in: *Zweispachige Geschichtsschreibung im spätmittelalterlichen Deutschland*, hg. von Rolf SPRANDEL (Wissensliteratur im Mittelalter 14), Wiesbaden 1993. – Die Untersuchungen SPRANDELS und seiner Schüler sind leider sehr „unphilologisch“, weshalb die Frage, ob die Verfasser von zweisprachig vorliegenden Chroniken im späteren Text auf den früheren verweisen, gar nicht erst aufgeworfen wird. Meinen Stichproben zufolge ist dies in der Regel nicht der Fall, doch gibt es natürlich Ausnahmen, wie etwa Sigismund Meisterlin und Hermann Korner, siehe dazu und zur gesamten Problematik Regine SCHWEERS: *Albrecht von Bonstetten und die vorländische Historiographie zwischen Burgunder- und Schwabenkriegen (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 6)*, Münster u. a. 2005, S. 179–187, hier 180 f.

dingt sein: Fasst man den Text als *Annales Ribnicenses* auf, dann gehören sie einer Gattung der Geschichtsschreibung an, die sich ganz allgemein durch Anonymität auszeichnet.

Wir dürfen also mit Fug und Recht Lambert Slaggert auch als Autor der lateinischen Ribnitzer Chronik ansetzen – jedenfalls der uns heute in der Edition von Westphalens bzw. Techens vorliegenden. Nicht auszuschließen ist letztlich – auch wegen des Verweises auf eine (aber nicht seine!) Ribnitzer Chronik im Prolog seiner deutschen Chronik (*ock welker [ghescheft] ick in erer cronike vunde ghescreven*, 66, 3 f.) – dass Slaggert eine wohl anonyme lateinische Chronik des Klosters Ribnitz (ob von Dietrich von Studitz herrührend oder nicht) zur Hand hatte, die er dann gründlich umarbeitete und ergänzte zu dem lateinischen Text, den wir heute besitzen. Dieser Sachverhalt wirft allerdings sogleich die Frage auf, warum Slaggert seinen lateinischen Text nicht nur einfach übersetzte, sondern eine neue, teilweise andere Akzent setzende Fassung produziert hat; darauf ist zurückzukommen.

5. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Chroniken

Um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen lateinischer und deutscher Chronik kenntlich zu machen, ist es nötig, vergleichend durch die beiden Chroniktexte hindurch zu gehen. Lateinische wie deutsche Chronik setzen ein (S. 3 f. bzw. 65 f.) mit einem *Prologus praeter rem*, der zunächst mit Zitaten aus dem Propheten Osee (12,6) und dem 1. Makkabäerbuch (2,51) darauf aufmerksam macht, dass man die Taten der Vorgänger erinnern solle, was sofort auf die Franziskaner und ihren Orden zugespitzt wird: die eigenen (geistlichen) Vorfahren hätten alle *documenta*, die den heiligen Franziskus und die heilige Klara beträfen, auf das sorgfältigste vor dem Vergessen bewahrt, weshalb man sie heute in vielen Büchern finden könne. Ungeachtet dessen habe er, der Verfasser der Chronik (der hier von sich in der ersten Person spricht!), es unternommen, *pro solacio sororum hujus monasterii Ribbenicensis* etwas zu schreiben, der deutsche Text ergänzt dies: *tho troste und in ene ewige dechnysse* (S. 3,10 bzw. 65, 14); er fügt also den Aspekt der Memoria hinzu. Es folgt ein *prologus ante rem*, in dem der Autor berichtet, dass er einst den Schwestern etwas vom Leben und Wandel der Schwestern der Frühzeit des Ordens erzählt habe,²⁵ dies habe die Schwestern sehr erbaut und sie hätten sehr inständig und unablässig gebeten, er möge doch dies und anderes, was er gelesen habe oder woran er sich erinnere, niederschreiben. Dabei solle er auch die Jahre, in denen etwas geschehen sei, genau angeben – der Verfasser wird damit geradezu auf ein annalistisches Darstellungsprinzip verpflichtet.²⁶ Dem

²⁵ Dies erinnert sehr an den Schreibenanlass der oberdeutschen Schwesternbücher, die angefertigt wurden, um den Schwestern der (laxeren) Gegenwart das leuchtende Bild der Anfänge des eigenen Konvents und seiner überragenden Klosterzucht vor Augen zu stellen.

immer stärker werdenden Druck der Schwestern habe er schließlich nachgegeben – auch weil eine solche Niederschrift von allgemeinem Nutzen sei – und im folgenden mit eigener Hand zusammengestellt, was er den Chroniken des Ordens, den Büchern des Klosters Ribnitz und anderen Handschriften habe entnehmen können. Diese Frucht seiner *impericia* (S. 4, 1) möchten die Schwestern doch bitte gnädig entgegennehmen. Der Autor des lateinischen Vorwortes schließt mit dem bereits erwähnten *Valete fauste* (S. 4, 3).

Slaggers deutscher Text reproduziert diesen Prolog im Wesentlichen; er hat jedoch die Widmung verändert. Jetzt ist er nicht mehr nur *Sororibus ordinis dive virginis Clare in Ribbenitz constitutis* sondern der Äbtissin des Konvents, Dorothea, *herthogynne tho Mekelenborch, furstynne tho Wenden, grevynne tho Zwerin ghebaren etc., abatissa tho Ribbenisse ordens der hilghen juncfrowen unde moder sunte Claren* (S. 65, 20–23) und in zweiter Linie ihrem Konvent gewidmet.²⁷ Was seine Quellen angeht, ist Slaggert überdies spezifischer, wie oben bereits erwähnt; aus den ihm zur Verfügung gestellten Urkunden habe er *ene grunt desses closters* erfahren, *van weme und wen dyt salighe closter ys unde worumme ghebuwet* (S. 66, 25–27). Der deutsche Prolog schließt mit einer neuerlichen Widmung an Dorothea – ihr und allen geistlichen Jungfrauen des Klosters überantwortet Slaggert sein Werk – und einer Datierung auf den 22. November 1523; unterzeichnet wird der Prolog von *broder Lambertus Slagghert, jwer gnaden unde der gantzen sammelinge dener unde bichtvader unwerdich* (S. 66, 36–38). Der Prolog der lateinischen Chronik hingegen endet lediglich mit der – topischen – Bitte, die Adressatinnen möchten diesen Versuch seiner Unerfahrenheit gnädig annehmen und seiner im Gebet gedenken.

Genau dem entsprechend, was der Prolog ankündigte, setzen die Chroniken nun ein mit der auf das Jahr 1206 datierten Bekehrung des heiligen Franziskus, der Gründung seines Ordens und desjenigen der *pauperum dominarum, qui nunc ordo sancte Clare vocatur* (S. 4, 18) im Jahre 1212. Es folgen umfangreiche Darlegungen zur heiligen Klara (S. 4, 21–38), die Slaggert im deutschen Text wesentlich gekürzt hat (S. 67, 12–23); beide Chroniken bieten im Anschluss daran aber ein Verzeichnis bedeutender (meist fürstlicher) Franziskanerinnen, von der Mutter der heiligen Klara, Hortulana, bis zur Tochter Rudolfs von Habsburg, die dieser 1276 dem Klarissenorden übergeben habe. Der deutsche Text fügt danach (S. 68, 7–21) das bereits erwähnte Verzeichnis

²⁶ In TECHENS Edition sind die jeweils zu Beginn eines Abschnittes auftretenden Jahreszahlen zusätzlich als Randglossen gedruckt; bei von WESTPHALEN (wie Anm. 22) fehlen diese. TECHEN hat, wie die Einsichtnahme der Handschrift zeigte, in der Edition des deutschen Textes allerdings eine Reihe von Randglossen, die wohl von Slaggert selbst herrühren, weggelassen, so z. B. S. 68, 23: Edition: 1219; Handschrift: A. D. 1219 *Das erste capituel deß ordens*; ähnlich ebd. 68, 36: Edition: 1223; Handschrift: A. D. 1223 *De erste custos in sassen lant*.

²⁷ Gemeint ist die achte Äbtissin von Ribnitz, Dorothea, die von 1498–1537 amtierte, siehe TECHEN (wie Anm. 3), S. 191.

der (Ribnitzer) Klarissen aus fürstlich mecklenburgischem Hause von Beata, der Tochter Herzog (!) Heinrichs des Löwen bis zur amtierenden Äbtissin Dorothea bei, solcherart den Aspekt einer R i b n i t z e r Chronik schon hier verstärkend. Es folgt in beiden Chroniken eine Geschichte des Franziskanerordens von 1219 (Portiuncula-Kapitel) bis 1271 (S. 6, 18–7, 32 bzw. 68, 22–69, 37), worauf nur die lateinische Chronik dann das bereits erwähnte Verzeichnis der cismontanen und der ultramontanen Ordensprovinzen mit der Zahl ihrer Kustodien sowie ihrer Männer- und Frauenkonvente folgen lässt (S. 7, 33–9, 2). Beide Texte referieren schließlich (S. 10, 3–11,15 bzw. 70, 1–71, 11) wichtige Stationen der Ordensgeschichte, was die geistliche Betreuung der Klarissenkonvente durch die Franziskaner angeht (1274 und 1279 sowie 1245 [Papst Innozenz IV.]); vor allem die Bestimmungen des letzteren über die permanente Anwesenheit von (männlichen) Franziskanern in Klarissenkonventen waren für Ribnitz wichtig (wo zur geistlichen Versorgung der Nonnen stets einige *fratres*) lebten.²⁸

Die niederdeutsche Chronik lässt nun Ausführungen über den *anbeghin van den heren unde vorsten van Mekelenborch unde ere oersprunck* folgen (S. 71, 12–74, 20), weshalb schon hier zu bedenken ist, inwieweit e i n e Intention des Werkes auch darin bestand, über das Herkommen des Stifters des Klosters Ribnitz zu informieren und solcherart auch eine mecklenburgische Fürstensonchronik *in nuce* zu bieten. Mit Darlegungen zu Heinrich dem Löwen, dem *primus fundator* von Ribnitz, setzt dann auch die lateinische Chronik wieder ein (S. 11, 17); seine Lebensumstände (Heiraten, der Erwerb des Landes Stargard und anderes) werden im Detail erzählt. Beide Texte berichten im Folgenden, dass der Landesherr, schlechtem Rate folgend, in der existenzbedrohenden Auseinandersetzung mit dem Markgrafen von Brandenburg auf die Güter der Geistlichkeit seines Landes zugegriffen habe (was zu seiner Bannung führte); eine schreckliche Traumvision habe ihn davon aber abgebracht (S. 13, 25–14, 23 bzw. 76, 35–77, 39): In diesem *wunderlike[n] ghesichte, dat gruesam was* (S. 77, 7), sieht Heinrich, wie seine Seele vom Teufel in die Hölle geschleppt wird, Gott aber rettet ihn durch einen herbeieilenden Engel. Der Herrscher begreift dies als Warnung und lässt den Traum auf die Tasche stecken, die er stets bei sich trägt und die jetzt in der Sakristei von Ribnitz aufbewahrt werde.²⁹ Ohne Übergang schließt

²⁸ Die lateinische Chronik hat auch hier Zusatznachrichten (Wahl Papst Nikolaus IV., des vorherigen Generalministers Nicolaus de Esculo, gest. 1292, und Häresie der Fratizellen 1304, TECHEN (wie Anm. 3), S. 11, 8–16).

²⁹ Der lateinische Text weist hier bezüglich des Aussehens der Darstellung auf eine Illustration hin (*secundum hanc quidem formam et figuram*, S. 14, 22f.). Von WESTPHALENS Edition (wie Anm. 22) (hier Sp. 851) bietet eine Zeichnung: Hier hält *Mammon Sathanas* einen Menschen umschlossen; der mit gezücktem Schwert herbeieilende *Dei angelus* zieht ihn an einer Kette vom Mammon weg. Der Engel steht auf einem niedergestreckten, drachenähnlichen Wesen, das als *Pluthartus* bezeichnet wird; siehe hierzu die Abbildung. Die Schweriner Handschrift der niederdeutschen Chronik hat an dieser Stelle (f. 39r: *ghesichte dat gruesam was*) Platz für ein Bild gelassen. – Zum Traum siehe auch HUSCHNER, Heinrich II. (wie Anm. 2), S. 7 f. mit Verweis auf den bekannten Terenzo-Traum Karls IV.



Abb.:

Darstellung des Hammon Sathanas in der lateinischen Chronik, siehe Anm. 29.

dann in beiden Chroniken die Nachricht an, Heinrich habe aus seinem eigenen Erbgut und auf seinem eigenen Besitz in Ribnitz ein Kloster gestiftet (ein Zusammenhang mit der vorhergehenden Vision wird nicht hergestellt). Die Gründung geschieht schließlich zusammen mit seiner Frau Anna und mit Hilfe des Kardinals Arnoldus de Belgrona (= Pellagra) und der Zustimmung des Bischofs von Schwerin, Johann Gans (S. 14, 23–15, 2 bzw. 77, 40–78, 14), was die tatsächlichen Gründungsumstände sehr verkürzt.³⁰ Der eigentliche Gründungsakt wird nur sehr knapp dargestellt (4 bzw. 6 Zeilen), was für uns bedeutet, dass die Ribnitzer Chroniken jedenfalls nur sehr bedingt in der Tradition der im deutschen Spätmittelalter lateinisch wie deutsch sehr reich überlieferten ‚Fundationes monasteriorum‘ stehen.

Die Anfänge der Stiftung werden von einem Wunder begleitet: Beata, die neugeborene Tochter des Fürstenpaares, wird, wie (in der deutschen Chronik)

³⁰ Siehe hierzu vor allem HUSCHNER (wie Anm. 2). – Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass die Mutter Heinrichs II. von Mecklenburg, Anastasia (gest. 1317), über stetig enger werdende Beziehungen zu den Franziskanern verfügte. Sie führte den Sieg der Mecklenburger über ein „übermächtiges Invasorenheer“ bei Gadebusch 1283 auf das Eingreifen des heiligen Franziskus zurück; siehe hierzu ULPTS (wie Anm. 2), S. 60. – Wohl als erster berichtet dies Detmar von Lübeck (ed. Karl KOPPMANN Bd. I (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 19, Leipzig 1884), S. 364 f., nach der Beschreibung der Umstände der Schlacht): *men sprak in den daghe, dat de zeghe was van den hemle gheven dorch hillicheit willen der inneghen vrowen Anastasien van Mekelenborch, en moder der iunghen heren vorbenomet. se hadde sunte Franciscus lef, ze leet sin bilde malen to der tiid in dat banner, unde sende dat zo mit groter innicheit in dat her.*

die *oltsusteren* berichten (S. 78, 20), in der Tracht der Klarissen in ihrer Wiege gefunden; als man ihr andere Kleidung anlegt, trägt sie morgens wieder die Ordenstracht – ein sicheres Zeichen ihrer Bestimmung: die Eltern übergeben Beata dem Kloster. Mit Zustimmung des Provinzials der Saxonía, Werner, der aus Ribnitz stammt, setzt Heinrich *Diderick van Studitz, de do was custos der custodien van Lubke* und Beichtvater des Landesherrn, als *scaffer* und Baumeister des Klosters ein (S. 16, 3–17, 6 bzw. 79, 12–28 – der deutsche Text lässt hier die Bedenken des Theodoricus im Hinblick auf die *murmurationes* des Ribnitzer Stadtrates weg).

Die weitere Geschichte der Klostergründung und der Etablierung des neuen Klosters wird von beiden Chroniken zunächst als eine veritable *historia persecutionum* dargestellt: Der Stadtrat von Ribnitz weigert sich aufs hartnäckigste, der Errichtung eines Klarissenklosters zuzustimmen, weil er die Stadt massiv bedroht sieht; dies auch deshalb, weil die Pfarrkirche von Ribnitz dem Kloster unterstellt werden soll. Die sich über viele Seiten hinziehende Beschreibung der mit allen juristischen und mitunter gewaltsamen Mitteln geführten Auseinandersetzung zwischen der Stadt und der neuen landesherrlichen Stiftung (S. 16–33 bzw. 79–98) müssen hier nicht rekapituliert werden, wichtig ist, dass beide Chroniken – selbstverständlich – ganz entschieden und parteilich auf der Seite des Klarissenklosters stehen. Inwieweit sie hier (z. B. dann, wenn sie von einer entlaufenen Dienstmagd über schwangere Nonnen im Kloster in die Welt gesetzte und vom Rat begierig aufgegriffene Gerüchte referieren) auf sicherem Grunde stehen, ist fraglich. Klar ist jedoch, dass sie den begründeten Ansprüchen und Befürchtungen der Stadt wie denen der Weltgeistlichkeit (Pleban von Ribnitz, Bischof von Schwerin, Bischof von Lübeck) kaum Gerechtigkeit zuteilwerden lassen.³¹

Im Weiteren verfahren beide Chroniken in gleicher Weise: Sie erzählen in grundsätzlich annalistischer Weise, gegliedert nach den Abbatien, die Geschichte des Klosters, wobei sich ein gewisses Darstellungsmuster erkennen lässt: Nennung des Namens der künftigen Äbtissin oder Vikarin – ihre Einkehrung in Ribnitz – Verzeichnung ihrer Abstammung – ihre Wahl zur Äbtissin oder Vikarin. Nach dem Ende der Bedrückungen durch den Ribnitzer Rat und die Weltgeistlichkeit nimmt das Kloster einen sehr kräftigen Aufschwung, der es, trotz einiger Misswirtschaft in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und einem Nachlassen der Klosterzucht, die zu zweimaligen Reformversuchen führt, materiell gesichert bis weit in das 16. Jahrhundert hineinführt. Wichtig ist hier vor allem eine ausgesprochen reiche Stiftungstätigkeit,³² die in die Chroniken selbst allerdings nicht einging (die Handschrift der niederdeutschen

³¹ Eine sorgfältige Analyse der überaus komplexen Situation bei HUSCHNER (wie Anm. 2); die Darstellung bei ULPTS (wie Anm. 2), S. 111–134 (Einzelheiten der Auseinandersetzungen ebd. S. 120–128) ist damit in manchem überholt.

³² Vgl. die Darstellung bei ULPTS (wie Anm. 2), S. 205–219.

Chronik verzeichnete sie, wie bemerkt, separat); sie beschränken sich auf eine Darstellung der Beziehungen des Klosters zum mecklenburgischen Herrscherhaus. Kennlich wird dies daran, dass in beiden Texten immer wieder Abschnitte über die Geschichte dieses Hauses eingelegt werden, und die Förderung von Ribnitz durch die Herrscherfamilie betont wird.³³ Hinzutreten, vor allem im deutschen Text, Details der Ordensgeschichte, vor allem solche der Saxonia. Dabei ist festzustellen, dass dieser zwar oft ausführlicher beschreibt, dass aber die lateinische Chronik nicht selten mehr Material zu Ribnitzer Angelegenheiten bringt (so z.B., wenn S. 34,27–35,2 beim Jahr 1362 von *frater Methro* als Guardian von Ribnitz die Rede ist, der den ersten Stein für die neue Klosterkirche legt, oder wenn S. 46, 14 f. zum Jahr 1464 erwähnt wird, dass *domina Elisabeth facta est cantrix* oder dass die gleiche *domina* das Dormitorium und das ganze Kloster *purgavit et scobavit*, S. 47, 6–10).³⁴ Slaggers deutsche Chronik bringt demgegenüber mehr urkundliche Nachrichten bei (z. B. S. 81 f.), sie schöpft aus dem Ribnitzer Totenbuche und *etlyke[n] breve[n]* (S. 98, 30) und äußert sich zum Jahr 1442 über den schlechten Umgang mit einer von ihm reproduzierten, wichtigen Urkunde (S. 111, 3–6, mit Verweis auf das Jahr 1522, in dem er dies schreibt; in der lateinischen Chronik fehlt die Urkunde). Sehr viel ausführlicher behandelt der deutsche Text die Reform, zu der Ribnitz im Jahre 1493 und dann noch einmal 1509 gezwungen wird (vgl. S. 120 f. und 125 ff. mit 51 und 54 ff.³⁵), so, wie Slaggett überhaupt da, wo er selbst Zeitzeuge ist, deutlich ausführlicher darstellt, dies auch und gerade, wenn es um allgemein franziskanische Nachrichten geht. Nur bei ihm findet sich die Information, dass der Provinzial Ludwig Hennig 1509 auf dem Kapitel in Rostock die (auf seine Veranlassung gedruckten) *Statuta Julii vor gelt* ausgegeben habe, was Slaggett scharf kritisiert (S. 125, 30–38); die lateinische Chronik erwähnt dies nicht, berichtet jedoch von dem Streit, der auf dem Kapitel über die von Hennig zunächst verweigerte Bestätigung des *frater Hinricus Crone* ausbrach (S. 54, 12–20). Die deutsche Chronik ist hier nun auch ausführlicher, was fürstlich mecklenburgische Nachrichten angeht (S. 126: Trauer über den Tod der Herzogin Ursula, S. 125–127: Wiederverheiratung des Herzogs, Turnier, S. 132 f.: Hof und Turnier in Berlin). Besonders detailreich stellt sie schließlich das Wirken der Widmungsnehmerin der Chronik, der fürstlichen Äbtissin Dorothea dar. Sehr in die Einzelheiten gehend schildert Slaggett ihre unablässige Sorge um den baulichen Zustand des Klosters und um seine Ausstattung, noch intensiver ihren hartnäckigen und erfolgreichen, teils gewaltsam ausgetragenen Kampf gegen die Pest der *vorgiftige*

³³ Dazu, wie diese Förderung im Einzelnen aussah, siehe für das 14.–16. Jahrhundert ULPTS (wie Anm. 2), S. 219–224.

³⁴ Der Chronist fügt dem die einigermaßen rätselhafte Bemerkung bei: *Est commune proverbium, quod angelicus juvenis sepe satanisset in annis* – wusste er etwas über eine negative Entwicklung der Elisabeth? Für die Nonnen des Klosters kann dies nicht bestimmt gewesen sein.

³⁵ Gründe für die Reform gibt Slaggett nicht an: Sie geschehe *ume mannygerleyg saken* (S. 121, 2).

Martiner (S. 134, 3, z. J. 1525, hier über das Kirchenbrechen in Stralsund – s. u. – und den Versuch, dies in Ribnitz zu wiederholen; S. 141 f., 144 [zwei *Martiner* werden geköpft], weiter S. 145, 152). Insgesamt lässt sich feststellen, dass Slaggerts volkssprachiger Text sich schon ab ca. 1520 sehr stark und schließlich (ab 1524) völlig von dem der lateinischen Chronik löst³⁶ – hier ist er Zeitzeuge, der Vieles miterlebt und mitgestaltet hat. Dabei ist zu beachten, dass die lateinische Chronik Nachrichten bis zum Jahre 1538 bringt (S. 61), während der geschlossene Text der deutschen Chronik bereits mit dem Jahre 1533 endet (S. 174); Slaggert muss also für die Darstellung der letzten Jahrzehnte parallel an den beiden Texten gearbeitet haben (und kann erst nach 1538 gestorben sein).³⁷

Lambert Slaggert bringt sich in seinem Wirken in Ribnitz und für die dortigen Klarissen selbstbewusst und detailliert in seine deutsche, nicht aber in seine lateinische Chronik ein, wobei er fast immer in der dritten Person von sich spricht: Er erzählt von seiner Ankunft in Ribnitz (S. 130), von seiner Tätigkeit als Maler (S. 131 und 171 f. [zwei Tafelgemälde]), über die durch ihn organisierte Beschaffung einer Honigpresse (S. 137), die Weißelung und Ausmalung des Beichthauses, das auch mit lateinischen und deutschen *sproken* geziert wird (S. 144), seine eigene Bautätigkeit (S. 150, 151), schließlich davon, dass jetzt, im Jahre 1528, nicht weniger als vier Lesemeister im Kloster anwesend seien (darunter er selbst, S. 162, 16–23). Dabei spart er, wo es ihm nötig erscheint, nicht mit Kritik an den Nonnen oder dem Kloster: Er bezichtigt sie, es gehe ihnen nur um ihr Wohlleben (S. 139), kritisiert ihre Nörgelei bezüglich der neuen, von ihm gebauten Badestube (sie müßte unbedingt gekachelte sein!, S. 149) und beklagt sich darüber, dass man außen „wie wild“ baue, innen aber alles verfallende (S. 167). Auch um die Wahrung der Tradition ist es ihm zu tun: Als 1525 eine wohlhabende Witwe samt ihrer Tochter ins Kloster eintritt, ereifert er sich geradezu: Es gehe den Schwestern nur um das Geld der beiden Frauen, *Ja, ja konden se noch wolghebacken ghut roggenbrot und gude kavent* (Klosterbier) *unde reddelyck ber krygen! Grotspreken ys nene kunst, men claffent gyt ungunst!* (S. 139, 19–21). Dabei fügt er, wie gerade demonstriert, deutsche wie lateinische Sentenzen in seine volkssprachige Darstellung ein, was diese weiter verlebendigt.³⁸

³⁶ Vgl. hierzu TECHEN (wie Anm. 3), S. 10*, der dies „ab S. 55, 29“ der lateinischen Chronik (Jahr 1518) sieht.

³⁷ Natürlich kann man – mit TECHEN (wie Anm. 3), S. 8* – erwägen, ob hier nicht bereits ein Fortsetzer tätig war; wahrscheinlich ist dies angesichts der Tatsache, dass der Text der lateinischen Chronik bruchlos bis zum Ende geführt wird, nicht.

³⁸ S. 133, 31 f.: *Ad nihilum valet ultra, nisi ut mittatur foras etc.*; 145, 20: *de duvel ys van dusent kunsten etc.*; 149, 16 f.: *De yn der helle bewanen ys, de wet nycht, dat eyn hemmelryke ys etc.*; 150, 31 f.: *Hilarem datorem diligit deus, inquit apostolus*, s. weiter S. 151, 25 f., 153, 12 f., 155, 39, 166, 26, 167, 33. – Siehe auch Slaggerts wortreiche Entrüstung über den „Ausflug“ (*wo unse susteren hebben spasseren ghevaren*, S. 168, 36 f.), den drei Klarissen 1530 *tho Achim van der Lû* unternehmen (offenbar ein Krankenbesuch); für ihn ein gravierender Bruch der Ordensregel (S. 167, 34–168, 37!).

Ungeachtet dieser Unterschiede haben die beiden Ribnitzer Chroniken natürlich äußerst viel miteinander gemein, bedingt ist dies durch den beiden gemeinsamen Gegenstand. Dies schließt auch ein, dass wir über das geistliche Leben der Nonnen aus beiden Chroniken nur wenig erfahren; ob sich ihr Frömmigkeitsleben von dem der Weißenfelder und Seußlitzer Schwestern merklich unterschieden hat, ist schwer zu sagen.³⁹ Sehr viel Akzent legen hingegen – und dies dürfte auf die fürstliche Klientel des Klosters zurückzuführen sein – beide Chroniken auf die Darstellung der Übergabe eines fürstlichen Mädchens an das Kloster, auf seine Einführung und Einkleidung als Nonne sowie auf die Wahl einer neuen Äbtissin; nicht umsonst bringen beide Chroniken auch eine *form unde wyse tho kesen eyne abdiske desses closters* (S. 48, 19–49,22 bzw. 116, 28–117, 43).⁴⁰

Daneben aber werden auch die Unterschiede zwischen den beiden Texten deutlich: Der lateinische Text ist stärker dem Orden bzw. der Saxonica verpflichtet als der deutsche, der viel klarer auf das Klarissenkloster Ribnitz abhebt; nur er bietet beispielsweise eine Liste derer, die die neuen Glasfenster in der Ribnitzer Kirche stifteten (S. 153, 29–154, 2). Da, wo der lateinische Text Ribnitz im Blick hat, wird die Rolle der männlichen geistlichen Betreuer stärker betont. Der lateinische Text wirkt dabei „wissenschaftlicher“, was einschließt, dass er sehr viel nüchterner gehalten ist, als der deutsche. Wenn, beispielsweise, der lateinische Text die Verschonung des Klosters beim Ribnitzer Stadtbrand von 1455 als Zeichen der *immensa benignitas* Gottes wertet (S. 44,15–45, 23), so interpretiert sie der deutsche, wenn auch eingeleitet durch ein *Etlyke seggen* als Wunder der heiligen Klara, die, oben auf dem Dach der Kirche stehend, mit ihrem Mantel die Flammen abgewehrt habe; der Teufel selbst habe dies einem Besessenen in Rom zugeben müssen (S. 112, 42–113,17). Sehr viel ausführlicher schildert der deutsche Text schließlich die Auseinandersetzungen mit den Lutheranern; hier reicht Slaggers Berichtshorizont auch über Ribnitz hinaus (siehe z. B. S. 134, 1–135, 18 [Stralsunder Kirchenbrechen], 141, 11–144, 5 [mit Nachrichten aus Riga]; 144, 26–145, 9; 152, 7–31; 165, 24–166, 9; 172, 1–10 [sämtlich Ribnitzer Ereignisse]).

Nicht unwesentlich trägt zu dieser Verschiedenheit bei, dass dem anonym bleibenden, in seinem Text praktisch nicht vorhandenen Autor bzw. Erzähler der lateinischen Fassung in der deutschen Lambert Slaggett als persönlich betroffener, erzählfreudiger, temperamentvoller und von seinen stilistischen Fähigkeiten reichen Gebrauch machender Autor gegenübersteht: Er bringt sich und seine Meinungen immer wieder, wie oben gezeigt, in seine Chronik

³⁹ Das liegt vor allem daran, dass wir Handschriften aus Ribnitz anscheinend nicht besitzen; die oben erwähnten Meditationsbilder legen jedoch nahe, dass sich auch hier ein gewisses Frömmigkeitsleben entfaltete.

⁴⁰ Wie immer gibt es Gegenbeispiele: Die lateinische Chronik preist ausführlich die Tugenden der im Kloster heranwachsenden Prinzessin Beata, die später zur dritten Äbtissin von Ribnitz wird (S. 27, 36–28,6); bei Slaggett fehlt dies.

ein, und er setzt das, was die lateinische Chronik referiert, gern auch in direkte Rede um (so z.B. die Auseinandersetzungen des Prokurators Dietrich von Studitz mit dem Ribnitzer Rat, S. 79 f., die er dann noch kommentiert: *O gy valsken mynsken, honnich drage gy in deme munde, unde galle in deme herten*, S. 80, 16 f.).⁴¹ Insgesamt wirkt die deutsche Chronik, die in manchem an die des Laienbruders Göbel von Böddecken erinnert,⁴² wesentlich lebendiger und den Erzählungen, die Slaggert seinem Vorwort zufolge den Ribnitzer Nonnen über die Geschichte ihres Klosters geboten hatte, näher.

6. Warum schuf Lambert Slaggert zwei verschiedene Versionen?

Warum aber, so ist nun zu fragen, hat Lambert Slaggert zwei so verschiedene Versionen der Ribnitzer Klostersgeschichte vorgelegt? Ich vermute, dass die Unterschiede zwischen der lateinischen und der deutschen Version sich dadurch erklären, dass sie an ein verschiedenes Publikum gerichtet waren. Während der deutsche Text an die Schwestern, vor allem aber an die Äbtissin, die Fürstin Dorothea, gerichtet war, dürfte der lateinische für die männlichen Franziskaner in Ribnitz, also die geistlichen Betreuer der Klarissen bestimmt gewesen sein. Dabei ist auch zu bedenken, dass die Anfertigung eines volkssprachigen Textes vielleicht auch eine Frage der Lateinkenntnisse war: Es könnte sein, dass die Schwestern des Ribnitzer Konvents des Lateinischen nur sehr begrenzt mächtig waren. Sie hätten dann mit der lateinischen Chronik wohl sehr wenig, mit der deutschen aber sehr viel anfangen können. Diese Argumentation steht quer zu dem, was Eva Schlottheuber in den vergangenen Jahren für einige norddeutsche Konvente ermittelt hat.⁴³ Sie konnte zeigen, dass zahlreiche Nonnen das Lateinische nicht nur passiv beherrschten, sondern, dass sie auch Briefe und geistliche Texte in dieser Sprache abfassten. Aber galt dies auch für die Ribnitzer Nonnen, über deren „Geistesleben“ wir so gut wie nichts wissen? Letzte Klar-

⁴¹ Ganz frei ist auch die lateinische Chronik davon nicht, siehe z.B. die Rede, die Herzog Albrecht 1379 an seine Erben richtet, vgl. S. 37 mit S. 102.

⁴² Siehe die vorzügliche Ausgabe von Heinrich RÜTHING (Hg.): Die Chronik Bruder Göbels, 2. Aufl., Bielefeld 2006.

⁴³ Eva SCHLOTHEUBER: Klostereintritt und Bildung. Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit Edition des Konventstagebuches einer Zisterzienserin von Heiligkreuz bei Braunschweig 1484–1507, Tübingen 2004; DIES.: Sprachkompetenz und Lateinvermittlung. Die intellektuelle Ausbildung der Nonnen im Spätmittelalter, in: Kloster und Bildung im Mittelalter, hg. von Nathalie KRUPPA, Jürgen WILKE, Göttingen 2006, S. 61–87. – Etwas weniger optimistisch sieht Gabriela SIGNORI die Verwendung von Latein und Deutsch durch Klosterfrauen in ihrem Beitrag: Irdische Gaben oder himmlische Früchte? Geschenk und Brief in Frauenklöstern und -stiften des ausgehenden 15. Jh., in: Ein Platz für sich selbst. Schreibende Frauen und ihre Lebenswelten (1450–1700), hg. von Anne BOLLMANN (Medieval to Early Modern Culture 13), Frankfurt am Main u. a. 2010, S. 179–191.

heit ist hier nicht zu erzielen, weil auch zu bedenken ist, dass natürlich auch lateinkundige Nonnen deutsche Texte lasen oder vorgelesen bekamen.⁴⁴

7. Schluss

Die beiden Ribnitzer Chroniken des Lambert Slaggert stellen ein einzigartiges Monument spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher Konventschronistik in der Saxonía dar, das – über den Franziskaner- bzw. Klarissenorden hinaus – für die Erforschung des Ordens- und Klosterlebens der Zeit von sehr hohem Interesse ist. Es gibt in der franziskanischen Ordensprovinz Saxonía, die bis zur Reformation etwa von Paderborn im Westen bis Riga im Osten und von der Nord- und Ostseeküste bis zur Mittelgebirgsschwelle reichte und ca. 100 Konvente umfasste, in den damals rund 300 Jahren ihres Bestehens nichts Vergleichbares. Zu der großen Fülle an chronikalischen Nachrichten im engeren Sinne tritt in der deutschen Chronik Slaggerts die geradezu überbordende Fülle an Nachrichten über Erbauung und Ausstattung des Klosters. So stellen beispielsweise die reichen Informationen über Bau und Unterhalt der verschiedenen Orgeln in Ribnitz für sich genommen eine bedeutende musikwissenschaftliche, die über die Anschaffung und Reparatur von Glasfenstern⁴⁵ sowie die Schaffung von Tafelgemälden eine wichtige kunstgeschichtliche Quelle dar (S. 131, 136, 153, 164, 171, 172, siehe auch S. 207–209).

Die Ribnitzer Chroniken sind so ein in vieler Hinsicht noch zu hebender Schatz, mit dem sich die Geschichtsschreibung der mittelalterlichen Saxonía ein würdiges letztes Monument setzte. Zur ‚Hebung‘ dieses Schatzes aber ist vor allem eine neue, kritische und kommentierte Ausgabe sowohl des lateinischen Textes (den Techen ja nur unter Weglassung der Urkunden reproduziert hatte) wie des deutschen Textes nötig, wobei der Überlieferungskontext des deutschen Textes der Schweriner Handschrift und dessen weitere Überlieferung ebenso zu berücksichtigen sein wird, wie die vor allem durch die Forschungen Wolf-

⁴⁴ Näheres hierzu (und auch zu den Angaben der Klarissenstatuten, zu Büchern und Bildung) im Abschnitt ‚Ribnitzer Chroniken‘ in meinem Beitrag: Franziskanische Geschichtsschreibung in der Provinz Saxonía, in: Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz. Bd. I: Das Mittelalter, hg. von Volker HONEMANN, Paderborn 2012 (Druck in Vorbereitung).

⁴⁵ Siehe dazu Eva FITZ: Die Glasmalereien in der Kirche des Klarissenklosters Heilig Kreuz in Ribnitz-Damgarten, in: Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39, 2005, S. 417–420. Ebd. S. 418 f. zu einem Fenster (n II), das die beiden Ordenspatrone Franziskus und Klara sowie die Heiligen Antonius von Padua und Ludwig von Toulouse darstellte. Wohl Slaggert zeichnete die Bilder des Franziskus und der Klara 1539 ab, siehe die Abbildung der Zeichnungen bei FITZ, S. 419, Abb. 5 mit Verweis darauf, dass die Zeichnungen in der Schweriner Handschrift der deutschen Chronik Slaggerts „Hinter fol. 24“ stehen, „abgezeichnet mit Überschriften und Randschriften aus den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts.“ Auf eine zweite bildliche Klara-Darstellung macht TECHEN (wie Anm. 3), S. 208 f. aufmerksam.

gang Huschners wesentlich geförderten Kenntnisse über Gründungsumstände und frühe Geschichte des Ribnitzer Klarissenklosters. Zu hoffen bleibt schließlich, dass wieder eine Handschrift (vielleicht die von Westphalens) der lateinischen Chronik verfügbar wird; dies könnte unsere Vorstellungen von der Entstehung der lateinischen Chronik wohl deutlich präzisieren.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Volker Honemann

Blissestraße 63

10713 Berlin

E-Mail: honeman@uni-muenster.de

JOHANNES MORITZ POLTZ,
DIE NORDDEUTSCHEN SCHREIBKALENDER UM 1700
UND DAS KALENDEREDIKT DES HERZOGS
VON MECKLENBURG-GÜSTROW VON 1682

Von Jürgen Hamel

Wenn im Folgenden über norddeutsche Kalender gehandelt wird, scheint eine geographische Vorbemerkung angebracht zu sein. Es geht in diesem Beitrag um Kalender, die in den norddeutschen Küstenstädten, vor allem in Stralsund und Rostock, aber auch in Greifswald, Stettin und Hamburg gedruckt wurden. Dies waren nicht die Zentren der Kalenderproduktion, doch auch hier waren Kalendermacher tätig. Sie ließen teilweise ihre Werke in Nürnberg drucken, doch wurden auch die norddeutschen Städte Druckorte für Kalender, Lübeck ab 1492, Rostock ab 1525, Hamburg ab 1561 und Stralsund ab 1598. In Lübeck, Rostock und Hamburg sowie in Magdeburg und Stendal wurden im 16. Jahrhundert auch niederdeutsche Kalender gedruckt. Bis um 1700 sind jedoch nur knapp 50 niederdeutsche Drucke von Kalendern und Prognostiken bekannt.

Der Beitrag behandelt vor allem Kalender der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die nicht seltenen Diskussionen um astrologische Inhalte in Kalendern und Prognostiken und deren Verhältnis zur christlichen Religion finden wir auch hier, und das spielt in die Verbreitung aufklärerischen Gedankenguts in der Kalenderliteratur hinein. Die Beziehungen zwischen Christentum und Astrologie waren von Beginn an widersprüchlich, ja sogar zeitweise feindlich gestimmt. Es waren vor allem drei Punkte, die von theologischer Seite vorgebracht wurden:

1. Die Astrologie führt zur Verherrlichung, ja sogar zur Verehrung und Anbetung der Gestirne. Dementgegen heißt es in den zehn Geboten, gleich im 1. Gebot, nach biblischer Überlieferung in göttlicher Offenbarung: „Ick bin de HERE dyn Godt / de ick dy vth Egyptenlande/ vth dem Densthuse / geföret hebbe. Du schalt nene ander Göder beneuen my hebben. Du schalt dy neen Bilde / noch einige Gelykenisse make[n] / noch des dat dar bauen im Hemmel / noch des dat dar nedden vp Erden / edder des dat im water vnder der Erden is. Bede se nicht an / vn[d] dene en nicht.“ (2 Mos. 20, 2–5)¹

¹ Biblia Dat is: De gantze hillige Schrifft/ Düdesch. D. Mart. Luth. Mit der lesten Correctur flytich collationeret/ vnde na dersüluigen emenderet. Barth. Jn der Förstliken Drückerye/ dörch Hans Witten. M.D.LXXXVIII. Barth 1586–1588, Bl. XLIII^r (Universitätsbibliothek Rostock Fb-1089).

Somit besteht mit der Astrologie die Gefahr, dass den Gestirnen als Geschöpfen die Anbetung zuteil wird, die doch allein Gott als dem Schöpfer zukommt.

2. Mit der Anbetung der Gestirne wird eine Form des Polytheismus verfolgt.

3. Die Astrologie geht dahin, die Zukunft vorherzusagen, wobei doch allein Gott dieses Wissen zukommt.

Somit wurden die Astrologen, zeitlich wechselnd, mehr oder weniger argwöhnisch beobachtet, ob nicht durch sie heidnisches Gedankengut der Gestirnsverehrung und des Polytheismus, also der Verkleinerung Gottes und seiner Macht, die Zukunft zu bestimmen, vertreten wird.

Die Beispiele hierfür sind vielfältig. Genannt sei nur aus dem Bereich der niederdeutschen Kalenderliteratur das von Magdalena Zeger (1491–1568).² Von ihr sind heute je zwei Kalender und Prognostiken für 1561 und 1563 bekannt.³ Mit diesen Arbeiten ging Magdalena Zeger immerhin als die erste Frau in die Wissenschaftsgeschichte ein, die in der Astronomie selbständige Veröffentlichungen herausgab. Auf ihrem Epitaph in der Kirche von Kolding (Dänemark) heißt es in einer Inschrift:

„Hie ligt begraben die Tugentsame Frau Magdalena, des Hochgelarten Medici, Seliger Thomae Zegeri, nachgelassene Wittwe; hat ein Christlich ehrlich leben geführt und im selben uf den 16. Jan. des 68. Jars Ihres Alters aber im LXXVII. Jar zu Coldingen mit vorhergehender Bekenis Ihres Christlichen Glaubens darin Sie gantz Wolgegründet gewessen Gott Seliglich entschlaffen. Sie war erfaren in der Astronomie: und weil Sie Almanach gemacht hat ist Sie von Irem Beicht-Vater gefragt was Sie davon hielte ist befunden das Sie Irem Christlichen Glauben zu wider nichts davon gehalten hat.“⁴

Schon im 16. Jahrhundert finden wir Diskussionen darum, wie weitgehend astrologische Prophezeiungen in Kalender eingebracht werden dürfen, ohne gegen christliche Lehren zu verstoßen. Dies war auch Gegenstand in Diskussionen Keplers, der schließlich unter anderem zu dieser Problematik in seiner

² Jürgen HAMEL: Magdalena Zeger und ihre astronomischen Arbeiten 1561/1563. in: Kosmos und Zahl. Beiträge zur Mathematik- und Astronomiegeschichte zu Alexander von Humboldt und Leibniz, Stuttgart 2008, S. 425–446.

³ Almanach vnd Practica [...] Vppet Jaahr. M.D.LXI.; Dass. Vppet Jaahr M.D.L[xij]; Prognostication edder Practica [...] Gecalulert vpt jaar Anno M.D.Lxj. und Practica [...] Gecalulert vpt jar M.D.Lxij; alle Hamburg: Johann Wickrath d.J.; Universitätsbibliothek Rostock LIb-3206 (1) und LIb-1243 (3)-82.

⁴ Albert THURA: Gynaecum Daniae Litteratum, Altona 1732, S. 132; nach Scandinavian Biographical Archive. London u.a.: Saur, Fiche 364; es scheint, dass die erste Erwähnung des Epitaphs mit dem Wortlaut der Inschrift auf Otto Sperling d.J. zurückgeht, doch konnte das betr. Werk nicht ermittelt werden.

deutschsprachigen Schrift „Tertius Interveniens“, die den Untertitel trägt „Warnung an etliche Theologos, Medicos und Philosophos, dass sie bey billicher Verwerffung der Sternguckerischen Aberglauben, nicht das Kindt mit dem Badt außschütten“⁵ Stellung bezieht.

Mit den frühen Ansätzen der Aufklärung geriet die Astrologie sehr schnell ins Feuer der Kritik und wurde als Aberglauben vor dem Richterstuhl der Vernunft verurteilt. Das betraf dann auch schnell ihre Stellung in der Kalenderliteratur. Dennoch, wenn wir in den Zeiten der Aufklärung Bannworte gegen die Astrologie finden, muss dies nicht unbedingt mit der Motivation der Aufklärung zu tun haben. Denn es kann dahinter auch eine rein theologische Polemik stehen – oder ein Gemisch von beidem. Im Einzelfall sind die für einen speziellen Autor bestimmenden Motive des Auftritts gegen die Astrologie dann oft gar nicht zu differenzieren.

Diese Problematik sei am Beispiel norddeutscher Kalender gezeigt, vorwiegend an Kalendern der 2. Hälfte des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Als prominente Autoren stehen dafür Caspar March und Johannes Moritz Poltz sowie die frühen Mecklenburgischen Kalender.

Zunächst einiges zu Caspar March. Er wurde 1629 in Penkun (Landkreis Ücker-Randow) geboren, wo sein Vater Pastor und Probst war. Er studierte in Rostock⁶ und Greifswald, vermutlich Medizin und Mathematik. Von seiner beruflichen Stellung ist bekannt, dass er 1648 in Greifswald Professor der Mathematik, bald darauf auch der Chemie wurde, 1655 bis 1665 Professor für höhere Mathematik und Medizin in Rostock war, dann als Professor der Medizin nach Kiel ging und 1673 von Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg als dessen Rat und Leibarzt nach Berlin berufen wurde.⁷

March darf mit vollem Recht als berufsmäßiger Astronom bezeichnet werden, auch wenn er in seiner akademischen Laufbahn vor allem die wesentlich einträglichere Medizin vertrat. Nach Recherchen des Autors sowie von Klaus-

⁵ Johannes KEPLER: Tertius Interveniens. Warnung an etliche Gegner der Astrologie das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Eingel. und mit Anm. von Jürgen HAMEL (Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften; 295), Frankfurt a. M. 2004.

⁶ Immatrikulation in Rostock im Mai 1638, „Casparus March Pencuno-Pomeranus“, in: Die Matrikel der Universität Rostock, Band 3. Hg. von Adolf HOFMEISTER, Rostock 1895 (Reprint 1976), S. 114; in Greifswald 1643 Dr. med. („De epilepsia“), 1649 Prof., in: Aeltere Universitäts-Matrikeln. Universität Greifswald. Hg. von Ernst FRIEDLÄNDER, 2 Bde., Leipzig 1893 f., Band 1, S. 629, Band 2, S. 28.

⁷ W. HEB: Caspar Marche. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Band 20, Berlin 1884, S. 299; Peter BAHL: Der Hof des Großen Kurfürsten, Böhlau 2001, S. 81; Johann Bernhard KREY: Beiträge zur mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrten-geschichte, Band I, Rostock 1818, S. 243 f.; Caspar March d.Ä. ist nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Sohn, geb. am 30. 9. 1654 in Greifswald, gest. dort 29. 5. 1706, Studium in Greifswald, Kiel und Leipzig, 1680 Promotion Medizin in Kiel, 1700 Prof. der Medizin in Greifswald, 1704 dort Rektor.

Dieter Herbst hat March, soweit nachweisbar, von 1648 bis 1664 regelmäßig Schreibkalender verfasst, die in Greifswald und Stralsund gedruckt wurden.⁸ Neben Kalendern ist er als Autor einiger astronomischer Schriften bekannt, vor allem der Beschreibung von Finsternissen und Kometen gewidmet. Sie folgen bis ins Detail dem Stil der Zeit. Wir wissen, dass March mehrere Fernrohre besaß, von denen er einige von dem nicht weiter nachweisbaren (vermutl. schwedischen) Obersten J. von der Wyhe in Stralsund erhalten hatte.⁹ Er war über längere Zeit Briefpartner von Johannes Hevelius. Im Nachlass von Hevelius, der sich an der Französischen Nationalbibliothek und der Pariser Sternwarte befindet, sind aus den Jahren 1661 bis 1665 mindestens 39 Briefe zwischen beiden erhalten. March besuchte auch Hevelius in Danzig und bekam bei dieser Gelegenheit mit Sicherheit dessen bedeutende Instrumente zu Gesicht. Möglicherweise beobachtete er mit diesen gemeinsam mit Hevelius. Doch seine Kometen- und Finsternistexte bieten astronomisch nicht sehr viel. Seine Kometenvorstellungen bewegen sich zwischen Theologie und Naturkunde, und hinsichtlich des Kometen von 1652 ist es selbst für seine Zeit bemerkenswert, weil nicht unbedingt üblich, dass March das Horoskop für den Zeitpunkt der ersten Sicht des Kometen aufstellt und dies zur Hilfe für seine astrologische Deutung des Kometen nimmt.¹⁰

Auch die Kalender von Caspar March bieten keine Besonderheiten. March lässt in den Kalendern beispielsweise keinen Zweifel an den astrologischen Deutungen und Voraussagen aufkommen. Seine Kalender beinhalten das volle astrologische Programm in alter Tradition.

Für die weitere Zeit sind derzeit nur wenige mecklenburgische Kalender überliefert. Erwähnt sei Caspar Schwartz, Pastor in Jördenstorf mit einem kleinformatigen Schreibkalender für 1646,¹¹ der dem jungen Herzog Gustav

⁸ Klaus-Dieter HERBST: Verzeichnis der Schreibkalender des 17. Jahrhunderts (Acta Calendariographica / Forschungsberichte; 1), Jena 2008.

⁹ Im Brief an Hevelius vom 8. 3. 1664 richtet er diesem Grüße „von H. Obrist von der Wyhe, Commandant in Stralsund, der in Opticis, Geometrie und andern Mathematiche Mechanicis fast excelliret, und E.H. nicht ungerne bekannt sein möchte. Er hat etliche 10000 fl allein auf das glasschleiffen spendiert, daher er überaus köstliche apparat dazu hat, under andern eine schüssel zum Tubo von 30 oder 32 Schuh, dergleichen Er J.K.M. hochstl. Angedenck in Schweden verehret [...] Mir hat er jüngsthin ein glas zum Tubo von 6 Ellen verehrt, welches ich jetzo eben in eine Röhre bringen lassen, der effect bringet“; Teilnachl. Hevelius, Sternwarte Paris, Nr. 851, freundl. Mitteilung von Inge Keil, Augsburg, vom 5.11.2008.

¹⁰ Kaspar MARCH: Anmerckung und natürliche Gedanken, nebst astrologischen Muthmassungen von dem jm ablauffenden 1652sten Jahr, auf Cometen-Art, wiewol tuncel und kurz-erschienenen Neben Stern, Stralsund 1653; Universitätsbibliothek Rostock: LIIB-1108.

¹¹ Kaspar SCHWARTZ: Alter vnd Newer Schreib-Calender, auff das Jahr nach der Geburt Jesu Christi M.DC.XXXVI, Rostock: Jakob Richel, o.J. 16°, 32 Bl.; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl I, 60.

Adolf, von dem noch die Rede sein wird, gewidmet ist und die üblichen astrologischen Indikationen enthält sowie mit dessen „Allmanach“ für 1640, der sich in seinem „Klein Prognosticon“ auf Wettervorhersagen beschränkt.¹² Allerdings verrät der Titelvorsatz des Schreibkalenders, „Das XVII. Calendarium“, dass Schwartz für 1640 bereits seinen 17. Kalenderjahrgang vorgelegt hat, weiterhin sind nur noch nachweisbar die XXII. und XXX. Ausgabe für 1645 und 1652.¹³ Damit sind speziell die mecklenburgischen Kalender gemeint, denn weitere Kalender ließ Schwartz in Alten Stettin drucken, von denen Exemplare seit 1633 erhalten sind.¹⁴

Weiterhin sind zwei Kalender von Jakob Bartelmaeus für 1670 und 1672 bekannt.¹⁵ Der Autor ist Doktor der Medizin und Mediziner am Fürstl. Mecklenburgischen Land- und Hofgericht in Parchim. Auch diese Kalender sind im herkömmlichen alten Stil mit ausführlichem astrologischem Teil gehalten, der für 1670 mit der Aderlassfigur, astrologischen Deutungen aus einer Sonnenfinsternis, die in Verbindung mit dem Mars als Jahresherrscher eine besondere Gefahr für schwangere Frauen sowie Eheleute allgemein und eine Feuergefahr bringen sollte.

Vermutlich in erster Linie wegen einer sehr lückenhaften Überlieferung sind nun die nächsten mecklenburgischen Kalender erst wieder ab 1685 bekannt, ihr Verfasser ist Johann Moritz Poltz. Poltz ist eine sehr interessante, bisher kaum beachtete Gestalt der mecklenburgischen Wissenschafts- und Kulturgeschichte.

Bevor auf seine Kalender eingegangen wird, einige Bemerkungen zur Person von Johann Moritz Poltz.¹⁶ Er wurde am 4. Mai 1638 in Berlin geboren. Sein Vater Johannes Poltz stammt aus Schönwalde in Böhmen. Er hatte in Wittenberg studiert. Der Sohn erwähnt dessen „Disputatio de mundi“ aus Wittenberg aus dem Jahre 1630.¹⁷ Er wurde Rektor des Berliner Gymnasiums. Offenbar verließ er Berlin, um am 17. Juni 1639 die Stelle als Rektor der Großen Stadt-

¹² Kaspar SCHWARTZ: Das XVII. Calendarium oder Allmanach/ Auff's Schalt Jahr/ nach der Gnadenreichen Gebuhr vnser's Herrn vnd Heylandes Jesu Christi MDCXL, Rostock: Nikolaus Keyl o.J. 16°, 24 Bl., mit herzoglichem Privileg, einschl. „Klein Prognosticon, Oder Außzug aus dem grossen Prognostico“; Stadtarchiv Rostock Nr. 8718.

¹³ Universitätsbibliothek Greifswald: 520/La 195 (3), jedoch Kriegsverlust.

¹⁴ Nachgewiesen sind Kalender für 1633, 1638, 1643, 1645, 1646 in den Universitätsbibliotheken Greifswald und Rostock sowie Meckl. Landesbibliothek Schwerin.

¹⁵ Jacob BARTELMAEUS: Zeitbuch Calender Auff das Jahr nach der Heilwertigen Geburt vnser's Erlösers und Seeligmachers Jesu Christi M.DC.LXX. Rostock: Johann Keyl, 4°, 24 Bl. und für 1672 (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl I, 65); die anderen Jahrgänge mit analogem Titel. Die Reihe ist nachweisbar für 1670 bis 1676 in Universitätsbibliothek Greifswald, Sign. 520/La 195(3.2), jedoch Kriegsverlust.

¹⁶ Biographische Angaben nach: Poltz 22, Poltz 27 (s. Anhang); Ernst Johann Friedrich MANTZEL (Hg.): Mecklenburgisches Gelehrten Lexicon, 1. Stück, Rostock 1729, S. 29 f.

¹⁷ Poltz 17 (s. Anhang), Bl. D 2. Die Dissertation seines Vaters ist derzeit nicht nachweisbar.

schule von Wismar zu übernehmen. Er starb im Februar 1645. Seine Mutter Katherine war die Tochter des Prenzlauer Advokaten und Ratsherrn Moritz Butel.¹⁸ Johann Moritz Poltz besuchte die Schulen in Wismar und Prenzlau¹⁹ sowie das akademische Gymnasium in Hamburg, wo er nach eigenem Zeugnis in Verbindung mit Joachim Jungius und Michael Kirsten²⁰ stand. Da letzterer einige Zeit bei Lorenz Eichstad in Stettin an dessen Ephemeridenwerken arbeitete, wäre es möglich, dass Poltz bei Kirsten mit dieser Problematik vertraut wurde. Bereits 1649 erfolgte seine Immatrikulation an der Rostocker Universität, doch scheint er dort erst 1658 die Studien begonnen zu haben.²¹ Im Jahre 1659 absolvierte er in Rostock eine öffentliche Disputation²² und ging darauf als Hofmeister der Söhne eines schwedischen Obersten nach Fünen, dann nach Odense, wo er Lehrer bei adligen Familien wurde. Im Jahre 1666 kehrte er nach Wismar zurück und erlangte im Jahr darauf die Magisterwürde in Rostock. Am 26. Juli 1667 wurde vor dem Geistlichen Ministerium in Rostock die Supplik des Pfarrers Joachim Schröder (1613–1677) verlesen, „daß ihm ein Substitutus möge adplegiret werde, dergestalt, daß drei Studiosi aufgestellt, einer davon erwehlet und derselbe seine tochter Sophia heiraten möchte.“²³ Am 24. Juli 1668 wurde Poltz vom Geistlichen Ministerium examiniert und „erwehlet als Substitutus“. In sein Amt bei St. Johannis wurde er schließlich am 14. August 1668 von Johann Quistorp eingeführt.²⁴ Später erhielt Poltz zusätzlich die Pfarre von Hl. Geist.²⁵

¹⁸ Gustav WILLGEROTH: Die Lehrer der Gr. Stadtschule zu Wismar von ihren ersten Anfängen 1541 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: MJB 98, 1934, S. 157–206, bes. S. 175 f.

¹⁹ Der Schulbesuch in Prenzlau hängt sicherlich mit dem Tod des Vaters zusammen, nachdem der Prenzlauer Großvater möglicherweise die Vormundschaft übernahm und den Jungen zu sich holte. Diese Angaben folgen Willgeroth (vgl. vorstehende Anmerkung), der an der Wismarer Schule einen zweiten Johann Poltz nachweist, der 1605 bis 1675 lebte, jedoch aus Belzig (Mark) stammte, mit Dorothea Meier verheiratet war, 1654 nach Lübeck ging und dort starb. Dessen Lebensdaten werden jedoch vielfach und offenbar irrtümlich, mit dem Vater von Johann Moritz Poltz verbunden.

²⁰ Erwähnt in Poltz 9 (s. Anhang), S. 47; „meine beyderseits im Hamburgischen Gymnasio weiland hochgeliebte Hrn. Praeceptores“; Michael Kirsten (1620–1678), Arzt, Mathematiker und Poet, 1655 Professor für Math., später für Math. und Poesie am Akad. Gymnasium in Hamburg, daneben dort auch als praktischer Arzt tätig; Allgemeine Deutsche Bibliographie, Band 16, 1882, S. 33 f.

²¹ So bei MANTZEL (wie Anm. 16), S. 29, diese Daten scheinen aber mit dem gesamten Lebenslauf nicht recht zusammenzupassen, weil so kein Universitätsabschluss als Pfarrer erlangt werden konnte.

²² Poltz 7 (s. Anhang).

²³ Stadtarchiv Rostock, Archiv Geistl. Ministerium 1. 1. 17.23; vgl. auch Jonathan STROM: Orthodoxy and reform: The clergy in seventeenth century Rostock (Beiträge zur historischen Theologie; 111), Tübingen 1999, S. 178.

²⁴ Stadtarchiv Rostock, Bestand Geistl. Ministerium 1.1.17.23.

²⁵ Gustav WILLGEROTH: Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem dreißigjährigen Kriege, Wismar 1925, S. 1458; Die Matrikel der Universität Rostock, (wie Anm. 6), S. 156, 236, 240.

Am 13. März 1696 wurde Poltz in Rostock zum Dr. theol. promoviert²⁶ und starb 1708 in Rostock.²⁷ Von Poltz ist neben den Kalendern eine Reihe astronomischer, historischer und kirchengeschichtlicher Veröffentlichungen bekannt (vgl. die Bibliographie im Anhang).

Poltz war zweimal verheiratet. Wohl noch im Sommer 1668 heiratete er vereinbarungsgemäß Sophia Schröder (1647–1685), die Tochter seines Vorgängers bei St. Johannis.²⁸ Mit ihr hatte er wenigstens drei Söhne. Diese waren: 1. der am 24. Mai 1669 geborene und nach wenig mehr als acht Monaten verstorbene Johann. 2. der 1670 geborene Johann Joachim, der ab 1690 in Rostock Theologie studierte, dort 1698 den Magistertitel erwarb und 1699 Pastor in Fürstenberg (Brandenburg) wurde, wo er 1721 starb. Er veröffentlichte 1696, vielleicht auf Geheiß seines Vaters, als Student eine Leichenpredigt auf Herzog Gustav Adolf,²⁹ was angesichts der Stellung seines Vaters im Kalenderprojekt des Herzogs nicht ohne Bedeutung gewesen sein wird. 3. der 1702 in Rostock seine medizinischen Studien aufnehmende Matthäus Dietrich, der kurz nach Beendigung seines Studiums und der Promotion zum Doktor der Medizin als „Leib= und Hoff=Medicus“ des Grafen von Schlippenbach aus einem uckermärkischen Geschlecht tätig wurde. Als solcher wird er im Zusammenhang mit seiner am 15. Juni 1707 erfolgten Eheschließung mit Anna Catharina Krey aus Wollin in Pommern bekannt. In der aus diesem Anlass verfassten Gratulationsschrift bezeichnen sich die beiden Autoren Johann Joachim und Heinrich Christoph Poltz als Brüder von Matthäus Dietrich Poltz.³⁰

In zweiter Ehe heiratete Poltz am 7. September 1687 Sophia Quistorp, Tochter des Rostocker Pfarrers Johann Quistorp, die ihren Gatten viele Jahre überlebte und 1747 starb.³¹ Sie hatten wenigstens den Sohn Heinrich Christoph, der seit 1707 in Rostock Theologie studierte und hier 1711 den Magistertitel erlangte.³² Heinrich Christoph Poltz gab nach dem Tod seines Vaters dessen Schrift „Compendium Sphaerographicum“ heraus, in dessen Titel er sich als Student der Theologie in Rostock ausweist.

Poltz scheint in näherer Beziehung zum Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow gestanden zu haben, was jedoch quellenmäßig derzeit nicht

²⁶ Poltz 27 (s. Anhang).

²⁷ Poltz 29 (s. Anhang).

²⁸ Poltz 23 (s. Anhang).

²⁹ Johann Joachim Poltz: Unterthänigste Klag- und Trost-Rede/ Bey Hochansehnlicher Beysetzung/ Des weyland Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn Hn. Gustaff Adolphs Hertzogen zu Mecklenburg [...] Johanne Joachim Poltzio, Rostoch. S. Theol. Stud. Rostock: Jakob Richel, [1696]. 2°, 1 Bl.; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 133.4.

³⁰ Poltz 28 (s. Anhang).

³¹ Poltz 24 (s. Anhang).

³² Poltz 30 (s. Anhang).

belegt werden kann. Mantzel schreibt: „In Ansehung seiner Mathematischen Wissenschaften hat Ihn der Herzog G[ustav] A[dolf] wehrt gehalten und gebraucht den Calender von abergläubischen Weissagungen zu reinigen.“ Davon später mehr, hier noch der Hinweis, dass er 1695 durch den Herzog die Professur für Poesie an der Rostocker Universität erhalten habe. Als einziges Dokument in dieser Sache liegt das Schreiben Gustav Adolfs an die Universität Rostock vor, in dem dieser seinen Wunsch kundtut, dass Poltz zum Professor im landesherrlichen Kollegium ernannt werde.

Herzog Gustav Adolf an die Rostocker Universität zur Berufung von Poltz als Professor der Poesie:³³

„Unsern gnädigsten gruß zuvor, Wohlwürdige, Ehrenveste, Hoch= und Wohlgelehrte, liebe Andächtige und getreue,

Demnach mir die erledigte stelle eines Professoris Poeseos bey unser Universität Rostock mit einem qualificirten und tüchtigen Subjecto wieder zu besetzen nötig befunden, und Unß Mag: Poltzij erudition und qualitäten fein gewünschet;

Als haben wir denselben zu dieser Profession gnedigst befördert, Begehren darauff, daß Ihr besagten Mag: Poltzium salvo vestro jure nominandi foderksamst zum Professore Poeseos recipiret und introduciret, Ihn auch die zu solcher Profession destinierte gebühr folgen laßet. Daran geschieht unser gnädigster wille, und wir seind auch mit gnaden wol beygethan.

Datum Güstrow den 21. Maij Anno 1695.“
[eigenhändige Unterschrift]

Diese Berufung wurde jedoch nicht vollzogen, und es heißt, dass „er aber modeste deprecirte und zufrieden war, dass er einer Profession würdig erachtet worden.“³⁴ Der Hintergrund wird vermutlich der sein, dass Poltz vom Herzog als Mitglied seines fürstlichen Professorenkollegiums eingeführt wurde, die formale Berufung jedoch nach dem am 6. Oktober 1695 erfolgten Tod des Herzogs aus unbekanntem Gründen nicht vollzogen wurde. In der Tat ist keinerlei Reaktion auf diese Schreiben des Herzogs nachweisbar. Krey erwähnt jedoch, dass Poltz Vorlesungen an der Universität gehalten habe, worüber ebenfalls quellenmäßig nichts gefunden wurde.³⁵ Einen direkten Hinweis gibt es jedoch

³³ Universität Rostock, Archiv R VIII B 2, Vocationen 1625 bis 1700 (Ablage in zeitlicher Ordnung); obwohl Poltz auf die Professur definitiv nicht berufen wurde, wird er gelegentlich in Professorenlisten geführt, z.B. im „Verzeichnis aller Professoren von der Reformation bis 1751“, Universität Rostock, Archiv, Phil. Fak. 29.

³⁴ MANTZEL (wie Anm. 16), S. 29.

³⁵ Johann Bernhard KREY: Andenken an hiesige Gelehrte aus dem 16ten, 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, Rostock 1812, S. 31 und DERS.: Andenken an hiesige Gelehrte aus den drei letzten Jahrhunderten, 6. Stück, Rostock 1815, S. 10 f.

Himmliſcher Denck-Zettel
geſchrieben und geſtellt
von dem
Allmächtigen und Heiligen Gott
an die
Ohnmächtige und unheilige Menſchen Kinder.
Da der wunderſahme Schöpffer aller Dinge ein
grausames Spectacul/nemlich einen neuen

Cometen/

mit einem ungewöhnlichen groſſem Schwantze/
Damit er die Helffte des ſichtbaren Himmels ein-
nahm / inſonderheit den 18. Decembr. St. Vet. des 1680ſten Jahres
war der Sonnabend vor dem 4. Sontage des Advents / abends
vor 5. Uhr / da die Beet-Glocke bald pſieget angeſtoſſen zu werden/
im Weſt-Süd-Weſten / und in folgenden Tagen am
Himmel vorzeigete /

Welchen wie hie zu Roſtock / gleich wie auch anderer
Orten geſchehen / viel Leute mit höchſter Beſtürzung angeſehen / alſo
nebt andern auch fleißig betrachtet / und nun auff vieler frommen
Herzen inſtändiges Anhalten und Begehren / mit einer eigentlichen
Abbildung deſſelben / in Kupffer geſtochen / gründlich beſchrieben,
und der Nach-Welt durch öffentlichen Druck / kund
machen wollen

M. JOHANNES MAURICIUS POLZIUS,
Prediger daſelbſt der Gemeine Jeſu zu St. Georg
an St. Johannis Kirchen.

Roſtock / gedruckt bey Jacob Michel / C. E. Nahts Buchdrucker.

Abb. 1:

Titelseite der astronomischen Kometenschrift von 1680,
„Himmliſcher Denck-Zettel; Universitätsbibliothek Rostock

in seinem Bericht von den Beobachtungen des Kometen von 1680, wo Poltz von den Herren „Studioli“ spricht, „welche sich meiner einfältigen Anweisung in Sphaericis bedieneten“.³⁶ Hinzukommt seine Schrift „Compendium sphaerographicum“, die den Titelzusatz hat „in usum privatorum collegiorum sphaerographicorum“, worunter durchaus ein eigenes Kollegium von Poltz an der Universität verstanden werden kann, zu dem die genannten Studenten gehörten. Bei dieser Schrift handelt es sich um einen Abriss der sphärischen Astronomie, also eine Einführungsschrift in die Astronomie.

Hinsichtlich der kirchlichen Arbeit von Poltz wird von einer tiefen Differenz berichtet, die zwischen ihm und dem Prediger und Superintendenten Heinrich Müller, der dem Pietismus anhing, berichtet. Poltz muss vehement gegen Müller zu Felde gezogen sein und auf dessen öffentliche Verurteilung hingewirkt haben.³⁷

Von den Kalendern von Poltz sind heute in der Mecklenburgischen Landesbibliothek Schwerin und der Universitätsbibliothek Rostock erhalten: der „Alte und Neue Schreibkalender“ von 1685³⁸ und 1694 bis 1697, zudem kann das Exemplar von 1693 erschlossen werden. Von den Jahrgängen 1685, 1694, 1695 und 1696 gibt es nur je ein Exemplar, von dem für 1697 zwei. Entsprechend den Gewohnheiten der Zeit hat Poltz jedoch sicherlich über einen längeren Zeitraum kontinuierlich Kalender herausgegeben und mit einiger Vorsicht dürfen wir eine geschlossene Reihe seit um 1684 bis um 1700 annehmen, die weiteren Jahrgänge jedoch bislang nicht aufgefunden werden konnten.

Es sei darauf hingewiesen, dass nur der Kalender von 1696 den vollen Autornamen auf dem Titelblatt trägt, im Kalender für 1695 erscheint er abgekürzt „M.J.M.P.“ für Magister Johann Moritz Polzius“, 1694 taucht der Name auf Bl. C 4^b auf, die anderen geben keinen Hinweis auf den Verfasser. Dennoch steht die Autorschaft von Poltz außer Zweifel durch den identischen Aufbau der Kalender sowie die noch zu behandelnden, unter seinem Namen als Separatdrucke erschienenen Textanhänge der Kalender.

Bei der Gelegenheit stellt sich die Frage, ob Poltz die astronomischen Grundlagen seiner Kalender selbst berechnet hat. Dazu gibt es zwar keine direkte Aussage, doch kann es daran keinen Zweifel geben. Denn Poltz war ein außerordentlich vielseitiger Mann von weiter Bildung und ausgedehnten Kenntnissen, wovon die Gesamtheit seiner Veröffentlichungen und die in seinen

³⁶ Poltz 9 (s. Anhang), S. 34 f. und 43; vgl. auch Poltz 10 (s. Anhang).

³⁷ Karl SCHMALTZ: Kirchengeschichte Mecklenburgs, Berlin 1952, S. 30.

³⁸ Der Jahrgang für 1685, Poltz 1 (s. Anhang), wurde kommentiert herausgegeben in: Mecklenburgischer Schreib-Calender für das Jahr 1685 verfasst von Johann Moritz Poltz. Neu herausgegeben von Klaus-Dieter HERBST, mit Beiträgen von Klaus-Dieter HERBST und Jürgen HAMEL (Acta Calendariographica, Kalenderreihen Band 3,1), Jena 2009.



Abb. 2:
 Titelseite der astronomischen Kometenschrift von 1682,
 „Eine neue grosse Himmels=Lampe“; Universitätsbibliothek Rostock



Abb. 3:
 Titelseite des Kalenders für 1696 von J. M. Poltz; Meckl. Landesbibliothek Schwerin

Schriften zitierte und benutzte Literatur zeugt, die ihm sicherlich in der Universitätsbibliothek Rostock zur Verfügung stand, möglicherweise wenigstens zum Teil auch in der eigenen Bibliothek. Er war im Besitz astronomischer Instrumente, darunter Jakobstab, Quadrant, Astrolab, Himmelsglobus und verfügte über Fernrohre. Davon berichtete er in seiner Kometenschrift von 1680: „Lieff nach meinem Globo und wenigen Instrumenten, in des kamen die Hrn. Studiosi, welche sich meiner einfältigen Anweisung in Sphaericis bedieneten/ auch herzu. Nachdem wir nun das bemerckte Revier auff der Himmels=Kugel beobachtet/eileten wir mit den wenigen Instrumenten, so etwa zur Hand waren/ als ein paar Radiorum, Quadranten, Perspicillis und Astrolabio, umb Zeit zugewinnen, nur auff den Kuhberg.“³⁹ Mit diesen Instrumenten war Poltz beispielweise in der Lage, die Örter von Kometen zu bestimmen und durch Übertrag mittels Zirkel auf einen Globus deren Lauf nach strengen astronomischen Maßstäben graphisch darzustellen.

Überhaupt zeugen die astronomischen Schriften von Poltz von den ausgedehnten Kenntnissen und Fähigkeiten des Autors auf diesem Gebiet. Und im Rahmen der Stadt und der Universität Rostock gesehen war Poltz der einzige Gelehrte mit ausgedehnten astronomischen Kenntnissen. Doch verbindet er auch als Theologe astronomische und theologische Gedanken, wie in der Schrift „Christliche Gedächtniß=Seule, mit acht Denck=Taffeln behangen“, die schon im Titel als eine Predigt ausgewiesen ist. Darauf zielen auch die Darstellungen auf den „Denck=Taffeln“.

Zurück zu den Kalendern: Die detaillierte Einordnung der Kalender von Poltz in die Geschichte der norddeutschen Kalenderliteratur ist schwierig, weil bis heute eine Gesamteinschätzung der mecklenburgischen – und pommerschen Kalender, die hier aufgrund ihres vergleichbaren kulturellen Umfeldes einbezogen werden können – fehlt. Deshalb kann diese Arbeit nur ein erster Versuch sein.

Zunächst noch einmal der Rückblick auf die vor Poltz erschienenen Kalender mit mecklenburgischem Bezug. Sie waren durchweg im traditionellen Stil verfasst, ohne erkennbare inhaltliche Besonderheiten.

Doch nun erfolgt eine sehr bemerkenswerte Innovation, die auf den Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow (1633–1695) zurückgeht.⁴⁰ Seit den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts veranlasste dieser Herzog eine Reihe bemerkenswerter Maßnahmen. Im Jahre 1661 verordnete er eine Volkszählung, 1662 einen Erlass zur Reduktion der sich seit dem 30jährigen Krieg erheblich vermehrten Wölfe, 1671 eine Schulreform, mit der den Superintendenten Präpositen zur Seite gestellt wurden, die für die Verbesserung des Schulunterrichts verantwortlich waren. Sie wurden beauftragt, je nach Bedarf Schulen

³⁹ Poltz 9 (s. Anhang), S. 34 f. und 43.

⁴⁰ Otto VITENSE: Geschichte von Mecklenburg, Gotha 1920; Reprint 1994, S. 228–242.

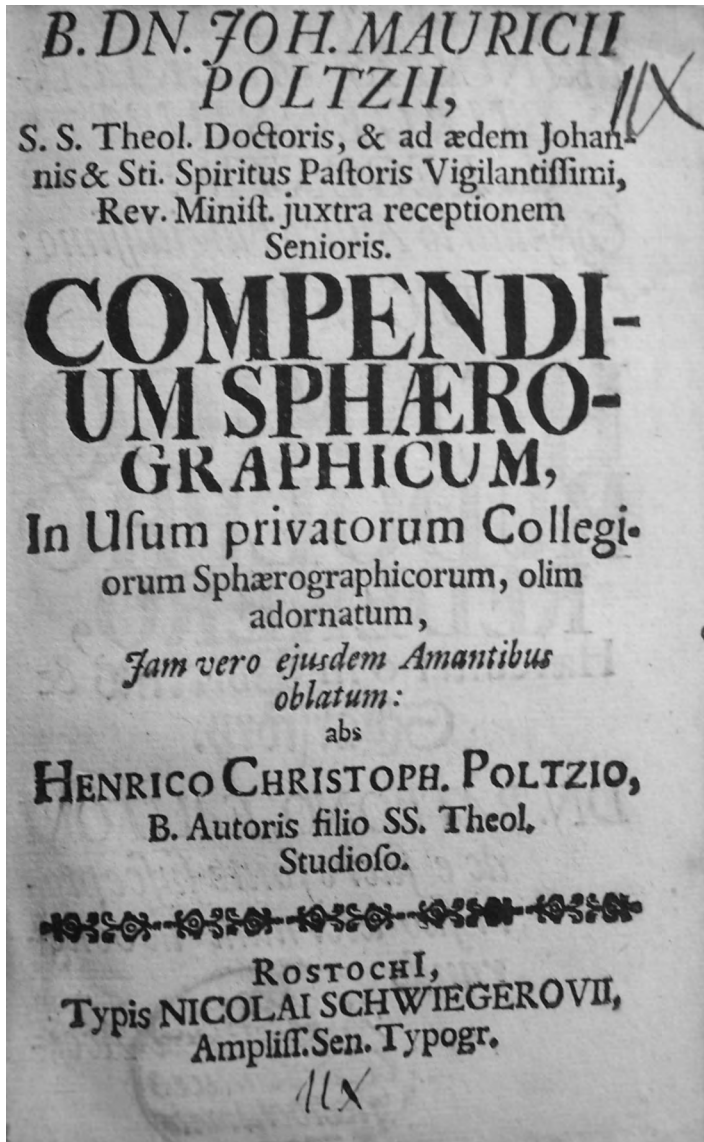


Abb. 4:

J. M. Poltz, Compendium sphaerographicum, Titelseite Universitätsbibliothek Rostock

einzurichten oder zusammenzulegen, Lehrkräfte einzustellen, nach den Möglichkeiten der Eltern die Höhe des Schulgeldes festzulegen und landesherrliche Zuschüsse anzufordern, schließlich die Schulmeister methodisch und organisatorisch anzuleiten. Im Jahre 1684 ordnet Herzog Gustav Adolf die Schulpflicht seit dem 6. Lebensjahr an.

Seit den frühen 80er Jahren des 17. Jahrhunderts kommt eine Reihe von Edikten hinzu, um die sich seit dem 30jährigen Krieg verstärkenden abergläubischen Praktiken einzudämmen. Diese fügen sich sehr gut in das gesamte Bemühen des Herzogs ein. Dazu zählt das Verbot von Zauberbüchern, die Regelung der kostenlosen Abgabe von Medikamenten an Mensch und Vieh und im Zusammenhang mit den Hexenverfolgungen das Verbot der gerichtlichen Verwendung von Geständnissen, die unter der Folter erpresst wurden und die ausufernde Denunziation.

Gustav Adolfs Bestrebung zur Verbesserung der Bildung in seinem Herzogtum trifft sich mit seiner Mitgliedschaft in der literarischen und aufklärerisch wirkenden „Fruchtbringenden Gesellschaft“, in der er den Mitgliedsnamen „der Gefällige“ trug.⁴¹

Im Zusammenhang mit meinem Thema ist zunächst das „Fürstl. Mecklenb. Edictum Wegen der Calender“ vom 3. November 1682⁴² von Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow (1633–1695) von größter Bedeutung. Auch wenn der eigentliche Zielpunkt dieses Ediktes nicht genannt wird, ist es klar, dass damit der bald so genannte „abusus astrologiae“ gemeint ist.

„Fürstl. Mecklenb. Edictum Wegen der Calender

Demnach ohnleuchtbar, daß in denen bißher in Unserm Lande von den Einwohnern gebrauchten Calendern viel Dings enthalten, welches aus Heydnischen Aberglauben entsprossen, und Gottes Wort gantz entgegen laufft, nachdem mahl die Menschen sich unterfangen das jenige durch ungewisse, ja wieder die Natur selbst streitende Dinge zu erforschen, und darin zu verkünden, was Gott in seinem heil. Rath beschlossen hat, und Wir dann solch unchristlich-abergläubisches Wesen aus Unsern Landen abzuthun gantz hochnötig befinden; Als wollen Wir hiemit einen jeden dafür gewarnt haben, wie Wir dann auch zu solchem Ende wollen, daß hinführo in Unserm Gebiet und Landen, alwo dieses publiciret wird, die Buchführer,

⁴¹ Fruchtbringende Gesellschaft. Der Fruchtbringenden Gesellschaft geöffneter Erzschein. Das Köthener Gesellschaftsbuch Fürst Ludwigs I. von Anhalt-Köthen 1617–1650, 3 Bde. Hg. v. Klaus CONERMANN. Leipzig 1985, Band 3: Die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 646, Nr. 511.

⁴² Herzog GUSTAV ADOLF von Meckl.-Güstrow: Fürstl. Mecklenb. Edictum Wegen der Calender, Güstrow: Johann Spierling, 1682. 4°, 3 Bl. (Universitätsbibliothek Rostock: Kl 101 (3).21).

Christliche
Gedächtniß=
Seule/

mit acht Denck=Zaffeln behangen/

Oder/

Treuherzige Denck= und Auffmunterungs/
Predigt/ zu würdiger Vorbereitung/ so/ gegen das
bevor stehende Heil. Fest/ als insonderheit/ gegen die her-
annahende Zukunfft des Allgemeinen Welt-Richters/ unsers Herren
Jesu Christi; durch acht gewisse Christen=Denck=Zettel: welche
am 4. Sontag des Advents/ nach Anleitung des ordentlichen
Evangelii/ in St. Johannis Kirchen allhie zu

Rostock/ als

Der Allmächtige Schöpffer Himmels und der Erden/
des Abends vorher/ war der 18. Decembr. St. Ver. An. 1680. gegen 5. Uhr/
mit einer ungewöhnlichen stummen Himmels. Glocke/ einem blassen
Cometen/ mit einem ungeheuren grossen Schweiff/ zur
Welt=Vesper leutete/ seiner Gemeine/ und Liebwehrtten Zuhörern
ordentlich vorgehalten/ und nun auff frommer

Herzen Anhalten/

Nebst einer eigentlichen Beschreib= und Abbildung des/
selben Stern= Besens/ zum öffentlichen Druck
befordert

M. JOHANNES MAURICIUS POLZIUS,
Prediger daselbst der Gemeine Jesu zu St. Georg/
an St. Johannis Kirchen.

Rostock/ gedruckt bey Jacob Nichel/ E. E. Nahts Buchdrucker.

Abb. 5a, b:

Titelseite sowie Kupferstichblatt mit Ausschnitt von Poltz,
„Christliche Gedächtniß=Seule“; Universitätsbibliothek Rostock

Christliche Gedächtnis Seule
mit 8 Denck. Täfeln behangen

1
Mein Hert
verlangt
Jesu.
Meuler

2
O Mensch
bedenck
Wer bist du
Penpalet

3
Bekenne
Jesum
öffentlich
Christman

4
Hör Chris
Stimm an
dachtlich
Pischdorn

5
Den Weg
des Herren
treulich rich
Demont

6
Sein Wort
sey deines
Weges Licht
Pylagor

7
Mensch leg
dich an den
Demubt Ort
Chaldar

8
Heut steht
der für des
Todter Pfost
Avaber

Gott Zu ehren den Sünden Zu Weh
dem Nechtzen Zu mit den Teufel
Zu troh Asoban zu Ros rock
aufgerichtet von
M. Johanne Mauricio Polzio
Pria de Jellari an St. Johannis Kirchen

Pet. Steph. Sculpsit

Buchdrucker, und Buchbinder solche und dergleichen Calendere nicht verkaufen und feil haben, sondern hinkünftig sich des jenigen nur bedienen sollen, der unter den Nahmen: Mecklenburg. Calender, herauß geben, und welchen Wir in Rostock drucken lassen.

Weil auch obgedachter new eingeführter Calender dißmahl so vollkommen, wie Er mögte verlanget werden, wegen enge der Zeit, nicht hat können herauß gegeben werden, Als sol die Verordnung geschehen, denselben künftigt dergestalt zu verbessern, daß jederman die nötige wissenschaften satsahmb daraus haben könne.

Ein jeder wird sich hiernach zurichten und für Schaden und Ungelegenheit zu hüten haben.

Datum Güstrow, den 3. Novembris Anno 1682.“

Eine Fortsetzung findet dieses Edikt mit einem weiteren vom 14. Dezember 1683 gegen die Praktiken der sog. „Zwölften“, also Vorhersagen für das kommende Jahr aus den 12 Tagen zwischen Weihnachten und dem Tag der Heiligen Drei Könige, vor allem des Wetters, verbunden mit verschiedenen uralten, in „heidnische“ Zeiten zurückreichenden Volksbräuchen.⁴³

Offenbar mussten gegen diese herzogliche Anordnung mannigfache Verstöße konstatiert werden, denn acht Jahre später, am 23. Dezember 1690, erneuerte Gustav Adolf sein Edict:⁴⁴

„Fürstl. Mecklenb. Renovirtes Edict. Wegen Calender. Publicirt den 23. Decembr. Anno 1690

Alß Wir der zuversichtlichen Hoffnung geleben/ es werden alle und jede unsere Beambte/ wie auch von der Ritterschafft und Städten ein jeder seines Ohrts Unserm den 6. Novembris, Anno 1682. Publicirten Edicto darin alle frembde Calender/ welche mit Abergläübischen wesen und verkünden zukünftiger Dinge angefüllet/ verbohten worden/ nachgekommen sein/

So haben wir doch aus Landes-Fürstlicher vorsorge erwehntes Edictum hiedurch in allen Puncten renoviren und wiederholen wollen;

⁴³ Herzog GUSTAV ADOLF von Meckl.-Güstrow: Fürstl. Mecklenb. Edict. wegen Unterlassung der also genannten zwelfften, Güstrow: Johann Spierling, 1683. 4°, 4 Bl. (Universitätsbibliothek Rostock: Kl 101 (3).29), die Edikte gibt es auch in einem späteren Zusammendruck von Edikten des Herzogs mit dem Publikationsdatum 1694, aber dem ursprünglichen Datum des Erlasses.

⁴⁴ GUSTAV ADOLF von Meckl.-Güstrow: Fürstl. Mecklenb. Renovirtes Edict. Wegen Calender. Publicirt den 23. Decembr. Anno 1690, Güstrow: Johann Spierling, o.J. 4°, 4 Bl. (Universitätsbibliothek Rostock: Mk-4060 (14).18 sowie V 233 und Kl-101 (4).3).

Und befehlen demnach abermahl allen und jeden Unsern Untergesessenen und insonderheit denen in Unserm Lande sich befindenden/ Buchführern/ Buchdruckern/ und Buchbindern daß Sie dergleichen Caldendere darinnen von künftigen Dingen etwas Prognosiret wird/ als des Fuhrmans/ Voigten/ und dergleichen sich bey vermeidung der Confiscation und anderer würrklichen straffe gänzlich enthalten sollen.

Das meinen Wir ernstlich und hat ein jeder darnach zurichten und für ungelegenheit vorzusehen/ Uhrkundlich unter Unserm fürgedruckten Fürstl. Insiegel/

Datum Güstrow den 23. Decembris Anno 1690.“

Die von Gustav Adolf genannten Kalenderautoren sind bekannt, es sind Balthasar Fuhrmann und Johann Heinrich Voigt. Fuhrmanns „Alter und Neuer Krieg- und Siegs-Almanach“ erschien ohne Ortsangabe und ist derzeit nur mit den Jahrgängen 1689, 1693, 1696 und 1700 in je einem Exemplar nachweisbar. Über den Autor wissen wir jedoch wenig, doch ist es wahrscheinlich, dass die Kalender aus Norddeutschland stammen, wofür die Bibliotheksstandorte Greifswald und Rostock sprechen sowie die ausdrückliche Erwähnung der Autoren im Edikt des Herzogs.⁴⁵ Die Kalender von Voigt erschienen vorrangig in Stade und Hamburg, wenigstens seit 1665 und von da ab jährlich in verschiedenen Reihen bis um 1700. Voigt wurde in seiner Zeit zum bedeutendsten Kalenderschreiber Norddeutschlands.⁴⁶ Beide Kalender weisen das volle astrologische Programm auf, das also mit Recht den Zorn des Herzogs erregte. Da nun einerseits die Druckorte in den westlich benachbarten Gebieten lagen und damit die astronomischen Daten und die davon abgeleiteten astrologischen Beurteilungen gegenüber Mecklenburg praktisch kaum nachweisbare Abweichungen erwarten ließen – und zum anderen die mecklenburgischen Kalender seit dem herzoglichen Edikt sowohl von der Astrologie, als auch den beliebten Wundergeschichten gesäubert waren, lässt sich die Nachfrage nach den Kalendern Voigts gut verstehen. Wo beispielsweise Poltz, wie gleich genauer ausgeführt wird, astrologische Abstinenz und anspruchsvolle Belehrung bot, zielte Voigt auf die gewohnten Vorhersagen und auf leichte Kost mit „Sonderbahren Historien“.

Zunächst zum Verständnis der Kalender mit voller astrologischer Indikation das Beispiel von Bartholomäus Scultetus für den März 1608 mit separater Tafel der astrologischen Symbole.

⁴⁵ Balthasar Fuhrmanns Kalender, alle 16°, 24 Bl., sind vorhanden für 1689, 1693, 1700 (Universitätsbibliothek Greifswald: La 196) und 1696 (Stadtarchiv Rostock). Bekanntester ist Stephan Fuhrmann, dessen Kalender in Lüneburg und Frankfurt a. M. gedruckt wurden, allerdings nur bis um 1682 nachweisbar (die aus Lüneburg nur bis 1663), weshalb S. Fuhrmann im Edict von 1690 kaum gemeint sein wird.

⁴⁶ HERBST (wie Anm. 8), bes. S. 89 f., 157–159.

Welche Resultate zeitigte das fürstliche Kalenderedikt von 1682? Der erste nach dem Kalenderedikt vom November 1682 überlieferte mecklenburgische Kalender ist der von 1685 von Johann Moritz Poltz. Offenbar gab es einen für 1683, denn im Edikt wird beklagt, es sei wegen der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen, den neuen Kalender bereits gemäß dem Edikt einzurichten, dies habe aber von nun an zu geschehen. Ob bereits dieser Kalender, sowie einer für 1684 von Poltz stammte, ist gut möglich, aber nicht bekannt. Die Kalender von Poltz heißen zwar nicht, wie eigentlich im Dekret verordnet „Mecklenburgischer Calender“, enthalten jedoch im Titelzusatz „Auff die Hoch-Fürstliche Verordnung nach Mecklenburgischem Horizont eingerichtet“ den klaren Bezug zum Kalenderdekret von 1682.

Werfen wir einen Blick in die Kalender von Poltz, als erstes auf seine monatlichen Kalendertafeln, hier am Beispiel des Januar 1697. Zunächst: Die gregorianische Reform von 1582 war ja, weil vom Papst verordnet, von den zum Protestantismus übergetretenen Ländern aus theologischen Gründen, und nur aus diesen, ignoriert worden.⁴⁷ Und da die Herzöge von Mecklenburg sich der Reformation anschlossen, blieb man auch hier beim „alten“ julianischen Kalender. Um jedoch den Vergleich mit dem gregorianischen Kalender zu ermöglichen und sich weitere Absatzgebiete nicht zu verschließen, wurden den Kalendern regelmäßig beide Systeme eingefügt. Die Bevorzugung drückt sich dann schon im Titel aus. Ein „Alter und neuer Kalender“ erschien in evangelischen Herrschaften oder war für solche bestimmt, ein „Neuer und alter Kalender“ für Katholiken.

Die erste Spalte gibt die Monatstage mit horizontaler Abteilung der Wochen nach dem „Alten Kalender“. Die Wochentage sind im Kalender nicht einzeln bezeichnet, sondern innerhalb der Wochenteilung zu ersehen, die Sonn- und Feiertage erscheinen zudem in Rotdruck, für die Sonntage gibt es das Sonntagsevangelium, für alle Tage den Tagesheiligen. Die folgenden Spalten sind der Sonne und dem Mond gewidmet: Ihr Lauf durch die Tierkreiszeichen (mit Gradangabe des Tierkreiszeichens) sowie Auf- und Untergang der Sonne. Die nächste breite Spalte gibt die Mondphasen, besondere Planetenerscheinungen, christliche Sinnsprüche sowie die Sonntagsevangelien des neuen (gregorianischen) Kalenders, dessen Tageszählung mit Heiligtagen die ganze rechte Spalte enthält. Die in Kalendern üblichen Monatsprüche, vor allem mit Gesundheitsregeln, fehlen bei Poltz.

⁴⁷ Jürgen HAMEL: Die Kalenderreform Papst Gregors XIII. von 1582 und ihre Durchsetzung [unter besonderer Berücksichtigung der Landgrafschaft Hessen], in: Geburt der Zeit. Eine Geschichte der Bilder und Begriffe. Eine Ausstellung der Staatlichen Museen Kassel vom 12. Dez. 1999 bis 19. März 2000. Wolfartshausen 1999, S. 292–301; DERS.: Die Kalenderreform des Jahres 1700 und ihre Durchsetzung in Hessen, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 105, 2000, S. 59–74.



Abb. 6:
Titelseite des „Alten und Neuen Schreibkalenders“ von J. M. Poltz für 1697;
Universitätsbibliothek Rostock

Um ein Beispiel zu geben, wie diese Daten zu lesen sind, sei der 5. Januar im alten Kalender genommen. Es ist ein Dienstag, der Tagesheilige ist Melchior, der Mond steht im 27. Grad der Waage, die Sonne im 26. Grad des Steinbocks (das Steinbock-Symbol steht im Tabellenkopf dieser Spalte), Sonnenaufgang ist 8:06 Uhr, Sonnenuntergang 3:54 Uhr, es ist abnehmender Halbmond um 11:20 Uhr vormittags; im neuen Kalender ist dies der 15. Januar mit dem Tagesheiligen Michael (Micha). Zu ergänzen sind noch die über mehrere Tage laufenden christlichen Sprüche, so 3.–7. Januar „Jesu/ dein getreuer Schutz/ biete doch dem Satan Trutz!“ Noch eine Ergänzung vom 13. Januar, dort findet sich der Hinweis auf die Position des Jupiter bei 26. Grad, 32 Minuten der Waage.

Schon auf den ersten Blick fällt auf, dass es in der Kalendertafel keinerlei astrologische Symbole mehr gibt, nicht einmal Vorhersagen für das Wetter. Dies findet sich bereits identisch in Poltz' Kalender seit 1685. Fazit: Poltz hat die Anordnung des fürstlichen Kalenderedikts von 1682 vollständig umgesetzt.

Es mag sich nun schon von selbst verstehen, dass Poltz auch bei der Behandlung von Finsternissen der Sonne und des Mondes keine astrologischen Deutungen ihrer „schrecklichen“ Wirkungen für bestimmte Weltgegenden, Länder oder Stände gibt, sondern eine nüchterne Darstellung der Verfinsterungszeiten. Allerdings ist dann für Poltz als Theologen noch ein kurzer geistlicher Ermahnungstext obligatorisch, der sich aber wieder signifikant von den herkömmlichen Finsternis-Ermahnungen unterscheidet. Finsternisse sind ja für ihn keine Zornzeichen der Art, wie sie auch nach biblischen Texten dem Jüngsten Tag vorhergehen, was in den herkömmlichen Text mit dem deutlichen Bemühen um möglichst ausdrucksstarke Schreckensbilder ausgemalt wurde. Finsternisse sollen nach Poltz vielmehr den Menschen durch eigene Überlegung, eingeschlossen die Bitte an Gott um „Erkändtniß“ seiner Wege, ohne Androhung göttlicher Strafen, sondern auf dem Wege der ratio zu sachgerechtem Handeln führen. Und schon die einleitende Aufforderung „steht auff“ bringt ein ganz neues Element der eigenen Tätigkeit in dieserart theologische Texte. Das ist etwas anderes, als, wie bisher vorherrschend, aus den Finsternissen die Ermahnung zu gottgefälligem Handeln herauszulesen und dieser voller Angst vor göttlicher Rache in geistiger Geducktheit zu folgen:

„Geehrte Mit-Christen, stehet auff und schauet an die Wercke des Herrn, des Allmächtigen Schöpfers, der so wunderbarlich in seinem Thun, ruffet ihn an vmb Erkändtniß seiner Wege in denen Creaturen; Lobet und preiset Ihn, daß Sie und ihr selbst so wunderbahrlich gemacht sind. Denn groß sind die Wercke des Herrn, und wer ihr achtet, (sie betrachtet, und darauff mercket,) der hat eitel Lust daran! Hütet Euch, daß ihr die Christliche Kirche, die so schön ist wie der Mond, nicht verfinstert noch betrübet, noch derselben Schandfleck seyn möget.“⁴⁸

⁴⁸ Poltz 5 (s. Anhang), Bl. E 1^b.

Ähnlich heißt es im Kalender für 1695 im Anschluss an die astronomische Beschreibung dreier Finsternisse für jenes Jahr zur Mondfinsternis des 10./20. November: „So ist noch eine übrig/ die wir/ so Gott will/ und das Gewitter fugen möchte/ wol werden betrachten können [...] Wolt ihr eine geistliche Erinnerung dabey haben/ so ruffet Gott an/ dass er die Lichter der Christl. Kirchen in ihrem Glantz erhalte/dass sie sich durch den Welt=Schatten nicht lassen verdunckeln“.⁴⁹ Die Aufforderung zur Betrachtung ist völlig frei von den ansonsten üblichen Warnungen und Drohungen vor kommendem Unheil. Die folgende theologische Sentenz ist ganz anders geartet.

Überhaupt bemüht sich Poltz auch im Detail um die Einnahme eines wissenschaftlichen Standpunktes, so auch gegenüber ungenauen alten Kalenderregeln. So heißt es bei ihm bei den Anfängen der Jahreszeiten:

„Der Herbst auff Lamprecht, oder Lamberti Tag, wenn abermahl Tag und Nacht gleich sind, d. 17. Septembr. Wie davon die alten Lateinischen Reime also lauten: Lampert, Gregorj nox aequata diei: Vitus cum Luciâ dant duo Solstitia. Die Gelahrte aber bedienen sich genauerer Astronomischer Calculation nach welcher eigentlich der Winter anfahet [...]“.⁵⁰

Aufgrund des bis hier Gesagten erscheint es glaubhaft, dass wie Mantzel, der ja noch Zeitgenosse von Poltz war, geschrieben hat, der Herzog Poltz ganz bewusst für die Ausführung seiner Kalenderreform herangezogen hatte. Auf der einen Seite stehen die fundierten astronomischen Kenntnisse und Erfahrungen in der praktischen Himmelsbeobachtung von Poltz, auf der anderen die schon 1680 und 1682 aus seinen Kometenschriften deutlich gewordene Ablehnung der Astrologie. Damit konnte sich Poltz für die von Herzog Gustav Adolf angestrebte Neuorganisation des mecklenburgischen Kalenderwesens nachdrücklich empfehlen.

In den Kalendern von Poltz war nicht nur kein Platz mehr für die Astrologie, sondern ganz im Gegenteil ist der Kalender für ihn und natürlich für Gustav Adolf als Initiator der Kalenderreform ein weithin wirksames Bildungsmedium. Das kommt vor allem darin zum Ausdruck, zu welchen Themen er die literarischen Anhänge gestaltet, für deren Text er schon eine Spalte auf der rechten Schreibseite der Kalender nutzt – in deren Kopf er die Monatslänge angibt sowie jeweils für den 11. und 21. oder 22. Monatstag die ekliptikale Länge und Breite der Planeten (also ihre Stellung im Tierkreis) sowie der Mondknoten (Schnittpunkte der Mondbahn mit der Sonnenbahn, wichtig für den Eintritt von Finsternissen). Seine Themen orientieren sich nicht auf die leichte Kost der Wundergeschichten, nicht auf erdichtete Fabeln und aufgeputzte Schreckensbilder, sondern sind eher nüchterne Berichte, man ist fast versucht zu sagen, im besten Sinne populärwissenschaftliche Literatur auf

⁴⁹ Poltz 4 (s. Anhang), Bl. G 2.

⁵⁰ Poltz 4 (s. Anhang), Bl. E 2^b.



Abb. 7:
J. M. Poltz, Der Anfang Aller Dinge Aus der heiligen Schrift.
Rostock: Jakob Richel, o.J. [1690]; Universitätsbibliothek Rostock

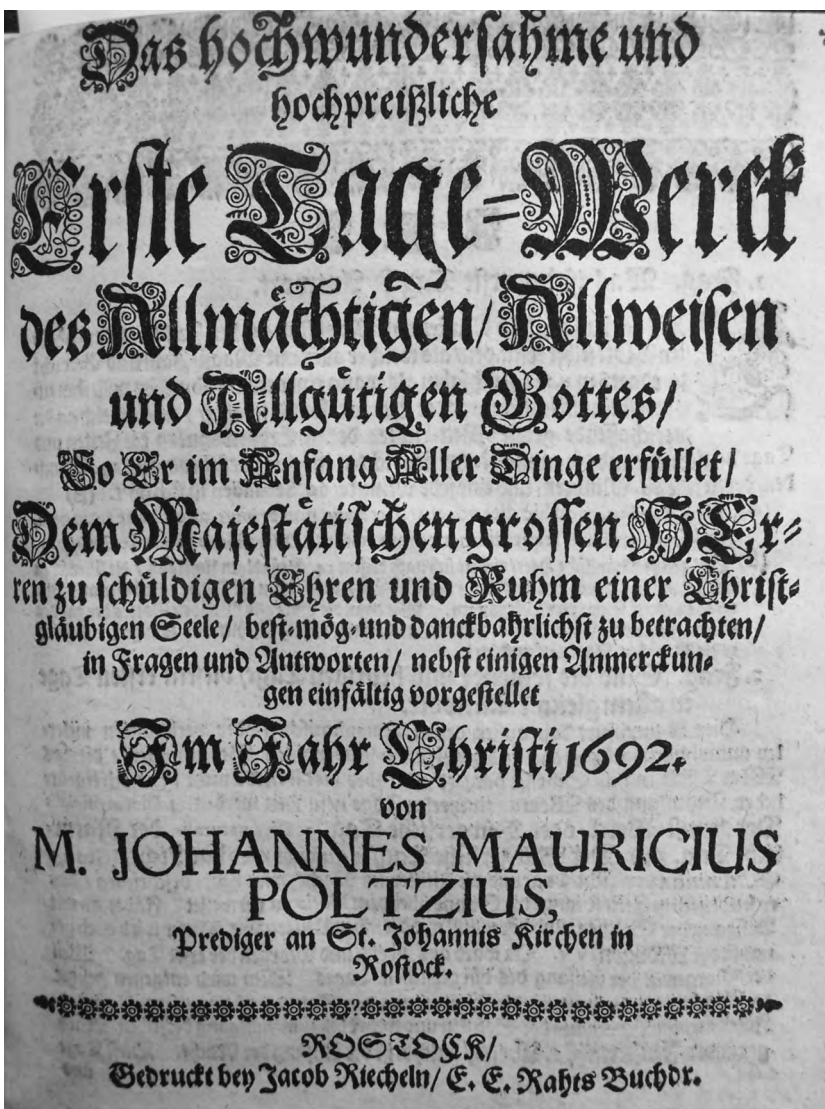


Abb. 8:

J. M. Poltz, Das hochwundersahme und hochpreißliche Erste Tage=Werck des Allmächtigen/ Allweisen und Allgütigen Gottes. Rostock: Jakob Richel, [1692], Separatdruck aus den Kalendern für 1693 und 1694; Universitätsbibliothek Rostock

einem teilweise recht hohen Niveau. Natürlich hat es solche Beiträge sowie bedeutende literarische Texte⁵¹ auch schon zuvor und in dieser Zeit gegeben, aber dann doch eingerahmt in astrologische Spekulationen und vielfach wenigstens im Titel verkaufsfördernd als Wunder-, Geschichtenkalender und ähnlich ausgewiesen.

Die Kalender enthalten folgende Textbeiträge, die jeweils auf der (rechten) Schreibseite des Januars in einer Spalte begonnen und im Anschluss an das Kalendarium als geschlossener Text weitergeführt wurden:

1685: „Kurtze abgeeilte Beschreibung des fürtrefflichen Königreichs Ungarn nach seinem Ursprung, und Wachsthumb, Land und Städten“,

1693: erster Teil der 1694 erfolgten „Continuation des ersten hochwundersahmen Tagewercks Gottes/ dem Höchsten zu Ehren/ vorgestellt wird“ (erschlossen aus dem Kalender für 1694),

1694 „Da denn bey denen Mond=Wandelungen ein kurtzer Begriff und Einhalt der Schmalkaldischen Artikel/ so mit zu unsern Symbolischen Büchern gehören/ angefüget; auff der andern Seiten das Epitaphium oder die Grab-schrift unsers ersten Stamm=Vaters Adams ec. Am Ende aber die Continuation des ersten hochwundersahmen Tagewercks Gottes/ dem Höchsten zu Ehren/ vorgestellt wird.“

1695 „Dabey Unter dem Titul der Mond=Wandelungen/ des Sehl. Lutheri Lebens=Zeit und heilsahme Fortpflanzung der Göttl. Evangelischen Lehre; Dann auch ein Beschreibung und Kurtzes Chronicon Der löblichen Ansee=Stadt [Hansestadt] Rostock/ Auffs kürzeste abgefasset wird“,

1696 „Dem Hochgeneigten Leser die Gnade Gottes in Christo Jesu!“, Gedenkschrift zum Tod von Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow,

1697 „Project einer kurtzen Kirchen=Geschicht vom Anfang und Fortgang des Lutherthumbs im Herzogthumb Mecklenburg“ [bis 1533].

Erwähnt seien noch die historischen Daten, die Poltz, einer alten Angewohnheit folgend, auf der Rückseite der Titelseite anführt. Im Kalender für 1697 (Bl. A 1^b, analog in den anderen Kalendern) erscheinen neben den Standarddaten – von der Geburt Christi über die Jahre nach der Erschaffung der Welt (alternativ 5646 oder 5697 Jahre), der „Sündfluth“ (3990 Jahre), die letzte Zerstörung des Tempels zu Jerusalem, der Julianischen und Gregorianischen Kalenderreform, der Krönung Leopolds I. vier lokale Daten mit Beisetzung der seither verstri-

⁵¹ Zu ersterem seien nur die zahlreichen Kalender des mehrfach genannten Gottfried Kirch genannt, zu letzterem die Simplicianischen Kalender, vgl. Johann Jakob Christoffel von GRIMMELSHAUSEN: Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calender 1670 bis 1672 (Nürnberg), Schreib-Kalender 1675 (Molsheim). Faksimiledrucke hg. von Klaus MATTHÄUS und Klaus-Dieter HERBST, Erlangen und Jena 2009.

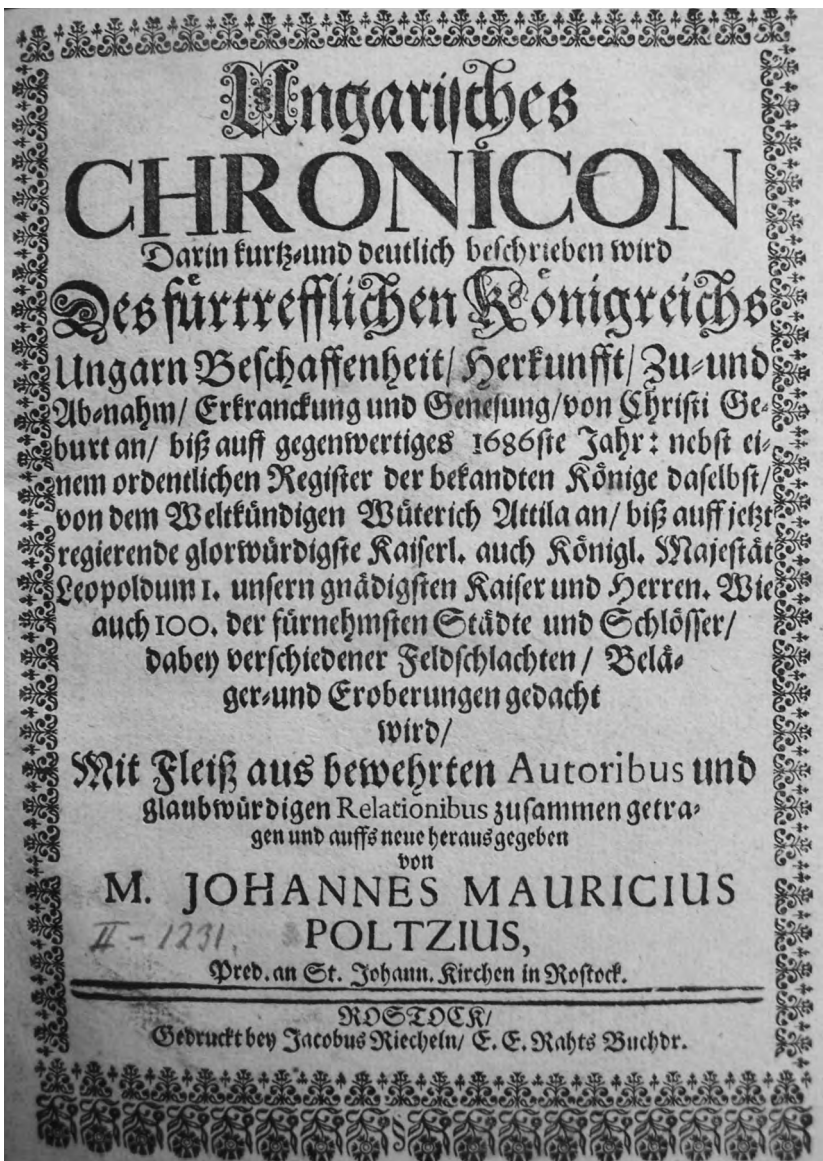


Abb. 9:

Titelseite des „Ungarischen Chronicon“, Separatdruck der Textbeigabe zum Kalender für 1685 Rostock: Jakob Richel, o.J.; Universitätsbibliothek Rostock

chenen Jahre: von der Gründung der Universität Rostock, von der Einführung der Reformation in Rostock, „Von der grausamen Rostockischen Wassers-Noth“ (72 Jahre) und „Von der jämmerlichen Rostockischen Feuers-Brunst“⁵² (20 Jahre).

Die vollständige Eliminierung der Astrologie aus den Kalendern von Johann Moritz Poltz in Verbindung mit dem herzoglichen Edikt von 1682 ist vermutlich das überhaupt erste Beispiel dieser Art in der gesamten Kalenderliteratur. Wie wurde damit in Mecklenburg und anderswo im Weiteren verfahren? Leider sind für die restlichen Jahre des 17. Jahrhunderts für Mecklenburg keine weiteren Kalender bekannt.

Aber im Herbst des Jahres 1699 tagten in Regensburg die Evangelischen Reichsstände und fassten am 23. September 1699 einen Beschluss zur Reform des in den evangelischen Gebieten, damit auch in Mecklenburg, noch immer geltenden Julianischen Kalenders. Der Beschluss der Reform wurde auf Befehl der „fürstlichen Mecklenburg=Güstraischen Interims=Regierung“ verkündet.⁵³ Unter den Beschlussfassungen der Reichsstände heißt es in § 5: „Denen Mathematicis ebenmäßig aufzugeben, dass selbige darauff gedencken solten, wie küffftighin und mit der Zeit der bißherige abusus der Astrologiae Judiciariae aus denen Calendern bleiben könne.“⁵⁴ Die Mecklenburger werden es mit Freude zur Kenntnis genommen haben, denn ein inhaltlich gleiches Edikt galt in ihren Landen damals bereits seit etwa 17 Jahren und wurde befolgt – und dies mit großer Konsequenz, im Unterschied zu manch anderen Orten und Herrschaften, wie ich noch zeigen möchte.

In den mecklenburgischen Kalendern wird diese Frage des Umgangs mit der Astrologie gelegentlich explizit erörtert. Den Autoren war klar, dass mit der Aussparung der Astrologie eine jahrhundertealte Gewohnheit der Kalenderkäufer und -nutzer ignoriert wurde. Ausführlich geht es darum im „Verbesserten Astronom- und Physikalischen Mecklenburgischen Kalender“ für 1709.⁵⁵ Der Kalender trägt zwar keinen Verfassernamen, doch dürfte er aufgrund der darin enthaltenen qualifizierten astronomischen Beobachtungen mit

⁵² Die Feuersbrunst vom 11. August 1677, die in Rostock eine große Zahl von Menschenopfern forderte und große Zerstörungen anrichtete, wurde in mehreren zeitgenössischen Drucken beschrieben.

⁵³ Edict vom 3. Januar 1700 in Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Sammlung Schmidt 127,96 sowie Meckl. Landeshauptarchiv Schwerin 2.13-1, 1444.

⁵⁴ Concluseum Corporis Evangelici de emendatione calendarii Juliani, oder; Der der Evangel. Reichs-Ständen zu Regensburg Einmüthiger Entschluss, Von Verbesserung des Julianischen Kalenders [23. September 1699], Leipzig o.J. [1699] und weitere Drucke.

⁵⁵ Verbessertes Astronom- und Physikalischer Mecklenburgischer Kalender, Auff das 1709. Jahr Christi, Rostock: Johann Weppling. 4°, 28 Bl., 1 Faltbl. (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 75, die Kalender bis 1714 unter der selben Signatur).



Abb. 10:
Titelseite des Verbesserten Mecklenburgischen Kalenders für 1709,
vermutlich von Peter Becker; Meckl. Landesbibliothek Schwerin

großer Sicherheit von Peter Becker (1672–1753), Professor der Mathematik in Rostock,⁵⁶ stammen.

Zur Begründung des Ausschlusses der Astrologie heißt es:

„Es wird dem G. Leser vermuthlich gar frömbde vorkommen, warum man in Verfertigung dieses Mecklenburgischen Calenders von der, so einmuthig und überall bißher angenommenen, Gewonheit abgegangen, und aus denen in diesem Jahr vorkommenden Aspecten, und gantzen Constellationes des Himmels, so gar kein besondres und eigenes astrologisches Prognosticon [...] angeführet.“ Der Grund liege in vielen Klagen gegen „so viele aberglaubische, und aus Heydnischen Principiis zuerst herrührende, Einfälle [...] die sich] wider den allgewaltigen Schöpffer des Himmels und Herrn der gantzen Natur, zu versündigen, Anlaß gegeben. Welches wie es gar unverantwortlich; also hat es wohl vor dem selbst die hohen Potentaten und Regenten des Landes dahin gebracht, daß Sie sothanen Mißbrauch der Astrologiae judiciariae ihren Unterthanen ernstlich untersaget, und gantzlich zu vermeyden anbefohlen.“

Darauffin wird dann Bezug auf das Kalenderedikt des Herzogs Gustav Adolf von 1682 und das der Evang. Reichsstände von 1699 genommen. Doch ganz sicher ist sich der Autor beim Umgang mit der Astrologie doch nicht, wie es weiter heißt:

„Was aber folglich Haarschneiden, Purgiren, Aderlassen, Kinder Entwehnen, und der gleichen betrifft, so bin ich nicht in Abrede, daß ein und anders darunter seinen Grund haben möge, was man von dem Mond-Wechsel dabey anühren will (wiewoll ich für höchst ungegründet halte, einem jeden Glied des Menschlichen Leibes ein besondres Himmels-Zeichen oder auch Planeten zur Beherrschung beyzulegen). Alleine ich überlasse es eines jeden Urtheil, ob nicht davon die Gewißheit viel sicherer von einem verständigen Artzt und Chirurgo, als aus dem Calender zu hohlen [...] Und welcher Verständiger wird in seiner Kranckeit beim Calender Rath suchen? Welche vernünfftige Hauß-Mutter siehet im Calender nach, wann und wie sie ihr Kind entwehnen solle? [...] Daher eine sichere Erfahrung eines verständigen Haußmannes bey mir allerdings mehr gilt, als alle ansehnliche, und doch zweydeutig gesetzte, Discourse eines Astrologi.“⁵⁷

Unter der Überschrift „Von Beurtheilung vermutlicher Zufälle des Jahres“ geht der Autor dann auf den 100jährigen Kalender des Christoph Hellwig zurück.

⁵⁶ Peter Becker studierte in Rostock Theologie, wurde hier Magister, ab 1697 Prof. für Mathematik, mehrfach Rektor und zugleich ab 1701 Rektor der Großen Stadtschule, 1714 Archidiakon, 1721 Pastor an der Jakobikirche.

⁵⁷ Verbesserter [...] Mecklenburgischer Calender Auff das 1710. Jahr, Bl. D 3 f., der Text identisch im Kalender für 1709.

Wir sehen also, dass in diesem Kalender für 1709 die astrologischen Vorhersagen ersetzt werden durch den eigenen „Verstand“, die „Vernunft“ und die eigene „Erfahrung“, die allein Sicherheit gewähren können, um damit die Schlüsselworte zu betonen.

Infolge einer unvollständigen Überlieferung der Kalender lässt sich der weitere Verlauf nicht lückenlos belegen, doch dazu noch folgendes:

Kalender 1710:⁵⁸ Wie 1709, Beobachtungen von Sonnenflecken vom 9. Januar durch ein 7füßiges Teleskop in Okularprojektion und der Sonnenfinsternis vom 11. März 1709, beides mit einer Zeichnung; auf zwei gegenüberliegenden Seiten eine bemerkenswerte Tabelle mit den Örtern der Sonne, des Mondes und der Planeten für je vier Tage eines jeden Monats (1., 8., 16., 24.).

Kalender 1711: In den Monatstafeln nur astronomische Indikationen, die Tafel Planetenörter wie 1710; bei den Jahreszeiten eine Erklärung der Jahreslänge, tropisches und siderisches Jahr, Anfänge der Jahreszeiten mit genauer astronomischer Rechnung, ein Bericht der Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 28. Februar 1710 in Rostock sowie Todesfälle hoher Häupter, Gerichtstage, mecklenburgische Münzen und Kornmaße, Entfernungstafel wichtiger Orte in Mecklenburg, Tage für Post- und Botenabgänge, frei werdende Ämter.

Kalender 1712: Wie zuvor, astronomisch die Bewegung der Sonne, Erklärung der astronomischen Ursachen von Finsternissen.

Kalender 1714: Wie zuvor, dazu der Aufsatz „Kurtze Nachricht von dem Zustande der Königl. Dänischen Colonie in Tranqubar in Ostindien“, darin das Kapitel „Wie weit die malabarische Sprache sich in Indien erstreckt? ob sie nicht einige Verwandtschaft mit der Arabischen, Persischen, Mogulischen oder Sinischen habe?“⁵⁹

Dazu eine Bemerkung: Zunächst ist festzustellen, dass schon begonnen mit den Textbeiträgen in den Kalendern von Poltz, fortgesetzt in den genannten mecklenburgischen Kalendern eine neue Qualität erreicht wird. Den Kalendern wird offenbar eine bedeutende Stellung für die Hebung des Bildungsniveaus und der Aufklärung zugemessen. Eingedenk dessen, dass diese Kalender die privilegierten Kalender in Mecklenburg-Güstrow mit überwiegend ländlicher

⁵⁸ Verbesserter Calender Vor Sr. Hoch-Fürstl. Durchlaucht von Mecklenburg, Fürstenthum und andre Lande Auff das Jahr 1710. Mit einem sehr nützlichen Anhang, allerhand in diesen Landen zu wissen benötigten Sachen, Schwerin: Joh. Heinrich Rußworm; ähnlich für 1711, 1712 und 1714 (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 77; für 1714 auch Stadtarchiv Rostock).

⁵⁹ Tranquabar/Tranquebar, im indischen Bundestaat Tamil Nadu, östlich der Südspitze Indiens, heute Tharangabadi, 1620 dänische Kolonie; malabarische Sprache, Sprache in Südindien in den Bundesstaaten Kerala und Tamil Nadu. Dieser Text wurde vermutlich im bisher nicht aufgefundenen Kalender für 1715 fortgesetzt.

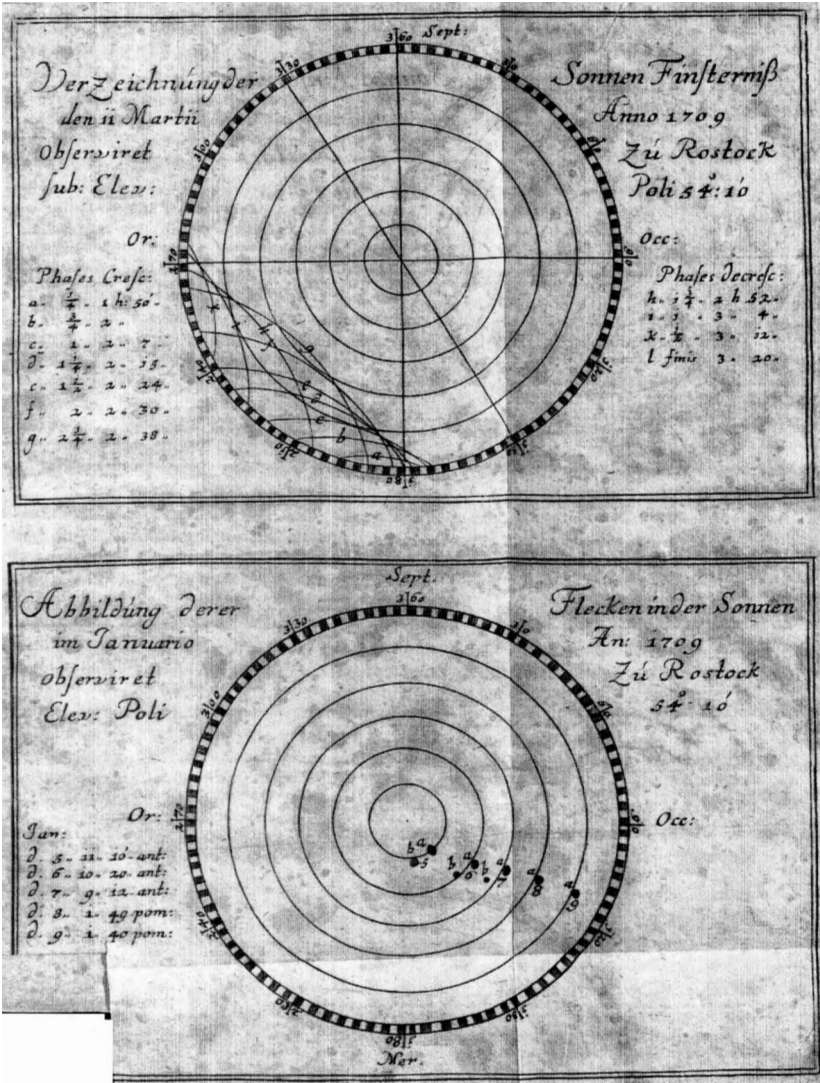


Abb. 11:
 Beobachtungen der Sonnenfinsternis vom 11.3.1709 und von Sonnenflecken
 im Januar 1709 im „Verbesserten Mecklenburgischen Kalender“ für 1710,
 vermutlich von Peter Becker; Meckl. Landesbibliothek Schwerin

Bevölkerung waren, mithin also die einzigen offiziell zugelassenen, erscheint die Frage legitim, ob diese Themen unbedingt zu denen gehörten, die sich, jenseits der Astrologie, an den praktischen Bedürfnissen der Menschen orientierten.⁶⁰

Damit mag es in Verbindung zu sehen sein, dass offenbar auch immer wieder und in größerer Stückzahl auswärtige Kalender mit vollem astrologischen Programm nach Mecklenburg kamen. So wäre dann auch das Edikt von Herzog Friedrich Wilhelm von 16. Juli 1710 zu verstehen, der es für notwendig fand, erneut die Einhaltung des Kalenderediktes von 1682 anzumahnen:⁶¹

„Von Gottes Gnaden/ Wir Friedrich Wilhelm/ Hertzog zu Mecklenburg/ Fürst zu Wenden/ Schwerin und Ratzeburg/ auch Graff zu Schwerin/ der Lande Rostock und Stargard Herr.

Fügen Euch Unseren Beambten/ wie auch Bürgermeistern/ Gericht= und Raht sowoll/ als gesambten Steuer= und Zoll=Bedienten/ in Unsern Städte/ hiermit zu wissen/ was massen Wir mit gantz ungnädigen Missfallen vernehmen/ dass Unserm vorhin abgelassenen ernstlichen Verboht/ keine andere/ als Unsere new=introducirte/ und von dem diessfals privilegierten Buchführer Russworm⁶² in Rostock verlegte Calender/ in Unseren Hertzog/= Fürstenthüern und Landen/ verkauffen und passiren zu lassen/ dennoch in viele wege zu wieder gehandelt/ und auff allerhand Art frömbde Calender herein practisiret und verhandelt worden: Wann aber solchergestalt obbemelte Mecklenburgische Calender intendirter massen nicht abgesetzt werden können/ und Wir daher sothanes Unser Verbot/ der frömbden Calender halben/ krafft dieses renoviret/ auch demselben hinführo bessere Parition geleistet wissen wollen/ So befehlen Wir Euch anderweit hiemit gnädigst/ und ernstlich/ dass Ihr gedachten Russworm bey seinem/ ihm gnädigst ertheilten Privilegio und Concession, biss an Unss schützen/ und dawieder auff keinerley Art und Wege beeinträchtigen lassen/ sondern vielmehr dahin sehen sollet/ dass weder ausswärtige/ noch einheimische Krähmer/ Buchbinder/ Wasser=Bilder= und Landcarten=Träger/ Oder andere dergleichen Leute/ ohn unterschied/ in= und ausser denn Jahr=Märckten/ keine frömbde Calender hier im Lande einführen/ feil bieten oder verkauffen/ sondern/ da ja welche eingeführet werden wolten/ solche versiegelt/ biss zu gedachter Leute Abzug auss dem Lande/ bey Euch behalten/ und eher nicht/ alls sodann/ wieder extradiret werden/ und

⁶⁰ Andererseits erfreute sich die „Abenteuerliteratur“ in diesen Zeiten einer großen Beliebtheit, man denke nur an Daniel Defoes „Robinson Crusoe“, Originalausgabe 1719, erste deutsche Übersetzung 1720.

⁶¹ Einbl., o.O., o.J.; Universitätsbibliothek Rostock: Mk-1758.53.

⁶² Johann Heinrich Russworm wurde mit Herzoglichem Privileg vom 5. 12. 1709 die Herausgabe der mecklenburgischen Kalender übertragen (Meckl. Landeshauptarchiv Schwerin 2.13-1, 1445).

zwar bey Confiscation aller Exemplarien, und Zehen Reichsthaler Straffe vor jedes Stück/ so verkauffet wird/ davon die eine helffte dem Fisco, und die andere helffte mehrbesagtem Russwurm heimfallen soll. Wornach Ihr Euch gehorsamlich zu achten/ und einjeder/ wie obgedacht/ vor Schaden und Ungelegenheit sich vorzusehen hat/ wie dann in Casum Conniventiae, vel Contraventionis, Wir Unss diessfals an Euch halten wollen/ und/ da Ihr dessen überführet werden könnet/ obgesetzte Straffe/ ohn einziges Nachsehen/ von Euch eingetrieben werden soll.

Datum auff Unser Vestung Schwerin/ den 16. Julii Anno 1710.

Friedrich Wilhelm“

Allerdings erwies sich der Ausschluss der Astrologie aus den mecklenburgischen Kalendern nicht als unumkehrbar. Denn im „Verbesserten Mecklenburgischen Hauss- und Historien-Calender“, den ich für die Jahre 1716 bis 1719⁶³ einsehen konnte, finden sich in den Monatstafeln wieder die astrologischen Indikationen für Aderlassen, Schröpfen, Arzneien, Säen und Pflanzen, Haarschneiden (das bald wieder wächst und nicht bald wieder wächst), Abstillen, Brenn- und Bauholz fällen. Hinzukommen die üblichen Mecklenburgica, wie Gerichtstermine, Post- und Botenabgänge, Markttag usw.

Im Weiteren standen mecklenburgische Kalender nur lückenhaft zur Auswertung zur Verfügung. Es scheinen parallel Kalender mit und ohne Astrologie existiert zu haben. Für letztere steht ein Kalender für 1736,⁶⁴ in dem die Astrologie nun wiederum keinen Platz findet. Astrologische Angaben, mit jedoch relativ wenigen, auf diese Weise markierten Daten hat der „Verbesserte Mecklenburgische Historien-Calender“⁶⁵, der „Verbesserte Mecklenburgische Historien- und Genealogie-Calender“⁶⁶ und der „Verbesserte Calender, für die Mecklenburgischen Lande“⁶⁷.

Eine andere Kalenderreihe, „Herzoglich=Mecklenburg=Schwerinscher Calender“ weist zwar die gewöhnlichen astrologischen Indikationen aus, gibt jedoch dann so wenige Tage an, dass dies wohl kaum jemanden zufriedenstellen konnte. So hat der Kalender für 1769 für das ganze Jahr nur 23 Tage mit astro-

⁶³ Verbesserter Mecklenburgischer Hauss- und Historien-Calender [...] Auff das 1716. Jahr Christi, Rostock: Johann Weppling; ähnlich für 1717, 1718 und 1719 (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 80).

⁶⁴ Verbesserter Schreib=Calender, Auff das Jahr Christi 1736, Rostock: Johann Jacob Adler (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 105).

⁶⁵ Für 1747, 1748, 1750, 1751, 1755, Rostock: Johann Jacob Adler, 4°, 20 Bl. (Stadtarchiv Rostock).

⁶⁶ Für 1753, Rostock: Johann Jacob Adler, 4°, 30 Bl. (Stadtarchiv Rostock).

⁶⁷ Für 1755, 1758, 1759, Schwerin: Wilhelm Bärensprung, 16°, 22 Bl. (Stadtarchiv Rostock).

logischer Indikation, davon vier für Bauholz fällen (24.2., 7.3., 10.6., 5.7.), einen für Brennholz fällen (4.3.) und nur drei zum Abstillen der Kinder (4.3., 12.4., 21.10.), was doch ein bisschen wenig erscheint.⁶⁸

Endgültig werden astrologische Indikationen aus dem „Herzoglich=Mecklenburg=Schwerinischen Genealogie=Calender“ für 1783 verbannt, während der für 1782 diese noch enthält.⁶⁹

Und wie war es anderswo? Astrologische Beigaben wurden in den Kalendern sehr unterschiedlich gehandhabt. Auf der einen Seite haben wir Autoren, die sich in der Ausmalung der schrecklichen Wirkungen der planetaren Jahresherrscher, von Finsternissen, Kometen und bestimmten Planetenkonstellationen zu übertreffen suchen und sich dadurch einen Marktvorteil erhofften. Auf der anderen sind Autoren, die diesen Dingen skeptisch gegenüberstehen und sich dann vielfach auf die sog. „natürliche“ Astrologie beschränken, vor allem auf die Vorhersage der Witterung, auf günstige Tage für Säen und Ernten sowie einfache Verrichtungen der medizinischen Vorsorge. Zu ihnen gehört der in der Kalenderliteratur so wichtige Gottfried Kirch. Schon in seinen ersten Kalendern für 1667 und 1668 übt er diese Zurückhaltung und überrascht zudem in den eigentlich dem Wetter der Jahreszeiten gewidmeten Kapiteln mit astronomischen Belehrungen, um dann wenigstens am Ende dem eigentlichen Thema noch ein paar Zeilen zu widmen – mehr der Not der Erwartung der Leser gehorchend, als der eigenen Überzeugung folgend. Und auch weitere Kapitel dienen der sachlichen Belehrung, wie der Entstehung von Finsternissen und ihrer Beobachtung sowie der Herstellung von Sonnenuhren.

Doch die Astrologie ganz ausschließen mag Kirchs doch nicht. Und so bleibt es dann auch vorerst auch bei den Kalendern, die unter Approbation der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften in Berlin veröffentlicht wurden, die in den Monatstafeln die üblichen astrologischen Indikationen einschließen.⁷⁰ Das ist umso verwunderlicher, weil sich die Berliner (Brandenburgische, ab 1701 Preußische) Akademie ausdrücklich der Aufklärung verschrieben hatte und ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Kalenderreform und damit mit dem antiastrologisch gestimmten Edikt der evangelischen Reichsstände von 1699 erfolgte. Doch offenbar beugte man sich hier lieber den zu erwartenden Protesten der astrologiegewohnten Käufer und Nutzer der Kalender, als eine finanzielle Einbuße zu riskieren. Allerdings blieb die Astrologie doch in diesen Kalendern zurückhaltend, was nicht unterschlagen werden soll. In Meck-

⁶⁸ Eingesehen für 1765, 1769–1772, 1779, 1780, Schwerin: Wilhelm Bärensprung, 16° (Stadtarchiv Rostock).

⁶⁹ Stadtarchiv Rostock, ohne Signatur.

⁷⁰ Gottfried KIRCH: Alter und Neuer Astronomischer Wunder=Calender/ Darinnen zu finden die merckwürdige Himmels=Begebenheiten/ oder natürliche Wunder/ an Sonne/ Mond und Sternen/ welche geschehen werden im Jahr Christi MDCC, Stargard: Johann Nicolaus Ernst, o.J. 4°, 26 Bl.; Stadtarchiv Stralsund: E 4°997c.

lenburg beugte man sich um diese Zeit nicht den vordergründigen Erwartungen des Marktes, sondern nutzte den Kalender auch in diesem Punkt ohne Einschränkung als Element der Hebung der Bildung und der Aufklärung.

In Preußen geht es neben den zahlreichen speziellen Reihen der Akademie-Kalender so weiter mit den beliebten „Christen-, Juden- und Türkenkalendern“, ursprünglich von Gottfried Kirch verfasst und noch viele Jahre nach dessen Tod von seiner Witwe Maria Margaretha und seinem Sohn Christfried unter Approbation der Berliner Akademie herausgegeben.⁷¹

Mit 1. ihrem vollständigen Ausschluss der Astrologie und 2. den Textteilen, die sich nicht mehr mit Anekdotensammlungen, Wundergeschichten und zusammengesuchten Fabeln befassen, sondern den Lesern auf umfangreichen Studien beruhende historische Abhandlungen sowie astronomisches Wissen und Resultate astronomischer Beobachtungen unterbreiten, stellen die Kalender von Johann Moritz Poltz ab 1685 und die Rostocker Mecklenburgischen Kalender ab 1709 eine neue Qualität der Kalenderliteratur dar.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Jürgen Hamel

c/o Archenhold-Sternwarte

Alt-Treptow 1

D-12435 Berlin

e-mail: JuergenHamel@t-online.de

⁷¹ In der Bibliothek der Archenhold-Sternwarte befindet sich ein Konvolut mit Kalendern für die Jahre 1730 bis 1741, der letzte Jahrgang dieser Kalenderreihe erschien 1784.

Anhang: Bibliographie der Schriften von Johann Moritz Poltz

Verzeichnis der erhaltenen oder erschlossenen Kalender mit den eingefügten Textbeiträgen

[Poltz 1] Alter und Neuer Schreib=Calender Auff das MDCLXXXV. Jahr Nach der heilsamen Geburt unsers hochverdienten Heilandes Jesu Christi. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 34 Bl.

Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 70.

Kommentierter Nachdruck: Mecklenburgischer Schreib-Calender für das Jahr 1685 verfasst von Johann Moritz Poltz. Neu herausgegeben von Klaus-Dieter HERBST, mit Beiträgen von Klaus-Dieter HERBST und Jürgen HAMEL (Acta Calendariographica, Kalenderreihen Band 3,1), Jena 2009.

Darin: „Kurtze abgeeilte Beschreibung des fürtrefflichen Königreichs Ungarn nach seinem Ursprung, und Wachsthumb, Land und Städten“, darin eine Landkarte und eine Stadtansicht von Buda und Ofen mit zentraler Donau sowie alphabetischem Register der erwähnten Orte und Schlösser.

Den Textteil gibt Poltz 1686 oder später, also nach dem Kalender, in zwei Separatdrucken heraus, vgl. unten [Poltz 12 und 13].

[Poltz 2] [Alter und neuer Schreibkalender auf das Jahr 1693]

Darin: Das erste Tage-Werck des Allmächtigen, Allweisen und Allgütigen Gottes; 1. Teil kein Exemplar nachweisbar, erschlossen nach dem Schreibkalender für 1694, mit der dortigen Angabe „Continuation des ersten hochwundersamen Tagewercks Gottes“.

[Poltz 3] Alter und Neuer Schreib=Calender Auff das MDCXCIV. Jahr Nach der heilsamen Geburt unsers hochverdienten Herrn vnd Heilandes Jesu Christi. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 34 Bl.

Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 70.

Darin: „Da denn bey denen Mond=Wandelungen ein kurtzer Begriff und Einhalt der Schmalkaldischen Artikel/ so mit zu unsern Symbolischen Büchern gehören/ angefüget; auff der andern Seiten das Epitaphium oder die Grabschrift unsers ersten Stamm=Vaters Adams ec. Am Ende aber die Continuation des ersten hochwundersamen Tagewercks Gottes/ dem Höchsten zu Ehren/ vorgestellt wird.“

Den letzten Teil zum ersten Tag des Schöpfungswerkes gab Poltz bereits 1692 als separate Arbeit heraus, vgl. [Poltz 16].

[Poltz 4] Alter und Neuer Mecklenburgischer Calender auff das MDCXCV. Jahr Nach unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi Menschlichen Geburt. [Rostock].⁷² 4°, 26 Bl.

Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 43,3.

⁷² Durch starken Beschnitt ist oben und unten ein Textverlust eingetreten. Der Kalender wurde dem Konvolut wegen des Textes zur Geschichte Rostocks, dem auch die anderen Drucke gewidmet sind, eingefügt. Der Titelzusatz ist merkwürdig, denn tatsächlich findet sich hier nur, beginnend auf den Schreibseiten der Kalenderseiten die genannte Chronik der „Hanse“-Stadt Rostock.

Darin: „Dabey Unter dem Titul der Mond=Wandelungen/ des Sehl. Lutheri Lebens=Zeit und heilsahme Fortpflanzung der Göttl. Evangelischen Lehre; Dann auch ein Beschreibung und Kurtzes Chronicon Der löblichen Ansee=Stadt Rostock/ Auffß kürztzeste abgefasset wird“, Titelseite mit Holzschnitt der Stadtansicht Rostocks über die Warnow.

[Poltz 5] Alter und neuer Mecklenburgischer Calender Auff das MDCXCVI. Jahr Nach der heilsahmen Geburt unsers Hochverdienten Herrn und Heylandes Jesu Christi. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 20 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Mk-417.

Darin: „Dem Hochgeneigten Leser die Gnade Gottes in Christo Jesu!“, Gedenkschrift zum Tod von Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow.

[Poltz 6] Alter und Neuer Schreib=Calender Auff das MDCXCVII. Jahr Nach der heilsahmen Geburt unsers hochverdienten Herrn vnd Heilandes Jesu Christi. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 24 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Mk-417/2; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl e I 70a.

Darin: „Project einer kurtzen Kirchen=Geschicht vom Anfang und Fortgang des Lutherthumbs im Herzogthumb Mecklenburg“ [bis 1533].

Nachdruck: Dieser Text des Anhangs zur Reformationgeschichte wurde nachgedruckt im „Verbesserten Kalender“ für 1715, Bl. D 3b–F 3b. Ein vollständiges Exemplar ist bisher nicht bekannt, lediglich der abgetrennte Text des „Projectes“, der als Beitrag zur mecklenburgischen Geschichte erhalten wurde. Die Zugehörigkeit zu diesem Kalender erschließt sich durch die auf Bl. D 3 genannten astronomischen Angaben sowie der auf Bl. F 3b fortgesetzte Bericht der Kolonie Tranquabar.⁷³ (Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 16.3).

Weitere Drucke

[Poltz 7] *Exercitatio Academica De amoribus egregiorum, quam divino favente numine suffragante amplissimâ facultate philosophica, In illustri a Varnum Academiâ sub Praesidio. Praecellentis, atque clarissimi Dn. M. Io. Conradi Barti, publicae censurae summittit respondens Johannes Mauriciis Polzius, SS. Theol. & Phil. Studiosus. In Auditorio Majori, ad diem 18.⁷⁴ Junij horis ab 8. antemeridianis.* Rostock: Jakob Richel, 1659. 4°, 10 Bl.

Bayerische Staatsbibliothek München: 4 Diss. 544; Österr. Nationalbibliothek Wien: 77.Dd.254.

[Poltz 8] Christliche Gedächtniss=Seule, mit acht Denck=Taffeln behangen, Oder, Treuhertzige Denck= und Auffmunterungs=Predigt, zu würdiger Vorbereitung, so gegen das bevorstehende Heil. Fest [...] als Der Allmächtige Schöpffer Himmels und

⁷³ Vgl. Verbesserter [...] Mecklenburgischer Calender für 1714, wie Anm. 55 und 58.

⁷⁴ Im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek ist das Datum in 25. Juni handschriftlich korrigiert.

der Erden, des Abends vorher, war der 18. Decembr. St. Vet. Anno 1680. gegen 5 Uhr, mit einer ungewöhnlichen stummen Himmels=Glocke, einem blassen Cometen, mit einem ungeheuren grossen Schweiff, zur Welt=Vesper leutete. Rostock: Jakob Richel, o.J. [1680/1681]. 4°, 136 S.

Universitätsbibliothek Rostock: Fl-1240 und Theol. 1125.4.

[Poltz 9] Himmlischer Denck=Zettel geschrieben und gestellet von dem Allmächtigen und Heiligen Gott, an die Ohnmächtige und uneilige Menschen Kinder. Da der wunder-sahme Schöpffer aller Dinge ein grausames Spectacul, nemlich einen neuen Cometen, mit einem ungewöhnlichen grossen Schwantze, Damit er die Helffte des sichtbaren Himmels einnahm, insonderheit den 18. Decembr. St. Vet. des 1680sten Jahres. Rostock: Jakob Richel, o.J. [1680/1681]. 4°, 80 S., 1 Bl., 1 Faltbl.

Universitätsbibliothek Rostock: LB V 815 und Fl-1240; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Qd VI 270 und Qd VI 280.

[Poltz 10] Eine neue grosse Himmels=Lampe [...] Ist der Neue Comet, so im August=Monat dieses lauffenden 1682sten Jahres, allhie zu Rostock [...] erschienen. Rostock: Friedrich Keilenbergs Witwe, o.J. [1682]. 4°, 16 S., 1 Faltbl.

Universitätsbibliothek Rostock: LB V 817; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Qd VI 270.

[Poltz 11] M.J.M.P.: Eigentliche Abbildung/ Derer allhie zu Rostock/ am 4. Aprilis styl. vet. Anno M.DC.LXXXIV. gesehenen vier Neben=Sonnen. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 4 Bl.

Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Mkl c 180.

[Poltz 12] Ein klein Ungarisches Chronicon darin zwar kürztlich/ Doch umbständlich und deutlich nach warhafftem Bericht/ vor Augen gelegt und beschrieben wird. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 34 Bl. [vgl. Kalender für 1685, Poltz 1].

Universitätsbibliothek Rostock: J II-1017.1.

[Poltz 13] Ungarisches Chronicon Darin kurtz und deutlich beschrieben wird Des fürtrefflichen Königreichs Ungarn Beschaffenheit/ Herkunft/ Zu= und Ab=nahm/ Erkrankung und Genesung/ von Christi an/ biss auff gegenwertiges 1686ste Jahr [...] Mit Fleiss aus bewehrten Autoribus und glaubwürdigen Relationibus zusammengetragen und aufs neue herausgegeben. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 35 Bl. [vgl. Kalender für 1685, Poltz 1].

Nach dem Titelblatt sollen dem Druck vier Kupferstiche beigegeben sein, die jedoch im eingesehenen Exemplar nicht vorhanden sind, es handelt sich um einen Nachdruck der vorstehenden Arbeit mit lediglich erweitertem Vorwort.

Universitätsbibliothek Rostock: LB II S. 49.

[Poltz 14] Das jetzige Römische Reich Teutscher Nation, nach Dessen Kreisen und Regierenden Hohen Häuptern Zu männigliches Nutzen Aus den neuesten Uhrkunden und Tractaten colligiret und kürztlich angemercket. Rostock: Jakob Richel, o.J. [nach 1688, dem letzten genannten Datum], 4°, 14 S.

Universitätsbibliothek Rostock: LB III. D. 3b.

[Poltz 15] Der Anfang Aller Dinge Aus der heiligen Schrift/ und dem Buch der Natur Christlich betrachtet/ Und dem allweisen Gott und Schöpffer Himmels und der Erden

zu schuldiger Ehre/ der theuer erlöseten Gemeine unsers Herrn Jesu Christi zu Dienst/ und der Studierenden Jugend zu Nutz. Rostock: Jakob Richel, o.J. [1690]. 4°, 16 Bl. Universitätsbibliothek Rostock: Fc-1029.7.

[Poltz 16] Das hochwundersahme und hochpreissliche Erste Tage=Werck des Allmächtigen/ Allweisen und Allgütigen Gottes/ So Er im Anfang Aller Dinge erfüllet [...] Im Jahr 1692. Rostock: Jakob Richel, [1692]. 4°, 26 Bl. [vgl. Kalender für 1693 und 1694] Universitätsbibliothek Rostock: Fc-1029.8.

[Poltz 17] I.N.J. Celebris & celeris felix & velox excursus & recursus Serenissimi et Potentissimi Principis ac Domini Domini Friderici Quarti, Daniae, Norwegiae [...] Principis ac Domini mei Clementissimi, quos inter votivos applausus brevi & vulgari stylo subjectissimè delineavit. Rostock: Jakob Richel, o.J. [1695]. 4°, 4 Bl. Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 54.163.

[Poltz 18] I.N.J. Kurtze Beschreibung Der Nach Teutschland/ im Sommer des 1695sten Jahres/ klüglich vorgenommenen/ schleunigst fortgesetzten/ und über Verhofften eiligst und doch glücklichst geendigten Denckwürdigen Reise Ihrer Königlichen Hoheit Des Durchleuchtigsten und Grossmächtigsten Printzen und Herren Herrn Friderich des Vierdten.⁷⁵ Rostock: Jakob Richel, o.J. [1695]. 4°, 4 Bl. Universitätsbibliothek Rostock: LB Scand. fol. 71; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 54.164.

[Poltz 19] Sancta Cathedra confessionalis in S. Scripturis fundata, ab orthodoxis Theologis Lutheranis defensa, et disputationibus aliquot in illustri ad varnum Academia declarata, [...] praeside Johanne Mauricio Polzio, SS. Theol. D. & D. Johann. ac S. Spir. Pastore, nec non Rev. Minist. Rost. quoad receptionem, Seniore, placidae amicorum synzetesei [gr.] ad d. XXX. Octobris 1697. horis matutinis in Auditorio Majori submittit Johannes Christianus Florus. Rostock: Jakob Richel, [1697]. Universitätsbibliothek Rostock: Fg-1076.9.

[Poltz 20] Sancta Cathedra confessionalis in S. Scripturis fundata, ab orthodoxis Theologis Lutheranis defensa [...] praeside Johanne Mauricio Polzio, SS. Theol. D. & D. Johann. ac S. Spir. Pastore, nec non Rev. Minist. Rost. quoad receptionem, Seniore, placidae amicorum synzetesei [gr.] ad d. 19. Jan. Anni 1698, horis matutinis in Auditorio Majori submittit Daniel Make. Rostock: Jakob Richel, [1698]. 4°, 12 Bl. – VD 17 12:197875W.

[Poltz 20a] Dass. 4°, 10 Bl. – VD 17 1:056641R und 1:056640H, Variante, ohne Eindruck des Widmungsempfängers.

[Poltz 21] Compendium sphaerographicum, in usum privatorum collegiorum sphaerographicorum, olim adornatum, jam vero ejusdem amantibus oblatum: abs Henrico Chris-

⁷⁵ Dies ist eine (freie) Übersetzung des vorstehenden lateinischen Druckes des Ehrendichtes aus Anlass der Verlobung des dänischen Kronprinzen und späteren Königs Friedrich IV. (reg. 1699–1730) mit der mecklenburgischen Prinzessin Louise.

toph. Poltzio, B. Autoris filio SS. Theol. Studioso. Rostock: Nikolaus Schwiegerow, o.J. [1707 oder später]. 8°, 2 Bl., 80 S.⁷⁶
Universitätsbibliothek Rostock: LIb-3052; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Qb II 1,790.

Personalschriften

[Poltz 22] Rector Universitatis Rostochiensis Henricus Müller, Theol. D. & Prof. ordinar. Funus, Quod Mellitissimo Infantulo Joanni Polzio, Filiolo suo desideratissimo Parentes moestissimi hodiè paratum eunt, indicit, & ad eundum exequias: Cives Academicos seriò & peramanter invitat. P.P. Rostochii sub sigillo Rectoratus d 18. Febr. Anno MD-CLXX. Rostock: Johannes Kilius, o.J. 4°, 4 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Sonderslg., Familiendrucke; Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Schmidt 96.164.

[Poltz 23] Carmon, Heinrich [Carmohn]: Letztes Ehren=Gedichte über den zwar frühzeitigen/ doch seeligen Hintrit/ und Versetzung aus diesem bekümmerten Angst=Thal/ in den hocherwünschten Freuden=Saal Der Gross=Ehr= und Hoch=Tugendbegabten Frauen Fr. Sophia Schröderin/ Dess Wohl=Ehrwürdigen/ Gross=Achtbahnen/ und Hochgelahrten Herrn Hn. M. Joh. Mauritii Poltzii, Treuffleissigen hochverdienten Seelen=Hirten an St. Georgen in Rostock trew=gewesene Ehe=Liebsten/ Als derselben nach dem sie den 29. Octob. Christseeligen Todes verblichen/ den 10. Nov. mit Christlichen Ceremonien in volkreicher Versammlung die letzte Ehre erwiesen wurde. Rostock: Jakob Richel, o.J. [1685]. 4°, 4 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Sonderslg., Familiendrucke.

[Poltz 24] Sonnett/ Womit Dem Wol=Ehrwürdigen/ Gross=Achtbahnen/ und Wolgelahrten Herrn/ Hn. M. Johanni Mauritio Poltzio, Wolverdientem Pastori der Gemeine Gottes bey der St. Johann= und Heil. Geists=Kirchen in Rostock/ und Der Edlen/ Gross=Ehr/ und Tugendreichen Jungfrauen/ Jgf. Sophia Quistorpin/ Am 7. Septembr. 1687. als Ihrem erfreulichen Hochzeit=Tage/ Seine Schuldigkeit wolte abstaten Michael Freud/ Der Wissmarschen Schulen Con-Rector. Rostock: Jakob Richel, o.J. 4°, 4 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Sonderslg., Familiendrucke.

[Poltz 25] Servum Dei, justum, per notitiam sui multos justificantem, Dissertatione inaugurali ad oraculum Jesaiae LIII,II. [...] Praeside viro magnifico maximeque reverendo, Dn. Andr. Daniele Habichhorstio [...] pro licentia gradum et privilegia in Theologia rite obtinendi, ad d. XX. Febr. A.C. 1696. in Aud. Majori illustris ad Varnum Academiae, horis ante & et pomerid. placidae ventilationi academicae submittit M. Joh. Mauricius Polzius, ad D. Johann. & S. Spir. apvd Rostoch. Pastor, & Rev. min. Senior. Rostock: Johann Wepping, 1696. 4°, 31 S. – VD 17 1:055012S
Württemberg. Landesbibliothek Stuttgart: Diss. Theolog. 2927.

⁷⁶ Herausgegeben vom Sohn des Autors Heinrich Christoph Poltz. Der Druck ist nicht datiert, die zeitliche Ansetzung beruht auf dem Immatrikulationsjahr des Herausgebers, 1707, zugleich das Todesjahr des Autors.

[Poltz 25a] Wie Poltz 25, jedoch nicht identisch, 12 Bl. – VD 17 547:621781D.

[Poltz 26] Andr. Daniel Habichhorst, S. Th. D. ejusdemqve P.P. & Consiliarius Duc. Mekelb. Consistorialis, Collegiiqve Proff. Ducalium nec non Faculatatis Theolog. in Universitate Rostoch. Senior & ad Actum hunc Decanus Publico hoc Programme, Magnificum Dn. Rectorem [...] ad audiendam Disputationem Inauguralem [...] Dn. M. Joh. Maur. Polzii ad D. Johann. hic Pastoris & R. Ministerii Senioriis, jamque S. Theol. Candidati dignissimi, De Servo Dei Justo, per notitiam sui multos justificante, x Jsaï. LIII. v. II. Pro honoribus & privilegiis Doctoralibus ritè obtinendis, ad d. XX. Febr. A.C. 1696. horis ante & postmerid. In Aud. Majori [...] officiosè invitat. Rostock: Johann Wepling, 1696. 4°, 6 Bl. – VD 17 1:055002L.

[Poltz 27] Publicata gratulatio, viro plurimum Reverendo, Amplissimo & Praeclarissimo Dn. M. Johanni Mauricio Poltzio [...] in Theologia Doctoris honores & privilegia, publicè Rostochii anno vulg. aerae Christiani MDCXCVI. die XIII. Martii. Rostock: Jakob Richel, o.J. 2°, 2 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Sonderslg., Familiendruck.

[Poltz 28] JOHANN JOACHIM und HEINRICH CHRISTOPH POLTZ: Die Verhasste Einsamkeit/ Wolten Also der Hoch=Edle/ Vest= und Hochgelahrte Herr Matthaues Dietericus Poltzius, Hochberühmter und Erfahrner Medicinae Doctor, und Ihro Hoch=Gräffl. Excellence von Schlippenbach Leib= und Hoff=Medicus Mit der Hoch=Ehr= und Tugend=Begabten Jgfr. Anna Catharina Kreyen/ Des Wohl=Edlen/ Wohl=Weisen/ und Kunst=Erfahrenen Herrn/ Herrn David Heinrich Kreyen/ Vornehmen Cämmerers und Rahts=Verwandten/ wie auch Königl. Apothekers in Wollin Eheleiblichen Jungfer Tochter/ Sein Hochzeitliches Ehren= und Freuden=Fest Den 15. Junii des 1707ten Jahres in Wollin Hochfeierlich beging/ In schneller Eyl entwerffen/ und von Fürstenberg und Rostock Übersenden Dessen beyde leibliche Brüder. Rostock: Nikolaus Schwiegerow, o.J. [1707]. 2°, 2 Bl.
Ratsbücherei Lüneburg: Hwsa 2 (326).

[Poltz 29] Programma quo Rector Universitatis Rostochiensis Wilh. David. Habermann [...] Funus acerbissimum viri summe reverendi et excellentissimi Dn. Joh. Mauricii Poltzii, Phil. & SS. Theol. D. Rev. Ministrii Senioris ad S. Johann. itemque S. Spiritus Pastoris meritissimi à vidua ipsius moestissima Sophia Quistorpa, ad horam I. Diei 11. Decembris Anni labentis 1708.. Rostock: Johann Wepling, o.J. [1708]. 4°, 8 Bl.
Universitätsbibliothek Rostock: Sonderslg., Familiendrucke.

[Poltz 30] Johann Nikolaus QUISDORP; Heinrich Christoph POLTZ: Disputatio historico theologica, in qua agapas nascentis ecclesiae Christianae Praeside Dr. Johann Nicolao Quisdorpio [...] proponent Henricus Christophorus Poltzius, Auctor & Respondens. Rostock: Nikolaus Schwiegerow, 1711. 4°, 24 S.
Meckl. Landesbibliothek Schwerin: Theol. Diss. Rost.

FRIEDRICH DER FROMME UND DIE KÜNSTE

Von Claudia Schönfeld

Die Kunstleidenschaft war dem mecklenburgischen Erbprinzen Friedrich (1717–1785) bereits in die Wiege gelegt. Sein Vater, der kunstsinnige Herzog Christian Ludwig II. von Mecklenburg-Schwerin, motivierte ihn früh, selbst zu zeichnen und zu malen. Am 18. März 1734 bedankte sich der 16-jährige Friedrich für einen ihm übersandten Tuschkasten in einem Brief aus dem mecklenburgischen Neustadt¹ an den Vater in Bützow.² Ebenso schien damals bereits Christian Ludwig II. die Meinung des Sohnes zu Kunstwerken sehr interessiert zu haben. Im erwähnten Brief beschrieb Friedrich dem Vater den Eindruck, den er von dem ersten an den mecklenburgischen Hof gesandten Werk des französischen Hofmalers Jean-Baptiste Oudry (1686–1755), „Kampf zwischen Hund und Wildschwein“, gewonnen hatte (Abb. 1)³: „Das Gemälhte von Ouderÿ habe mir zeigen lassen, welches mir sehr schön zu seÿn düncket, ausser, daß das Schwein etwas zu braun gerahten ist, da doch sonstn insgemein die wilden Schweine gräulich sind, auch daß der Himmel eine Meergrüne Farbe hat, und dan hätte ich geglaubet, daß Ouderÿ das Schwein würde fÿrgestellt haben, als wan er sich mit den Hunden herrum schlüge, welches weil schöner gelassen haben würde, doch deucht mir, ist das Schwein welches schon meist todt, und des Hundes seine Begierde, sehr wohl ausgedrÿcket, dieses kann ich auch nicht wohl begreifen, ob ein einiger Hund ein solch großes Schwein bezwingen könne.“⁴

¹ seit 1926 Neustadt-Glewe.

² „Euer Gnaden dancke gantz unterthänigst für das mir gnädigst überschickte present, welches mich ungemeyn erfreuet: die touche so wohl als der Kästgen, hat allein eine allgemeine approbation gefunden, und ich glaube, daß Köler den Schaden welchen das kästgen bekommen wieder lassen könne.“ LHAS, 2.12-1/22 Korrespondenz der herzoglichen Familie untereinander Nr. 195, Brief des Erbprinzen Friedrich aus Neustadt an den Vater in Bützow vom 18. März 1734.

³ „Kampf zwischen Hund und Wildschwein“, 1731, Staatliches Museum Schwerin (SMS), Inv.-Nr. G 875. Das Gemälde muss in den letzten Monaten des Jahres 1733 in Schwerin angekommen sein, denn Oudry hatte in einem Brief vom 21. Dezember 1733 erwähnt, dass der Sekretär Haftt ihm bereits von dessen Ankunft in Schwerin berichtet hatte. LHAS, 2.12-1/26 Hofstaatsachen, VI. Kunstsammlungen, Angebote und Erwerbungen Nr. 109. S. Dissertation Claudia SCHÖNFELD: Jean-Baptiste Oudry – die Schweriner Sammlung (in Arbeit).

⁴ LHAS, 2.12-1/22, Nr. 195 (wie Anm. 2).



Abb. 1:
Jean-Baptiste Oudry, „Kampf zwischen Hund und Wildschwein“, 1731,
Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. G 875

Das Zitat verdeutlicht die genaue Beobachtungsgabe des jungen Prinzen. Friedrichs Interesse an einer Verifizierbarkeit der Naturdarstellung wird hier offenkundig. Genau stellt er die Abweichung von einer naturgetreuen Wiedergabe im Werke Oudrys sowohl im Kolorit wie auch in der dargestellten Handlung fest. Dennoch erscheint ihm das Werk als „sehr schön“.

Im Jahr 1733 gab sein Vater noch vier weitere Gemälde von der Hand des Künstlers in Auftrag, zu denen unter anderem eine Wolfs- und eine Wildschweinjagd gehörten. Nach diesen wurden jedoch bis in die Jahre 1737–39 keine weiteren Werke angekauft, als sich Friedrich auf Bildungsreise durch Holland, Frankreich und England begab.

In den Briefen an seinen Vater während seiner Grand Tour beschrieb er detailliert die auf der Reise gesehene Kunst und Architektur, nebst ausführlichen und humorvollen Kommentaren zu den getroffenen Personen, den

besuchten Opern und Theateraufführungen, Konzerten, den Landschaften, dem Wetter und den Mitgliedern der Reisegesellschaft. Häufig sind die Briefe an Christian Ludwig, vor allem die der Pariser Zeit, kaum leserlich und in großer Eile geschrieben. Mit dem Maß seiner Begeisterung für die gesehenen Dinge wurde seine Schrift zunehmend unleserlicher, und Friedrich entschuldigt sich wiederholt im Postskriptum für den Zustand derselben: „Hirmit schliesse devotest bittende, nicht ungnädig zu deuten, daß mit diesem Briefe abermahl verunglückt; dann um alles zu schreiben will keine Zeit verlieren, und da metamorphosieren sich ordinair meine Buchstaben in Krehen Füsse; wann es die Zeit verstattet hätte ihn gewiß[ich] wieder umgeschrieben; oder auch zurück behalten, weil ich aber weiß daß Euer Gnaden wohl gerne Nachricht hätten, habe ihn mich zu überschicken unterstanden, in Hoffnung, es werde Gnade für Recht gehen schliessl[ich] bitte mir dero hohe Gnade gantz unt[er]th[äni]gst aus beständigst bey zu behalten, und gnädigst zu glauben, daß Zeit-Lebens mit aller ersinl[ich] kindl[ich]en veneration und dem tiefftesten respect seyn werde.“⁵

Außer diesen Briefen vermitteln auch seine Tagebücher aus den Jahren 1737–39 einen Eindruck vom Kunstgeschmack Friedrichs wie auch ein Skizzenbuch mit losen und eingeklebten Zeichnungen von seiner Hand.⁶ Wahrscheinlich hatte Friedrich das leere Buch in Paris gekauft und später mit frühen Zeichnungen aus seiner Jugend ergänzt.⁷ Eine große Anzahl an klassischen Akademiestudien, technischen Skizzen, Zentralperspektiv- und Konstruktionszeichnungen und dergleichen befindet sich darin sowie auch Zeichnungen nach holländischen Meistern wie Philips Wouwerman, Adriaen van Ostade oder Paulus Potter und eine Reihe von Umrisszeichnungen nach Werken von Jean-Baptiste Oudry.

Darüber hinaus sind die Ankäufe und der damit verbundene Briefverkehr des französischen Künstlers Jean-Baptiste Oudry, die dieser in den Jahren

⁵ LHAS, 2.12–1/7 Reisen mecklenburgischer Fürsten Nr. 296, Brief 32 / 57 vom 5. Juni 1739.

⁶ LHAS, 2.12–1/25 Verschiedene Angelegenheiten des Fürstenhauses Nr. 216/1.

⁷ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 18 vom 24. November 1738: „So balde dero Befehl erhalten haben werde wegen der bewußten Kupfer, werde sie sogleich übersenden auch habe gedacht (weil Sie hier so sauber binden) und ich zu dem Rembrandten, welche Euer Gnaden schon haben eine ziml[ich]e Anzahl zu gesammelt) Euer Gnaden nicht für gut befunden, daß hier ein großes Buch mit ledigem Papier einbinden lasse um selbige sauber hernach einkleben zu können; deswegen were aber gut, wann Euer Gnaden wie viel Blätter in dasigem Buche währe zehlen liessen, damit man hier nicht zuwenig Pappier einbinden liesse; so ein grosses Folio überaus sauber mit 3. Buch Pappier, wie ich zu meinen Kupfern, einige habe machen lassen müssen kostet nicht mehr wie 12 Liv od unserer 3. Thaler mit Pappier und Bandt, welches ich nicht glaube für selbigen Preis in Mecklenbourg, wenigstens nicht so propre zu haben, und belohnet es also wohl der Mühe.“

zwischen 1750 und 1754 für den mecklenburgischen Hof tätigte,⁸ für Friedrichs künstlerische Vorlieben bezeichnend. Die Briefe Oudrys waren an den Kammerdiener der Erbprinzessin Luise Friederike, der Gemahlin Friedrichs, gerichtet. Den letzten Brief sandte Oudry am 11. November 1754, wenige Monate vor seinem Tod am 30. April 1755.⁹

18 Jahre zuvor, gegen Ende Juli 1737, begann der 19-jährige Erbprinz seine Bildungsreise. Bereits von der ersten Station in Hamburg berichtete er seinem Vater am 29. Juli: „Wir sind den andern Tag um 11 hier glück[lich] angekommen, und haben dieser Tage auch dem Mahler die visite gegeben, welcher die 2 Jacht-Stücke von Euer Gnaden schon angefangen, sie sehen zwar gut aus, aber Woverman hat sie nicht fertiget, die disposition gehet wohl an, ausser, daß welche Hunde charge nehmen nach Rehen, wo sie doch sozusagen mit der Nase an dem Hirsche stossen.“¹⁰

Für den Vergleich der in Hamburg gesehenen Werke mit ihm bekannten Gemälden von Philips Wouwerman aus der Sammlung des Vaters ist für Friedrich Hauptkriterium seiner Kunstbetrachtung neben der malerischen Qualität wie schon zuvor die Naturtreue der Darstellung. Während seiner Reise durch die nördlichen und südlichen Niederlande und Frankreich sollte sein Kunsturteil zwar reicher und differenzierter werden, jedoch blieb eine zu offensichtliche Abweichung von verifizierbaren Naturerscheinungen in seinen Augen ein Makel.

Friedrich reiste nach Deventer, Amsterdam, Leiden, Den Haag, Utrecht und weiter in die südlichen Niederlande nach Antwerpen und Brüssel. Von dort führte ihn die Reise nach Paris. Der holländische Kunsthistoriker Everhard Korthals Altes berichtet in seinem Aufsatz *The Art Tour of Friedrich of Mecklenburg-Schwerin* ausführlich von den niederländischen Stationen, den Kunstwerken und Künstlern, die Friedrich dort gesehen hatte.¹¹ So erwähnt er unter anderem Friedrichs Kommentar zu dem Gemälde „Junge Mutter mit Kind“ von Gerard Dou aus dem Jahre 1658, das dieser im Palast von Het Loo unweit Deventers gesehen hatte:¹² Friedrich erkannte in dem Gesicht der jungen Mutter das der jungen Magd auf dem Gemälde „Die Möhrenputzerin“ seines

⁸ Der Künstler hatte in den Jahren zwischen 1750 und 1754 scheinbar ohne jedweden finanziellen Vorteil für sich nicht nur Kunstgegenstände sondern auch alltägliche Dinge wie Seidenstrümpfe für den mecklenburgischen Hof angekauft. LHAS, 2.12–1/26, Hofstaatssachen, VI. Kunstsammlungen, Angebote und Erwerbungen Nr. 109.

⁹ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8).

¹⁰ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 1.

¹¹ Everhard KORTHALS ALTES: *The Art Tour of Friedrich of Mecklenburg-Schwerin*, in: Simiolus 31, Nr. 3, 2004–05, S. 216–250; das gesamte Tagebuch des Hofmeisters von Nitzschwitz vom 10. August bis zum 3. Dezember 1737 ist dort veröffentlicht.

¹² KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 218–220.

Vaters.¹³ Der Vergleich offenbart das genaue visuelle Gedächtnis Friedrichs und seine Kenntnis der väterlichen Sammlung. Dem Briefe sind kleine Skizzen beigelegt, die dem Vater seine Beschreibung von Het Loo verdeutlichen sollten, in dessen Garten sich „treffl[ich]e Statuen und cascaden“¹⁴ befinden. Offensichtlich waren die Reise und vor allem die zu besuchenden Künstler und Kunstwerke bis ins Detail geplant. In den Niederlanden traf Friedrich unter anderem auf Jacob de Witt, Issak Moucheron, Carel de Moor, Willem und Frans van Mieris sowie Jan van Huysum, der sich auch als Reiseführer durch Amsterdam anbot.¹⁵ So besuchten sie gemeinsam Jacob de Witt am 14. August 1737, und wenige Tage später zeigte Huysum Friedrich einige seiner eigenen Zeichnungen und beschenkte ihn auch mit einigen Blättern, bevor sie gemeinsam zu Isaak Moucheron gingen. Später in Paris sollte es vor allem Jean-Baptiste Oudry sein, der diese Funktion für den mecklenburgischen Prinzen übernahm.

„Nun ich in Amsterdam angekommen [...] habe J. Heusum besucht, welcher so dienstvertig, daß er alle Tage wohl eine Meile mit mir in der Stadt herum laufft, um mir was curieuses zu zeigen. Das bewußte Stück, ist gantz vertig und ich halte es noch schöner als das, welches Euer Gnaden schon habe. Die Ordonans ist auch besser, auf der Weld kann nichts schöneres gesehn werden aber ein Vogelnest hat keinen Platz mehr, und wann man eines darauf bringen wohlte, würde das Stück verdorben. Es stehet noch etwas gefährl[ich] mit dem Stücke weil derjenige vor dem es gemahlt wieder darnach fragen lassen. Ich habe bey Particulier noch schöne Stücke von ihm gesehen, auch Landschaft-

¹³ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 3: „Von Devender sind wir nach Loo gereiset, und haben daselbst das sehr prächtige Hauß und extra schönen Garten besehen. In dem Hauße sind die gantzen Wände einiger Zimmer von Glauber sehr schön gemahlet, und stellen alle Jagten des Königes Williams vor, auf welchem er allemahl selber zu Pferde; auch sind daselbst Hotlis nach Wouverman Batallien so schön, als wann sie von ihm selber gemahlet. Die Gemähldte so noch übrich blieben, sind herl[ich] unterandern ein Stück von Dau, so schön wie ich glaube, daß er jemahls eins gemacht hat, auf selbigem ist ein Zimmer wo selbst ein Mägdien sitzt (so daß dasselbige Gesicht, als das welches Euer Gnaden haben, und Rüben schrabt) und in der Küchen arbeitet, noch besser *vornen her*, steht eine Wiege in welches ein kleines Kind schläffet, und ein Jünge dabey, der die Wiegen decke aufhebet, und nach dem Kinde siht; die Decke und das Kind, sind so extraordinair gemacht, daß man nimmer glauben könnte, daß dergleichen mit einem Pinsel zu machen mögl[ich] seye, es war auch ein abgestreuffer Hasse auf dem Gemähldte, an welchem die vorder-leuffe noch rauch zu sehen, wobey die Wolle so deutl[ich] zu sehen, daß es zu verwundern war. Auf der Auccion sind 16000 holländische Gulden darauf geboten, man hat es aber nicht lassen wollen. Es war noch ein unvergleichl[ich] Stück von Rembrandt da, welches den Simeon wie er Christum auf danken hat und auf den Knien sitzt vorstellet, es ist so schön, und solcher treffl[ich] expression, als ich nicht glaube, daß er es je besser gemacht.“

¹⁴ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 3.

¹⁵ KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 223 f.

ten welche eben so fleissig wie die Blumen ausgearbeitet, dergleichen macht er aber itz nicht mehr.“¹⁶

Deutlich formulierte Friedrich zu den gesehenen malerischen Werken seine Meinung und hielt kritische Anmerkungen nicht zurück sowie auch Kritik an der Ankaufspolitik des für den mecklenburgischen Hof agierenden Kunstagenten Hafft: „Hier in der Auction, welche vorgestern geschehen ist ein Stück von Pit. Gysel¹⁷ welches fast das ins kleine, was J. Heusum ins Grosse ist, vor 100. Dukat verkauft, so Hafft wie alle Leute hier sagen vor 400. Gulden fahren lassen, [...]“¹⁸

Auch die Akquise einiger Werke der Schweriner Sammlung lässt sich bereits während der Regentschaft Christian Ludwigs¹⁹ direkt seinem Sohn zuordnen.²⁰ Friedrich kaufte selbst mehrere Kunstwerke innerhalb seines engen pekuniären Rahmens, den er immer wieder geschickt in seine Briefe einflocht, um bei seinem Vater um weitere finanzielle Unterstützung zu bitten. Im Postskriptum des Briefes vom 3. Juli 1737 aus Den Haag schrieb er: „P.S. Hier sind so schöne Sachen von Zeichnungen u[nd] Kupfer,²¹ davon war 30 dann zwar gekauft, weil aber die andere Hälfte auch soviel kommet, und sehr schöne ist es, aber so viel, daß, wann ich einige antique schöne Basrelieffs auch nehme, ich auf eine zimlige Zeit einen ziml[ich]en mangel an der Beorse verspüren werde, so muß wohl eines dafon fahren lassen.“²²

In einem weiteren Brief lässt er die diplomatischen Bitten um mehr Taschengeld der Beschreibung eines günstig von ihm gekauften Gemäldes folgen: „Ich werde einen Kopf von einem großen holländischen Ochsen, welcher schreit übersenden, welcher von Jordans sein soll, aber hübsch gemahlet, er koste nicht mehr wie 10.Thaler hier ist vieles vor wohlfeilen Preis²³ und zwar was schönes zu bekommen, aber das Geld reicht nicht zu. Deswegen werde

¹⁶ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 3. Es befinden sich einige Landschaften vom Vater Jan van Huysums, Justus, in der Schweriner Sammlung.

¹⁷ Danach „vor“ gestrichen.

¹⁸ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 7.

¹⁹ Erst 1747 nach dem Tode seines Bruder Karl Leopold wurde Christian Ludwig regierender Herzog. Zuvor regierte er als kaiserlicher Administrator Mecklenburg-Schwerin seit 1728, nachdem er als solcher vom Reichshofrat in Wien eingesetzt worden war.

²⁰ Everhard KORTHALS ALTES zieht nur das Tagebuch Nitzschwitz 1737 und die Briefe Friedrichs aus Holland in Betracht, nicht aber die späteren Briefe des Erbprinzen aus Paris: *He [Christian Ludwig] had a marked preference for Dutch art, and around the time that his son was on his travels he put together the superb large collection that is still preserved in Schwerin. Friedrich later added to it, but which part was acquired by the father and which by the son is impossible to say precisely, since most of their purchases were not properly documented.* KORTHALS ALTES (wie Anm.11), S. 216.

²¹ Danach „war“ durchgestrichen.

²² LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 6.

²³ Danach „zu“ durchgestrichen.

meine Seele in Geduld einfassen lassen; mit Freuden gehe allemahl hin um Stücken zu besehen, aber je besser sie sind, je trauriger komm wieder zurück, und wann einer wissen will ob die Stücken gut gewesen, darf er nur mein Gesicht betrachten. Ich muß die meiste Zeit, mit dem Ovidio sagen: Ihr lieben Gemähle, este salutati tempus in omne mihi.²⁴

Es handelt sich bei dem Werk um das Gemälde „Kopf einer muhenden Kuh“ von Jan Asselijn, das lange Zeit fälschlich Oudry zugeschrieben wurde.²⁵ Neben diesem kaufte er noch drei weitere Gemälde, die er wiederholt in seinen Briefen erwähnte und äußerte sich besorgt, ob sie die Zustimmung des Vaters fänden. Da das Geld für das Werk „Die Fähre“ (Abb. 3)²⁶ von Adriaen van der Velde aus dem Jahre 1659 nicht ausreichte, kaufte es der Kunstagent Pahman. Dieser versprach, das Bild solange fest zu halten, bis Friedrich es selbst kaufen könnte oder seinen Vater dazu überredet hätte.²⁷

„Euer Gnaden bitte gantz unterthänigst um Vergebung, daß so ofte mit meine Briefen komme. Ich habe nur wegen der Gemähle schreiben wollen, das eine als das allerschönste von der Welden welches noch hat in Hallandt gesehen, und ob es zwar in ansehung der güte wenig kostet, so sind doch 300 Gulden vor mir zu viel, deswegen kann es nicht ehe geschickt werden bis es gekauft, E[ue]r G[na]d[en] versichere aber unterthänigst, daß es schade wäre, wann es vor das Geld nicht gekauft würde: der Ochsen-Kopf aber, und ein Pferd von Potter werde über schicken, letzteres welches nur 15.Thaler kostet, ist schön und nicht die Hälfte bezahlt, was es kostet; diese beyde Stücke habe schon gekauft; weil Pauman aber gesehen, daß ich das von der Welden und hernach einen gewissen Hundekutter gerne haben wohlte, aber itzow nicht kauffen können, so hat er selbige gekauft, u[nd] E[ue]r G[na]d[en] kön selbige, wann es dero gnädigster Wille so ist, kriegen, wohlfeiler glaube wohl nicht ein solches Stück von der Welden bekommen zu können.“²⁸

²⁴ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 7.

²⁵ SMS, Inv.-Nr. G 594; Friedrich SCHLIE: Beschreibendes Verzeichniss der Werke ältere Meister in der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Schwerin, Schwerin 1882, S. 468; s. auch KORTHALS ALTES (wie Anm.11), S. 227 f.

²⁶ SMS, Inv.-Nr. G 112.

²⁷ KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 228 f.

²⁸ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 9.

Bei dem von ihm genannten Pferd von Potter könnte es sich um das Werk eines Grauschimmels der Schweriner Sammlung handeln. Jedoch spricht dagegen, dass eine kindliche Umrisszeichnung nach dem Gemälde Potters, die mit einem Raster zum Übertragen überzogen ist, eingeklebt im Skizzenbuch Friedrichs zu finden ist. Während seiner Grand Tour, als er häufig auch in den Briefen an seinen Vater kleine, direkt nach der Natur entstandene Skizzen beifügte, wurde seine Hand zunehmend sicherer, der Duktus fließender, so dass die Skizze darauf schließen lässt, dass Friedrich sie bereits früher gezeichnet haben muss. Darüber hinaus verweist eine Rechnung von Haft über mehrere, im Jahre 1734 für Christian Ludwig erworbene Gemälde direkt auf das Werk von Paulus Potter. S. KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 229 f.

Seinem Briefe fügte Friedrich eine Skizze nach Adriaen van de Velde Werk bei, um seinem Wunsch mehr Gewicht zu verleihen (Abb. 2).²⁹ Mit Charme erwähnte Friedrich immer wieder seine beengte finanzielle Situation im Zusammenhang mit dem Werk von Adriaen van de Velde, was schließlich von Erfolg gekrönt war, da es offensichtlich angekauft wurde. Es befindet sich heute in der Schweriner Sammlung (Abb. 3).³⁰

In der Amsterdamer Zeit besuchte Friedrich tagsüber Künstler, Kunst- und Kuriositätensammlungen und dergleichen, schrieb Briefe und zeichnete, während er die Abende im Theater oder in Konzerten verbrachte. So hatte Friedrich am 18. September auch die Gelegenheit, ein Konzert des seit 1729 dort lebenden, berühmten italienischen Musikers Pietro Antonio Locatelli zu hören, von dem er seinem Vater am 20. September 1737 aus Utrecht schrieb: „Euer Gnaden habe durch diese Zeilen gantz un[er]thänigst berichten wollen: daß den Locatelli spielen hören, welches so was schönes als man sich etwas einbilden kann; [...]“³¹

Ende September reiste Friedrich über Antwerpen und Brüssel nach Paris, wo er am 7. Oktober 1737 nachmittags ankam, nachdem er den Morgen genutzt hatte, Chantilly zu besuchen: „Den 7.ten sind wir gesund und wohl, in Paris angekommen und habe schon les Invalides, nebst der Kirche, als daß allerschönst, was man sehen kann, wie auch verschiedene Palais besehn, als der Cardinal Pollinac und Richelieu ersterer hat schöne antique Statun, so schön wie man sich was einbilden kan. Unterwegens haben wir Chantilli besehen, welches sehr schön, wir werden aber nochmahl expresse wieder hinfahren, dieser Brief ist in sehr großer Eile geschrieben, [...]“³²

Die folgenden zwei Wochen bis zum Aufbruch zum geplanten Aufenthalt in der Reitakademie in Angers waren angefüllt mit Besuchen der Sehenswür-

²⁹ Auch KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 229.

³⁰ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 8 vom 14. September 1737: „Der Herr Sande [...] hat mir viele Höflichkeit gezeiget; ehe ich noch wegreisete, schickte er ein Stück von Pauman, welches er mir schenckte, um selbiges nach Swerin zu schicken, es ist Petrus wie er im Gefängnis lieget, und der Engel zu ihm komt; es soll von einem brünten Meister gemacht seÿn, ich glaube von Tician, den Nahmen habe nicht darauf finden können, es ist lebens-Größe; ein Stück von Hundekutter werde auch hinüber schicken, welches nur ~~100~~ hundert und zehn od 20. Gulden kommt; und eine Kirche vor 10. Thaler die nicht Hälfte bezahlet ist: aber daß Stück von der Wel- den, von welchem das vorige mahl geschrieben, ist gar was schönes, wann sie aber selbst alle bezahlen soll, werden wohl so ungefähr anderthalbige Jahr Gelde ~~besol- dung~~ darauf gehen: sie sind aber alle recht schön. [...]“

Bei dem erstgenannten Gemälde handelt es sich um das in der Schweriner Sammlung befindliche Werk „Die Befreiung des hl. Petrus aus dem Kerker“ von Henrik ter Brugghen, SMS, G 913; KORTHALS ALTES (wie Anm. 11), S. 230–231.

³¹ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 10.

³² LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 12.



Abb. 2:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Skizze nach Adriaen van der Velde, 1737,
LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 9.



Abb. 3:
Adriaen van der Velde, „Die Fähre“, 1659, Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. G 112



Abb. 4:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Studie der Reitakademie Angers, um 1737/8,
LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 3 recto.

digkeiten von Paris und seiner Umgebung. Friedrich traf allein an drei Tagen den Maler Jean-Baptiste Oudry, der ihm ebenso wie Jan van Huysum seine Gemälde und Zeichnungen zeigte und von letzteren Friedrich einige Blätter schenkte: „Weil E[ue]r G[na]d[en] befohlen zu wissen, wie mir Paris gefallen, so kann unterthänigst berichten, daß ich keinen angenehmeren Ort auf der Weld zu seyn glauben kann, eben wie auch das Land, welches von solchen schönen Gegenden zusammen gesetzt ist, als sie der berühmte Landschaft-Mahler, nicht ausdenken kan. Ich weiß nicht, ob ich in meinen vorigten Briefen schon gemeldet, daß Ouderie so höffl[ich] gegen mir gewesen, und wie ich das letztemahl bey ihm war, mir 2 bis 3 Bücher in welchen lauter Zeichnungen von ihm gelegen gezeigt, und mir hernach gebeten, ich möchte nur aussuchen, was ich behalten wollte, und wie viel ich behalten wollte; worauf er mir dann von den aller besten selbstn aus gesucht, und mir nur unterdessen, daß ich nach Anger[s] ginge mit gegeben, um wann ich wider käme noch mehrere zu geben, [...]“³³

³³ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 15.

Tatsächlich muss sich Friedrich in Angers neben dem obligaten Reitunterricht, der Instruktion in der französischen Sprache und dem Erlernen von Gesellschaftstänzen in erster Linie mit Zeichnen beschäftigt haben. In dem bereits erwähnten Skizzenbuch³⁴ kann man eine Reihe von Blättern vorfinden, welche offensichtlich die Reitakademie in Angers und ihre Umgebung darstellen (Abb. 4). Vor allem in der Wiedergabe von Pferden wurde Friedrich immer sicherer. Der flüssige Duktus verrät einige direkt nach der Natur entstandene Skizzen. Die meisten dieser Studien sind in Sepia, Tinte oder Bleistift auf weißem Papier gefertigt wie auch seine Briefe. Daneben befindet sich darin auch eine Kohleskizze eines Stachelschweines³⁵ sowie eine Pastellstudie eines sich aufbäumenden Pferdes (Abb. 5)³⁶ – beide auf blaugrundigem Papier, die auf den ersten Blick an die Studienblätter Oudrys der Schweriner Sammlung erinnern.³⁷ Die Pastellstudie des Pferdes kann jedoch mit Sicherheit Friedrich zugeschrieben werden. Das Schweriner Kupferstichkabinett besitzt einen in Frankreich von Fessard gestochenen Kupferstich, der eindeutig Friedrich als Urheber ausweist: *Le Prince de Mekelbourg Inv[enit] Et Fessard Sculp[it]*.³⁸ (Abb. 6), und in der Haltung des Pferdes der Pastellstudie beinahe und genau einer Federzeichnung des Skizzenbuchs (Abb. 7) entspricht. Auch ist die Anlage des auf dem Kupferstich ausgesparten Lakaien im Hintergrund der Pastellstudie im Duktus den Skizzen Friedrichs aus den an den Vater gerichteten Briefen vergleichbar. Eine dritte bislang ebenfalls Oudry zugeschriebene Studie steht in direktem Zusammenhang zu den genannten Blättern.³⁹ Sie ist ebenfalls in schwarzer Kreide, weiß gehöht auf blauem Papier angefertigt worden, das Oudry wegen seiner malerischen Tiefenwirkung besonders schätzte.⁴⁰ Die Studie fällt durch ihre kurzen und oszillierenden Kreidestriche auf, die eine

³⁴ LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6).

³⁵ LHAS, 2.12–1/25, Verschiedene Angelegenheiten des Fürstenhauses, Nr. 216/4. Abb. in: Oudrys gemalte Menagerie, hg. v. Mary MORTON, Kornelia von BERSWORDT-WALLRABE, Los Angeles, Schwerin 2007/8, S. 40.

³⁶ LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 26 verso.

³⁷ SMS, Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 1147 Hz, 1148 Hz, 1149 Hz, 1150 Hz, 1166 Hz, 1167 Hz, 1168 Hz, 1169 Hz, 1172 Hz, 1173 Hz, 1174 Hz, 1175 Hz, 1176 Hz, 1177 Hz, 1178 Hz, 2101 Hz, 2102 Hz, 4579 Hz.

³⁸ SMS, Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 4536 Gr.

³⁹ SMS, Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 2102 Hz.

⁴⁰ *Une ébauche bien faite, en un mot, doit être à peu près, par rapport au travail que l'on aura à faire dessus, comme une espèce de demi-teintes générale, prête à recevoir les clairs et les ombres comme le papier bleu ou gris sur lequel on dessine.* – „Ein gut gemachter Entwurf muss, in einem Wort, – im Verhältnis zu dem, was man darauf beabsichtigt zu machen – beinahe sein wie eine Sorte von allgemeingültigen Halbtönen, die bereit sind Lichtpunkte und Schatten entgegenzunehmen wie das blaue oder graue Papier, auf dem man zeichnet“, in *Discours de Jean-Baptiste Oudry sur la Pratique de Peindre*, Akademierede von Jean-Baptiste OUDRY vom 2. Dezember 1752, Universitätsbibliothek Rostock, Sondersammlungen, Mss. var. 75, S. 26.



Abb. 5:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Pastellstudie eines weißen Pferdes, undatiert,
LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 26 verso.



Abb. 6:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Kupferstich eines steigenden Pferdes,
gestochen von Fessard, undatiert, Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. 4536 Gr



Abb. 7:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Skizze eines steigenden Pferdes, um 1737/8,
LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6).

Spannung der Hinterhand erzeugen und den Eindruck erwecken, dass sie in kurzer Zeit entstanden sein muss. Das Auge des Pferdes wirkt in der Komposition starr und rund.⁴¹

⁴¹ Claudia SCHÖNFELD: Werkkatalog Jean-Baptiste Oudry, in Oudry und Houdon – Vermächtnis der Aufklärung, hg. v. Kornelia von BERSWORDT-WALLRABE, Bestandskatalog SMS, Schwerin 2000, S. 114–115 Abb. SMS Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 2102 Hz.

Ähnlich starr erscheinen die Augen der Pferde einer Federzeichnung des Skizzenbuches, die eine königliche, von sieben Pferden gezogene Kutsche darstellt (Abb. 8). Abbildungen des Gespanns tauchen mehrfach, verschieden koloriert im Skizzenbuch auf, wie auch einzelne Pferde, jeweils von einem Lakaien präsentiert. Die Federzeichnung fällt durch ihren leichten flüssigen Duktus auf, der auf eine unmittelbare Naturstudie hindeutet. Friedrich hatte seinem Vater angekündigt, derartige Studien zu senden, damit dieser sich eine Vorstellung der verschiedenen Kutschen machen könnte.⁴²

Die Federzeichnung entspricht in der Anlage einer beeindruckenden Pastellstudie auf blauem Papier des Staatlichen Museums Schwerin, die bislang Oudry zugeschrieben wurde, doch hier nun Friedrich gegeben werden muss (Abb. 9). Sogar die Haltung der Hinterhand des vorderen Pferdes entspricht exakt den Federzeichnungen aus Friedrichs Skizzenbuch. Durch die Wahl der Farben, wie den versetzten Speichen der Kutschenräder in rosa und hellgelb, entstehen ein atmosphärisches Schillern und die Illusion von Bewegung.⁴³

Die Ähnlichkeiten mit Zeichnungen Oudrys sowohl in der Wahl der Materialien wie in der Handschrift und der zunehmenden Qualität der Zeichnungen Friedrichs lassen sich damit erklären, dass Friedrich Oudrys Blätter genau studiert oder sogar von diesem Unterricht erhalten haben muss. Friedrich hatte seinem Vater vom letzten Treffen mit Oudry in Paris vor seiner Abreise zur Reitakademie nach Angers nicht nur davon berichtet, von diesem Zeichnungen geschenkt bekommen zu haben, sondern auch, dass Oudry ihm zum Vergnügen Zeichenunterricht geben wolle: „[...] auch wollte er, wann ich wieder keme, mir im zeichnen vor plaisier instruieren, weil er sege, daß ich grosse Lust dar zu hatte.“⁴⁴ Doch im folgenden Jahr schrieb er seinem Vater aus Paris: „Zeichen lernet mich Ouderi nicht, dann dieses ist eben nicht sein fort, aber in der colorit ist er unvergleich-[ich].“⁴⁵

In der Literatur wurde diese Aussage bislang so interpretiert, dass der versprochene Zeichenunterricht Oudrys doch nicht stattgefunden hat.⁴⁶ Die Aus-

⁴² LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 23 / 43 vom 29. Januar 1739:

„Euer Gnaden dancke gantz unterthänigst für dero letzteres Schreiben, vom N. 28 und dar in selbigem mir bezeugten vielen Gnade und gethanen gnädigen Wunsch, welcher Gnade mir, so viel mögl[ich] ~~nich~~ werde würdig zu machen suchen. Von denen carossen des Einzuges werde ehestens (und Geschirren) einen Abris schicken so gut ihn zu ververtigen in meinem Vermögen stehet, auch werde dann zugleich von dem übrigen allem Bescheid schreiben.“

⁴³ SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41) S. 104 f.

⁴⁴ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 15 vom 10. 11. 1737.

⁴⁵ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 38 / 19 vom 5.12.1738.

⁴⁶ Paul SEIDEL: Beiträge zur Lebensgeschichte Jean-Baptiste Oudry's mit besonderer Berücksichtigung seiner Gemälde in Schwerin und seiner Verbindungen mit dem Mecklenburgischen Hofe, Separatdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, XIII. Bd, 1. Heft, Stuttgart 1890, S. 18: „Mehrfach beschenkte Oudry den Prinzen mit Zeichnungen und will ihm „vor plaisir“ Zeichenunterricht geben, woraus aber nichts wurde, wie der Prinz schreibt: [...]“



Abb. 8:

Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Federzeichnung einer Kutsche mit Gespann, Papier marouffiert auf Leinwand, um 1739, LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 13 verso.

sage Friedrichs bezog sich meiner Ansicht nach nicht generell auf den Unterricht bei Oudry, sondern auf die zeichnerischen und malerischen Qualitäten Oudrys in den Augen Friedrichs. Unter „Zeichnung“ verstand Friedrich in erster Linie akademische Konstruktionszeichnungen und Perspektivstudien, wie sein Skizzenbuch belegt. Den französischen Hofmaler interessierten solche Arbeiten jedoch nicht; man wird vergeblich Fluchtpunkte in Oudrys Landschaften noch vorbereitende Konstruktionszeichnungen suchen.⁴⁷ Er entwarf seine Kompositionen oft direkt auf der Leinwand. Bei den vorhandenen Zeichnungen, die in direktem Bezug zu Gemälden stehen, handelt es sich häufig um Nachzeichnungen, die er im Atelier behielt, um damit Kopien zu erstellen oder einfach als Ricordo – als Erinnerung an verkaufte Kompositionen. Selten hat Oudry Naturstudien oder Elemente daraus, wie die bei den königlichen Jagden entstandenen Skizzen, direkt auf die Leinwand übertragen.⁴⁸ Oudry interessierten vielmehr die sich im Licht wan-

⁴⁷ SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 154–157.

⁴⁸ SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit), (wie Anm. 3).

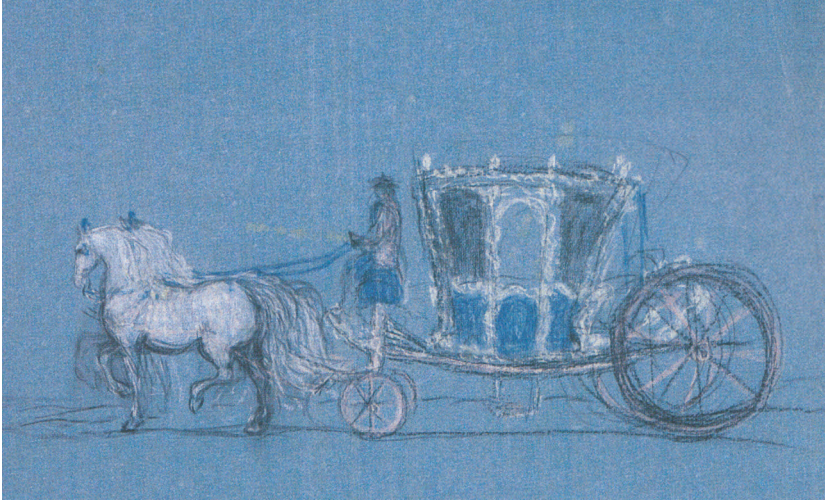


Abb. 9:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Kutsche von zwei Pferden gezogen,
unbezeichnet, Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. 2101 Hz

delnde Erscheinungsfarbigkeit der Objekte und ihre malerische Volumenverteilung im Raum. Friedrich verstand unter Kolorit diese malerische Qualität und Sicherheit in der Farbkomposition, in dem er Oudry als ganz „unvergleichlich“ empfand.

Betrachtet man die beiden Gemälde, „Wolf in der Falle“⁴⁹ und „Rohrdommel und Rebhuhn, von sonnenbeschienenen Hund bewacht“⁵⁰, die Friedrich direkt im Atelier Oudrys aus eigener Tasche gekauft hatte, so ist beiden eine dramatische Lichtführung und ein starkes Helldunkel eigen.

Im Schweriner Kupferstichkabinett wird eine Reihe von Zeichnungen aufbewahrt, die für das Gesamtwerk Oudrys außergewöhnlich ist und zum Teil im direkten Zusammenhang mit Gemälden steht. Es handelt sich augenscheinlich um unmittelbare Naturstudien, wie unter anderen zwei Studien von Leoparden,

⁴⁹ SMS, Inv.-Nr. G 213; SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 94–95.

⁵⁰ Musée du Louvre, Paris, Inv.-Nr. 7028; Alexander von SOLODKOFF: Oudry und seine Beziehungen zum Hof von Schwerin, dargestellt an Archivadokumenten, in: Oudry und Houdon, hg. v. BERSWORDT-WALLRABE (wie Anm. 41), S. 17–18.

die Skizzen zweier Werke der Menagerieserie darstellen.⁵¹ Der amerikanische Kunsthistoriker Hal Opperman hatte sie Anfang der 1970er Jahre Oudry zugeschrieben und hoffte durch die Publizierung der Schweriner Skizzenblätter in den großen Oudry Ausstellungen der 1980er Jahre in Paris, Fort Worth und Kansas City, dass stilistisch ähnliche Zeichnungen im Sinne eines *premier pensée*, die bislang nicht klar zugeschrieben werden konnten, in öffentlichen und privaten Sammlungen auftauchten. Dies war weder damals der Fall, noch im Jahr 2000 nach der Schweriner Ausstellung „Oudry und Houdon – Vermächtnis der Aufklärung“, noch 2003/4 in Fontainebleau und Versailles in der Ausstellung „Animaux d’Oudry“ oder in den großen Ausstellungen zur Menagerie Oudrys in Los Angeles, Houston, Schwerin und Tübingen in den Jahren 2007/8, als die Schweriner Blätter wieder einem großen Publikum vorgestellt wurden.

Eine Erklärung für das Vorhandensein vergleichbarer Blätter einzig in Schwerin könnte darin liegen, dass sie nicht von der Hand Oudrys, sondern von der des jungen Erbprinzen sind. Im Falle der erwähnten Leoparden-skizze kann es sich nicht um eine Naturstudie, vielmehr muss es sich um ein *Ricordo* der Komposition handeln, da Oudry die im Gemälde sichtbare Haltung des männlichen Leoparden bereits 1732 für die Illustration einer Fabel verwandt hatte.⁵²

Vergleicht man den Ductus der Skizzen Friedrichs aus dessen Briefen, die ihm sicher zugeschrieben werden können, mit den genannten Leopardenstudien, so kann man ihre Nähe klar erkennen. Die erwähnten Leoparden-skizzen erinnern an Friedrichs Kompositionsskizzen, die er während der Grand Tour seinem Vater von gesehenen Gemälden schickte (vgl. Abb. 3).⁵³ Im Vergleich der beiden Skizzen des männlichen und weiblichen Leoparden fällt ihr deutlicher Qualitätsunterschied auf: die Studie zum Porträt des Leoparden ist flüssig, während die zum Pendant im Spiel zwischen Schraffur, Weißhöhungen

⁵¹ SMS, Leopardenstudien: Inv.-Nr.1172 Hz & 1174 Hz; Leopard & Leopardin, Inv.-Nr. G 868 &867.

Zu den beiden Leopardenstudien siehe Hal OPPERMAN: Jean-Baptiste Oudry, Fort Worth, 1983, S. 164: *This sort of extremely rapid and economical study is rare among Oudry's surviving drawings. It and a companion (Fig. 88); also in Schwerin (OPPERMAN; 1972 [1977], II, p. 776, cat. no. D726), are studies for the Leopard [52] and the Leopardess (Fig. 89), both from 1741, from the La Peyronie series of animal pictures [...]. Certainly they were done directly from life at the Versailles menagerie. Oudry must have waited for the animals to strike attitudes he considered interesting, then set them down in black chalk in a matter of seconds, adding the white highlights afterwards. Despite the rapidity with which he had to work, Oudry captured the essence of characteristic, momentary poses so well that he was able to carry them over into his paintings almost "as is"*.

⁵² SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 132–135.

⁵³ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5).

und Umrisslinie unsicher erscheint. Die Pfoten sind nur als runder Umriss erkennbar, obwohl Oudry gerade diesen selbst in flüchtigsten Skizzen immer Aufmerksamkeit zollte. Eine entsprechende Behandlung der Pfoten trifft man jedoch in den Zeichnungen aus Friedrichs Brief vom 26. Februar 1739 an.⁵⁴ Ähnlich im Duktus wie die Skizze des männlichen Leoparden ist die Studie eines schleichenden Leoparden (Abb. 10). Diese fasziniert sowohl durch ihre fließende Linienführung, wie auch durch ihre Anlage auf dem Blatt und den sparsamen Weißhöhlungen, die den Eindruck suggerieren, die Raubkatze entferne sich.⁵⁵ In dem Skizzenbuch Friedrich findet man das Vorbild für diese Studie: es handelt sich jedoch nicht um einen schleichenden Leoparden, sondern um einen toten Tiger (Abb. 11).⁵⁶

Betrachtet man im Vergleich direkte Naturstudien zu den „Chasses Royales“ von Oudry, wie sie in den letzten zehn Jahren zunehmend im Kunsthandel auftauchten, so muss man sagen, dass sie ungleich komplexer als die Schweriner Blätter sind. Darüber hinaus deuten mehrere Studien der Schweriner Sammlung auf zwei an ihnen beteiligte Hände hin, von denen eine wesentlich sicherer zu sein scheint.⁵⁷ Einige der Schweriner Blätter gehen auf Vorbilder von Pieter Boel zurück, die nicht die Qualität der Oudry'schen Skizzen haben.⁵⁸ Oudry hatte ebenfalls mehrere Zeichnungen nach Boel wie auch nach Nicasius Bernaerts angefertigt, dessen Fundus an Ölstudien und Zeichnungen der Menagerietiere aus dem 17. Jahrhundert Oudry unter anderem durch seine Tätigkeit an der Tappisseriemannufaktur in Beauvais zur Verfügung stand.⁵⁹ Friedrich hatte diese wahrscheinlich im Atelier Oudrys gesehen. Die seit Jahren Oudry zugeschriebenen Zeichnungen müssen nun Friedrich gegeben werden. Die Tatsache, dass solch renommierte Kunsthistoriker wie Hal Opperman, Pierre Rosenberg oder Colin Bailey diese Blätter Oudry zugeschrieben haben, zeugt von der Qualität der Friedrich'schen Zeichnungen.

Neben seinen Zeichenstudien hatte Friedrich, wie schon zuvor in den Niederlanden, großes Interesse an technischen Geräten wie der Samaritaine⁶⁰ oder

⁵⁴ Ebd. Brief 24 / 46. Abb. s. SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 33.

⁵⁵ SMS, Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 1173 Hz; SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 130–131; Hal OPPERMAN: Jean-Baptiste Oudry, Kat. Paris 1982, S.188, Nr.99.

⁵⁶ LHAS, 2.12–1/25, Verschiedene Angelegenheiten des Fürstenhauses, Nr. 216/2, Blatt 2.

⁵⁷ SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 108–111.

⁵⁸ Im Jahr 2000 hatte ich die Skizze einer Zibetkatze aus dem SMS, Kupferstichkabinett Inv.-Nr. 1165 Hz, die nach einer Ölskizze von Pieter Boel entstanden war (Pieter Boel, *Etude de civette et blaireau*, Musée municipal, Limoges, Inv.-Nr. 3974), Oudry abgeschrieben. Es handelt sich bei dem Blatt um eine Skizze Friedrichs. S. Abb. bei Xavier SALMON in : *Animaux d'Oudry*, Versailles, Fontainebleau 2003–2004, S. 188 f.

⁵⁹ S. ausführlich SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit) (wie Anm.3), Kapitel: Der Erbprinz Friedrich und Oudry – die Zeichnungen Friedrichs.

⁶⁰ Die *Pompe de la Samaritaine*, eine Wasserpumpe auf der Pont Neuf, war im 18. Jahrhundert renoviert worden. Ursprünglich stammte sie aus dem 16. Jahrhundert.



Abb. 10:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Studie eines toten Tigers,
ehemals „eines schleichenden Leoparden“, Detail um 90° gedreht, unbezeichnet,
Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. 1173 Hz



Abb. 11:
Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Skizze eines toten Tigers, undatiert,
LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 43 verso.

der *Machine de Marly*⁶¹, an Anatomie (er besuchte anatomische Vorlesungen), an Architektur und Musik. Besonders fasziniert war er von der hydraulischen Skulptur eines Flötenspielers in den Tuileries, den Jacques de Vaucanson

⁶¹ Die *Machine de Marly* war ein gigantisches Pumpwerk, das dazu diente, Wasser der Seine aus Marly in das knapp zehn Kilometer entfernte Versailles zu transportieren. Die erste *Machine de Marly* war unter Ludwig XIV. von Arnold de Ville konstruiert worden.

zwischen 1735 und 1737 gefertigt hatte und im Jahr 1738 der Pariser Bevölkerung präsentierte. Friedrich erwähnte den Automaten mehrfach in seinen Briefen: „Dann habe ich noch etwas gesehen, das alles vorstellung übertrifft, und wohl das einzige auf der Welt ist, neml[ich] eine Statue lebens Grösse von Holtz (nach der Statue die, wann man aus dem neuem Louvre kommt um in die Thuilleries gegen, zur rechten Hand gantz am Ende stehet, und einen Satier so auf der Flöte spielet[rstellt]) gemacht außer, daß diese eine recht Flute traversierre anstat der steinernen in der Thullerie hat; diese Statue spielet auf selbigen so unvergleichl[ich] Wie man es nur immer spielen kan; mit vorschlägen, treffl[ich]en Cadentzen, Erhebung und Adoussierung der Thöne, und bräucht zu selbigem nicht anders als ordinaier Mensch neml[ich] Finger Mund und Zunge; welche alle durch ein Uhrwerck getrieben werden, um zu zeigen, daß der Thon würckl[ich] aus der Flöhten komt; so ist ein kleiner Stock, mit einer Pappiernen Klappe, welche wann man sie unter einen derer Finger leget einen falschen Thon veruhrsacht, leget man sie aber auf dem obersten Loche auf welchem man blähset; so gibt die Flöhte garkeinen Thon alle Musici sehen dieses mit großer Verwunderung an, die Finger werden durch Ketten so fein wie in denen Uhren gezogen. In der Thuilleries wimmelt und wimmelt es des Abens von Menschen, und bin ich meist alle Abend da.“⁶²

Friedrich war allein in der Zeit zwischen dem 10. Mai 1738 und dem 29. Mai 1739 in Paris laut seinem eigenen Tagebuch 49-mal in der Opéra, 47-mal in der Comédie (wovon er dreimal nicht die Comédie Française, sondern Italienne besuchte), an 18 Abenden war er im Konzert; Liederabende und solche, an denen er selbst mit Bekannten Kammermusik aufgeführt hat, nicht inbegriffen (insgesamt an 28 Tagen).⁶³ An 165 Tagen verbrachte er den Vormittag in der Académie. An zehn Sonntagen ist er nicht in die Kirche gegangen. Überhaupt scheint sein Verhalten nicht über die Maßen fromm oder Vergnügungen abgeneigt gewesen zu sein. Den 4. Januar 1739 verbrachte er wie folgt: „d4ten Mittwochen hier Visite am holländischen Ambassadeur gegeben und des abends auffes Baall bey General Schulenburg allwo bis platz 3 des Nachtes getanzt.“⁶⁴ In der folgenden Nacht war er wieder auf einem Ball mit dem Grafen von Bevern wie auch am 7. und 9. Januar.

⁶² LHAS, 2.12-1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 7 / 28.

⁶³ Bei den häufig von ihm in Paris besuchten *Concerts spirituels* (*geistige Konzerte*) handelt es sich um eine besondere Konzertgattung, die um 1725 von Anne Danican Philidor entwickelt worden war und bis zum Ende des Jahrhunderts in Paris vorherrschte. In der deutschsprachigen Literatur werden sie oft fälschlich als *Geistliche Konzerte* bezeichnet, und damit ein rein religiöser Inhalt impliziert, sie umfassten aber neben zeitgenössischer Sakralmusik auch weltliche Kantaten, italienische Musik und Opernarien. Ab 1727 wurde in diesem Rahmen auch französische Musik aufgeführt. Vgl. Constant PIERRE: *Histoire du Concert Spirituel (1725-1790)*, 2. Auflage, Société française de Musicologie, Paris 2000.

⁶⁴ LHAS, 2.12-1/7, Reisen mecklenburgischer Fürsten, Nr. 297, Tagebuch Friedrichs während seiner Grand Tour vom 1. Januar 1738 – 1. Juni. 1739, Eintrag vom 4. Januar 1739.

Gegenüber seinem begeisterten Urteil über Frankreich und vor allem Paris, Versailles und Marly konnten die folgenden Stationen in London und Berlin nicht mithalten, einzig von Dresden zeigte sich Friedrich ähnlich beeindruckt: „Gegen Mittag hier zu Dresden glücl[ich] angekommen und ist es ein herrl[ich]er Ohrt; und um einen, der wege Bau, Mahlereÿ und sculpture zu sehen reisen will; braucht nirgens anders dann nur hirher zu kommen; schönere Statüen, habe nirgens gefunden, die schönsten antiquen Statüen; die herrl[ich]sten Gemählde, Niederländische und Italienische sind in dem Schlosse, in einer noch weit grösseren quantitet wie im Palai Royal in Paris, woselbst doch eine zimliche Anzahl ist, in summa, es ist ein vollkommener Ohrt dar. Wann nun wiederum die Gnade haben werde gegenwärtig zu seÿn, werde alles mündl[ich] besser wie itz schriftl[ich] Beschreiben können; der König ist nicht hier sondern brauchet das Teplitzer Baht, wird aber wohl balde wiederkommen; alles was hier fehlet; ist daß hier nicht so curieuse Leute wie in Frankreich; sie sehen hier die herrl[ich]en Sachen meistens an wie die Kuh das neue Thor; [...]“⁶⁵

Friedrichs Kunstinteresse, das weit über das Besuchen der obligaten Sehenswürdigkeiten hinausreichte, spiegelt sich schließlich in einem Katalog der von ihm während der Grand Tour erworbenen Kupferstiche wider.⁶⁶ Derartige Blätter und auch Sammelbände von diesen stellten ein künstlerisches Medium dar, das im Bereich seiner finanziellen Möglichkeiten lag, ohne den Vater um zusätzliche Gelder bitten zu müssen. Unter den Archivalien des Landeshauptarchivs Schwerin findet sich ein undatiertes und nicht signiertes Heft in der Handschrift Friedrichs, das eine Auflistung von Kupferstichen enthält, von denen einige in Friedrichs Briefen an Christian Ludwig erwähnt wurden.⁶⁷ Auf diese Weise können verschiedene Blätter des Schweriner Kupferstichkabinetts direkt Friedrichs Ankäufen zugeordnet werden.⁶⁸ Neben den zu erwartenden Kupferstichen nach holländischen und flämischen Meistern wie Paulus Potter,

⁶⁵ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 66 vom 31. Juli 1739.

⁶⁶ Vgl. Michaela VÖLKEL: Schlossbesichtigungen in der frühen Neuzeit, München, Berlin 2007, S. 54–55: „Gemälde wurde in den Reiseberichten und Reiseführern bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts dagegen in der Regel kursorisch betrachtet. Was man sah war [...] *ein unbeschreiblicher vorrath an vortrefflichen gemählden*. Künstlernamen werden ausschließlich dann erwähnt, wenn man die Autorenschaft von Raffael, Michelangelo, Tizian, Corregio oder Dürer vermutete.“

⁶⁷ LHAS, 2.12–1/26 Hofstaatssachen, VI. Kunstsammlungen Angebote und Erwerbungen, Nr. 155.

⁶⁸ Ein großer Teil der genannten Kupferstiche befindet sich heute jedoch nicht mehr in der Sammlung. In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde französische und englische Druckgrafik des Schweriner Kupferstichkabinetts unter dem damaligen Museumsdirektor Walter Josephi veräußert, um die Sammlung mit zeitgenössischen Gemälden zu komplettieren; Hela BAUDIS: Zur Ausstellung und Sammlung des Staatlichen Museums Schwerin, in: 120 Handzeichnungen aus fünf Jahrhunderten, ausgewählt aus dem Kupferstichkabinettt des Staatlichen Museums Schwerin, Kunstsammlungen, Schlösser und Gärten, bearb. v. Hela BAUDIS, Kristina HEGNER, Kornelia RÖDER, Berlin, 1992, S. 7.

Adriaen van Ostade, Van der Meulen⁶⁹, Nicolaes Berchem, Karel Dujardin, Adriaen van de Velde, Philips Wouwerman, Peter Paul Rubens finden sich dort auch unter anderem Stiche nach Paolo Veronese, Tizian, Raffael. Werke von Salvator Rosa und Sébastien Bourdon sind versehen mit den Bemerkungen „mit eigener Handt gradirt“ oder „eigenhändig“.⁷⁰

Ebenso sind Blätter des französischen Malers Charles Parrocel, der für seine Gemälde der Schlachten Ludwig XIV. berühmt ist, genannt als *Attitude de la Cavallerie par et la plus part apré Parosel*.⁷¹ Friedrich war begeistert von dessen Pferdedarstellungen und hatte seinem Vater von einem Gemälde Parrocel's berichtet, das in Paris zum Verkauf stände: „Wegen dem hiesigen Neuem, so habe ein Stück gesehen, welches den Einzug des türkischen Kaisers fürstellet (nach diesem ist die Tapi[sserie] gewirckt, von welcher schon geschrieben) von einem Mahler der Parossel heisset, es kann nicht schöner seyn und scheint es recht als wen man in der Tuiler selbstn währe es ist aber auf Lein; wo Euer Gnaden es vielleicht zu kauffen gesonn; so glaube wohl daß es zu bekämen; weil es noch größer als die Schwein Jacht von Wowerman; so hat es nicht wohl anders als auf Lein gemahlet werden können, es ist grob aber sehr natürl[ich] und schön Pferde; er ist heutiges tages der einzige Pferdemaehler.“⁷²

Ein ähnliches Sujet dürfte der von Friedrich unter der Nummer 49 genannte Kupferstich nach einem Basrelief der Künstlerin Antoinette Bouzonnet-Stella gezeigt haben, die 1675 eine Serie von 25 Stichen nach dem Fries „Einzug des Kaisers Sigismund“ des Palazzo del Te in Mantua von Giulio Romano und Francesco Primaticcio angefertigt hatte.⁷³ „Von lust der Reiß und Wasser Kunst, von Crispin de Pas“⁷⁴ oder auch unter Nummer 37 der „Tractat von der

⁶⁹ Wahrscheinlich Adam Frans van der Meulen (1632 in Brüssel – 1690 in Paris), flämischer Schlachten-, Genre- und Landschaftsmaler.

⁷⁰ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67), Nummer 45.

⁷¹ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67), Nummer 54. Charles Parrocel (1688–1752).

⁷² LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 10 / 31 vom 24. Juli 1738. Friedrich bezieht sich auf das Werk von Charles Parrocel (1688–1752), „Einzug des türkischen Botschafters Mehemet Effendi“, 1721, 228 x 329 cm, Versailles, Musée national du Chateau et des Trianons; Inv.-Nr. M177. Friedrich sah auch, wie das Gemälde in den Gobelins Werkstätten gewirkt wurde.

⁷³ Antoinette Bouzonnet-Stella (1641–1676), Nichte und Schülerin des französischen Malers und Graveurs Jaques Stella (1569–1657).

⁷⁴ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67), Nummer 29, Crispin de Passe d. Ä. (1564–1637), Stammvater einer Familie von Kupferstechern und Verlegern. Crispin de Passe d. J. (1593–1670) hatte unter anderem das Werk *Le Manège Royal* des Reitmeisters Antoine de Pluvinel von Ludwig XIII. illustriert. De Passe sollte auf Bitten Pluvinel's den Schülern seiner Reitakademie auch das Zeichnen lehren, die diese Fähigkeit in erster Linie zu erreichen suchten, um Skizzen von Schlachtordnungen und Fortifikationen zu erstellen. – Frances A. YATES: *The French Academies of the 16th century*, London, 2. Aufl. 1988 (1. Aufl. 1947), S. 278.

Malerey“ von Leonardo da Vinci zeugen von Friedrichs weitgefächertem künstlerisch wissenschaftlichen Interesse. Man findet in Friedrichs Katalog nicht nur die verschiedensten Veduten von Paris und seiner Umgebung, sondern auch „Prospecten der führnemsten Plätze in Venedig“, „Landschaften von Merian“⁷⁵ oder auch „Abbildung aller Kirchen, und Klöster, auch einigen andern Gebäude in der Residenz Stadt Wien und deren von Städten, von Pfefferl“, die Salomon Kleiner, von dem eine Reihe weiterer Blätter in dem Heft genannt wird, für den Verleger Johann Andreas Pfefferl gezeichnet und gestochen hatte.⁷⁶

Nach Schwerin zurückgekehrt, verfolgte Friedrich seine Zeichenstudien weiter. Er plante unter anderem den in den 1740er Jahren errichteten Tee-pavillon am Alten Schloss in Schwerin: „[...] ich baht auch Gott mögte geben, daß ich auf der frantzösischen Ahrt zimmer haben könnte wenn auch nur gemahlet währe, auch dieses geschahe, nachgehens baht, Gott mögte mir auch Gelegenheit geben so ein Hauß bauen zu können nach Pariser gout da kommen mein Herr Vatter auf Gedanken ein Lusthaus auf dem Walle bauen zu lassen, u[nd] ohngeachtet es mir mein Hr. Vatter, nicht zu traueten, erlaubeten Sie entl[ich] doch daß es völlig nach meinem Willen gebaut werden durfte; u[nd] der Ord lag unter meinem Fenster, daß alle Augenblick wann ich wohlte sehen konnte wie ein jeder arbeitete u[nd] was er machte.“⁷⁷

Der Schweriner Pavillon weist Elemente auf, die auf einen Entwurf Johann Friedrich Künnekes, des Architekten von Schloss Bothmer, hindeuten.⁷⁸ Künnecke war jedoch bereits 1738 verstorben.⁷⁹ Friedrich reagierte in einem undatierten Brief, der im Mai oder Juni 1738 geschrieben worden sein muss, auf den bedauerlichen Tod des Architekten: „Wegen des Bau-Meisters ist es gewiß schade, weil er sehr geschickt war; seine nachgelassenen Bücher und Risse, wäre schade, wann sie wegkommen sollten.“⁸⁰ Friedrich muss für seinen Entwurf des Tee-pavillons auf die hinterlassenen Pläne Künnekes zurückgegriffen haben.

⁷⁵ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67), Nummer 54, Nummer 6.

⁷⁶ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67), Nummer 45. Werke von Salomon Kleiner (1700–1761) sind unter den Nummern 27, 25, 34 verzeichnet.

⁷⁷ LHAS, 2.12–1/25, Verschiedene Angelegenheiten des Fürstenhauses, Nr. 215. – Friedrich WIGGER: Aus dem Leben Herzog Friedrich des Frommen bis zu seinem Regierungsantritt, MJB 45, 1880, S. 94.

⁷⁸ Ich danke Carsten Neumann, der mich auf diese Ähnlichkeit aufmerksam gemacht hatte. Carsten NEUMANN: Das Schaffen des Architekten Johann Friedrich Künnecke in Mecklenburg, Magisterarbeit (MS), Greifswald 1996.

⁷⁹ Carsten Neumann hat im Rahmen seiner Forschungen zu Johann Friedrich Künnecke in der Tat festgestellt, dass dieser 1738 gestorben war. – Carsten NEUMANN, Geert GRIGOLEIT: Schloss Bothmer Klütz, Grevesmühlen 2006, S. 10.

⁸⁰ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 6/27, um Mai/Juni 1738.

Man muss davon ausgehen, dass der Erbprinz auch weiterhin in ähnlicher Weise, wie es die Briefe der Grand Tour nahelegen, von Christian Ludwig II. in dessen Kunstankäufe und Bauvorhaben betreffenden Vorhaben mit einbezogen worden war. Hierzu zählte die zweite Bauphase der Gemäldegalerie am Alten Schloss. Der Ankauf der Menagerieserie Oudrys durch den mecklenburgischen Hof elf Jahre nach der Grand Tour des Erbprinzen kann sogar maßgeblich auf das Drängen Friedrichs zurückgeführt werden. Bereits während seiner Grand Tour hatte er die Entstehung der ersten Werke im Atelier Oudrys beobachten können.⁸¹ Seinem Vater schrieb er am 18. Mai 1739: „Er [Oudry] hat hier dergleichen Tiere aus der Menagerie von Wersailles gemahlet welch extraordinair.“⁸² Am 9. Mai 1739 vermerkte er in seinem Tagebuch: „Sonabend zu dem Mahler Oudry gefahren, und ein Indianische Thier ab= Mahlen sehen, Nach=Mittag angefangen Kupfer Stiche in Ordnung zu bringen.“⁸³

Am selben Tag ordnete er nachmittags die von ihm während der Grand Tour erstandenen Kupferstiche, zu denen unter anderem auch die „ausländische[n] Thiere des He Eugenÿ“ gehörten.⁸⁴ Es handelt sich hierbei wahrscheinlich um Blätter des zwölfteiligen Stichwerkes der Wiener Menagerie des Prinzen Eugen, das Salomon Kleiner 1734 angefertigt hatte.⁸⁵ Während seiner Grand Tour hatte Friedrich mehrfach die Menagerien in Versailles und Chantilly und ebenso die Londoner Tower Menagerie besucht.⁸⁶ Friedrich zahlte am 29. Juli 1739 in London 7 Schilling 6 pence⁸⁷, um das so genannte zweite Londoner Rhinoceros zu besichtigen, das acht Tage zuvor von Dr. James Douglas in der Royal Society vorgestellt worden war.⁸⁸ Das männliche indische Nashorn war gerade erst am 1. Juni desselben Jahres in London angekommen und wurde am Red Lion Square präsentiert. Es hatte keinen vergleichbaren Wiederhall in der an-

⁸¹ SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit), (wie Anm. 3).

⁸² LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 31 / 54 vom 18. Mai 1739.

⁸³ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 297 (wie Anm. 64), Tagebuch Friedrichs 1738–39. Friedrich verweist mit seinem Tagebucheintrag auf das bereits erwähnte, undatierte Heft mit einem Katalog von Kupferstichen.

⁸⁴ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 155, Karton 6 (wie Anm. 67) Nummer 23.

⁸⁵ Salomon KLEINER: *Vorbildung aller ausländischen Thiere so in dem Thiergarten Sr. Hochfürstl. Durchl. Eugenii Francisci vor der Stadt Wien aufbehalten werden. Welche daselbst nebst einigen rahresten und frembden Gewächßen nach dem Leben gezeichnet worden durch Herrn Salomon Kleiner, Chur-Fürstl. Mayntz. Hoff-Ingenieur, 1734.*

⁸⁶ LHAS, 2.12–1/7, *Reisen mecklenburgischer Fürsten*, Nr. 298, Rechnungsbücher Grand Tour.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Tomas H. CLARKE: *The Rhinoceros from Dürer to Stubbs*, London 1986, S. 41 ff. – Dr. James Douglas hatte das indische Nashorn am 21. Juni vor der Royal Society mithilfe von Zeichnungen seines Assistenten James Parson vorgestellt, die zu den wenigen visuellen Zeugnissen dieses Tieres gehören. Wie lange es gelebt hatte, ist unbekannt. – Kees ROOKMAKER: *Captive Rhinoceroses in Europe from 1500 until 1810*, in: *Bijdragen tot de Dierkunde*, Bd: 43, Nr. 1, Amsterdam 1973, S. 39–63.

gewandten Kunst gefunden wie sein berühmter Nachfolger, das sogenannte holländische Rhinozeros oder „Clara“, wie es im deutschen Sprachraum genannt wurde. Oudry hatte 1749 in Paris die Gelegenheit, dieses Nashorn zu sehen und für seine Menagerieserie zu porträtieren.⁸⁹

Oudry bot die Serie im März 1750 dem mecklenburgischen Hof an: *Ce sont les principaux animaux de la ménagerie du Roy que j'ai toutes peint d'après la nature par ordre de Sa Majesté et Sous la Direction de Mr. de la Peyronie Son premier chirurgien, qui voulait les faire graver, et former une suite d'histoire naturelle pour le Jardin de Botanique de Sa Majesté.*⁹⁰ In der Tat waren die einzelnen Werke der Serie in den Salons du Louvre der Jahre 1739 bis 1750 jeweils mit dem Vermerk *pour le Roy* genannt.⁹¹ Oudry konnte sich sicher sein, dass der Zusatz, die Gemälde seien unter der Aufsicht des königlichen Chirurgen entstanden und sollten für ein naturgeschichtliches Werk gestochen werden, das wissenschaftliche Interesse Friedrichs treffen würde.

Im Juli 1750 reiste Friedrich mit seiner Schwester Ulrike Sophie und seiner Gemahlin Luise Friederike nach Paris, wo sie bis Mitte September verweilten. Die Reise sollte ursprünglich nur nach Aachen führen, doch man entschloss sich, die Reise nach Paris fortzusetzen.⁹² Der Tagesablauf Friedrichs war ähnlich wie schon während seiner Grand Tour, wobei er wahrscheinlich nur einmal gemeinsam mit Gemahlin und Schwester die Comédie française besuchte.⁹³ Stattdessen verfolgte er anatomische Vorlesungen, kaufte allerlei Zeichenmaterial und war mehrfach Gast des Malers Oudry, wie Friedrich am 18. August 1750 seinem Vater schrieb: „Ich habe Oudry schon verschiedenemahl besucht, der mir seine Freude über die Medailles nicht genugsam ausdrücken zu können versichert hat; seine zu überschickende Gemähde sind überaus schön, wären schon unterwegs, aber er hat noch keine Antwort bekommen von wem er das Geld empfangen soll, als bis wohin ihm selbige abzuschicken verboten worden; es ist daher wohl sehr nötig, dass ihm solches je ehe je Lieber ausgezeigt werde, weil die Zeit sonst der Schiffahr gefährlich Wird; er hat mir einen

⁸⁹ CLARKE (wie Anm. 88), S. 47 ff.; SCHÖNFELD, Werkkatalog (wie Anm. 41), S. 162. Oudrys gemalte Menagerie, hg. v. MORTON, BERSWORDT-WALLRABE (wie Anm. 35), S. 90 ff., S. 142 f.

⁹⁰ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8).

„Dies sind die ersten Tiere der Menagerie des Königs, die ich alle nach der Natur gemalt habe im Auftrag seiner Majestät und unter der Direktion M. de la Peyronies, Seines ersten Chirurgen, der sie stechen lassen wollte, und eine naturhistorische Folge für den botanischen Garten des Königs bilden wollte.“

⁹¹ Hal N. OPPERMAN: Jean Baptiste Oudry, New York, London, 1972/77, Vol. I, S. 184 ff.

⁹² Vgl. Briefe zwischen Christian Ludwig II. und seinen Kindern Friedrich und Ulrike Sophie aus Aachen (5. Juni und 2. Juli 1750) und Brüssel (7. Juli 1750), LHAS, 2.12–1/22 Korrespondenz der herzoglichen Familie untereinander, Nr. 185.

⁹³ LHAS, 2.12–1/7 Reisen mecklenburgischer Fürsten, Nr. 305, Rechnungsbücher der Reise von 1750 geführt von dem Sekretär Caspar.

gipsernen Abguß geschenkt von einem Elefanten, welcher nach dem Lebendigen, einen sehr geschickten neuen Bildhauer, so noch nicht lange von Rom od[er] Italien gekommen, sehr schön gemacht worden, auch will er mir den gipsernen Abguß des Renoceros so hier verfertigt mit geben; Oudery meint auch da Euer Gnaden doch die Thiere aus der Menagerie befohlen, sie noch alle so hier nicht bey sind expresse zu mahlen, und um die Kosten zu ersparen, wird er davon einige wen sie klein genug sind auf einem Stücke bringen.⁶⁴

Fünf Tage später schrieb die Erbprinzessin Ulrike Sophie Christian Ludwig II. Friedrich nutzte noch einmal die Gelegenheit, um über die Schwester den Vater an den Auftrag für Oudry zu erinnern: „Mein Bruder ist bey Uderÿ gewesen, welcher sich sehr gefreuet, als er ihn wieder gesehen; er hat die Stücke gesehen, welche Eu[e]r: Gnaden gnädigst befohlen haben zuhaben, es ist ihm aber weiter nichts geschrieben, als das er die Stücke conservieren mögte, weil aber seit dem kein Brief erfolget wo er das Geld bekommen könnte, so ist es ein großes Glück dass wir hier ankommen sind, weil er sonst die Stücke leicht hätte verkauffen können; also bittet Mein bruder unterthänigst, daß Eu[e]r: Gnaden mögten so gnädig seÿn, und lassen schreiben bey welchem Banquier, er dass Geldt bekommen könte, Mein Bruder meint auch, weil 3 tiger hierbey wäre und 2 davon Copien, ob es auch davor andere Stücke nehmen solte, die beßer wären. Es sind hier die kostbarsten und schönsten Sachen nur Schade das daß Geldt fehlet, denn sonst könnten wir schöne Empletten⁹⁵, machen, in einigen tagen werden wir Uderÿ auch besuchen, [...]“⁹⁶

Die Menagerieserie gelangte 1750 inklusive des Porträts des bereits erwähnten Rhinocerosses nach Schwerin. Die in Paris verpassten Empletten wurden in den folgenden Jahren durch den befreundeten Künstler Jean-Baptiste Oudry nachgeholt, der dem Erbprinzen nebst der berühmten Machine d’argent von Thomas Germain, Stiche, Skulpturen, Seidenstrümpfe und einen Chaise percée de commodité besorgte.⁹⁷ Oudry kaufte auch für den Erbprinzen eine Vielzahl von Büchern, unter anderem die 1754 gerade erschienenen gesammelten Werke von Antoine Houdar de La Motte⁹⁸ *les 11 volumes de la motte*

⁹⁴ LHAS, 2.12–1/7 Reisen mecklenburgischer Fürsten, Nr. 304, Brief vom 18. August 1750.

⁹⁵ Einkäufe

⁹⁶ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 304 (wie Anm. 94), Brief der Prinzessin Ulrike Sophie an den Herzog Christian Ludwig II. vom 23. August 1750.

⁹⁷ Bei einem *Chaise percée de commodité* handelt es sich um einen Nachtstuhl. S. Alexander von SOLODKOFF (wie Anm. 50), S. 14 ff. – Christoph FRANK: Künstlerisch-fürstliche Beziehungen in: Oudrys gemalte Menagerie (wie Anm. 35), S. 31 ff. – LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8). Komplette Transkription der Briefe Oudrys an den mecklenburgischen Hof in: SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit) (wie Anm. 3).

⁹⁸ Antoine Houdar de La Motte, (1672–1731), französischer Dramaturg und Lyriker; in den Sondersammlungen der Rostocker Universitätsbibliothek befinden sich die genannten elf Bände, Signatur Co-4255(1–10) und Supplément.

*qui me sont payé avec le premiere envois des livre*⁹⁹. Die Suche nach einem protestantischen Dienstmädchen im katholischen Paris für die Gemahlin Friedrichs, Luise Friederike, verlief hingegen erfolglos.¹⁰⁰ Da Friedrich die Atelierkopien nach einem Löwen und einem Leoparden von Oudry für die Menagerieserie abgelehnt hatte, fertigte Oudry 1752 das Porträt eines weiteren Löwen für den Erbprinzen.¹⁰¹ Friedrich schien seinerseits in dieser späten Phase Einfluss auf Oudry genommen zu haben. So kündigte Oudry das bereits erwähnte Bildnis eines Löwen als Ergänzung der 1750 übersandten Menagerieserie in seinem Brief vom 22. November 1752 an den Sekretär Caspar mit dem Versprechen an, es in der Lichtführung gemäß den Wünschen des Prinzen Friedrich gemalt zu haben.¹⁰²

Friedrichs Vorliebe für Oudry betraf nicht nur dessen Gemälde, sondern ging einher mit einem Interesse an der akademischen Vorgehensweise des Künstlers. Die Manuskripte der beiden Akademiereden Oudrys vom 7. Juni 1749 und dem 2. Dezember 1752 befinden sich heute in der Rostocker Universitätsbibliothek.¹⁰³ Beide Bände sind in Leder gebunden, und ersteres ist 1750 dem Erbprinzen Friedrich gewidmet.¹⁰⁴ Zum Teil finden sich hier hochgesetzte Partien, die in den Abschriften der Académie des Beaux Arts im Text integriert sind. Die Rostocker Manuskripte unterscheiden sich von den Pariser darin, dass umgangssprachliche Wendungen in ihnen noch vorhanden sind. Dies deutet darauf hin, dass es sich bei den Rostocker Handschriften um Ori-

⁹⁹ LHAS, 2.12–1/26, Nr.109 (wie Anm. 8): „die 11 Bände von La Motte, die mir bei der ersten Büchersendung bezahlt worden waren“.

¹⁰⁰ *Je me suis informé d'une damoiselle pour la princesse mais comme je ne connais presque point de celle qui sont de la religion pretendue reformé l'on a badiné avec moy et cela en est demeuré la et j'en ais que c'est fille sont rare a Paris elle se tienne dans leur condition et sur toute celle qui son a droite je suis tres mortifie de n'estre pas hutille [utile] a madame la princesse hereditaire de meclembourg,[...] Brief J.-B. Oudrys vom 29. September 1754. LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8).*

¹⁰¹ SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit) (wie Anm.3).

¹⁰² LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8): *j'ay finy u[n] [g]rand tableau d'un tres beau lion que l'on a fait voir a paris. je compte l'envoyer par ter[re] des qu'il sera assé seche pour le roulé je maitteré dans la quaisse la seconde [secondée] partie des reflection sur la peinture que le prince desire a voir.*

¹⁰³ Universitätsbibliothek Rostock, Sondersammlungen, Mss. var. 74 & Mss. var. 75.

¹⁰⁴ Abb. der Widmung s. FRANK (wie Anm. 97), S. 46 ff. „Interessanterweise war der einzige andere Mäzen Oudrys, der bekanntermaßen die Texte seiner *conférences* mit identischem Einband [des Buchbinders Antoine Michel de Padeloup] erhielt, Carl Gustav Tessin. Natürlich ist das kein Beweis, dass Friedrich die Abhandlungen auch tatsächlich gelesen hat. Doch eine andere Zeichnung in seinem Album von einem sogenannten *clavecin oculaire* (okulares Cembalo, manchmal auch als Farbklavier bezeichnet), das er offensichtlich von einer seiner Reisen nach Paris mitbrachte, zeigt, dass er ein ausgeprägtes Interesse an zeitgenössischer Theorie hatte.“ LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216/1 (wie Anm. 6), S. 96 verso.

ginalskripten Oudrys handelt.¹⁰⁵ Man kann in der Tat davon ausgehen, dass Friedrich diese Bände wirklich gelesen hat. Er behielt sie Zeit seines Lebens in seiner Bibliothek. Beide Bände gelangten erst 1790, fünf Jahre nach dem Tod Friedrichs, aus der Bibliothek Friedrich Franz I. in die Rostocker Universitätsbibliothek.¹⁰⁶ Neben dem Katalog der Bücher Friedrichs aus dem Jahre 1772¹⁰⁷ findet man auch in der Bibliothek seiner Gemahlin Luise Friederike sowie in der seines Neffen und Nachfolgers Friedrich Franz I. von ihm erworbene Bände, wie im Falle der Manuskripte Oudrys.¹⁰⁸

Die Briefe Oudrys aus den Jahren zwischen 1750 und 1754 waren an den Kammerdiener der Herzogin Luise Friederike, Caspar, der bereits die Reise-gesellschaft 1750 nach Paris begleitet hatte, adressiert. Ein Einziger ist direkt an den Erbprinzen gerichtet, indem sich der Künstler besorgt um die Gesundheit Friedrichs äußerte.¹⁰⁹ Friedrich musste sich 1754 einer größeren Operation bei Dr. Carpzwow in Hamburg unterziehen.¹¹⁰ Im selben Jahr erlitt Oudry einen

¹⁰⁵ Z. B. findet sich in dem Rostocker Mss. var. 74 die Bemerkung *le nés dessus* – „die Nase darauf“ während an der entsprechenden Stelle des Dokumentes der Académie des Beaux Arts *de trop près* – „von ganz nahem“ zu finden ist. – S. ausführlich SCHÖNFELD, Diss. (in Arbeit) (wie Anm. 3).

¹⁰⁶ Zur Provenienz der beiden Manuskripte Oudrys der Rostocker Universitätsbibliothek: Rostock, Universitätsbibliothek, Mss. Meckl. J 64: 9. *Catalogus Manuscriptorum a Duce Friderico Francisco in Bibliothecam academicam illatorum ar. 1790.*

¹⁰⁷ Universitätsbibliothek Rostock, Sondersammlungen, Mss. Meckl. O 116d: Verzeichnis der Bücher in der Bibliothek [...] des Regierenden Herzogs Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin, nach den Materien eingerichtet im Jahr 1772 von Cornelius.

¹⁰⁸ Vgl. Ulrike WENDT-SELLIN: Lebenswelten – Lesewelten: Die Bibliothek der Herzogin Luise Friederike von Mecklenburg Schwerin, in dem Symposiumsband, *Utopie und Idylle – Der Mecklenburg-Schweriner Hof in Ludwigslust 1764–1837*, Hg. v. Andreas WACZKATL, noch nicht erschienen.

¹⁰⁹ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8): *Monseigneur*
Je vous supplie tres humblement de trouver bon la liberté que je prend d'écrire a votre
altesse Serenissime pour m'informier exactement de l'état de votre Santé, j'ai lue par
monsieur Gaspar que votre S.A.S avais été fort incommodé mais je viens
d'apprendre que cela alles tres bien je vous en fair monseigneure mon tres humble
compliment et souette de tous mon cœur que dieu vous conserve longtemp
j'ay crit par le mesme ordinaire a monsieur Gaspar pour repondre a sa lettre daté du
19 octobre dernié. Je l'espere monseigneure de faire toujours les comissions du
mieux que me sera possible et avec tout la fidelité.

Je suis avec un profond respect de votre atesse Serenissime
Monseigneure

Le tres humble et tres obeissand serviteur

JB Oudry

A paris le 11 novembre 1754

Dieser Brief ist nicht, wie bislang vermutet, an den alternden Herzog Christian Ludwig II. gerichtet, sondern an dessen Sohn Friedrich.

¹¹⁰ LHAS, 2.12–1/7, *Reisen mecklenburgischer Fürsten*, Nr. 309, Berechnung der Reisekosten des Erbprinzen Friedrichs nach Hamburg 1754.

ersten Schlaganfall, dem im Januar 1755 ein zweiter folgte. Nach einer kurzen Phase der Erholung verstarb Jean-Baptiste Oudry am Morgen des 30. April 1755 in Beauvais. Auf seiner Nachlassauktion konnte der mecklenburgische Hof seine Sammlung um zentrale Werke aus dem Atelier des Künstlers erweitern, da Oudry dazu neigte, Originale bei sich zu behalten und Ateliertkopien zu verkaufen. Mehrere dieser Werke hatte Friedrich in seinen Briefen bereits zuvor genannt.

Im Jahr 1756 verstarb Christian Ludwig II. Kurze Zeit nach dem Tod des Vaters und der Regierungsübernahme Friedrichs brach der Siebenjährige Krieg aus, der ihn zwang, zeitweise das Land zu verlassen und nach Lübeck zu fliehen. Friedrich hatte sich im Frühjahr 1757 auf die Seite Frankreichs und Österreichs gegen Preußen und England gestellt. Bei Ende des Krieges 1763 stand Mecklenburg vor dem wirtschaftlichen Ruin, wie man eindrucksvoll in den Reiseberichten von Thomas Nugent aus dem Jahr 1768 nachlesen kann.¹¹¹

Friedrich verlegte nach Kriegsende seinen Wohnsitz, nicht aber die Residenz nach Ludwigslust. Auch die von seinem Vater eingerichtete Gemäldegalerie am Alten Schloss, die bis auf die drei Großformate die komplette Menagerieserie an einem Ort vereinte, hatte er Zeit seines Lebens beinahe unverändert erhalten.¹¹² Vergleicht man die Inventare des Schweriner Schlosses von 1752 und des Klenower Schlosses von 1754 mit dem Groth'schen Inventar von 1792/98, so gibt es wenige Unterschiede. Es fällt jedoch auf, dass Friedrich offensichtlich die Tierporträts von Oudry in Schwerin konzentrierte. Unter anderem gehörte das Werk „Kampf zwischen Hund und Wildschwein“ 1754 noch zum Bestand des Jagdschlusses in Klenow. Nach dem Bau des Ludwigs-luster Schlosses befand sich das Gemälde laut des Inventars von 1792 des Kammerdieners Johann Gottfried Groth in Schwerin an der Stelle, an der sich zuvor „Eine große schlafenden Venus“ von Jordaens befand.¹¹³ Ebenso war „Eine große Venus mit vielen nackten Figuren“ von Mijtens¹¹⁴ zwischen 1752

¹¹¹ Thomas NUGENT: *Travels through Germany. With a particular Account of the Courts of Mecklenbourg*, London 1768. – S. auch Matthias ASCHE: *Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (1756–1785) – Möglichkeiten und Grenzen eines frommen Aufklärers*, in *Verfassung und Lebenswirklichkeit*, in: *Der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich von 1755 in seiner Zeit*, hg. v. Ernst MÜNCH und Matthias MANKE, Lübeck 2006, S. 232–234.

¹¹² Gero SEELIG: *Zur Baugeschichte der Bildergalerie am alten Schloss in Schwerin*, in: *MJB* 122, 2007, S. 141–158.

¹¹³ LHAS, 2.26–2 Hofmarschallamt, Nr. 1849; *Inventar der Gemälde, Möbel und Hausgeräte im Schweriner Schloss von 1752*; LHAS, 2.12–1/26, Hofstaatssachen, Fürstliche Häuser und Schlösser, Konv. 421, *Inventar Schloss Klenow von 1754* (Ich danke Sigrid Puntigam für die freundliche Überlassung ihrer Transkription des Inventars); *Wandaufrisse der Gemäldegalerie des Kammerherren Johann Gottfried Groth, 1792 u. 1798*, SMS, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. 4206 HZ.

¹¹⁴ Ebd. Wahrscheinlich Jan Mijtens (um 1613/14–1670); von dessen Onkel Daniel Mijtens sind fast nur Porträts bekannt.

und 1792 Oudrys Gemälde „Hyäne“ gewichen. Ein Grund für das Verschwinden der „Venera“ in der Schweriner Gemäldegalerie lag sicher in den für Friedrich zu erotischen Motiven der Gemälde. Auf einem undatierten, losen Blatt in seinem Tagebuch von 1744 hielt er seine Gedanken fest:

„Die Bildhauerey und Mahlerey ist [...] an sich gut. Sie kann die große des Schöpfers, in der am Werckmeister gegebenen Geschicklichkeit bewundern machen. Im Geistlichen kann sie auch erbauliche Gedanken verursachen. In weltlichen Zierathen kan sie auch Moralisch sein und Häuser und Gärten großes Ansehen geben.

Wie nun ein Christ alles was zum Bösen anlaß giebt vermeiden, und zum Guten gebrauchen muß; so muß auch in der Bildhauerey und Malerey nichts gemacht werden, was böse und liederliche Gedanken verursachen kann.

Das man aber sagen möchte: Wie jegliche Figur könnte einen Menschen, zu üblen Gedanken bringen, wenn sie auch sonst nichts widriges vorstellte: es ist aber keine Sache in der Welt die nicht gemißbraucht werden kann, wenn sie nur nicht so beschaffen das der Misbrauch unumgänglich ist.“¹¹⁵

Diese Auffassung von Kunst spiegelt sich in seinem Kunstgeschmack, vielleicht für ihn noch nicht so klar formuliert, seit seiner Jugend wider. Auch während seiner Grand Tour hatte Friedrich kein Interesse an so genannter galanter Malerei.¹¹⁶ Diese Meinung muss er ebenso gegenüber Oudry vertreten haben, denn dieser erwähnte in seinen Briefen wiederholt, derartige Sujets zu vermeiden: *soyè jamais d'inquietude sur les nudité [...] je n'enverré jamais rien qui poura déplaire a S.A.S. cela n'est pas mesme de mon gout*¹¹⁷.

Friedrich schätzte bereits seit seiner Kindheit Jugend die Natur und Ruhe Klenows, dem späteren Ludwigslust, doch wird als Hauptgrund für sein Fortgehen in der Literatur immer wieder darauf hingewiesen, dass Friedrich Schwerin scheinbar als zu großen „Sündenpfehl“ empfand und sich nun von dem lebenslustigeren Vater, Christian Ludwig II., deutlich absetzen wollte. In seinem Gespräch mit dem britischen Reisenden Thomas Nugent im November 1766 nennt Friedrich andere Ursachen: *As for himself he was blamed, he knew, by several, for living too retired; yet, those hasty censurers were absolutely unacquainted with his reasons, and the necessity of his affairs. The*

¹¹⁵ LHAS, 2.12–1/25, Nr. 215 (wie Anm. 77).

¹¹⁶ Den Namen François Bouchers nennt Friedrich während seiner Grand Tour nicht ein einziges Mal, obwohl Oudry diesen bereits 1734 an die Tapissieremanufaktur in Beauvais gezogen hatte und sicherlich dessen Werke dem Erbprinzen gezeigt hatte. Nur eine Tapissérie aus dieser Manufaktur: *Neptun und Amymone* aus der Serie *Amours de Dieux*, die auf Entwürfen von François Boucher fußt und erst 1747 fertiggestellt wurde, befindet sich in der Schweriner Sammlung.

¹¹⁷ LHAS, 2.12–1/26, Nr.109 (wie Anm. 8). „Seien sie unbesorgt wegen der Nacktheit [...] ich würde nie etwas übersenden, was seiner Hoheit missfällt. Es wäre auch nicht nach meinem Geschmack.“

*conduct of his uncle, Charles Leopold, had involved his country in very great difficulties, by draining it of men and money, and encumbering it with a heavy mortgage; it was therefore his duty to live retired, and forego all pleasures, (for which, however, he is not without taste as well as other princes), in order to lighten the burden of his people. In the silence of his retirement, he avoids all dissipation, by which means he is better qualified for business, than if he lived in Schwerin, where he might be engaged, or it would be expected he should engage in a round of idle pleasures and amusements. He often sits up till two or three in the morning, and many imagine, he is busying himself with mathematical problems, whilst he is employing his thoughts about the ease and relief of his people. He cannot think of pleasure, when his subjects are distressed; if they are happy that is sufficient felicity for him: but the road to happiness is æconomy, industry, and above all, a true sense of religion. Hence he has thought proper to restrain the theatrical entertainments.*¹¹⁸

Die Reformen, die Friedrich in verschiedensten Bereichen in den folgenden Jahren durchführte, waren umfangreich, trotzdem wurden sie lange Zeit in der Geschichtsschreibung unter dem Eindruck seines pietistischen Glaubens als halbherzig oder sogar als bigott beurteilt.¹¹⁹

Ein Argument für Ludwigslust als Wohnsitz, das Friedrich gegenüber dem britischen Besucher nicht nennt, das jedoch evident wird in Thomas Nugents ausführlicher Beschreibung der Ludwigslust Gardenanlagen, lag in der besonderen geographischen Situation des ehemaligen Jagdschlosses. Friedrich hatte in Ludwigslust gleichermaßen eine freie Leinwand für seine architektonischen Pläne zur Verfügung. In Schwerin hingegen waren die Baumöglich-

¹¹⁸ Nugent (wie Anm. 111), Vol. II, Brief XIX., S. 258: „Was ihn selbst beträfe, so wisse er, dass er von mehreren beschuldigt werde, zu zurückgezogen zu leben; doch, diese voreiligen Zensoren wären in keinster Weise mit seinen Gründen dafür vertraut sowie den Bedürfnissen seiner Aufgaben. Das Verhalten seines Onkels, Karl Leopold, hätte sein Land in große Schwierigkeiten verwickelt, indem er es von Menschen und Geld geschröpft habe und es mit schweren Grundschulden belastet hätte; daher wäre es seine Aufgabe, zurückgezogen zu leben, und auf alle Vergnügungen zu verzichten, (an denen er indessen wie auch andere Prinzen nicht ohne Gefallen war), um die Last seines Volkes zu mildern. In der Stille seiner Zurückgezogenheit, vermied er alle Ausschweifungen, wodurch er besser geeignet für seine Tätigkeit wäre, als wenn er in Schwerin lebte, wo er damit beschäftigt wäre, oder wo es von ihm erwartet würde, sich mit müßigen Vergnügungen und Amusements zu beschäftigen. Er ist oft wach bis zwei oder drei Uhr früh, und viele stellen sich vor, er beschäftige sich mit mathematischen Problemen, derweil er seine Gedanken für die Ruhe und Erleichterung seines Volkes anwendete. Er kann nicht an Vergnügen denken, wenn seine Untertanen sich im Elend befänden; wenn sie glücklich wären, so wäre dies ausreichend Glück für ihn: Aber die Straße, die zum Glück führe ist Wirtschaft, Geschäftigkeit und, vor allem, ein wahrer Sinn für die Religion. Daher hielt er es für angebracht allen Theater Unterhaltungen zu entsagen.“

¹¹⁹ ASCHE (wie Anm. 111).

keiten durch das sumpfige Gelände eingeschränkt, die Schlossinsel räumlich beengt, der unter seinem Vater durch Jean Legeay angelegte Schlossgarten mit seinem morastigen Untergrund für größere Gebäude gänzlich ungeeignet. In Ludwigslust fand er eine optimale Bausituation vor, der einzig die Anlage des unter Johann Friedrich Künnecke in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts fertiggestellten Jagdschlusses Klenow vorgegeben war.

Zwischen 1763 und 1765 zog der Hof nach Ludwigslust in das Künnecke'sche Schloss um, und schon im folgenden, kühlen November beschrieb Thomas Nugent Ludwigslust als paradiesischen Ort.¹²⁰ Auch war er von Friedrichs angenehmen Wesen überrascht, das so gar nicht dem eines strengen und humorlosen Menschen entsprach, wie er es von manchen Seiten gehört hatte.¹²¹ Nugent berichtete besonders beeindruckt von den Wasserspielen und der hydraulischen Uhr in Form eines Obeliskens¹²², die Friedrich entworfen hatte.¹²³ Sie ist bereits auf einer 1767 datierten Radierung Johann Dietrich Findorffs vor dem Künnecke'schen Jagdschloss zu erkennen.¹²⁴ Technische Vorzeichnungen und auch eine kleine Pastellstudie befinden sich im genannten Skizzenbuch Friedrichs. Die ersten Bauphasen in Ludwigslust betrafen vor allem die Schlosskirche¹²⁵ und offensichtlich die Kaskade und Wasserspiele.¹²⁶ Friedrich entwarf die Kaskade nach dem Vorbild der Kaskade von Marly, die ihn in seiner Jugend während der Grand Tour so beeindruckt hatte:

„Ich bin auch zu Marli gewesen; welches mich besser wie Versailles gefällt, es ist daselbst die schönste vue von der Welt; schön promenaden und Wassers; [...]“¹²⁷

¹²⁰ NUGENT (wie Anm. 111), Brief XIX, geschrieben am 21. November 1766 in Ludwigslust, S. 236 ff. S. 241: *To give you a just description of this paradise would require an abler pen than mine; [...]*.

¹²¹ Ebd. S. 239–240: *I found the duke quite another person, from what he had been presented to me by several people, who talked of him as a prince of too much austerity and moroseness; whereas, his behaviour towards me was open easy, and cheerful; and during the whole time of conversation, he had a pleasant smile on his countenance.*

¹²² LHAS, 2.12–1/25, Nr. 216 (wie Anm. 6), S. 56 verso, S. 92 ff. –Vgl. auch Heike KRAMER: Herzog Friedrich und die mechanischen Künste, in: Alles tickt, die Uhrensammlung des Staatlichen Museums Schwerin, hg. v. Kornelia von BERSWORDT-WALLRABE, Staatliches Museum Schwerin 2000, S. 25 ff.

¹²³ NUGENT (wie Anm. 111), Brief XIX, S. 243: *In the middle of the canal, is a beautiful water-clock, of the duke's own ingenious contrivance.*

¹²⁴ SMS, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. 1633 Gr.

¹²⁵ 1765–1770.

¹²⁶ NUGENT (wie Anm. 111), Brief XIX, S. 243: *What is very extraordinary, five years ago there was no water in Ludewigs-Lust. This famous canal was made by the present duke at an immense expense, [...]*. Die Ludwigsluster geographische Situation ist vergleichbar mit der Versailles, wohin das Wasser aus Marly mittels der so genannten *Machine de Marly*, die Friedrich während seiner Grand Tour faszinierte, gepumpt wurde.

¹²⁷ LHAS, 2.12–1/7, Nr. 296 (wie Anm. 5), Brief 9/30 vom 24. Juli 1738.

Die Kirchenfassade ließ Friedrich nach dem Vorbild der St. Peterbasilika und den Platz davor nach dem von Gian Lorenzo Bernini entworfenen ovalen Petersplatz in Rom anlegen, in dessen Zentrum sich der 1568 errichtete Obelisk Pyramis Beati Petri befindet.¹²⁸ Die hydraulische Wasseruhr in Form eines Obeliskens steht nicht wie auf dem Petersplatz im Zentrum desselben sondern vielmehr an der Kaskade. Obwohl Friedrich sehr zu seinem Bedauern Italien während seiner Grand Tour nicht besuchen konnte und sich auch später nicht die Gelegenheit dazu fand, war ihm die Ansicht des Petersplatzes von Giovanni Battista Piranesi „Vedute di Roma“ wohl vertraut, von denen Oudry ihm eine Auflage in Paris gekauft hatte.¹²⁹ Auf dem Bildnis Friedrichs von Georg David Matthieu aus dem Jahre 1776 sieht man den Herzog sitzend vor seinem Sekretär mit einem Buch in den Händen, auf dem man die Worte Roma und Piranesi entziffern kann (Abb. 12).¹³⁰

Bereits während seiner Grand Tour und der Parisreise 1750 machte Friedrich wiederholt auf Anregung Oudrys seinen Vater Christian Ludwig II. darauf aufmerksam, eine den Künsten und Wissenschaften gewidmete Medaille anfertigen zu lassen. Trotz mehrerer Versuche, die offensichtlich bereits weit gediehen waren, kam es während der Regierungszeit Christian Ludwigs II. nicht zur Prägung einer solchen. Friedrich hingegen ließ schließlich eine derartige Medaille in Silber und Gold schlagen,¹³¹ um sie Künstlern überreichen zu können; wie unter anderem dem Dresdener Musiker Johann Gottlieb Naumann, der davon seinem Bruder berichtete: „Auf meiner ersten Schwedischen Reise (1777 / 1778) führte mich mein Weg durchs Mekelnburgische. Ich kam nach Ludwigslust, wo der Hof residirt, und fand hier wider Vermuthen eine Menge alter Bekanten, und eine recht artige kleine Kapelle, besonders eine ganz vortreflich eingerichtete evangelische Kirchen-Musik, die mich außerordentlich frappirte. Ich fasste gleich den Vorsatz, zu dieser herrlichen Stiftung, die dem Herzog so viel Ehre macht, freiwillig und ungebeten, mein Scherflein beizutragen. Ich komponirte nach und nach, wie ich wieder in Dresden war, und Zeit dazu hatte, den sechs und neunzigsten Psalm: Singt dem Herrn ein neues Lied! und schickt‘ ihn hin. Er wurde sehr gnädig und mit vielem Beifall aufgenommen. Sr. Durchl[ich] der Herzog schickte mir eine goldene Medaille zum Geschenk dafür, [...]“¹³²

¹²⁸ Martin ENGEL: Das Forum Fridericianum und die monumentalen Residenzplätze des 18. Jahrhunderts, Dissertation Berlin 2001, S. 274 ff.

¹²⁹ LHAS, 2.12–1/26, Nr. 109 (wie Anm. 8).

¹³⁰ SMS, Inv.-Nr. G 254, Sammlung Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg.

¹³¹ Hier möchte ich Torsten Fried, Landesnumismatiker im Staatlichen Museum Schwerin, danken und auf seine in Arbeit befindliche Publikation hinweisen: Torsten FRIED: Geprägte Herrschaft. Münzen und Medaillen als Zeichen fürstlicher Herrschaft in der Frühen Neuzeit.

¹³² Zitiert nach Ortrun LANDMANN: Der Ludwigsuster Hof und Johann Gottlieb Naumann, in: Musik in Mecklenburg. Beiträge eines Kolloquiums zur mecklenburgischen Musikgeschichte, hg. v. Karl HELLER, Hartmut MÖLLER und Andreas WACZKAT, Hildesheim, Zürich, New York 2000, S. 333–334.



Abb. 12:
Georg David Matthieu, Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, 1776,
Staatliches Museum Schwerin, Inv.-Nr. G 254,
Sammlung Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg

Friedrich ließ sich 1766 von George David Matthieu vor seinem Sekretär stehend als Bauherr mit Zirkel und einem Plan der Fassade der Ludwigs-luster Schlosskirche abbilden.¹³³ Matthieu malte ihn wiederholt vor einem Fenster mit Blick auf die Schlosskirche und Kaskaden, Briefe lesend oder wie im Falle des bereits erwähnten Porträts von 1776 sitzend, als Bauherr mit einem Werk über die Ansichten Roms (Abb. 12). Es sind dies typische Bildnisse eines aufgeklärten Fürsten, der sich während seiner Tätigkeit, im direkten oder allegorischen Sinne darstellen lässt.¹³⁴ In diesen Bildnissen spiegelt sich Friedrichs Verhältnis zur Kunst wider, das nicht nur ein rein kontemplatives war. Er war vielmehr selbst handelnd: er zeichnete und griff – deutlich über den üblichen Anteil eines Herrschers – kreativ in Bauprojekte wie der Anlage von Schloss Ludwigs-lust ein. Friedrichs Beiname „der Fromme“ ist nicht nur ein anachronistischer¹³⁵, sondern er führte in der Geschichtsschreibung immer auch eine Konnotation von frömmelnder Rückständigkeit mit sich. Seine Vorlieben im Bereich der Künste waren jedoch modern oder sogar seiner Zeit leicht voraus.

Ein Herrscherporträt, wie es sein Vater bei Charles Maucourt in Auftrag gegeben hatte, wird man von Friedrich in dessen Amtszeit vergeblich suchen.¹³⁶ In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass Friedrich sich von Georg David Mathieu wiederholt, offensichtlich bewusst mit dem Elefantenorden und seinem deutlich sichtbaren Kleinod eines weißen Elefanten porträtieren ließ. Der Elefant galt als Zeichen eines aufgeklärten und weisen Herrschers, einem Ideal, dem Friedrich erfolgreich nicht nur im Bereich der Künste nachgestrebt hat.

Anschrift der Verfasserin:
Claudia Schönfeld
Rudolf-Breitscheid-Straße 26
19053 Schwerin
cmschoenfeld@t-online.de

¹³³ Georg David Matthieu, Bildnis Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, 1766, SMS Inv.-Nr. G 190, Sammlung Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg.

¹³⁴ Harm KLUETING: Der aufgeklärte Fürst, in: Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte, hg. von Wolfgang E. J. WEBER, Köln, Weimar, Wien 1998. S. 137–168.

„An die Stelle der Prunkporträts, die die Herrscher als siegreichen Kriegshelden, womöglich in antiker Kostümierung, oder im theatralisch-unwirklichen Auftritt aus den Kulissen zurückgezogener Vorhänge nach dem Vorbild des Porträts Ludwigs XIV. von Hyazinthe Rigaud von 1701 darstellten, trat das Porträt, das ihn bei nützlichen Verrichtungen [...] zeigte.“

¹³⁵ ASCHE (wie Anm. 111).

¹³⁶ SMS Inv.-Nr. G 276.

DER TURBULENTE FÜRST.
FRIEDRICH FRANZ I. VON MECKLENBURG-SCHWERIN
IN DER WAHRNEHMUNG SEINER ZEITGENOSSEN

Von Matthias Manke

Vorbemerkung

Bereits 1768, als vor Herzog Friedrich dem Frommen von Mecklenburg-Schwerin (1717–1785) noch knapp 17 Regierungsjahre lagen und ihm ob seiner Kinderlosigkeit sein Bruder Ludwig (1725–1778) auf dem Obotritenthron folgen sollte, erfuhr des letzteren nicht einmal zwölf Jahre alter Sohn Friedrich Franz (1756–1837) gleichsam internationale Aufmerksamkeit. Der gebürtige Ire Thomas Nugent (um 1700–1772), der zwei Jahre zuvor Mecklenburg bereiste und seine diesbezüglichen Aufzeichnungen bzw. Erinnerungen sodann in London veröffentlichte, beschrieb darin den Neffen des Regenten als „eine[n] der vortrefflichsten und schönsten jungen Prinzen in Deutschland, der sehr große Erwartungen von sich gebe.“¹

Allerdings ist die Authentizität dieses Zeugnisses durchaus zweifelhaft, denn der Reisende hatte das mecklenburgische Prinzlein nie zu Gesicht bekommen und musste sich folglich auf das Urteil Dritter stützen. Kurz vor Ankunft des Iren am Ludwigsluster Hof war der Hoffnungsträger in das schweizerische Lausanne zur Vervollkommnung seiner Ausbildung, die bis Mitte 1771 dauern sollte, abgereist.² Die zitierte Äußerung gelangte mehr als ein Dutzend Jahre später, als Friedrich Franz infolge des Ablebens seines Vaters bereits Thronfolger war, erneut in die Öffentlichkeit – Franz Christian Lorenz Karsten (1751–1829), seit 1780 außerordentlicher Professor an der herzoglichen Universität Bützow, brachte die Reisebriefe in deutscher Über-

¹ Thomas NUGENT: Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg. ND der 1766/67 verfassten, 1781/82 in deutscher Fassung erschienenen Reisebriefe / hg. von Sabine BOCK, Schwerin 1998, S. 360 [28. Nov. 1766]. Siehe zu Autor und Werk Holger Th. GRÄF, in: Sabine PETTKE (Hg.): Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 3, Rostock 2001, S. 182–185.

² NUGENT (wie Anm. 1), S. 360 und ebd., S. 101 [15. Sept. 1766]. Siehe zum Aufenthalt in der Schweiz Carl SCHRÖDER: Beiträge zur Erziehungs- und Jugendgeschichte des Großherzogs Friedrich Franz I., in: MJB 77, 1912, S. 1–82, hier S. 5–26. Ebd., S. 15 heißt es, die Abreise in die Schweiz erfolgte „noch vor Michaelis“ (29. Sept.).



Abb. 1:
Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin als Kind.
Fotografie nach einem Ölgemälde von G.D. Matthieu, 1766
(LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 20)

setzung und mit eigenen Anmerkungen in den Buchhandel.³ Die Bemerkungen des irischen Reisenden kommentierte der Bützower Professor wie folgt: „Und diese großen Erwartungen gehen bereits in Erfüllung. [...] Geliebt mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit von dem regierenden Herzoge bestrebt er [Erbherzog Friedrich Franz – d. Verf.] sich, diese auszeichnend liebevollen Gesinnungen seines Herrn Onkels durch kindliche Unterwerfung und nachgebende Gefälligkeit mit gleicher Liebe zu erwidern. Er ist mittelmäßiger Statur, schlank, schön von Gesicht und von starker, dauerhafter Gesundheit. Er trägt sein eigenes schwarzes Haar. Aus seinen schönen scharfen Augen leuchtet das Feuer der von Stärke und Gesundheit glühenden Jugend und jeder seiner immer heiteren Blicke verkündigt den großen, tätigen, alles unternehmenden Geist der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebietet. Mit fürstlichem Anstande ist er herablassend, jederman [sic!] hat zu ihm freien Zutritt und ungeachtet seines sonst so lebhaften Temperaments hat er die Geduld mit der huldreichsten Teilnehmung, stundenlang dem Anliegen des geringsten Bauern Gehör zu geben.“⁴

Zweifelsohne kann Lorenz Karsten, 1782 eher noch am Anfang (s)einer gesellschaftlichen und beruflichen Karriere stehend, bei der Schilderung des Charakters und der Eigenschaften seines potenziellen künftigen Landesherren und damit auch Arbeitgebers nicht als neutraler Zeitzeuge gelten.⁵ Ungeachtet dessen gibt er einige ganz gute, sich nicht zuletzt in der biographischen Literatur über Friedrich Franz bisweilen scheinbar stereotyp und unreflektiert widerspiegelnde Stichworte. Diesen lassen sich nicht primär für die Öffentlichkeit bestimmte und damit objektivere Äußerungen anderer Zeitgenossen und einiger Historiographen gegenüberstellen. Ziel ist eine quellenmäßig abgesicherte Charakterisierung des letzten Herzogs und zugleich ersten Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, dessen Verklärung

³ Sabine BOCK: Nachwort, in: NUGENT (wie Anm. 1), S. 517–526, hier S. 522. In der Literatur bleibt der Übersetzer zumeist ungenannt, obwohl er lange bekannt ist. Siehe Chronik der Universität zu Rostock, in: *Freimüthiges Abendblatt* 11 (1829) 534, Sp. 265–266 und Fr[iedrich BR[ÜSSOW]: Nachtrag zu F. C. L. Karsten's Nekrolog in No. 534 d. Bl., in: ebd. 11 (1829) 564, Sp. 894–896. Siehe zu Lorenz Karstens Biografie und Karriere Gerhard HEITZ, in: PETTKE Bd. 3 (wie Anm. 1), S. 114–118.

⁴ [Franz Christian Lorenz KARSTEN:] Anmerkungen des Übersetzers zum zweiten Teil, in: NUGENT (wie Anm. 1), S. 441–488, hier S. 477–478.

⁵ Tatsächlich hatte der Übersetzer „mäßigen[d]“ in den Text eingegriffen. [Franz Christian Lorenz KARSTEN:] Vorrede des Übersetzers zum ersten Teil, in: NUGENT (wie Anm. 1), S. 415–416, hier S. 416. Kritisiert bereits von Erwin NEUMANN: Ein aufgeklärter Ire in Mecklenburg. Thomas Nugents „Travels through Germany“ und ihre deutsche Übersetzung, in: Wolfgang GRIEP (Hg.): *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Heide 1991 (Eutiner Forschungen 1), S. 184–196, hier S. 187.

bereits zu seinen Lebzeiten bzw. kurz nach seinem Tode begann⁶ und insbesondere von Ludwig von Hirschfeld⁷ bzw. Jürgen Borchert⁸ bis nahe an die Gegenwart heran mit sachlich z. T. falschen Aussagen fortgeführt wurde.

Der populäre Patriarch

Während auf den von Lorenz Karsten vermeldeten tätigen, unternehmenden Geist am Schluss dieser Ausführungen noch zurückzukommen sein wird, spielte auf der letzteren von ihm angeschlagenen Seite später auch Ernst Boll:

⁶ Beispielsweise kann keine Rede davon sein, dass Friedrich Franz sich freiwillig ins Exil nach Altona begab, wie das Folgende suggeriert: „Unter diesen Umständen blieb dem Herzoge freilich nichts anderes übrig, als sich dem Anblicke von Unwürdigkeiten, denen abzuhelfen er sich außer Stande sah, zu entziehen, und er begab sich daher mit seiner Familie einstweilen nach Altona (den 8. Januar 1807).“ Bernhard Friedrich VOIGT (Hg.): Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1827. Historisch-biographische Gallerie der jetzt regierenden hohen Häupter, Jg. 2, Ilmenau 1826, S. 115–157, hier S. 135. – W. H. M. DEHN: Geschichte von Mecklenburg von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Rostock 1836 beispielsweise wurde dahingehend kritisiert, dass „er alles unter Friedrich Franz in Mecklenburg geschehene Gute als persönliche Thaten des Regenten und als durch ihn gethan darstellt.“ Während seiner langen Regentschaft habe sich das Land zwar „Viel des Guten“ der Fortschritte der Zeit angeeignet, aber es war „doch gewöhnlich hinter der Zeit zurück. So z. B. bei der Aufhebung der Leibeigenschaft.“ Jenaische Allgemeinen Literatur-Zeitung 33, 1837, 211–212, Sp. 241–251, hier Sp. 248. Siehe dazu auch unten Anm. 12. – Die hier geäußerte Kritik ließe sich ohne Weiteres übertragen auf Vorwort, in: Almanach bei Gelegenheit der Jubelfeier der Regierung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Wismar 1835, S. III–VI, z. B. S. VI: das „allein von Friedrich Franz geschaffene“ Seebad Doberan. Siehe dazu auch unten Anm. 144.

⁷ Ludwig von HIRSCHFELD: Ein Staatsmann der alten Schule, in: DERS.: Von einem deutschen Fürstenhofe. Geschichtliche Erinnerungen aus Alt-Mecklenburg, Bd. 2, Wismar 1896, S. 1–263 wurde heftig kritisiert. „Der Verfasser war blind und daher auf fremde Augen und sein Gedächtnis angewiesen. Seine Angaben aus Akten sind voller Fehler. Oft wird willkürlich etwas hinzugefügt, oft sogar der Sinn einer Aktenstelle verdreht, nur selten ist ein Zitat genau wiedergegeben, so daß die Arbeit für den Historiker nahezu wertlos ist.“ Fritz APIAN-BENNEWITZ: Leopold von Plessen und die Verfassungspolitik der deutschen Kleinstaaten auf dem Wiener Kongreß 1814/15, [Eutin 1933], S. 9 Anm. Möglicherweise ist diese Kritik auf andere Arbeiten des Autors übertragbar, also auch auf die in Hinsicht auf Friedrich Franz I. besonders wichtige: Ludwig von HIRSCHFELD: Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, und seine Vorgänger. Nach Staatsakten, Tagebüchern und Korrespondenzen, Bd. 1, Leipzig 1891. Dazu ist in jedem Fall kritisch anzumerken, dass überwiegend Quellen zum ‘alten’ Friedrich Franz herangezogen wurden, aber der Eindruck einer insgesamt abgedeckten Regentschaft erweckt wurde.

⁸ Jürgen BORCHERT: Mecklenburgs Großherzöge 1815–1918, Schwerin 1992, S. 8–29. Die falsche Aussage, Friedrich Franz habe keine Töchter gehabt, monierte kürzlich David VOIGT: Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin, in: Ilona BUCHSTEINER (Hg.): Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Rostock 2001, S. 11–21, hier S. 12. Gleichzeitig übernimmt er aber unreflektierte Aussagen Borcherts.

„Einem jeden seiner Unterthanen zugänglich, erwarb er [Friedrich Franz – d. Verf.] durch sein leutseliges Benehmen eine Popularität, wie sie wohl kein anderer mecklenburgischer Fürst je besessen hat, und von welcher noch jetzt zahllose im Munde des Volks cursirende Anekdoten Zeugniß ablegen.“⁹ Der Volksmund aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ist mittlerweile verstummt, einiges aus demselben wurde verschriftlicht.¹⁰ Aber zum Kontext mag passen, dass Friedrich Franz sich offenbar in keiner Weise daran störte, dass „ein etwas betrunkenener Amtmann [...] ins Zimmer [kam], wo der Herzog spielt, stellt sich beim Spieltisch hin, bald aber nimmt er einen Stuhl und setzt sich so dicht an die Spielenden heran, daß sie alle vor Lachen über seine wichtige Miene, womit er den immer finster aussehenden [Kammerjunker Adolf Friedrich von der – d. Verf.] Lanken in die Karten sieht, nicht Achtung geben.“¹¹

Im Unterschied zu gemeinhin für einen Regenten üblichen und daher floskelhaft wirkenden Attributierungen teurer, allverehrter oder vielgeliebter Landesherr greifen einige zeitgenössische Quellen bei Friedrich Franz tatsächlich

⁹ Ernst BOLL: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, Tl. 2, [Neubrandenburg 1856] ND Neubrandenburg 1995, S. 388. Siehe ähnlich J[ohann] D[avid] W[ilhelm] SACHSE: Einige geschichtliche Bemerkungen zu der Feier des funfzigjährigen Bestehens des Doberaner Seebades, Rostock 1843, S. 23 und Fritz REUTER: Dörchlüchting, in: DERS.: Gesammelte Werk und Briefe, Bd. 6 / hg. von Kurt BATT, Rostock ²1995, S. 222, zit. bei Ernst MÜNCH: Der Herzog und sein Adjutant. Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin und Johann Kaspar von Boddien, in: MJB 123, 2008, S. 159–176, hier S. 165.

¹⁰ A. C. J. REIMERS: Versuche über die Geschichte Mecklenburgs in den letzten hundert Jahren, H. 1: Lebens-Beschreibung Friedrich Franz I. Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Rostock 1868, Beilage. In Auszügen nachgedruckt bei HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 80 Anm. – Julius von MALTZAN: Erinnerungen und Gedanken eines alten Doberaner Badegastes, [Rostock 1893] ND Rostock 1997, S. 5 f. und 12 ff. – Heinrich Carl Dietrich STAUDINGER: Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg, Rostock 1897, S. 88. – Clemens MEYER: Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle. Geschichtliche Darstellung der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle von Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Schwerin 1913, S. 100–102. – Adolf NIZZE: Doberan-Heiligendamm. Geschichte des ersten deutschen Seebades, [Rostock] 1936, S. 27–29, 89, 109, 134 und 138. – Erwähnung finden können in diesem Zusammenhang auch die „Burrkäuwers“ von Rudolf Tarnow (1867–1933), in denen „Oll Friedrich Franz“ eine tragende Rolle spielt. Freundlicher Hinweis von Dr. René Wiese (LHAS). Allerdings geht ein eindeutiger Bezug auf einen der vier großherzoglichen Träger dieses Namens daraus ebenso wenig hervor wie der Unterschied zwischen Dichtung und Wahrheit.

¹¹ Horst FLEISCHER (Hg.): Vertrauliche Mitteilungen aus Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Eisenach, Rudolstadt 1999, S. 190 [Karl von Stein am 17. Nov. 1793 an seine Tante Sophie von Schardt].

die ihm nachgesagte „eigenthümliche Populärität“¹² auf: Einerseits heißt es, dass er „durch seine Popularität jeden beglückt, der sich ihm nähert,“¹³ andererseits, dass die Wismaraner in ihren Erzählungen kein Ende finden konnten, „wie populär und wohlwollen [sic!] der Fürst, dem lästige Zwangs-Etikette und übertriebene Schmeicheleien gleich zuwider sind, sich gegen seine neuen Untergehörigen jedes Standes benommen.“¹⁴ Ein eindeutigeres Zeugnis jedoch als die Friedrich Franz 1807 bei seiner Heimreise aus dem Altonaer Exil entgegen schlagende Welle der Sympathie,¹⁵ von der der seit 1798 als herzoglicher Adjutant fungierende Johann Caspar von Boddien (1772–1845) seiner Frau nur eine nüchtern gehaltene Vorahnung über von allen Seiten herbeiströmende Deputationen zu geben vermochte,¹⁶ ist schwerlich denkbar – so, wie der Herzog bei Aufhebung des Exils „keine Zeit versäumen will den Jubel des ihm wiedergegebenen Volkes zu empfangen,“¹⁷ so scheint es sich auch umgekehrt verhalten zu haben.

¹² O. H. Th. RECKE: Zur Ehrenrettung eines verklärten Fürsten. Eine Zurückweisung der in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung enthaltenen Schmähungen über den jüngst verstorbenen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, o. O. 1839, S. 11. Den Bezug stellen die „achtzehn Monate“ alten „Novemberhefte“ 211 und 212 der Zeitung dar. Ebd., S. 7. Das müsste sich auf Jahrgang 1837 beziehen, in dem sich in den angegebenen Ausgaben die erwähnte Rezension von DEHN, Geschichte (wie Anm. 6) findet. Aus heutiger Sicht sind darin „Schmähungen“ nicht zu erkennen. Siehe auch oben Anm. 6. Die 1804–1841 erschienene Zeitung steht im Übrigen online zu Verfügung, sollte jedoch über das Zeitschriftenportal der ThULB Jena genutzt werden (<http://zs.thulb.uni-jena.de/content/main/journals/jalz.xml>) bzw. nicht als Wiki-source (http://de.wikisource.org/wiki/Allgemeine_Literatur-Zeitung), die nur auf die 1785–1803 in Jena und 1804–1849 in Halle erschienene Allgemeine Literatur-Zeitung leitet.

¹³ [Johann Christian KOPPE:] Sonntags-Leben in Doberan. Geschildert im Monat August 1806, Schwerin [1806], S. 18.

¹⁴ [Johann Friedrich SCHÜTZE:] Schütze’s Humoristische Reisen durch Mecklenburg, Holstein, Dännemarck, Ostfriesland etc. als Gegenstück zu Baggesens Humoristischen Reisen, Hamburg [1812], S. 33. Siehe zur Autorschaft und Datierung des Geschehens auf 1804 Thomas THODE: Wer schrieb „Schütze’s Humoristische Reisen“? Bibliographische Nachforschungen zu einer Sammlung fast vergessener Reiseberichte, in: Meinhard KNIGGE (Hg.): Zwischen Zettelkasten und Internet. Ein Feststrauß für Susanne Koppel zum 31. Oktober 2005, Eutin 2005, S. 71–87, hier S. 76–80.

¹⁵ Siehe dazu Ausführliche Beschreibung aller bei Gelegenheit der frohen Wiederkehr unserer Durchl. Landesherrschaft in Schwerin vorgekommenen Feierlichkeiten und sonstigen Merkwürdigkeiten nebst allen gehaltenen Reden und überreichten Gedichten, Schwerin 1807. Teilweise nachgedruckt bei REIMERS (wie Anm. 10), S. 67–74. Siehe auch Johann Friedrich BAUER: Die Stimmung guter Unterthanen bei der Rückkehr ihres Fürsten. Eine Predigt über Luc. 21,28, o. O. 1807.

¹⁶ Ernst MÜNCH (Hg.): Boddienische Familienbriefe 1802–1856, Rostock 2008 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg C/8), S. 322 [10. Juli 1807]. Siehe zur Biografie des Adjutanten DERS., in: Andreas RÖPCKE (Hg.): Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 5, Rostock 2009, S. 73–76.

¹⁷ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 320 [8. Juli 1807].

Wenn Friedrich Franz denn tatsächlich ein populärer Regent war, dann speiste sich diese Popularität aus mehreren Quellen. Eine derselben mag der von ihm gepflegte patriarchalische Regierungsstil gewesen sein, der für seine Zeitgenossen offenbar keinesfalls eine Selbstverständlichkeit darstellte. Der aus Sachsen-Weimar stammende Karl von Stein (1765–1837), von September 1786 bis nominell 1796 zunächst Kammerjunker und seit 1792 Kammerherr des Herzogs,¹⁸ bewunderte beispielsweise die „große Wohlthat für die leibeigenen Untertanen, dass sie alle für ihre Häuser und Inventariums bei dergleichen Vorfällen [Hausbrand in einem ungenannten Domanialdorf – d. Verf.] nicht so besorgt zu sein brauchen, weil der Herzog es ihnen alles wieder erstattet und den Schaden beinahe allein trägt, doch sie haben den völligen Nießbrauch davon.“¹⁹ Ähnlich beeindruckt zeigte sich Sophie von Campenhausen (1776–1835), 1800–1802 Hofdame der frisch in das mecklenburgische Fürstenhaus eingeheirateten Erbprinzessin Helene Paulowna (1784–1803) und spätere Ehefrau Leopold Hartwig Engelke von Plessens (1769–1837), weil Friedrich Franz ein namentlich nicht genanntes niedergebranntes Dorf wieder aufbauen lassen wollte und sich überhaupt gegenüber den Brandopfern in landesväterlicher Weise wohltätig gezeigt habe.²⁰ Und Henriette von Knebel (1755–1813), 1810 als Gesellschafterin mit Erbprinz Friedrich Ludwigs (1778–1819) zweiter Ehefrau Caroline Louise von Sachsen-Weimar (1786–1816)²¹ an den Ludwigscluster Hof gekommen, nahm Versicherungen der Minister von Brandenstein und von Plessen für bare Münze, „daß man sich im übrigen Deutschland gar keine Vorstellung machen könnte von der Güte und Treue des Volkes und von der Milde, mit der sie gewohnt sind, beherrscht zu werden.“²²

Freilich kann selbst eine von den Zeitgenossen als nicht selbstverständlich empfundene Erfüllung landesherrlicher Pflichten nur ein relatives Moment landesherrlicher Popularität sein. Als weiterer Quell der Popularität des „men-

¹⁸ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 196 und 200. Die Erhöhung erfolgte am 10. Dez., dem Geburtstag des Herzogs, rückwirkend zum 29. Aug.

¹⁹ Ebd., S. 117 [Karl von Stein am 2. März 1791 an seine Tante]. Er erkannte jedoch auch, dass „die Leibeigenen nichts besitzen, was ihnen nicht direkte oder indirekte vom Herzog gegeben oder unterhalten.“ Ebd., S. 57 [Karl von Stein am 12. Nov. 1788 an seine Mutter Charlotte von Stein]. In diesem Sinne auch ebd., S. 114 [Karl von Stein vom 26. Febr. bis 3. März 1791 an seine Tante].

²⁰ Ludwig von HIRSCHFELD: Aus dem Tagebuch einer Hofdame. Ein Culturbild, in: DERS., Von einem deutschen Fürstenhofe (wie Anm. 7), Bd. 1, Wismar 1896, S. 195–270, hier S. 243–244 [29. März 1800]. – Siehe zur fürstlichen Eheschließung DERS.: Brautwerbung des Erbprinzen Friedrich Ludwig, in: ebd., S. 69–191.

²¹ Christa CORDSHAGEN: Verbindungen zwischen Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar durch die Eheschließung von Erbgroßherzog Friedrich Ludwig und Prinzessin Caroline Louise, in: Erwin NEUMANN u.a. (Hg.): „Man halte sich ans fortschreitende Leben ...“ Über Goethe und Goethezeitliches aus Güstrower Sicht, Güstrow 1999, S. 45–50.

²² Heinrich DÜNTZER (Hg.): Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774–1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Litteraturgeschichte, Jena 1858, S. 508 [Henriette von Knebel am 26. Dez. 1810 an ihren Bruder].



Abb. 2:
Erbherzogin Helene Paulowna von Mecklenburg-Schwerin,
geb. Großfürstin von Russland (1784–1803). Pastell von F. Wagener, 1803
(LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Helene Paulowna, Nr. 1)



Abb. 3:
Erbherzogin Caroline Luise von Mecklenburg-Schwerin, geb. von Sachsen-Weimar
(1786–1816). (LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Caroline Luise, Nr. 1)

schenfreundliche[n] Herzog[s]⁴²³ Friedrich Franz gilt dessen Volksnähe, auch wenn das landesväterliche Gebaren während der Sommerfrische in Doberan als Beleg dafür wenig überzeugt. Diesbezüglich muss gar nicht in Frage gestellt werden, dass der Fürst an der öffentlichen Tafel speiste bzw. überhaupt auf Exklusivität verzichtete, folglich auf eine weitgehende Nivellierung von Standesunterschieden bedacht war.²⁴ Doch welches Volk kurte in der Frühphase des ersten deutschen Seebades in demselben, das 1812 als „fürchterlich teuer“ und 1823 als „etwas teuer“ und deshalb als „nur für Reiche geeignet“ galt?²⁵ Volksnähe ergab sich schon eher während der Visite des Grabower Königsschießens²⁶ oder anderer Volksfeste. Friedrich Franz liebte sie und dabei insbesondere den Besuch des Rostocker Pfingstmarktes, den er nie versäumt haben soll.²⁷ Das mag mit zu den besonderen Sympathien der Rostocker gerade für diesen Regenten beigetragen haben. Karl von Stein teilte 1791 im Kontext erneut aufkeimender Unstimmigkeiten zwischen Landesherrschaft und Stadt mit, „der gemeine Mann liebt den Herzog,“ und „die Bürger und der gemeine Mann sind alle auf des Herzogs Seite, der Magistrat hält das Gegengewicht.“⁴²⁸

Volksnähe hätte sich, das sei nicht unterschlagen, ebenso während der Konzerte in Ludwigslust ergeben können, zu denen unter Friedrich dem Frommen noch „jede rechtlich gekleidete Mann- oder Weibsperson ohne Unterschied

²³ Joh. Christ. Friedr. WUNDEMANN: Meklenburg, in Hinsicht auf Kultur, Kunst und Geschmack, Tl. 1, Schwerin / Wismar 1800, S. 217, 248 und 253.

²⁴ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 81. – WUNDEMANN, Meklenburg (wie Anm. 23), S. 218, 252–253 und 261. – F[riedrich] L[udwig] RÖPER: Geschichten und Anekdoten von Dobberan in Mecklenburg. Nebst einer umständlichen Beschreibung der dortigen Seebadeanstalten, und einem Grundrisse von Dobberan. Zur Belehrung für Fremde und Curgäste, [Neustrelitz 1797] Doberan ²1808, S. 24–25. – [SCHÜTZE], Humoristische Reisen (wie Anm. 14), S. 55–57. – Die Reise eines Gesunden in die Seebäder Swinemünde, Putbus und Doberan, [Berlin 1823] ND Börgerende-Rethwisch [2005], S. 177–178, 184, 186 und 189–190. – W[altherr] DRESEN: Doberan und seine Umgebungen. Malerisch, geschichtlich und topographisch geschildert, Rostock 1834, S. 87–88 und 101–102. – RECKE (wie Anm. 12), S. 11. – SACHSE (wie Anm. 9), S. 23. – NIZZE (wie Anm. 10), S. 27.

²⁵ DÜNTZER (wie Anm. 22), Zitat S. 620 [Henriette von Knebel am 22. Juli 1812 an ihren Bruder]. – Die Reise (wie Anm. 24), S. 174 und 180–181, Zitat S. 180.

²⁶ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 160 [Karl von Stein am 8. Juli 1792 an seine Tante].

²⁷ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 255.

²⁸ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 121 [Karl von Stein am 15. April 1791 an seine Tante] und S. 144 [Karl von Stein am 25. Nov. 1791 an seinen Vater Josias von Stein]. Das besondere Verhältnis der Rostocker zu Friedrich Franz mag seine Begründung im Grundgesetzlichen neuen Erbvertrag von 1788 finden, dessen Abschluss in seine Regentschaft fiel, mit einem feierlichen Einzug des Herzogspaares – dem ersten eines Landesherrn seit 1755 – in die Stadt einhergehend und Jahrzehnte des Zwistes zwischen Landesherrschaft und Stadt ebenso beendete wie den seit 1760 bestehenden Universitätendualismus.

des Standes“ Zutritt gehabt haben soll,²⁹ während es 1800 hieß: „In den Konzerten auf dem Schlosse war das Arrangement so getroffen, daß wenige hingehen konnten, oder, wegen der (ganz eigtl.) Kolbenstöße des Militairs nicht hingehen mochten.“³⁰ Insofern ließe sich die Vermutung aufstellen, dass Friedrich Franz Gelegenheiten zum Bad in der Menge als Selbstbestätigung, aus einer grundsätzlichen Empfänglichkeit für schmeichlerische Huldigungen heraus suchte. Ein Beleg lässt sich jedoch nur dafür erbringen, dass Friedrich Franz sich im Unterschied zu dem von Lorenz Karsten erzeugten Eindruck durchaus ganz gern flattieren ließ. „Sonst,“ so Karl von Stein 1792, „mag er wohl mehr gefühlt haben, was Schmeichelei ist, allein es geht ihm damit wie den Damen mit dem Kaffee, sie trinken ihn zur Probe und endlich aus Gewohnheit.“³¹ Henriette von Knebel wiederum attestierte Friedrich Franz durch den Vergleich, „nach einer künstlich zugerichteten Sauce ein gutes Stück Rindfleisch zu sehen“, eine unverstellte Natürlichkeit. Er selbst verstand sich im Übrigen durchaus auf charmante Komplimentierungen, z.B. indem er Luise geb. von Hessen-Darmstadt (1757–1830) „immer dafür dankbar bleiben [würde], dass sie ihnen ihre Tochter [Caroline Louise geb. von Sachsen-Weimar – d. Verf.] überlassen hätte.“ Das wiederum wertete Henriette von Knebel weniger als Charme denn als „allenfalls die biegsame und rechte Konsistenz, die sich um den Finger wickeln lässt.“³² Ob Ludwig von Hirschfeld in diese Richtung dachte, als er Friedrich Franz ein „elastisches Temperament“ nachsagte,³³ sei dahingestellt.

Die landesherrliche Popularität speiste sich schließlich wohl auch aus einem launigen Pragmatismus, einer gewissen Unkonventionalität im Handeln. Als Erbherzog Friedrich Franz und Louise von Mecklenburg-Schwerin (1756–1808) Anfang 1783 das Thronfolgerpaar in Rudolstadt – die Erbherzogin war die Schwester der mit Friedrich Karl von Schwarzburg-Rudolstadt (1736 / 1790–1793) verheirateten Auguste Louise Friederike geb. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1752–1805) – besuchte, ließ Friedrich Franz nach der abendlichen Tafel Tambours und Oboisten im Schlosshof für einige Zapfenstreiche antreten. Damit nicht genug, zwei Tage später wiederholte sich das

²⁹ Franziska SEILS: Kirchenmusik unter Herzog Friedrich dem Frommen: Die Ludwigsluster Choralkantaten, in: Karl HELLER, Hartmut MÖLLER, Andreas WACZKAT (Hg.): Musik in Mecklenburg. Beiträge eines Kolloquiums zur mecklenburgischen Musikgeschichte, Hildesheim u.a. 2000 (Studien und Materialien zur Musikwissenschaft 21), S. 315–326, hier S. 316 nach Franziska SEILS: Das geistliche Vokalwerk Johann Wilhelm Hertels (1727–1789) – ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Diss. phil. Rostock 1991, S. 32.

³⁰ Dieter KLETT: Auszug in die Idylle. Die Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle in Ludwigslust, in: HELLER/MÖLLER/WACZKAT (wie Anm. 29), S. 299–313, hier S. 300 nach Allgemeine musikalische Zeitung 2, 1799/1800, Sp. 858.

³¹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 147 [Karl von Stein am 9. Jan. 1792 an seinen Bruder Fritz von Stein].

³² DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 485 [Henriette von Knebel am 18. Sept. 1810 an ihren Bruder].

³³ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 37.

Spiel.³⁴ Ähnlich unbeschwert agierte Friedrich Franz einige Jahre darauf in Ludwigslust, als zum Geburtstag der Herzogin „ein gewaltiges Regenwetter“ zwar das Feuerwerk und die Illumination der Kaskade vor dem Schloss verdarb, aber den Herzog nicht davon abhalten konnte, „seiner Gemahlin noch nach elf eine Serenade von drei Korps Musikanten zu bringen, um der Serinissimae Ohren noch im Schlaf zu ergötzen, wobei wir abermals tüchtig naß geworden.“³⁵ Dazu sei angemerkt, dass schweres Wetter Friedrich Franz grundsätzlich keine Probleme bereitete. Während eines heftigen Sturms in Redefin wollte er gemeinsam mit einigen anderen Herren „nun auch probieren, wie es in freier Luft wär. Sie gingen also im Dunkeln die Hintertür hinaus. Es bekam ihnen aber nicht gut, denn der Herzog fiel mit einem Fuß in die Gosse.“³⁶ Diese Begegnung war nicht die letzte ihrer Art, wie Sophie von Campenhausen zu berichten wusste: „Neulich während des Diners benachrichtigte man den Herzog, daß in einem Dorfe, drei Meilen von hier, Feuer ausgebrochen sei. Sogleich ließ er sein Pferd satteln und [...] ritt er in gestrecktem Galopp nach dem brennenden Ort, um die Rettungsarbeiten zu leiten. [...] Der Herzog hatte bei seinem tollen Ritt einen Unfall gehabt. Er war kurz vor dem Dorfe gestürzt hatte sich aber glücklicher Weise nicht verletzt. Nur ein kaltes Bad hatte er in dem Graben genommen, über den er hinweg setzen wollte. Obwohl bis auf die Haut durchnässt, ließ er sich durch keine Vorstellungen bewegen, [...] Kleider zu wechseln. Er wollte sich nicht aufhalten, um so schnell als möglich an der Unglücksstätte zu sein. Dort angelangt, leitete er mehrere Stunden hindurch mit großer Umsicht die Rettungsanstalten [...] und trug selbst mehrere Kinder aus den brennenden Häusern. Es gelang ihm auch, durch seine Anordnungen viel Vieh zu retten, das sonst unfehlbar umgekommen wäre.“³⁷

Ähnlich unkonventionell bzw. unstandesgemäß wie dieses Handeln war, dass Friedrich Franz alle möglichen Dinge in Gegenwart Dritter selbst ausführte bzw. ausprobierte. So begann er am 2. Januar 1783 mit Carl Eugen von Württemberg (1728/1737–1793) morgens 8.00 Uhr den Hohenasperg bei Stuttgart zu besteigen,³⁸ fuhr Pferdeschlitten und Schaluppen³⁹ oder „eine Ge-

³⁴ Horst FLEISCHER: Vom Leben in der Residenz Rudolstadt 1646–1816, Rudolstadt 1996, S. 204.

³⁵ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 79 [Karl von Stein am 24. Aug. 1790 an seine Tante].

³⁶ Ebd., S. 171 [Karl von Stein am 14. Dez. 1792 an seine Mutter].

³⁷ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 243–244 [29. März 1800].

³⁸ A. OSTERBERG (Hg.): Tagbuch der Gräfin Franziska von Hohenheim späteren Herzogin von Württemberg, [Stuttgart 1913] Reutlingen 1981, S. 202 [2. Jan. 1783].

³⁹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 147 [Karl von Stein am 17. Jan. 1792 an seinen Bruder]. – Henriette von Knebel notierte, „der Herzog fuhr uns auf einer Schaluppe auf die See“ bzw. „fuhr uns zu guter Letzt auf seiner kleinen Schaluppe.“ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 623 und 626 [Henriette von Knebel am 29. Juli / 12. Aug. 1812 an ihren Bruder]. Die Schaluppe, die 14 Personen fasste, lag auf Reede und konnte von Land nur mit einem kleineren Fahrzeug erreicht werden. Ebd., S. 625 [Henriette von Knebel am 12. Aug. 1812 an ihren Bruder]. Es bleibt allerdings offen, ob der Herzog hier in irgendeiner Weise selbst Hand anlegte.

sellschaft auf einer Art Wurstwagen, dessen man sich in Rußland bedient und welcher eine Droschke heißt. Es war für mich auch ein kleiner Platz darauf,“ so Karl von Stein, „welcher mir aber etwas Angst verursachte, weil so ein Wagen sehr leicht umschmeißt und der Herzog in den Spaziergängen im Park so oft und geschwind umwendete, daß wir wirklich an einem Baum einen Baum von der Klufthdeichsel zerbrachen. [...] Der Herzog fährt sonst recht gut.“⁴⁰ Derlei hatte der Leibarzt Königin Luises von Preußen (1776–1810) vielleicht vor Augen, als er Friedrich Franz in seinem Tagebuch als „turbulente[n] Herzog“ charakterisierte.⁴¹

Der leutselige Humorist

Das Friedrich Franz anhaftende Image „heitere[r] Gemütsart“ und „leutselige[n] Wesen[s]“,⁴² das ihm selbst seine eine völlig konträre Lebensauffassung verfolgende Schwiegertochter Auguste (1776–1871) attestierte,⁴³ resultierte sicher aus einem bisweilen eigenen Humor. Nach Sophie von Campenhausens Ansicht war er „wirklich voll drolliger Einfälle und kann eine ganze Gesellschaft unterhalten“,⁴⁴ was eine von Karl von Stein mitgeteilte Begebenheit zu belegen scheint. Neujahr 1788 beschenkte der Herzog seine Gemahlin Louise und seine Tante Ulrike (1723–1813), „der einen einen hölzernen Mann, der andern eine Frau [...], welche große Kasten hatten unten mit Schiebers. [...] Sie machten sie mit vieler Neugier auf, weil sie schöne decouverten in den Kastens vermuteten, doch fanden sie nichts drinn als eine kleinere Figur die s.v. [salva venia: mit Verlaub – d. Verf.] den bloßen Popo herzeigte. Die armen Figuren wurden augenblicklich von ihren Augen verwiesen.“⁴⁵ Ob dem von Ludwig von Hirschfeld über solche saloppen Taktlosigkeiten des Regenten gefällte Urteil, dass „seine Scherze nicht verletzend [waren]“,⁴⁶ zugestimmt werden kann, wird sich im Folgenden zeigen.

⁴⁰ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 71 [Karl von Stein am 4. Aug. 1790 an seine Tante].

⁴¹ G. EGELHAAF: Briefe der Königin Luise, in: Vom Fels zum Meer. Spemann's illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus 9, 1889, 1, Sp. 289–327, hier Sp. 323 [14. Sept. 1803].

⁴² HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 37 und 79.

⁴³ René WIESE: Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg (1776–1871) zwischen Bad Homburg, Rudolstadt und Ludwigslust, in: MJB 123, 2008, S. 177–198, hier S. 192. Siehe zu den konträren Lebensauffassungen des diesseitsgewandten Regenten und seiner pietistischen Schwiegertochter auch DERS.: Orientierung in der Moderne. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg in seiner Zeit, Schwerin 2005 (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns 8), S. 22.

⁴⁴ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 237 [9. März 1800]. Siehe auch ebd., S. 225 [22. Febr. 1800].

⁴⁵ Ludwig RÖHMANN (Hg.): Briefe an Fritz von Stein, Leipzig 1907, S. 15 [Karl von Stein am 3. Jan. 1788 an seinen Bruder].

⁴⁶ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 79.

Während bei Johann Christian Koppe von einer „erheiternde[n] Jovialität“ des Herzogs die Rede ist, „die sich immer gleich ist und die kein zurückstoßender Spleen zu verscheuchen vermag“,⁴⁷ führte Ludwig von Hirschfeld über Friedrich Franz aus, dass „der heitere Humor, welcher den Grundzug seines Wesens bildete, mehr zum Derbkomischen [neigte].“⁴⁸ Bei Ernst Boll wiederum heißt es im Rückgriff auf einen den Regenten „genauer“ gekannt habenden „Jemand“, dass „die Heftigkeit seines Temperaments ihn wohl zuweilen zu einer Ungerechtigkeit und Härte hin[riß]“, die er später aber wiedergutmachte.⁴⁹ Karl von Stein hätte wohl zugestimmt, denn „eine vortreffliche Eigenschaft des Herzogs ist, daß er Leuten, die ihn recht empfindlich beleidigen, das meiste Gute tut. Freilich vergißt er dagegen oft, andre zu belohnen, die es mehr verdient haben.“⁵⁰ Unter letztere zählte er ohne Zweifel sich selbst, denn schon früher klagte er, dass Friedrich Franz „bei Tausenden auf die Straße wirft und uns auf jahrelange Bitte nicht den hundertsten Teil gibt von dem, was ein Blick mancher Personen in einer Minute erlangt.“⁵¹ Im sechsten Dienstjahr des Kammerjunkers führte Friedrich Franz dann, in einer ihm wohl eigenen Art und Weise ohne jegliche Etikette, die seit längerem erhoffte Änderung herbei: „Kurz vor der Tafel brachte mir der Herzog einen alten Hausschlüssel in Ermangelung des goldnen oder verguldeten.“ Da es um den sogenannten Kammerherrenschlüssel ging, ward der Kammerjunker auf diese Weise zum Kammerherrn befördert.⁵²

Für sich genommen scheint es sich bei den drei vorerwähnten Ansichten lediglich um nuancierende Relativierungen zu handeln, im Kontext jedoch um alles andere als harmlose Leutseligkeit. Offenbar pflegte Friedrich Franz, teilweise im Rückgriff auf latent vorhandene Klischees und Vorurteile, sehr wohl Heiterkeit auf Kosten Dritter auszulösen und dabei kränkend zu wirken. Während möglicherweise diese Züge Henriette von Knebel zu der Aussage veranlassten, Friedrich Franz sei „ein sonst roher Mensch“,⁵³ äußerte Sophie von Campenhausen über die herzogliche Liebenswürdigkeit, Heiterkeit und Unbefangenheit vornehm zurückhaltend, letzteres sei Friedrich Franz „manchmal etwas zu sehr, [...] Das freie Benehmen würde ihm noch besser stehen, wenn er nicht manchmal zu weit darin ginge; denn die Ungezwungenheit sei-

⁴⁷ [KOPPE], *Sonntags-Leben* (wie Anm. 13), S. 19.

⁴⁸ HIRSCHFELD, *Friedrich Franz II.* (wie Anm. 7), S. 79. Siehe auch DERS., *Aus dem Tagebuch* (wie Anm. 20), S. 223.

⁴⁹ BOLL (wie Anm. 9), S. 387.

⁵⁰ FLEISCHER, *Vertrauliche Mitteilungen* (wie Anm. 11), S. 149–150 [Karl von Stein am 8./9. Febr. 1792 an seine Mutter].

⁵¹ Ebd., S. 101 [Karl von Stein am 11. Dez. 1790 an seine Tante].

⁵² Ebd., S. 171 [Karl von Stein am 14. Dez. 1792 an seine Mutter]. Siehe auch ebd., S. 106 [Karl von Stein am 21. Jan. 1791 an seine Tante].

⁵³ Lily von GIZYCKI: *Eine weimarische Fürstentochter*, in: DIES.: *Deutsche Fürstinnen*, Berlin 1893, S. 1–117, hier S. 55 [Henriette von Knebel am 13. Okt. 1810 an ihren Bruder].

ner Unterhaltung kann etwas Verletzendes haben.“ Und etwas später seufzte sie, „wenn er nur in der Unterhaltung etwas maßvoller sein und nicht alles gleich aussprechen wollte, was ihm durch den Kopf geht!“ Einen Beleg dafür lieferte sie wenig später mit der Schilderung einer angeregten Tischkonversation, in der sich Friedrich Franz ihrem Gesprächspartner mit den Worten zuwandte, „ihre Nachbarin ist eine Gelehrte, [...] Reden Sie sie lateinisch an, und sie wird Ihnen geläufig antworten. Auch im Griechischen dürfte sie bewandert sein. Nebenbei ist sie eine Zauberin, die den Leuten die Köpfe verdreht.“ Die ebenso gescheite wie charmante Reaktion Friedrich Leopolds Graf zu Stolberg (1750–1819), um den es sich handelte, ließ Friedrich Franz für den Moment verstummen, aber „seitdem kann er nicht an mir vorübergehen, ohne mit einem mitleidigen Kopfschütteln zu seufzen: ‘Armer Stolberg.’“⁵⁴

Von den „etwas freieren Sitten“ bei einem insgesamt aber „sehr hübsche[n] und anständige[n] Ton“ in der Gesellschaft am Ludwigscluster Hof sprach Henriette von Knebel mit offenbar sehr positiven Empfindungen: „Sie alle sind nicht so maulfaul wie in Weimar, sondern sprechen mit Freiheit. Auch sind sie nicht dumm und unwissend, jedoch [...] haben sie doch einen Jargon für sich, worin andre nicht eingehen können. [...] Es wird, auch bei Tafel am Sonntag, [...] nicht nur laut und frei gesprochen, sondern auch viel gelacht. Diese Konvenienz, gleich mit freundlichen Gesichtern einzutreten, ist gar nicht übel, und ist mir fast lieber als das Feierliche und Ernste, wohinter doch auch nicht immer viel steckt.“ Es tat ihr jedenfalls gut, „daß ich gar keine Spur von dem kleinen Neid und Jalousie finde, der mich in Weimar oft inkommodirt hat“, und überhaupt muss der Vergleich ihres bisherigen mit ihrem neuen Lebensumfeld sehr zugunsten des letzteren ausgefallen sein: „So gefällt mir auch die vertrauliche Art und Sprache und die Liebe und Achtung, mit denen der Herzog sowohl als der Erbprinz [Friedrich Ludwig – d. Verf.] mit ihren Leuten umgehen, außerordentlich. Auch keine Spur von Mißgunst oder knechtischer Unterwürfigkeit ist hier anzutreffen. Bei Tafel ist man nicht stumm, und der Generalsuperintendent wie der jüngste Lieutenant sagen ihre Meinung mit eben so viel Freiheit als Anstand und Schicklichkeit.“⁵⁵

Wo Licht ist, fällt auch Schatten, so dass Karl von Stein im Unterschied zu Henriette von Knebel und deutlicher als Sophie von Campenhausen

⁵⁴ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 225, 237 und 239 [22. Febr. / 9./12. März 1800]. Die erwähnte Erwiderung lautete wie folgt: „Wenn man so liebenswürdig ist, wie das gnädige Fräulein, ist es verzeihlich, gelehrt zu sein. Gelehrte Frauen flößen meistens Furcht ein und seltener ein angenehmes Gefühl. Umso anziehender sind die Ausnahmen.“ – Ebd., S. 238 [10. März 1800] bezog sich Sophie von Campenhausen auf den „bekannte[n] Dichter“ Graf Stolberg, so dass es sich um den oben Genannten gehandelt haben dürfte.

⁵⁵ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 483, 492, 493, 508–509 [Henriette von Knebel am 14. Sept. / 2./3. Okt. / 26. Dez. 1810 an ihren Bruder]. Das Amt des Generalsuperintendenten gab es in Mecklenburg nicht. Freundlicher Hinweis von Dr. René Wiese (LHAS).



Abb. 4:
Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (1778–1819).
Stich von Ch. Graf nach G. Lenthe, 1815 (LHAS, 13.1-3, Gen. XXI,
Friedrich Ludwig, Nr. 4)

klagte, es würden am Ludwigscluster Hof statt Gnadenbezeugungen „Späße über Späße über immer eben und dasselbe Sujet“ ausgeteilt.⁵⁶ Hier mag noch eine tiefe Frustration des Kammerjunkers, die aus einer Zurücksetzung bzw. der erhofften und noch nicht gewährten Rangerhöhung resultierte, als Ursache der Bitterkeit angesehen werden. Doch „dieser alltägliche Spaß kommt nun immer in verschiedenen Formen in die Welt,“ z.B. „esse ich zu wenig, so heißt: ‘Ja, die Sachsen essen nichts wie Kuchen und Brei, und die armen Leute müssen sich da mit einer Gurke die Woche behelfen.’ Trinke ich keinen Wein, so bemerkt er, daß man in Sachsen nur alle Vierteljahr ein Glas Wein zu trinken bekommt.“⁵⁷ Wie zur Bestätigung heißt es bei anderer Gelegenheit, „der ewige discours ist, die Sachsen haben diesen, die Sachsen haben jenen Fehler. Bald habe ich einen lahmen Arm, bald eine lahme Zunge, welche er nachmachen will, kurz er ärgert mich im eigentlichen Verstande.“⁵⁸ Gewiss war der Einwand nicht ganz unberechtigt, diese „unedle Art von Ausländern [zu] denk[en]“ passe nicht recht zu dem Umstand, „daß fast alle Mecklenburger Edelleute Brot und Ehre in auswärtigen Ländern suchen müssen.“⁵⁹ Zwischen diesen und denjenigen jungen Hofcharen, die ihr Vaterland nicht verlassen hatten, stellte Sophie von Campenhausen übrigens später erhebliche Unterschiede fest – „erstere bringen eine Menge von Kenntnissen und eine Sicherheit in den Umgangsformen von den Reisen mit, sind aber gar nicht eingebildet darauf und dünken sich nichts besseres zu sein, als ihre andern Landsleute.“⁶⁰

Ebenso wenig wie der Umstand der auswärtigen Verdingung junger mecklenburgischer Adliger passten die zahlreichen Thüringer in der eigenen Linie zum herzoglichen Sachsenspott. Es ließe sich bei der Herzogin-Mutter Charlotte Sophie von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1731–1810) beginnen, sodann mit der 1775 gehehllichten Louise von Sachsen-Gotha-Altenburg und später mit Caroline Louise von Sachsen-Weimar-Eisenach als zweiter Frau des Erbprinzen Friedrich Ludwig, „die das Freundschaftsverhältniß der beiderseitigen Höfe noch enger“ knüpfte,⁶¹ fortsetzen. Und das Ende war mit August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772 / 1804–1822) noch lange nicht erreicht, der 1797 die zunächst mit dem Schwedenkönig Gustav IV. Adolf (1778 / 1792–1837) verlobte Herzogstochter Luise Charlotte (1779–1801) heiratete und somit herzoglicher Schwiegersohn

⁵⁶ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 101 [Karl von Stein am 11. Dez. 1790 an seine Mutter].

⁵⁷ Ebd., S. 129 [Karl von Stein am 1./15. Aug. 1791 an seine Tante].

⁵⁸ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 29 [Karl von Stein am 8. Aug. 1790 an seinen Bruder].

⁵⁹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 129 [Karl von Stein am 1./15. Aug. 1791 an seine Tante].

⁶⁰ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 249 [14. Mai 1800].

⁶¹ Heinrich FRAN[C]KE: Ueber die historische Bedeutung der funfzigjährigen Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, in: Almanach (wie Anm. 6), S. 1–67, hier S. 50 [auch als Separatdruck erschienen Wismar 1837].

wurde.⁶² Denn aus all' diesen Ehebindnissen erwachsen neue Familienverbindungen und Verschwägerungen mit den Thüringern. Umgekehrt, die Anmerkung sei erlaubt, hatte die Thüringer Verwandtschaft auch so ihre Probleme mit ausländischen und namentlich den mecklenburgischen Fürstenfamilien, wie ein etwas kryptisch anmutendes Briefzitat vom Schwarzburg-Rudolstädter Hof verdeutlicht: „Am hiesigen Hofe sind die Parthieen der Prinzessinnen von Mecklenburg sehr zuwider, [...] mag es Ursache des Neides sein, weil die Prinzessinnen von Mecklenburg reißend abgehen und mit der Prinzessin von Rudolstadt will es mit dem Erbprinzen von Gotha gar nicht rücken.“⁶³ Und im Umfeld der Eheschließung Friedrich Ludwigs mit Caroline Louise von Sachsen-Weimar (1756–1808) wurden die neuen Verwandten am Musenhof nur „unsre Vandalen“ geheißen.⁶⁴

⁶² Ludwig von HIRSCHFELD: Eine fürstliche Entlobung im vorigen Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen, in: DERS., Von einem deutschen Fürstenhofe, Bd. 1 (wie Anm. 20), S. 3–68. Siehe auch Ute DÄBERITZ: Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg – ein fürstlicher Sonderling mit Kunstsinn und modischem Geschmack, in: Marina MORITZ (Hg.): Feine Leute. Mode und Luxus zur Zeit des Empire, Erfurt 2008 (Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt 28), S. 206–217. – Es ist zu ergänzen, dass Friedrich Franz und sein Hof mit dem Schwedenkönig, wie sich unschwer nachvollziehen lässt, nicht mehr warm wurden. Als Gustav IV. Adolph Ende 1805 seine Durchreise nach Wismar ankündigte, bezeichnete Johann Caspar von Boddien diese Nachricht als „Hiobs Post“, wenig später stöhnte er, „wann ehe wird uns dieser Königliche Unhold doch ein Mal in Ruhe lassen!“ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 64 und 70 [6./22. Dez. 1805]. Siehe auch ebd., S. 85–86 [12. Juli 1806].

⁶³ E. von STOCMEIER: Aus vergangenen Tagen. I. Bilder aus dem Gemeinde- und Bürgerleben kleiner Städte und II. aus dem Militär- und Hofleben kleiner Staaten, in: Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningsische Geschichte und Landeskunde 69, 1914, S. 3–35, hier S. 26. Gemeint waren zunächst Wilhelmine Friederike Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt (1774–1854) und ihre Schwester Louise (1775–1808). Letztere heiratete am 10. April 1796 Ernst Konstantin von Hessen-Philippstal (1771–1849), erstere am 23. Juli 1799 Günther Friedrich Carl I. von Schwarzburg-Sondershausen (1760–1837). Ebd., S. 25 bzw. freundliche Mitteilung der Hochzeitsdaten von Katrin Beger (Staatsarchiv Rudolstadt). Die mecklenburgischen Prinzessinnen dieser Generation waren Charlotte (1769–1818), Therese (1773–1839), Luise (1776–1810) und Friederike von Mecklenburg-Strelitz (1778–1841) sowie Louise Charlotte (1789–1801) und Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin (1784–1840). Die beiden erstgenannten heirateten 1785 bzw. 1789, die beiden letztgenannten 1797 bzw. 1806. Insofern bezog sich die Aussage wohl auf Luise und Friederike, die sich am 24. April 1793 mit Friedrich Wilhelm und Friedrich Ludwig von Preußen verlobten und während der Weihnachtstage des Jahres heirateten.

⁶⁴ GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 65, 89, 96 [Henriette von Knebel am 12. April 1811 / 20. Nov. 1812 / 9. Febr. 1813 an Charlotte von Schiller], S. 68, 75, 82, 89 [Caroline Louise am 21. Juni / 29. Nov. 1811 / 15. Juli / 6. Nov. 1812 an Charlotte von Schiller], S. 46 und 57. Während hier zumeist auf den Dichter Kuno von der Kettenburg (1755–1813) angespielt wurde, finden sich allgemeinere Bezugnahmen bei DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 407 (Zitat), 409, 453, 498, 513 [Henriette von Knebel am 27. Jan. / 3. Febr. / 26. Mai / 23. Okt. 1810 / 6. Jan. 1811 an ihren Bruder] und S. 454 [Karl Ludwig von Knebel am 29. Mai 1810 an seine Schwester]. Explizit „keine Vandalen“ waren der Minister bzw. das Ehepaar von Plessen. GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 54. Über sie zeigte sich auch Henriette von Knebel voll des Lobes. DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 490, 532, 573, 620 [Henriette von Knebel am 1. Okt. 1810 / 19. April / 23. Okt. 1811 / 22. Juli 1812 an ihren Bruder].

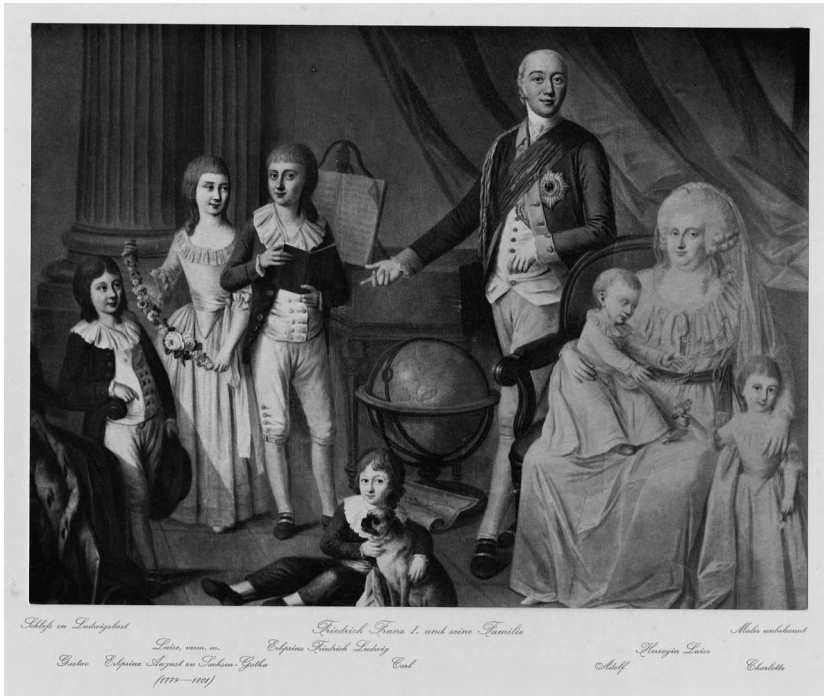


Abb. 5:
 Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin im Kreise seiner Familie.
 Autotypie, um 1786 (LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 26)

Auf Friedrich Franz jedenfalls dürften weder die eingewandte unedle Denkweise noch die familiären Beziehungen Eindruck gemacht haben. „Es scheinen die Sachsen die einzigen Ausländer zu sein, gegen welche den Mecklenburgern eine Art Widerwillen angeboren ist“,⁶⁵ so dass der Herzog diesbezüglich im wahrsten Sinne des Wortes keine Verwandten kannte – im Gegenteil: War „sein treffender Witz gegen Untergebene meist harmlos“, so war derselbe „gegen seine nächsten Angehörigen aber zuweilen verletzend.“⁶⁶ So machte es Friedrich Franz nichts aus, in Gegenwart seiner Mutter „bei Tafel wieder auf Sachsen“ loszuziehen und zu behaupteten, „daß alle Sachsen Jesuiten wären wie ich“, Karl von Stein. Überhaupt lasse „das Patriotische der

⁶⁵ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 140 [Karl von Stein am 30. Okt. 1791 an seine Mutter].

⁶⁶ BOLL (wie Anm. 9), S. 387.

Mecklenburger“ selbst die Herzogin „nicht unverschont, und sie ist von seiten des Herzogs an bis auf den geringsten Edelmann vielfältigen Bemerkungen unterworfen.“⁶⁷ Dabei handelte es sich gleichsam um einen Volks- bzw. höfischen Sport, denn „es ist aber einmal die verzeihliche Gewohnheit der Mecklenburger, alles in ihrem Lande besser zu finden als in Sachsen und sich dessen bei jeder Gelegenheit zu rühmen.“⁶⁸ Insofern nimmt es wenig Wunder, dass sich Karl von Stein schließlich am Gebaren seines Zimmergenossen stieß, der „immer ums dritte Wort Sachsens Vorzüge vor Mecklenburg erheben will“ – das sei „nicht allein sehr unhöflich, sondern da die Mecklenburger sehr gegen Ausländer sind, so wirft er als mein Landsmann ein sehr trauriges Licht auf mich und mein Vaterland.“⁶⁹

Überhaupt schien Friedrich Franz ein Gespür für bzw. eine Neigung zu Running gags der vorbeschriebenen Art gehabt zu haben. Sophie von Campenhausen schilderte, dass der Herzog – und letztlich auch Erbprinz Friedrich Ludwig – sie wieder und wieder mit der Verliebtheit des Kammerherrn Leopold Hartwig Engelke von Plessen öffentlich aufzog und ihr diesbezüglich schließlich eine Wette antrug: „Er sei ganz sicher, daß ich nicht mehr nach Rußland zurückkehre, [...] ‘weil Sie [...] nicht die Veranlassung zu einem Selbstmorde geben wollen. Ihre Abreise würde für mich ein großes Unglück sein, da sie Lord Johns’ – so nennt er nämlich immer Plessen – ‘das Leben kosten würde, und Sie werden nicht leichten Sinns den Tod eines meiner Cavaliere verschulden wollen.’ So geht es fast jeden Tag. Was soll man nun auf solche Scherze antworten?“ Da am 24. Mai 1802 beider Hochzeit stattfand, gewann Friedrich Franz die Wette und Sophie von Plessen wird zur Einlösung des Wetteinsatzes wohl ein Paar Stirnbänder für die herzoglichen Pferde gestickt haben.⁷⁰

Der bodenständige Patriot

Der von Friedrich Franz und seiner Umgebung an den Tag gelegte Patriotismus der zuvor zum Ausdruck gekommenen Art kontrastiert auffallend mit einer Art Sich-Selbst-Genügsamkeit des Ludwigsluster Hofes, die aber als durchaus angenehm empfunden werden konnte: „Die Leute,“ so Henriette von Knebel, „arbeiten sich hier mehr aus dem Kern heraus und suchen ihr Glück nicht ganz so von andern, wie bei uns. Gut ist noch, daß der Boden hier und da sandig ist, sonst möchten sie selbst etwas zu schwer werden.“⁷¹

⁶⁷ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 135 und 139 [Karl von Stein am 21. Sept. / 30. Okt. 1791 an seine Mutter].

⁶⁸ Ebd., S. 182 [Karl von Stein am 9. Febr. 1793 an seine Mutter].

⁶⁹ Ebd., S. 100 [Karl von Stein am 7. Dez. 1790 an seine Mutter].

⁷⁰ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 233–234, 244 und Zitat S. 251 [28. Febr. / 2. April / 27. Mai 1800]. Siehe auch ebd., S. 268–270.

⁷¹ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 489 [Henriette von Knebel am 1. Okt. 1810 an ihren Bruder].

Die Selbstgenügsamkeit des Ludwigs-luster Hofes schloss sein Oberhaupt ein, denn „Reisen ins Ausland waren nicht nach seinem Geschmack.“ Die Feststellung eines Sachverhaltes ist das Eine, seine Begründung das Andere, das in diesem Fall freilich nur bedingt bzw. nicht für die gesamte Regentschaft trägt: „Zweimal hatte er dem andrängenden Feinde weichend Mecklenburg verlassen und längere Zeit außerhalb seiner Grenzen weilen müssen.“⁷² Ohne Zweifel waren insbesondere die Tage, Wochen und Monate in Altona qualvoll und belastend – diesbezüglich schrieb Karl von Stein seinem Bruder 1807, „der Herzog soll es sich natürlich zu Gemüthe ziehen und recht alt geworden sein.“⁷³ Doch dass Friedrich Franz für „Reisen ins Ausland [...] überhaupt wenig Neigung hatte“⁷⁴ (eher eine durchaus verständliche Abneigung rücksichtlich anfallender Kosten, auf grundlosen Wegen zu ertragender Strapazen und fehlenden Komforts der für Übernachtungen mehr oder weniger zwangsweise aufzusuchenden Poststationen), suggeriert ein bevorzugtes Verweilen auf heimischer Erde auch vor der Altonaer Exilerfahrung. Das scheinen die – allerdings unvollständigen und damit unzuverlässigen – mecklenburg-schwerinschen Annalen zu bestätigen, während Herzog und Herzogin vor 1807 tatsächlich beinahe jährlich und damit gar nicht so selten verreisten. Allerdings können sie hinsichtlich Frequenz, Zielen und wohl auch Dauer einem Vergleich etwa mit Carl Eugen von Württemberg nicht standhalten.⁷⁵

1781 besuchte der Erbherzog Friedrich Franz mit Sicherheit Berlin und Leipzig, 1782 bekam das erbherzogliche Paar die Mittel für die geplante Sommerreise angewiesen,⁷⁶ und nach einer ausgedehnten Westeuropatour – ein Zeitgenosse sprach von „mehrere[n] Reisen nach Holland, Frankreich, England u.s.w.“ – nutzten Friedrich Franz und Louise bei der Rückreise gleich die Gelegenheit zu Besuchen der Höfe in Stuttgart, Ansbach, Coburg und Schleiz sowie der Rudolstädter Verwandtschaft.⁷⁷ 1785, wenige Monate nach Übernahme der Regentschaft, be-

⁷² HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 7. Neben dem Altonaer Exil 1807 wird hier auf „wenige Wochen“ im Jahre 1813 reflektiert. Ebd., S. 15. Real handelte es sich nur um wenige Tage. Siehe Anm. 245.

⁷³ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 135 [Karl von Stein am 29. März 1807 an seinen Bruder].

⁷⁴ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 81–82.

⁷⁵ Robert UHLAND: Die Reisetagebücher Herzog Carl Eugens, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 28, 1969, S. 196–212, hier S. 196–197 und 201–203.

⁷⁶ LHAS, 2.12-1/7 Reisen fürstlicher Personen (1451–1896), Nr. 338: Quittungen über die Prinz Friedrich Franz zur Verfügung gestellten Reisegelder (1781). – Ebd., Nr. 339: Gelder für die Sommerreise des Prinzen Friedrich Franz und seiner Gemahlin Louise (1782).

⁷⁷ VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 117 (Zitat). Auch FRAN[C]KE (wie Anm. 61), S. 15 vermittelt das Bild eines reisefreudigen, bildungshungrigen Regenten. – LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 340: Tagebuch [des Cavaliers de Suite Brandenstein] über die Reise des Prinzen Friedrich Franz nach Holland, London und Frankreich (Aug.–Dez. 1782); vermutlich auch ebd., Nr. 343: Reisekostenberechnung nach Frankfurt, Spa, Amsterdam, Utrecht, Brüssel, Calais und London (o. J.); ebd., 2.26-1 Großherzogliches Kabinett I (1763–1918/20), Nr. 4280: Reise in die Niederlande, nach London, Paris und Frankfurt (1782). – Siehe auch FLEISCHER, Vom Leben (wie Anm. 34), S. 203 sowie zum Besuch in Stuttgart OSTERBERG (wie Anm. 38), S. 199–202 [26. Dez. 1782 – 2. Jan. 1783].



Abb. 6:
Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin. Stich von B.H. Bendix, 1799,
nach D. Bosse, 1796 (LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 5)



Abb. 7:

Herzogin Louise von Mecklenburg-Schwerin, geb. von Sachsen-Gotha (1756–1808).
 Stich von B.H. Bendix, 1799, nach D. Possi, 1796 (LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Louise, Nr. 1)

gab sich das Herzogspaar für gut zwei Wochen nach Neubrandenburg,⁷⁸ 1786–1789 nach Pymont, im erstgenannten Jahr offenbar mit einem Abstecher nach Stuttgart und 1787 ebenso wie 1789 sowohl nach Berlin als auch nach Neubrandenburg.⁷⁹ Die 1790 nach Pymont geplante Reise brach Friedrich Franz in Hamburg ab,⁸⁰ so dass das Regentenpaar gemeinsam erst wieder 1793 in Nenndorf und 1797 in Karlsbad kurte⁸¹ bzw. erst wieder 1798 zusammen verreiste – nach Breslau und Gotha,⁸² wo die Tochter Louise Charlotte seit dem Vorjahr mit August von Sachsen-Gotha-Altenburg verheiratet war. Während die Herzogin allein zwischenzeitlich der Kur dienende Reisen unternahm, die sie 1794 auch zu ihrer Namensvetterin Louise von Anhalt-Dessau (1750–1811) führten,⁸³ begab sich

⁷⁸ Mecklenburgische Annalen oder allgemeine Denkwürdigkeiten des Jahres 1785, in: Herzoglich mecklenburg-schwerinscher Staatskalender T. 2, Schwerin 1786, S. 72. Erst seit diesem Jahr beinhaltet der Staatskalender in Anknüpfung an die 1779 letztmals mitgeteilten Patentverordnungen wieder die Annalen.

⁷⁹ Annalen 1787, S. 151. Siehe für Stuttgart OSTERBERG (wie Anm. 38), S. 381–382 [25.–31. Aug. 1786]. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4301: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Pymont (1786). – Ebd., Nr. 4496–4497: Reisen und Reiserechnungen der Herzogin in die Schweiz und nach Pymont (1786 / 1792). – Ebd., Nr. 4302: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Berlin, Pymont, Braunschweig und Neubrandenburg (1787). – Ebd., Nr. 4304: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Rostock und Pymont (1788). – Ebd., 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 344: Einnahmen und Ausgaben der Reise des Herzogs Friedrich Franz I. von Pymont nach Ludwigslust (1788). – Ebd., 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4498–4499: Rechnungen der Reise der Herzogin nach Pymont (1787/88). – Ebd., Nr. 4500: Rechnungen der Reise der Herzogin nach Berlin und Pymont (1789). – Ebd., 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 345: Reisen des Herzogs Friedrich Franz I. im Mai nach Berlin und im Sept. nach Ivenack und Neubrandenburg (1789).

⁸⁰ LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4305: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Rostock und Hamburg (1790). Siehe für Pymont als eigentliches Reiseziel FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 68 [Karl von Stein am 24. Juli 1790 an seine Tante]. Siehe für Hamburg auch Annalen 1790, S. 151.

⁸¹ LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 344/1. – Ebd., 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4290: Reise des Herzogs nach Nenndorf (1793). – Ebd., Nr. 4505: Reiserechnung der Herzogin nach Nenndorf und Pymont (1793). – Ebd., Nr. 4311: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Doberan, Hamburg und Karlsbad (1797). – Ebd., Nr. 4507: Reise der Herzogin nach Karlsbad (1797). – Ebd., 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 346: Gelder aus der Subsidienskasse für die Reisen der Herzogin Louise zu Brunnen und Bädern (1797).

⁸² Annalen 1798, S. 175. – LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 347: Reise des Herzogs Friedrich Franz I. nach Breslau (1798). – Ebd., 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4291: Reise des Herzogs nach Breslau (1798). – Ebd., Nr. 4312: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Breslau (1798). – Ebd., Nr. 4508: Reise der Herzogin nach Gotha (1798).

⁸³ LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 344/1: Gelder für die Reisen der Herzogin Louise nach Nen[n]dorf, Pymont, Neubrandenburg und Karlsbad (1789–1797). – Ebd., 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4502–4502a: Reiserechnungen der Herzogin nach Nenndorf und Pymont (1791/92). – Ebd., Nr. 4504–4505: Reise der Herzogin nach Karlsbad (1794/95). Siehe für den Aufenthalt in Dessau Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau. Ihre Tagebuchaufzeichnungen 1756–1805 zusammengefasst von Friedrich MATTHISSON, Berlin 2010, S. 85 [15. Sept. 1794]. 1791 nutzte Louise von Mecklenburg-Schwerin in Pymont die Gelegenheit zu einem Frühstück mit Erbprinz Carl von Mecklenburg-Strelitz (1741 / 1794–1816). Malve Gräfin ROTHKIRCH (Hg.):

auch Friedrich Franz solo an andere Orte: Ende des Jahres 1786 inkognito und 1787 offiziell nach Berlin, 1789 in die Schweiz, nach Hamburg, Berlin und Neustrelitz, 1792 stand Lüneburg auf dem Plan, 1794/95, 1799 und 1801 wiederum Hamburg, zwischenzeitlich fuhr er im Jahre 1800 rund Rügen.⁸⁴ Im August 1802 begab sich Friedrich Franz erneut nach Breslau und frequentierte auf der Rückreise Ende September u.a. Dresden.⁸⁵ Erst Ende April 1804 erfolgte mit vier Tagen in Strelitz nochmals eine gemeinsame Fahrt des Regentenpaares,⁸⁶ bevor Anfang 1807 zwangsweise Altona aufgesucht werden musste. Nach der Rückkehr aus dem Exil im Sommer 1807 blieb der – seit Jahresbeginn 1808 verwitwete – Herzog vollends im eigenen Reich bzw. verließ es lediglich kurz und auf Sichtweite.⁸⁷

Königin Luise von Preußen. Briefe und Aufzeichnungen 1786–1810, Berlin / München 2010, S. 3–4. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4509: Reise der Herzogin nach Pymont (1799). – Ebd., Nr. 4510: Reise der Herzogin nach Karlsbad (1801). – Ebd., 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 349: Briefe der Herzogin Louise an ihren Gemahl Herzog Friedrich Franz I. von ihrer Reise nach Karlsbad (1801). Siehe auch Annalen 1801, S. 187. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4511–4513: Reisen der Herzogin nach Teplitz, Pymont und Karlsbad (1802–1804).

⁸⁴ Annalen 1787, S. 147 für Berlin 1786. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4284: Reise des Herzogs nach Berlin (1787). – Ebd., Nr. 4285: Reise des Herzogs in die Schweiz (1789). – Ebd., Nr. 4287: Reisen des Herzogs nach Neustrelitz (1789, 1804, 1809). – Ebd., Nr. 4304: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Hamburg, Berlin und Pymont (1789). – Ebd., Nr. 4289: Reise des Herzogs nach Lüneburg (1792). – Ebd., Nr. 4308: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Hamburg und Doberan (1794). – Ebd., Nr. 4309: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Rostock, Doberan und Hamburg (1795). – Ebd., Nr. 4313: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Hamburg und Doberan (1799). – Ebd., 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 348/1: Reisekosten des Herzogs Friedrich Franz I. nach Hamburg (1799). – Ebd., 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4292: Reisen des Herzogs nach Rügen (1800). – Ebd., Nr. 4293: Reise des Herzogs nach Hamburg (1801). – Ebd., Nr. 4315: Rechnungen der Reisen des Herzogs nach Hamburg, Schwerin und Doberan (1801). – Hugo LÜBEB: Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin 1778–1819, in: MJB 92, 1928, S. 201–300 äußert übrigens S. 208, dass das von 1792 bis 1795 dauernde Rostocker Universitätsstudium des Erbprinzen Friedrich Ludwig durch öftere Besuche in Neustrelitz, „wenn Herzog Friedrich Franz auch dort weilte,“ unterbrochen wurde.

⁸⁵ Annalen 1802, S. 179. – LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 350: Reisetagebuch des Herzogs Friedrich Franz I. nach Breslau (1802). – Münch, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 1–23 [25. Aug. – 16. Sept. 1802].

⁸⁶ Annalen 1804, S. 188. – LHAS, 2.12-1/7, Nr. 345 (wie Anm. 79). – Ebd., 2.26-1, Nr. 4287 (wie Anm. 84). – Ebd., Nr. 4316: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Neustrelitz (1804).

⁸⁷ Charles James APPERLEY: Aus alten Zeiten, Berlin/Leipzig/Wien 1910 bzw. DERS.: Nimrods German Tour, in: Sporting Magazine 1829, berichtete über seinen Doberaner Aufenthalt 1828, dass Friedrich Franz „mit Vorliebe von seinem Besuch in England“ sprechen soll und ihm gegenüber zu verstehen gegeben habe, er sei „ein persönlicher Freund“ des britischen Königs, „den er vor einigen Jahren im Carlton-Palast besucht hat.“ NIZZE (wie Anm. 10), S. 126–128. Gemeint kann aber lediglich die London streifende Reise von 1782 [!] sein, als noch George III. (1738 / 1760–1820) regierte. König George IV. (1762 / 1820–1830) besuchte 1821 Hannover und Friedrich Franz schickte seinen Sohn Gustav „zum Complimentiren“. LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4396: Journal des Großherzogs Friedrich Franz I. 1821–1822 [7. Okt. 1821].

1809 und 1817/18 besuchte er Neustrelitz, 1816 Hamburg, 1813 und 1819 Stralsund,⁸⁸ schließlich 1820 und 1822 Berlin aus Anlass der Verlobung bzw. Eheschließung seines Enkels und nunmehrigen Thronfolgers Paul Friedrich (1800/1837–1842).⁸⁹

Mildernd und rechtfertigend ließe sich – so zumindest versucht es Ludwig von Hirschfeld zu suggerieren – für Friedrich Franz’ Schollenhaftung eine Ersatzfunktion Doberans geltend machen, wo sich die gekrönten Häupter in den Sommermonaten ebenso wie der Großherzog selbst tummelten.⁹⁰ Es kamen Regenten im Wartestand,⁹¹ nicht erberechtigte Söhne der deutschen Fürstenhäuser,⁹² Prinzen aus minderächtigen deutschen Adelsgeschlechtern, europäische Gesandte und hochrangige Militärs, auch einflussreiche bzw. populäre Zeitgenossen wie z.B. 1816 der preußische Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg (1750–1822)⁹³ und Gebhard Leberecht von Blücher Fürst von Wahlstatt (1742–1819).⁹⁴

⁸⁸ LHAS, 2.26-1, Nr. 4287 (wie Anm. 84). – Ebd., Nr. 4317: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Neustrelitz (1809). – Ebd., Nr. 4318: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Stralsund und Rostock (1813). – Neue Annalen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1816, in: Großherzoglich mecklenburg-schwerinscher Staatskalender Tl. 1, Schwerin 1817, S. 175. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4319: Rechnungen der Reise des Herzogs nach Hamburg (1816). – Ebd., Nr. 4296: Reise des Herzogs nach Neustrelitz (1817/18). – Ebd., Nr. 4298: Beabsichtigte Reise des Großherzogs nach Stralsund (1818/19). – LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 353: Reisekosten des Großherzogs Friedrich Franz I. nach Stralsund (1819).

⁸⁹ Neue Annalen 1820, S. 183. – HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 67. – LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4320: Rechnungen der Reise des Großherzogs nach Berlin (1820). – Neue Annalen 1822, S. 197. – LHAS, 2.12-1/7 (wie Anm. 76), Nr. 354: Einnahmen- und Ausgabenbelege zur Reiserechnung des Großherzogs Friedrich Franz I. nach Berlin (1822).

⁹⁰ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 81. Die Realität wird im Folgenden deutlich. Siehe dazu das, hier vom Verf. um Lebensdaten und z. T. um die Vornamen ergänzte, „Numerische Verzeichnis der beim Seebade zu Doberan seit seiner Gründung bis zum Jahre 1839 incl. angekommenen Curgäste und Fremden nicht minder der verabreichten Bäder“, in: NIZZE (wie Anm. 10), S. 182–185. Ergänzend sei angemerkt, dass eine Monarchenbegegnung auch im 19. Jahrhundert kein spontanes Ereignis, sondern ein gut vorbereitendes zeremonielles Ritual war. Johannes PAULMANN: Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg, Paderborn u.a. 2000, S. 183–198.

⁹¹ Beispielsweise 1822, 1824 und 1832 der Kronprinz von Preußen, der 1840 als Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die Regentschaft antrat.

⁹² Beispielsweise 1823, 1828, 1834 bzw. 1831/32 die später mehr oder weniger unverhofft zu Thronhabern avancierten Wilhelm von Preußen (1797–1888), ab 1861 preußischer König und ab 1871 deutscher Kaiser, bzw. Otto von Bayern (1815–1867), 1832–1862 König von Griechenland, an der Seite seiner königlichen Mutter.

⁹³ Neue Annalen 1816, S. 176. Siehe auch Thomas STAMM-KUHLMANN (Hg.): Karl August von Hardenberg 1750–1822. Tagebücher und autobiografische Aufzeichnungen, München 2000, S. 833 [3. Aug. 1816].

⁹⁴ Neue Annalen 1816, S. 176. Das „numerische Verzeichnis“ (wie Anm. 90) führt ‚Marschall Vorwärts‘ lediglich in diesem einen Jahr, in dem er Ehrenbürger Rostocks wurde. HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 82 schreibt hingegen, dass Blücher zur besonderen Freude des Großherzogs „häufig nach Doberan kam.“

Es kamen aber nicht – 1824 von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1770 / 1797–1840) alias Graf von Ruppin abgesehen und die Möglichkeit unvollständiger Doberaner Badelisten ebenso außer Acht gelassen wie weitere Inkognito-Einträge – die Großen der Throne: Der (Groß-)Herzog von Mecklenburg-Strelitz fällt 1801, 1820 und 1824 ebenso wenig darunter wie 1824, 1829 und 1833 Adolph Friedrich Herzog von Cambridge (1774 / 1831–1850), siebter Sohn des englischen Königs George III. (1738 / 1760–1820) und seiner Gemahlin Sophie Charlotte geb. von Mecklenburg-Strelitz (1744–1818), seit 1816 Generalstatthalter und seit 1831 Vizekönig im Königreich Hannover.

Des Weiteren ließe sich gegen eine Funktion Doberans als Ersatz für kostspielige und mühselige Auslandsreisen geltend machen, dass der Aufenthalt auf eigenem, vertrautem, stets ein Refugium bereit haltendem Terrain nicht dasselbe ist wie die mit einem Auslandsaufenthalt verbundene Vergegenwärtigung bzw. Erweiterung des eigenen Horizonts. Während Carl Eugen von Württembergs Fernweh neben gesundheitlich bedingten Luftveränderungen „durch wohl angelegte Kenntnüss der Welt immer neue Hellung [zu] bekommen“ motiviert war,⁹⁵ schwingt in Johann Caspar von Boddians Schilderungen des großherzoglichen Berlinbesuchs 1820 mit, dass der Blick über den Tellerrand ein eher ungewöhnlicher Zug nicht nur seines Herrn war. „Um die Morgenstunden auszufüllen besucht der Großherzog die hiesigen merkwürdigen Etablissement“ [sic!], d.h. zunächst die Kunstaussstellung, die Plankammer, das Zeughaus, die Eisengießerei, später die Porzellanfabrik, das Atelier des Bildhauers Christian Daniel Rauch (1777–1857), das Kadettenhaus und die Behnckesche Papierfabrik. „Es freut mich um so mehr daß er Geschmack daran findet da man dergleichen von dem verstorbenen Erbgroßherzoge hier nicht gewohnt war, nebenbei bekömmt unser eins unter solcher aegide alles mehr en beau und en détail.“ Den Adjutanten freute die Exklusivführung durch die Eisengießerei nicht weniger als seinen Herrn, obwohl „wir übrigens den guten Leuten auch dies Mal doch nichts [abgelernt haben], wengleich in Gegenwart des Großherzogs mehrere große und kleine piècen gegossen wurden.“⁹⁶ Eine zwecks nachhaltiger Konsequenzen während der bereits lange andauernden (groß-)herzoglichen Regentschaft vielleicht zu späte und zu singuläre Einsicht. Insofern dürfte Friedrich Franz bestenfalls als bodenständig oder, mit ähnlicher Berechtigung, als provinziell zu gelten haben.

⁹⁵ UHLAND, Die Reisetagebücher (wie Anm. 75), S. 203–204, Zitat S. 204.

⁹⁶ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 382–385, Zitate S. 383 [3. Okt. 1820]. Am 1. Okt. 1820 hatte Friedrich Franz Besuch von Staatskanzler Hardenberg. STAMMKUHLMANN (wie Anm. 93), S. 895–896. Anlässlich der Hochzeit des Erbgroßherzogs trafen sie sich 1822 aber wohl nicht, denn der Staatskanzler vermerkte lediglich die Ankunft des Großherzogs. Ebd., S. 1006. Am 31. Juli 1820 vermerkte Hardenberg, der sich in Berlin aufhielt, im Übrigen einen Besuch des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Ebd., S. 892. Dabei kann es sich nur um einen fehlerhaften Eintrag handeln, da Friedrich Franz an diesem wie an allen Tagen seit dem 22. Juni bzw. bis zum 1. September des Jahres in Doberan weilte. LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4394: Journal des Großherzogs Friedrich Franz I. 1820.

Umgekehrt, d.h. in Hinsicht auf Visiten ausländischer regierender Häupter in Mecklenburg-Schwerin, stellt sich die Situation kaum anders als in Hinsicht auf die Auslandsaufenthalte des Herzogs dar. Im Februar 1781 und im Februar 1783, Friedrich Franz war noch Erbherzog, kam Carl Eugen von Württemberg an den Ludwigslust Hof. Der zweite Besuch resultierte aus einem spontanen Entschluss während eines Aufenthaltes in Sachsen, um die ihm entfernt verwandte und mit seiner ihn begleitenden Mätresse eng befreundete Herzogin Luise Friederike von Mecklenburg-Schwerin geb. von Württemberg (1722–1791) zu ihrem Geburtstag zu überraschen: „Abends nach 4 Uhr kamen wir zu Halle an [...] und in dieser Stunde entschloß Ich mich, nach Mecklenburg, und zwar nach Ludwigslust auf der regierenden Herzogin Geburtstag alß den 3ten Febr. zu gehen, um denen dortigen Herrschaffen eine Surprise zu machen,“ und in der Tat langten sie dort „den äußerlichen Schein nach ganz unerwartet, an.“⁹⁷ Friedrich Franz und Luise wendeten für die Württemberger beide Male wohl etwas mehr Zeit auf als Luise Friederike und v.a. als Herzog Friedrich. Es schien, obwohl 1783 der Wind eine Illumination des Erbherzogs verwehte, gefallen zu haben, denn schon drei Jahre später reisten der Schwabe und seine mittlerweile zum morganatischen Ehegespons avancierte Favoritin erneut nach Mecklenburg. Diesmal allerdings verbrachten sie mehr Zeit mit der verwitweten Luise Friederike und der Herzogin Luise als mit Herzog Friedrich Franz.⁹⁸

Sodann, Friedrich Franz war seit einem Vierteljahr Landesherr, besuchte 1785 das dänische Kronprinzenpaar Schwerin – Sophie Friederike (1758–1794), die Schwester des Herzogs, war seit 1774 mit Frederik von Dänemark (1753–1805) liiert. 1793 weilten sie erneut in Schwerin und in Ludwigslust, 1803 kamen nochmals der mittlerweile verwitwete dänische Thronfolger „und dessen beider Prinzen Friedrich und Ferdinand“.⁹⁹ Ohne bisher hinreichend deutlich werdenden Anlass traf Friedrich Franz zwischenzeitlich, im Juni 1791, in Ludwigslust mit dem schwedischen König Gustav III. (1746 / 1771–1792), dem apostolischen Nuntius und Friedrich Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1737–1815), einem Bruder der Mutter des Herzogs, zusam-

⁹⁷ OSTERBERG (wie Anm. 38), S. 72–74 [7.–16. Febr. 1781]. – Robert UHLAND (Hg.): Tagbücher seiner Rayßen [...] in den Jahren 1783–1791 vom Herzog Carl Eugen selbst geschrieben [...], Tübingen 1968, Zitate S. 64 [29. Jan. 1783] und 66 [2. Febr. 1783]. Siehe auch DERS., Die Reisetagebücher (wie Anm. 75), S. 200 und 204.

⁹⁸ UHLAND, Tagbücher (wie Anm. 97), S. 66–68 [2.–5. Febr. 1783] und S. 266–268 [23.–26. Febr. 1786]. Siehe auch DERS., Die Reisetagebücher (wie Anm. 75), S. 201–202.

⁹⁹ Annalen 1785, S. 73. – Annalen 1793, S. 210. – Annalen 1803, S. 189 (Zitat). Vermutlich handelte es sich um den jüngsten herzoglichen Neffen Friedrich Ferdinand (1792–1863), während dessen ältere Geschwister, der spätere dänische König Christian VIII. (1786 / 1839–1848) sowie die Schwestern Juliane (1788–1858) und Louise Charlotte (1789–1844), an dieser Reise wohl nicht teilnahmen.

men,¹⁰⁰ mit letzterem nochmals im Frühjahr 1793.¹⁰¹ Im November 1794 folgte der frisch inthronisierte Carl von Mecklenburg-Strelitz (1741 / 1794–1816), im Dezember 1798 weilte sodann das Erbprinzenpaar von Sachsen-Gotha in Ludwigslust¹⁰² – vermutlich, um dem jüngst gewonnenen Schwiegersohn die Stätten der Kindheit und Jugend seiner Frau zu präsentieren.

Im Februar 1800 kam der Herzog von Sachsen-Weimar und im März 1800 die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz und Holstein-Gottorp – wahrscheinlich, um dem am 22. Oktober 1799 im russischen Gatschina vermählten und soeben aus dem Zarenreich in die Heimat zurückgekehrten Erbprinzenpaar Friedrich Ludwig und Helene Paulowna oder auch der Herzogin Louise zu ihrem Geburtstag am 9. März die Ehre zu erweisen.¹⁰³ Es folgten, abgesehen

¹⁰⁰ Annalen 1791, S. 180. Hier ist lediglich die Rede von Prinz Friedrich von Coburg. In Frage kommen Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1750 / 1800–1806) sowie dessen und Friedrich Franz' Onkel Friedrich Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1737–1815). Gemeint war letzterer. Die Literatur über den Onkel mütterlicherseits tangiert den fraglichen Zeitraum im Wesentlichen nicht weiter, als dass Friedrich Josias sich um sein Kommando in Ungarn kümmerte. Biographie des [...] General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Josias von Sachsen-Coburg, Wien 1795, S. 25–28; A. von WITZLEBEN: Prinz Friedrich Josias von Coburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen, [...], Berlin 1859, hier bes. Tl. 2, S. 6–9; Helmut R. HAMMERICH: Reichs-General-Feldmarschall Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld 1737–1815, Potsdam 2001, S. 23. Friedrich Josias' Besuch bei seiner in Ludwigslust lebenden Schwester Charlotte Sophie ist jedoch unstrittig. WITZLEBEN, Tl. 1, S. 477. – Die genannten Teilnehmer des Treffens sprechen dagegen, dass Gustav III. Ludwigslust nur auf der Durchreise nach Aachen und Spa besuchte, wohin er sich im Juni 1791 begab. Ronald D. GERSTE: Der Zauberkönig. Gustav III. und Schwedens Goldene Zeit, Göttingen 1996, S. 197. Möglicherweise bestand ein Zusammenhang mit Gustavs III. Patenschaft über Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin (1781–1851), der als Zehnjähriger das Patent eines schwedischen Gardekapitäns erhielt. HIRSCHFELD, Eine fürstliche Entlobung (wie Anm. 62), S. 6. Hingegen scheint die Anbahnung einer Ehe zwischen Kronprinz Gustav Adolf von Schweden und der 1779 geborenen Louise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin zwar etwas zeitig, aber die Zarentochter Maria Paulowna (1786–1859) war auch erst zwölf, als 1798 erste Werbungen für eine künftige Ehe mit Carl Friedrich von Sachsen-Weimar (1783 / 1828–1853) erfolgten. Siehe Franziska SCHEDEWIE: Altesse Imperialissime! Die privaten politischen Briefe Carl Augusts an Maria Pavlovna, 1805–1813, in: Lothar EHRlich/Georg SCHMIDT (Hg.): Ereignis Weimar-Jena. Gesellschaft und Kultur um 1800 im internationalen Kontext, Köln u.a. 2008, S. 247–262, hier S. 250–251.

¹⁰¹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 183 [Karl von Stein am 18. März – 2. April 1793 an seine Tante].

¹⁰² Annalen 1794, S. 215. – Annalen 1798, S. 177.

¹⁰³ Annalen 1800, S. 179. Siehe dazu auch HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 232, 236, 238–239, 242 [27. Febr. / 8.–10./12./28. März 1800]. Hier heißt es Prinz von Holstein-Gottorp, Fürstbischof von Lübeck. Hingegen ist vom regierenden Herzog von Holstein-Oldenburg die Rede in den Annalen und später im Tagebuch des Leibarztes der Königin Luise von Preußen. EGELHAAF (wie Anm. 41), Sp. 325 [19./20. Sept. 1803]. Peter Friedrich Ludwig (1755–1829) aus der Linie Holstein-Gottorp, seit 1776 Koadjutor des Fürstbistums Lübeck, wurde 1785 für seinen regie-

vom Ende August 1803 drei Tage am Kranken- bzw. eigentlichen Sterbebett von Helene Paulowna in Ludwigslust weilenden preußischen Königspaar,¹⁰⁴ mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel (1802) und dem schwedischen König bzw. Königspaar (1803, 1805, 1806) nur Regenten im Transit¹⁰⁵ und einige wenige Prinzen.¹⁰⁶ Erst in den Folgejahren gab sich fürstliches Geblüt in Ludwigslust gleichsam die Klinke in die Hand – allerdings, weil Europa aus den Fugen geriet und das die Angehörigen der Fürstenhäuser in Bewegung versetzte.¹⁰⁷ Nach dem Ende der Franzosenzeit änderte sich nicht viel, d.h. abgesehen vom Strelitzer Großherzog (1826, 1828) und dem hannoverschen Vizekönig (1824, 1826) besuchten den Ludwigslust Hof nur einige nachgeborene Prinzen wohl v.a. aus Anlass familiärer Ereignisse wie Taufen oder Brautwerbung oder auf der Durchreise nach Doberan.

Womöglich war Friedrich Franz' fehlendes außenpolitisches Engagement der Realisierung bestimmter eigener Hoffnungen bzw. Erwartungen eher hinderlich,¹⁰⁸ womöglich tat es seinem Ansehen unter den regierenden Standesgenossen sogar ein wenig Abbruch, obwohl er im persönlichen Auftreten bei den gekrönten Häuptern in gleichem Maße zu gewinnen wusste wie bei den einfachen. Voller Freude und Wärme schilderte Johann Caspar von Boddien seiner Frau, dass „alle die den König [Friedrich Wilhelm III. von Preußen – d. Verf.] genauer kennen [uns] versichern daß seit langer Zeit kein Gast ihm so willkommen gewesen, man ihn nicht so gut aufgeräumt gesehen hat, und er bezeugt ihm [Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin – d. Verf.] dieses

rungsunfähigen Cousin Peter Friedrich Wilhelm regierender Administrator des Herzogtums Oldenburg und 1823 dort rechtmäßiger Herzog. Heinrich SCHMIDT: Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg – dynastische Voraussetzungen und wichtigste Lebensdaten, in: DERS. (Hg.): Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800, Oldenburg 1979, S. 9–14 und Friedrich Wilhelm SCHAER (Red.): Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg (1755–1829), Göttingen 1979, S. 8–9.

¹⁰⁴ EDELHAAF (wie Anm. 41), Sp. 291. Siehe auch ebd., Sp. 296–297 [Königin Luise am 20. Aug. 1803 an Dr. Brown] und Sp. 315 [23.–24. Aug. 1803] sowie Annalen 1803, S. 190.

¹⁰⁵ Annalen 1802, S. 177. – Annalen 1803, S. 190.

¹⁰⁶ Im September 1804 waren Bernhard von Sachsen-Weimar (1792–1862) und Heinrich von Preußen (1781–1846) in Ludwigslust, im Oktober der dänische Erbprinz und spätere König Christian VIII. (1786 / 1839–1848). Annalen 1804, S. 189. Letzterer kam auch in den beiden Folgejahren. Annalen 1805, S. 195 und Annalen 1806, S. 188–190. Anlass waren Werbung, Verlobung und Eheschließung mit Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin.

¹⁰⁷ VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 132.

¹⁰⁸ Johann Caspar von Boddien beispielsweise glaubte zu wissen, dass Napoleon im November 1806 Friedrich Franz selbst in Berlin erwartete. Seine Befürchtung, „dass wir wieder ein Mal unsre Glücks Stunde und vielleicht auf immer versessen haben,“ wurde mit dem Ausweisungsbefehl zumindest nicht entkräftet. MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 159 [16. Nov. 1806]. Siehe auch DERS., Herzog und Adjutant (wie Anm. 9), S. 165–167.

selber fortwährend auf die freundlichste Weise. Auch dem hiesigen Publico gefällt der Großherzog außerordentlich, ich habe darüber manches angenehme durch die dritte Hand gehört.“¹⁰⁹ Als sich aber 1835 zu einem unter den deutschen Regenten nicht so häufig begangenen fünfzigsten Thronjubiläum bei Friedrich Franz zahlreiche Mitglieder regierender Häuser in „seltene[r] Menge“ und „in schöner Eintracht zusammen“ fanden, handelte es sich in erster Linie um direkte Verwandte bzw. einmal mehr nicht um die Großen der Kronen. Zugegen waren das Strelitzer Regentenpaar, der preußische Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV. (1795 / 1840–1861), der hannoversche Vizekönig Herzog Adolf Friedrich von Cambridge, der spätere Herzog Georg von Sachsen-Altenburg (1796 / 1848–1853) mit seiner Frau Marie geb. von Mecklenburg-Schwerin (1803–1862) und den drei minderjährigen Söhnen, Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha (1784 / 1826–1844) mit seinen jugendlichen Söhnen Ernst II. (1818 / 1844–1893) und dem späteren britischen Prinzgemahl Albert (1819–1861), der spätere Fürstregent Prinz Albert von Schwarzburg-Rudolstadt (1798 / 1867–1869), Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe (1784 / 1787–1860) und sein Sohn Adolf (1817 / 1860–1893) sowie ein Prinz Alexander von Solms-Braunfels – vermutlich der aus zweiter Ehe Friederikes von Mecklenburg-Strelitz (1778–1841) stammende Alexander Friedrich Ludwig von Solms-Braunfels (1807–1867). „Manche darunter,“ so erinnerte sich Jahrzehnte später der damals 17jährige Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, „sahen nicht ohne Verwunderung dasjenige deutsche Land, an welchem die revolutionären Stürme des Jahrhunderts gleichsam spurlos vorüber gegangen waren, und dessen mittelalterlich stramme, patriarchalische Zustände andere unter den Mitfürsten wohl mit Neid erfüllen mochten.“¹¹⁰ Nun, diese Art von Ver- oder wohl besser Bewunderung hängt doch sehr vom Standpunkt des Betrachters bzw. dem Hintergrundwissen um die Balance der Macht im Land des Erbvergleichs ab.

¹⁰⁹ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 378 [1. Okt. 1820].

¹¹⁰ ERNST II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha: Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Bd. 1, Berlin 1889, Zitate S. 48. Der Herzog nannte namentlich nur den preußischen Kronprinzen und gab v. a. seiner Bewunderung für diesen Ausdruck. Ebd., S. 48–49. Siehe für die anderen Anwesenden, deren Daten und z. T. auch Namen aus anderen Quellen ergänzt wurden, Neue Annalen 1835, S. 234–235 und HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 98 Anm. 1. Hier ist von zwei Prinzen von Schaumburg-Lippe die Rede, in den Annalen vom Fürsten und dem Erbprinzen. Richtig kann nur letzteres sein. Anwesend waren des Weiteren die Gesandten der europäischen (Groß-)Mächte England, Niederlande, Österreich, Russland bzw. der deutschen Mächte Baden, Bayern, Preußen, Oldenburg sowie der Hansestädte.



FRIEDERICH FRANZ

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin,

geboren den 10^{ten} December 1756.

zum 50^{sten} jährigen Regierungsjubiläum am 24^{ten} April 1835,

verfertigt von A. Achilles in Schwerin.

Abb. 8:
Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin
zum 50. Regierungsjubiläum 1835. Lithografie von A. Achilles
(LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 36)

Religiosität und Konfession

Mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem vorerwähnten Jubiläum schrieb Lorenz Karsten über den damaligen Erbherzog Friedrich Franz, „nach dem Muster seines Onkels ist er ein wahrer Verehrer der Religion und gibt auch darin den Untertanen ein nachahmungswürdiges Beispiel, daß er nie ohne Not die dem öffentlichen Gottesdienst geweihten Tage und Stunden versäumt.“¹¹¹ Sofern regelmäßiger Gottesdienstbesuch einen frommen Christenmenschen konstituierte, hätte die 1771 dem eben aus der Schweiz heimkehrenden 15jährigen Friedrich Franz entgegengebrachte Hoffnung des katholischen Konvertiten und seinerzeitigen Ludwigsluster Hilfspredigers Ferdinand Ambrosius Fidler Früchte getragen: „Der junge gnädige Herr sei nun zwar aus Genf heimgekehrt, habe aber vom Christen nichts mitgebracht, wie den Rock. Es steht indeß zu hoffen, daß es dem [...] Herrn Hofprediger, gelingen werde, einen Menschen und Christen aus ihm zu bilden.“¹¹² Karl von Stein schrieb 1790, „hier geht man auch des Mittwochs in die Kirche“,¹¹³ bzw. er wolle nun „doch nur in die Kirche gehen, damit die Leute kein Ärgernis dran nehmen, daß ich sie so oft versäume.“¹¹⁴ Wenig später schloss er einen Brief damit, dass er sich nunmehr für die Kirche vorbereiten müsse, denn „der Herzog versäumt keine“.¹¹⁵ Sophie von Campenhausen bemerkte ein Jahrzehnt darauf, dass Erbprinz Friedrich Ludwig sehr am Besuch des Gottesdienstes zu liegen schien und dass seine Mutter mit ihren Kindern nicht nur regelmäßig die Kirche besuche, sondern bei derlei Gelegenheit gern die Teilnahme der Mitglieder des Hofstaats sah.¹¹⁶ Bisweilen schien für dieselben aber lediglich die Anwesenheit zu zählen, denn Karl von Stein erachtete sie trotz der erwähnten Mittwochsgottesdienste für „doch nicht frömmer wie andre Leute“. Zwar ergänzte er selbstkritisch „hauptsächlich ich“, da infolge der harmonisch einförmigen Stimme des Predigers „ich mich nicht verwehren [konnte], ein bißgen einzuschlafen“,¹¹⁷ und weil er es als beste Eigenschaft des Ludwigsluster Präpositus’ erachtete, „daß er sehr kurz predigt“.¹¹⁸ Trotz dieser offenbaren Ambivalenz zum Gottesdienst stand der Kammerjunker mit seiner unziemlichen Besuchsweise keineswegs

¹¹¹ [KARSTEN], Anmerkungen (wie Anm. 4), S. 478.

¹¹² BOLL (wie Anm. 9), S. 435. Mit leichter Wortabweichung auch bei SCHRÖDER, Beiträge (wie Anm. 2), S. 26.

¹¹³ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 79 [Karl von Stein am 25. Aug. 1790 an seine Tante].

¹¹⁴ Ebd., S. 69 [Karl von Stein am 25. Jul. 1790 an seine Tante].

¹¹⁵ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 29 [Karl von Stein am 8. Aug. 1790 an seinen Bruder]. Einen weiteren Brief beendete er ebenfalls wegen des bevorstehenden Kirchgangs. Siehe ebd., S. 18 [Karl von Stein am 4. Mai 1788 an seinen Bruder].

¹¹⁶ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 235 [7. März 1800]. Siehe auch ebd., S. 246 [4. April 1800].

¹¹⁷ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 79 [Karl von Stein am 25. Aug. 1790 an seine Tante].

¹¹⁸ Ebd., S. 107 [Karl von Stein am 23. Jan. 1791 an seine Tante].

allein, denn in der Ludwigs-luster Schlosskirche halten „die meisten hiesigen Herren ihren Morgenschlaf“¹¹⁹ bzw. „schlafen gewöhnlich alle Kavaliers, schnarchen in verschiedenen Tönen und purzeln mit den Köpfen soviel vorwärts und zur Seite, daß man manchmal die Harmonie und Mannigfaltigkeit zugleich bewundern muß“.¹²⁰

Ungeachtet dessen hielt der religiöse Eifer am Ludwigs-luster Hof über Herzog Friedrichs des Frommen Tod hinaus an, mit allerdings verschobener Gewichtung. Zunächst sei diesbezüglich verwiesen auf eine Auseinandersetzung zwischen dem – allerdings Doberaner – Präpositus und Friedrich Franz, der „bei dem ersten Kirchgange seiner Frau nach ihrem Wochenbette nicht in der Kirche für sie danken lassen“ hatte. Karl von Stein kommentierte: „An einigen Orten ist es gebräuchlich, an andern nicht.“¹²¹ Sodann sei verwiesen auf die 1817 durch ihre Heirat mit Erbprinz Friedrich Ludwig an den Ludwigs-luster Hof gekommene und bereits zwei Jahre später verwitwete Erbgroßherzogin Auguste. Sie knüpfte mit dem um sie versammelten Kreis von Anhängern des asketischen Erweckungschristentums durchaus an die pietistischen Traditionen in Ludwigs-lust an, 1825 siedelte sie gar aus dem Schloss in ein separates Palais über: „Diese räumliche Trennung vom großherzoglichen Hoflager war auch wohl durch die große Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten und namentlich der religiösen Anschauungen veranlaßt worden, welche zwischen ihr und dem regierenden Großherzog bestand.“¹²²

Letzteres spielt entweder auf den Grad der Frömmigkeit des Herzogs oder auf den von den Zeitgenossen gehegten Verdacht an, Friedrich Franz sei heimlich zum Katholizismus konvertiert. Eine reale Basis für entsprechende Spekulationen boten seine Abkehr vom in Mecklenburg tradierten Protestantismus lutherischer Prägung, seine regen Besuche der katholischen Messe, die Konversionen seines jüngsten Sohnes Adolph Friedrich (1785–1821) und 1830 seiner längst von ihrer Herkunftsfamilie abgewandten Tochter Charlotte Friederike (1784–1840), sowie die Errichtung der katholischen St. Helenen-Kirche in Ludwigs-lust,¹²³ die zudem gleichsam das Monopol für die – auch in lithurgischer Funktion verwendete – höfische Kirchenmusik hielt.¹²⁴ Als Beleg

¹¹⁹ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 18 [Karl von Stein am 4. Mai 1788 an seinen Bruder].

¹²⁰ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 69 [Karl von Stein am 4. Aug. 1790 an seine Tante].

¹²¹ Ebd., S. 107 [Karl von Stein am 23. Jan. 1791 an seine Tante].

¹²² HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 79. Wesentlich deutlicher als hier wird die Weltanschauung der Erbgroßherzogin und damit die Basis der Ambivalenz zu Friedrich Franz bei WIESE, Erbgroßherzogin Auguste (wie Anm. 43), S. 177–198. Ebd., S. 190 die Datierung des Auszugs.

¹²³ Karl SCHMALTZ: Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 3, Berlin 1952, S. 267 und 317 sowie HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 65–66.

¹²⁴ Karl HELLER: Die Kirchenmusik unter Friedrich Franz I. Mit einem Blick auf die Messen von Louis Massoneau, in: DERS./MÖLLER/WACZKAT (wie Anm. 29), S. 419–435, hier S. 423 ff.



Abb. 9:
Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin,
geb. von Hessen-Homburg (1776–1871). Ölgemälde von Th. Schlöpke, 1864
(LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Auguste, Nr. 1)

dafür, dass es sich bei Vorstehendem um nicht mehr als um Indizien handeln kann (die unter Berücksichtigung allgemeiner Entwicklungen innerhalb der protestantischen Kirche¹²⁵ zudem zweifelhaft sind) bzw. als Beleg einer nicht vollzogenen Konversion mag ein 1822 datierender Brief des Großherzogs an den katholischen Pfarrer in Ludwigslust dienen: „Ich werde besonders die beiden Religionen aufrechtzuerhalten suchen, die eine, weil sie mir nach meinem Beruf und Geburt bestimmt ist, die andere, weil sie mir zum Vorbild der Festigkeit des Glaubens stets dienen wird.“¹²⁶

Über Zeitpunkt und Motiv der religiösen Präferenzverschiebung bestehen verschiedene Ansichten. Über 1795, als Friedrich Franz einer katholischen Hofsängerin zu hohen kirchlichen Feiertagen den Besuch eines katholischen Seelsorgers zum Lesen der Messe gestattete, wird ebenso spekuliert wie über den Zeitraum 1803 bis 1810 im Zusammenhang mit dem Ludwigsuster Kirchenbau bzw. der Bildung einer dortigen katholischen Gemeinde.¹²⁷ Während manche Zeitgenossen in letzterem lediglich „den sprechendsten Beweis [...] der ächtesten Toleranz“ erblicken mochten,¹²⁸ weckt der erstere Zeitpunkt durchaus eine Erinnerung an das Treffen mit dem apostolischen Nuntius 1791. Als ursächlich für die Neigung zum Katholizismus werden sowohl der Zeitgeist der Romantik¹²⁹ ins Feld geführt als auch der während Friedrich Franz' Jugend am Hofe seines Onkels lediglich als fassadenhaft sittenstreng und gottesfürchtig erkannte Pietismus. Hinzu kommt „das Bestrickende eines mehr auf die Sinne berechneten Kultus“,¹³⁰ hinzu mögen zwei weitere Momente kommen. Zum einen bewunderte Friedrich Franz, wie der oben zitierte Brief verdeutlicht, die Glaubensfestigkeit der Katholiken, zum anderen verspürte er gegenüber dem Papst Anlass zu tiefer persönlicher Dankbarkeit: Während

¹²⁵ Siehe dazu für Mecklenburg-Schwerin BOLL (wie Anm. 9), S. 437–444 und SCHMALTZ (wie Anm. 123), S. 254–271.

¹²⁶ SCHMALTZ (wie Anm. 123), Zitat S. 317. – BOLL (wie Anm. 9), S. 388 schließt eine Konversion ebenfalls aus.

¹²⁷ Michael LISSOK: Kirchenbau und Kirchenkunst des Barock und Klassizismus, in: Wolf KARGE, Peter-Joachim RAKOW, Ralf WENDT (Hg.): Ein Jahrtausend Mecklenburg und Vorpommern. Biographie einer norddeutschen Region in Einzeldarstellungen, Rostock 1995, S. 205–212, hier S. 211 datiert den Beginn des Grab- und Memorialbaus für Helene Paulowna auf 1803, die Fertigstellung auf 1809. – Carl SCHRÖDER: Tagebuch des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Meklenburg-Schwerin aus den Jahren 1811–1813, in: MJB 65, 1900, S. 123–304, hier S. 152 datiert die Bauphase auf 1804–1808. BOLL (wie Anm. 9), S. 417 und SCHMALTZ (wie Anm. 123), S. 267 datieren den Beginn des später wieder unterbrochenen Baus der Kirche, an der 1810 ein Geistlicher angestellt wurde, auf 1803, letzterer die Gemeindebildung auf 1809. BORCHERT (wie Anm. 8), S. 22 datiert die Fertigstellung des Baus auf 1808. – HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 65–66 äußert, Adolph wurde am 8. Mai 1821 in der „nicht lange vorher“ von seinem Vater erbauten Kirche beige setzt.

¹²⁸ VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 131.

¹²⁹ SCHMALTZ (wie Anm. 123), S. 267.

¹³⁰ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), Zitat S. 66. – BOLL (wie Anm. 9), S. 388 und 437 bemüht ebenfalls die Jugendzeit.

einer schweren Erkrankung Prinz Adolphs in Rom im Frühjahr 1807, als der Zustand der herzoglichen Familie ohnehin ein sehr angespannter war, sprang das Oberhaupt der Katholiken mit seinem Leibarzt und einem unbefristeten Kredit helfend ein, so dass „der Herzog nicht auf[hört] diese wahrhaft christliche That zu rühmen und selber dafür schriftlich danken [wird]“.¹³¹

Erst das Vorstehende rückt die Postulate, „den protestantischen Gottesdienst in der Kirche besuchte er [Friedrich Franz – d. Verf.] niemals“¹³² bzw. den Geistlichen galt er „als zwar nicht gerade gottlos, aber doch auch nicht besonders fromm“ und „schickte also lieber seine Höflinge und seine Frau in die Kirche“,¹³³ in das rechte Licht.

Zerstreuungen und Passionen

Der Musiker

Im Anschluss an seine Einschätzung der Religiosität des Erbprinzen führte Lorenz Karsten aus, Friedrich Franz spreche „verschiedene Sprachen, doch die französische mit vorzüglicher Fertigkeit. Die Musik ist eine vorzügliche Lieblingsbeschäftigung seiner Nebenstunden und seine Kenntnisse darin gehen so weit, daß er nicht nur verschiedene Instrumente spielt, sondern auch mit außerordentlicher Fertigkeit auf dem Flügel ganz allein das stark besetzte Ludwigscluster Orchester dirigiert.“¹³⁴ Die Beherrschung der französischen Sprache dürfte nicht zuletzt rücksichtlich des langjährigen Ausbildungsaufenthalts in der französischsprachigen Schweiz, in Lausanne und Genf, unzweifelhaft sein. Weitere Belege für seine Musikalität – von den sehr wohlgelittenen Aufführungen musikalischer Bühnenwerke abgesehen, die erst nach 1809 nicht mehr auf so großes Interesse gestoßen sein sollen¹³⁵ – bleiben eher spär-

¹³¹ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 311–312, Zitat S. 312 [30. Juni 1807]. Siehe auch ebd., S. 216, 296, 298–299 und 325 [3. März / 1./2. Juni / 17. Juli 1807]. Jahre später schrieb Henriette von Knebel, „er ist ein schwächlicher Mensch, der das Unglück hatte, während einer Reise in Italien verrückt zu werden. Er wurde in England kurirt und dann nach Wismar verwiesen.“ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 536 [Henriette von Knebel am 26. April 1811 an ihren Bruder].

¹³² HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), Zitat S. 66. – SCHMALTZ (wie Anm. 123), S. 317.

¹³³ BORCHERT (wie Anm. 8), S. 10.

¹³⁴ [KARSTEN], Anmerkungen (wie Anm. 4), S. 478.

¹³⁵ HELLER (wie Anm. 124), S. 419–422. Allgemein auch Ortrun LANDMANN: Die Beziehungen des Schwerin-Ludwigscluster Hofes zum kurfürstlich sächsischen Hofkapellmeister Johann Gottlieb Naumann, in: HELLER/MÖLLER/WACZKAT (wie Anm. 29), S. 331–353, hier S. 336–337 und KLETT (wie Anm. 30), S. 299–313. Siehe auch ROHMANN (wie Anm. 45), S. 13 [Karl von Stein am 17. Dez. 1787 an seinen Bruder] und FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 78 [Karl von Stein am 24. Aug. 1790 an seine Tante].

lich,¹³⁶ lassen dieselbe aber ebenso unzweifelhaft erscheinen. 1783 berichtete das *Magazin der Musik*, Friedrich Franz spiele in Privatkonzerten bei Hof „mit einer nicht gemeinen Fertigkeit in der Hand und im Notenlesen, allerley moderne Claviersachen, und oftmalen accompagnirt er bei den geistlichen Musiken“.¹³⁷ Ebenso finden Lorenz Karstens Worte Bestätigung bei Sophie von Campenhausen: „Der Herzog liebt sehr die Musik und ist selbst in hohem Grade musikalisch. Manchmal setzt er sich an das Clavier und spielt ein Stück, das er noch nicht kennt, mit großer Fertigkeit vom Blatt; manchmal auch nimmt er den Taktstock und dirigiert das Orchester. Er hat früher die Musik sehr eifrig betrieben und mehrere Instrumente beherrscht. Seit zehn Jahren aber beschäftigt er sich wenig damit und nur gelegentlich, [...] Dann aber zeigt es sich, daß er so gut wie nichts verlernt hat.“¹³⁸ Und noch im Altonaer Exil soll Friedrich Franz gewitzelt haben, seine Höflinge bräuchten sich um seine künftige Existenz weniger Sorgen zu machen als um ihre eigene, „denn er habe doch wenigstens so viel Musik gelernt, daß er im Nothfalle Organist werden könne, sie aber wären zu nichts zu gebrauchen“.¹³⁹

Henriette von Knebel war darüber wohl etwas anderer Ansicht, denn „der Herzog hält zwar viel auf Musik, doch finde ich darin etwas Wildes und Lärmendes“.¹⁴⁰

Der Tier- und Jagdfreund

Weiter berichtete Lorenz Karsten über den Erbherzog Friedrich Franz, „er reitet schön und findet an dieser Leibesübung, wie auch an den Jagdlustbarkeiten, großes Vergnügen, vorzüglich ist er ein Liebhaber der wilden Schweinsjagd.“¹⁴¹ Zur Leidenschaft für Pferde sei zunächst erwähnt, dass zu Friedrich Franz' Programm während seiner Aufenthalte in Stuttgart 1782 eine zweimalige und 1786 wiederholte Besichtigung der herzoglich-württembergischen Stalungen gehörte, 1782 zudem das „reidhaus“, in dem „Alle Kutschen pferde vor gefird“ wurden, und der – „Kustall“.¹⁴² Des weiteren sei auf die unter Friedrich Franz erfolgte Neubegründung des höfischen Zuchtgestüts Redefin 1810 bzw.

¹³⁶ FLEISCHER, *Vom Leben* (wie Anm. 34), S. 203–204 notiert zum Besuch des mecklenburg-schwerinschen Erbprinzenpaares Friedrich Franz und Louise in Rudolstadt vom 14. bis 20. Januar 1783, „beim Konzert am 16. spielt der Erbprinz das Clavicimbel,“ meint aber vermutlich Erbprinz Friedrich Karl von Schwarzburg-Rudolstadt.

¹³⁷ *Magazin der Musik*, hg. v. Carl Friedrich CRAMER 1 (1783) 1, ND Hildesheim / New York 1971, S. 591–592 [4. Mai 1783].

¹³⁸ HIRSCHFELD, *Aus dem Tagebuch* (wie Anm. 20), S. 258 [23. Juni 1800]. Siehe aber auch MEYER (wie Anm. 10), S. 99.

¹³⁹ BOLL (wie Anm. 9), S. 353.

¹⁴⁰ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 489 [Henriette von Knebel 1. Okt. 1810 an ihren Bruder].

¹⁴¹ [KARSTEN], *Anmerkungen* (wie Anm. 4), S. 478.

¹⁴² OSTERBERG (wie Anm. 38), Zitate S. 200–201 [29./30. Dez. 1782] und S. 382 [27. Aug. 1786].

herzoglichen Landgestüts 1812¹⁴³ verwiesen, während die diesbezüglich auch erwähnenswert scheinende Gründung der Doberaner Rennbahn 1822/23 eher auf eine Initiative von Privatiers zurückzuführen ist.¹⁴⁴ Prägnanter ist ohne Zweifel, dass er seinem Lieblingspferd im Ludwigscluster Schlosspark ein Denkmal mit der „sinnige[n] Inschrift: ‘Hier liegt das beste Pferd begraben, / Das viele Tugenden in sich vereint; / Könnst’ man ein Pferd zum Freunde haben, / So läge hier mein Freund’“ setzen ließ.¹⁴⁵ Einen Grabstein mit der vergleichsweise unspektakuläreren Inschrift „Diane gestorben d. 22. Jul. 1821. 16 Jahr Alt“ ließ Friedrich Franz in Doberan übrigens auch einer seiner Hündinnen setzen.¹⁴⁶

Überhaupt scheint er eine recht herzliche Beziehung zu Tieren gehabt zu haben, z.B. zu „zwey Affen welche allerhand possirliche Streiche machen und sehr in Gnaden stehen.“¹⁴⁷ Affen, mit denen Friedrich Franz gelegentlich allgemeiner Konversation der Ludwigscluster Hofgesellschaft spielte, fanden noch Jahre später bei Sophie von Campenhausen¹⁴⁸ und bei einem Reisenden Erwähnung. Letzterer berichtete von einem „Pavillon der Affen“ im Ludwigscluster Schlosspark, für den gerade „neue Zufuhr“ erwartet werde, durch die „die Colonie [...] ansehnlich verstärkt [wird]“,¹⁴⁹ und einem einzelnen Exemplar, das auf dem Balkon des sogenannten Schweizerhauses „residiert“.¹⁵⁰ Darüber hinaus umgab sich der Herzog mit einer „Schar munterer Möpfe, gegen die er sehr nachsichtig war“.¹⁵¹ Die Freude an ihnen teilte das herzogliche Umfeld nur bedingt. Karl von Stein etwa jammerte, „der Herzog hat sich wieder neue Möpfe kommen lassen und erwartet noch mehrere. Es ist schwer, alle ihre Namens zu behalten und sie nach der Reihe herbeizurufen, für mich eine wahre Unmöglichkeit.“¹⁵²

¹⁴³ Fritz FLAUM: Das Grossherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Landgestüt Redefin, Leipzig 1893, S. 16–18. – Alfred SCHULZ: Das Mecklenburgische Landgestüt Redefin mit besonderer Berücksichtigung seiner Geschichte und seiner Bedeutung für die Landespferdezucht, Math.-nat. Diss. Leipzig 1935, S. 8–10.

¹⁴⁴ ADOLF FRIEDRICH Herzog zu Mecklenburg: Die Rennen zu Doberan, in: Bad Doberan, Ostsee. Staahl- und Eisenmoorbäd, Luftkurort, beliebter Zuzugsort und Ruhe- wohnsitz. Sonderdruck der „Mecklenburgischen Monatshefte“, Rostock 1929, S. 24– 27, hier S. 25. – NIZZE (wie Anm. 10), S. 98. – Horst GRÜNDEL (Hg.): 175 Jahre Galopprennsport in Bad Doberan – 175 Jahre Vollblutzucht in Deutschland, Bremen/ Rostock 1997, S. 30–31. – Hingegen FRAN[C]KE (wie Anm. 61), S. 42, Friedrich Franz habe die Doberaner „Pferderennen nach englischer Art“ eingeführt.

¹⁴⁵ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 77.

¹⁴⁶ LHAS, 2.26-1, Nr. 4396 (wie Anm. 87) [22. Jul. 1821].

¹⁴⁷ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 18 [Karl von Stein am 4. Mai 1788 an seinen Bruder].

¹⁴⁸ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 247 [5. Mai 1800].

¹⁴⁹ [SCHÜTZE], Humoristische Reisen, S. 111 (Zitate) und 156.

¹⁵⁰ Ebd., S. 123–124, Zitat S. 123.

¹⁵¹ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 80–81.

¹⁵² FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 145 [Karl von Stein am 16. Dez. 1791 an seine Tante].



Abb. 10:
 Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin zu Pferd.
 Lithografie von A. Achilles, 1834 (LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 37)

Eine naturgemäß ganz andere, geradezu gegensätzliche Rolle spielten Tiere in den sehr zahlreichen Zeugnissen für die von Friedrich Franz bevorzugten Hirsch- und eben Saujagden.¹⁵³ Sie konnten „drei bis vier, wohl gar sechs

¹⁵³ Ebd., S. 69, 76–77, 79, 101, 115 [Karl von Stein am 4./20./22./25. Aug. / 11. Dez. 1790 / 26. Febr. 1791 an seine Tante], 143 [Karl von Stein am 16. Nov. 1791 an seinen Vater], 170 [Karl von Stein am 14. Dez. 1792 an seine Mutter], 189–191 [Karl von Stein am 4./15./17. Nov. / 3. Dez. 1793 an seine Tante]. – EDELHAAF (wie Anm. 41), Sp. 321 [8. Sept. 1800]. – MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 114, 125–138 [16. Aug. / 1.–18. Okt. 1806]. – DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 502 [Henriette von Knebel am 19. Nov. 1810 an ihren Bruder]. – SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 172, 181–185, 226–227, 234 [11.–12. Sept. / 6./13./21. Nov. / 1.–2. Dez. 1811 / 5./10. Sept. / 9. Nov. 1812].

Wochen“ dauern¹⁵⁴ und die (Schwarz-)Wildbestände einigermaßen dezimieren: „Es sind einige hundert und 21 in den vier Wochen, und nun ist noch 14 Tage Jagd gewesen.“¹⁵⁵ Seine Passion für Jagd und Wild ging so weit, dass Friedrich Franz selbst seine zweite Schwiegertochter Caroline Louise, mit deren Vater und Beherrscher des Weimarer Musenhofes Carl August von Sachsen-Weimar er darüber gelegentlich fachsimpelte,¹⁵⁶ daran partizipieren lassen wollte: „Der Herzog wollte die Prinzeß die Hirsche hören lassen.“¹⁵⁷

Im Unterschied zu Musik, Pferden und Jagd kam Lorenz Karsten – sei es aus Pietät, sei es aus Unkenntnis – auf andere Interessen, die Friedrich Franz mit teilweise großem Enthusiasmus verfolgte, nicht zu sprechen: Frauen oder, „wie man in Hofkreisen und Bürgerstuben flüsterte,“ Liebhaberinnen, mit denen er sich „für seine etwas ‘dröge Jugendwelt’ im Schloß zu Ludwigslust [entschädigte]“¹⁵⁸ und die einmal eine eigenständige Untersuchung wert sein sollten, Militär und Kartenspiel.¹⁵⁹ In Bezug auf die letzteren Gegenstände nörgelte die Herzogin gelegentlich, in Ludwigslust habe man „nur drei Hauptdiscourse und eine Beschäftigung, erstlich Politik, zweitens Pferde und drittens Militär, zur Beschäftigung aber das Spiel“,¹⁶⁰ was Karl von Stein ganz ähnlich sah: „Ein Mensch der Lust viel zu sprechen hat, muß hier rein zu Grunde gehen, wenn er es nicht über sich bringt von Pferden, von Türken und der hiesigen Comedie zu sprechen. Diese drei Dinge sind das non plus ultra der hiesigen conversation, sonst spricht man nicht viel mehr, als: ich passe! Triumph aus! solo! mediateur! tournez!“¹⁶¹

Der Soldat

Im Einsatz von Waffen und Pferden oder auch im Aufenthalt im Freien und in einem gewissen Wagemut der Jagd in manchem ähnlich, spiegelte sich der oberwähnte dritte „Hauptdiscours“ bei Friedrich Franz sicherlich in einer

¹⁵⁴ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 93 [Karl von Stein am 2. Nov. 1790 an seine Tante].

¹⁵⁵ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 13 [Karl von Stein am 17. Dez. 1787 an seinen Bruder].

¹⁵⁶ Hans Haimar JACOBS: Mecklenburgische Beziehungen Herzog Carl Augusts von Weimar. Mit ungedruckten Briefen Carl Augusts, in: MJB 98, 1934, S. 139–156, hier S. 142–143.

¹⁵⁷ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 491 [Henriette von Knebel am 2. Okt. 1810 an ihren Bruder].

¹⁵⁸ BORCHERT (wie Anm. 8), S. 17.

¹⁵⁹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 77 [Karl von Stein am 22. Aug. 1790 an seine Tante], 149 [Karl von Stein am 8./9. Febr. 1792 an seine Mutter]. – HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 244 [2. April 1800]. – EGELHAAF (wie Anm. 41), Sp. 291 und 324 [17. Sept. 1803]. – MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 10, 189 [2. Sept. 1802 / 20. Jan. 1807].

¹⁶⁰ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 135 [Karl von Stein am 21. Sept. 1791 an seine Mutter].

¹⁶¹ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 19 [Karl von Stein am 26. Aug. 1788 an seinen Bruder].

Affinität zu allem Militärischen wider. Heinrich Francke charakterisierte ihn „von jeher als wahre[n] Freund des Militairs“,¹⁶² Ludwig von Hirschfeld machte gar „soldatischen Sinn“¹⁶³ aus, bediente dabei aber wohl den Geist seiner Zeit und versuchte eine Linie zu Friedrich Franz II. (1823–1883) zu ziehen. Abgesehen davon, dass soldatischer Sinn und soldatisches Sein ohnehin nicht identisch sind, zeigte Friedrich Franz I. eher einen Hang zum Dekorativen als wahre Begeisterung für Schlachtenlärm und kriegerische Händel.¹⁶⁴ So besuchte er mit Carl Eugen von Württemberg 1782 dessen Leichte-Jäger-Kompanie der berittenen Leibgarde und sah mit ihm 1786 sowohl ein kleines Manöver als auch eine Parade in Stuttgart an.¹⁶⁵ Auch ist das gelegentliche Anlegen mehr oder weniger phantasievoller Uniformen – sonntags soll Friedrich Franz „in Generalsuniform mit Federhut und goldenem Türkensäbel“ die Hofgesellschaft wahrgenommen haben oder „mit blauem Leibrock von militärischem Schnitt, auf dem Kopf eine weiße, mit goldener Tresse versehene Mütze,“ im Schlosspark spazieren gegangen sein – bekannt,¹⁶⁶ und erst nach der Rückkehr aus dem Exil entledigte er sich „endlich des militairischen Zupfes“.¹⁶⁷

In Friedenszeiten ließ Friedrich Franz ein gewisses Temperament bei Manövern und ein grundsätzliches Verantwortungsbewusstsein für seine Truppen erkennen. „Gestern ist hier das Regiment des Herzogs [...] eingerückt,“ so Sophie von Campenhausen, „um an den in den nächsten Tagen stattfindenden Uebungen theilzunehmen. Der Herzog spricht von nichts als von militärischen Dingen und verkehrt viel mit den Officieren seines Regiments.“¹⁶⁸ Und obwohl es zunächst den Anschein haben könnte, das herzogliche Interesse an den Manövern der preußischen Armee während seiner Breslau-Reise 1802 gelte dem in preußischen Diensten stehenden Sohn Gustav Wilhelm (1781–1851), so liefert der ebenfalls vor Ort weilende Johann Caspar von Boddien doch eine Bestätigung für Sophie von Campenhausen: „Schon heute morgen um 4 Uhr ist damit angefangen das cavallerie Regiment bei dem der Prinz steht, zum exercieren zu begleiten; unbeschreiblich ist die Unruhe welche der Herzog bei diesen Vergnügungen hat.“¹⁶⁹ Wenig später stöhnte er, „mit der unholdesten aller Künste beschäftigt hört und sieht man hier nichts anderes als Sie, von

¹⁶² FRAN[C]KE (wie Anm. 61), S. 63.

¹⁶³ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 30 und 36.

¹⁶⁴ MÜNCH, Herzog und Adjutant (wie Anm. 9), S. 162–163.

¹⁶⁵ OSTERBERG (wie Anm. 38), S. 201 [31. Dez. 1782] und S. 382 [28./29. Aug. 1786].

¹⁶⁶ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 79–80. Karl von Stein berichtete über die Anschaffung einer roten Uniform mit grünen Aufschlägen und silbernen Epauletten für eine Parforcejagd. FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 93 [Karl von Stein am 2. Nov. 1790 an seine Tante].

¹⁶⁷ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 342 [18. Aug. 1807].

¹⁶⁸ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 249 [14. Mai 1800]. Siehe auch FRAN[C]KE (wie Anm. 61), S. 63, Friedrich Franz habe sich „Bildung, Zucht und äußere Haltung“ seiner Truppen „stets persönlich sehr angelegen sein lassen.“

¹⁶⁹ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 3 [25. Aug. 1802].

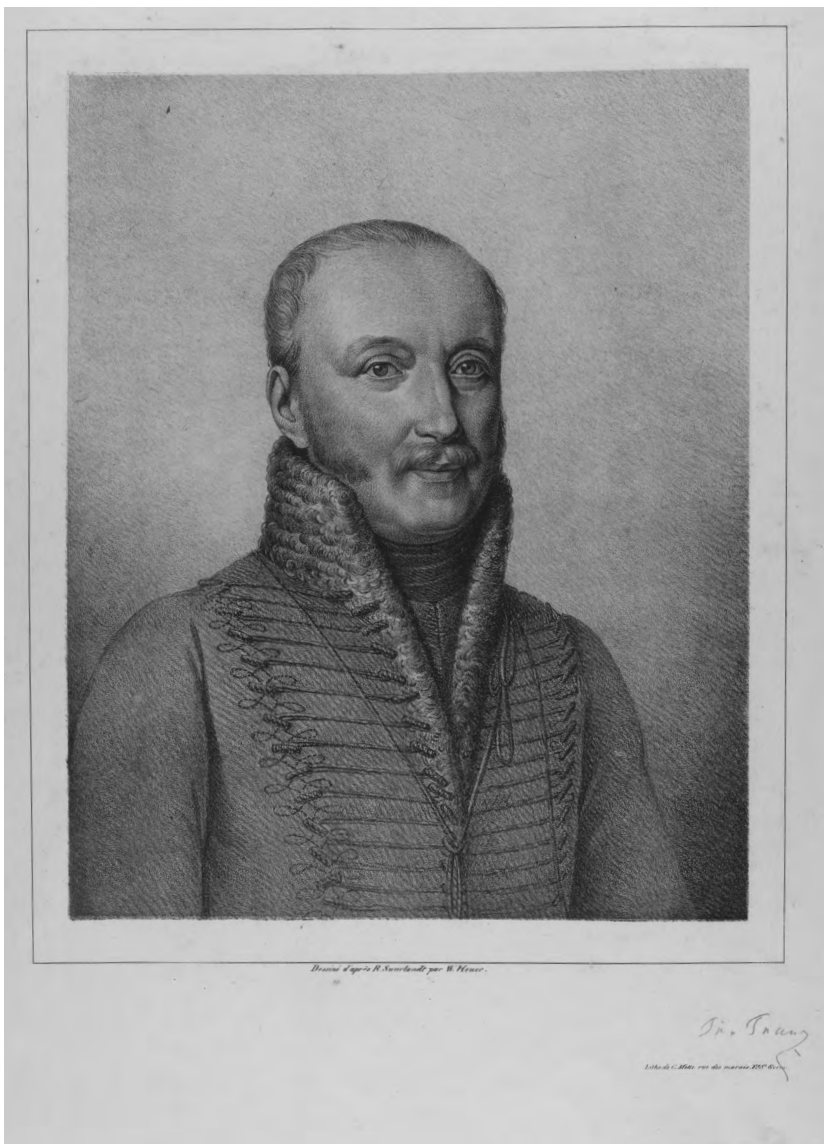


Abb. 11:
Friedrich Franz in Husarenuniform. Lithografie von W. Heuer nach R. Suhrlandt
(LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 17)

4 Uhr Morgens bis zum Mittag, sieht der Herzog den Waffenübungen des hiesigen Militärs zu, und kommen wir zu Hause, so wird gewöhnlich in der andern Hälfte des Tages beurteilt, und wiederholt was in der ersten auf dem Exerzierplatz, versehen oder gut gemacht ward.¹⁷⁰

Nicht wesentlich anders stellte sich das Geschehen gut zwei Jahrzehnte später dar, als gleichzeitig Paul Friedrichs Verlobung mit Alexandrine von Preußen (1803–1892) und die preußischen Herbstmanöver stattfanden. Friedrich Wilhelm III. äußerte, „wie sehr es ihn freue daß der Großherzog solche Freude am Militair habe,“ und ersterer „sprach oft und viel“ mit letzterem „über die Bewegungen der verschiedenen Truppen Gattungen und deren Zweck, so daß dieser sich recht wohl in der titulair Schlacht zu gefallen schien.“¹⁷¹ Diesbezüglich ist jedoch auch zu berücksichtigen, dass zu diesem Zeitpunkt die preußischen Truppen selbst den sich trotz Offizierskarriere und -rang 1802 noch geradezu unmilitärisch gerierenden Johann Caspar von Boddien zu beeindrucken wussten: „Etwas vollkommneres als diese Truppen habe ich nie gesehen.“¹⁷²

Am 13. Oktober 1806, als halb Europa sich im Krieg gegen Napoleon befand, notierte Johann Caspar von Boddien, „diesen Nachmittag haben wir hier wie die großen Kinder Soldat gespielt“.¹⁷³ Ob Friedrich Franz daran partizipierte, ist nicht bekannt, aber für sein Militär fühlte er sich insbesondere in diesen Zeiten verantwortlich. Lorenz Karsten berichtete 1808 einem seiner Söhne, die Exerzierübungen der gezwungenermaßen französischem Kommando unterstellten herzoglichen Truppen gäben „zum öftren brillanten Besuch unseres Landesherrn Anlaß“.¹⁷⁴ Zwei Jahre später hieß es bei Henriette von Knebel, „es ist heute wieder ein militärisches Fest, Revue, Frühstück, großes Diner, da die Truppen morgen nach Schwerin abgehen.“¹⁷⁵ Den aktiven Dienst aber überließ Friedrich Franz im Gegensatz zu seinem fast gleichaltrigen Zeit- und Standesgenossen Carl August von Sachsen-Weimar, der sich 1792/93 als preußischer Generalmajor am Feldzug in Frankreich, in der Pfalz und gegen Mainz ebenso wie 1806 als preußischer Generalleutnant am Vierten Koalitions-

¹⁷⁰ Ebd., S. 5 [28. Aug. 1802].

¹⁷¹ Ebd., S. 367 und 374 [23./26. Sept. 1820]. Siehe auch ebd., S. 378 [1. Okt. 1820].

¹⁷² Ebd., S. 366 [23. Sept. 1820]. Kurz zuvor hatte der Adjutant noch an seine Frau geschrieben, „unsere hiesige Lebensweise ist vollkommen militairisch, [...] einige Tage laß ich’s noch so hingehen, aber ich glaube auf die Dauer paßten wir nicht für ein ander.“ Ebd., S. 8 [31. Aug. 1802]. Siehe zur Offizierskarriere Boddien’s Klaus-Ulrich KEUBKE, Ralf MUMM: Soldaten aus Mecklenburg. Lebensbilder von 1701 bis 1871, Schwerin 2004, S. 15–16.

¹⁷³ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 135 [13. Okt. 1806].

¹⁷⁴ [Rudolf KARSTEN (Hg.):] Neuenwerder. Familienbriefe aus Jahren 1808–1818, Hagenow [1911], S. 41 [Lorenz Karsten am 16. Juli 1808 an seinen Sohn Detlof]. Ähnlich ebd., S. 45 [Friedrich Franz Karsten am 24. Juli 1808 an seinen Bruder Detlof].

¹⁷⁵ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 492 [Henriette von Knebel am 3. Okt. 1810 an ihren Bruder].

krieg beteiligte,¹⁷⁶ lieber seinen auch altersmäßig geeigneteren Söhnen. Erbprinz Friedrich Ludwig, obwohl 1814/15 Oberkommandierender der mecklenburg-schwerinschen Truppen und russischer Regimentschef im Generalleutnantsrang, war zwar eher Titulargeneral und nach eigenem Bekunden ohne militärisches Talent.¹⁷⁷ Aber Prinz Carl August Christian (1782–1833) diente sich von 1798/99 bis 1814 im russischen Militär bis in den Rang eines Generalleutnants und nahm, wie seine Brüder Gustav und Adolph, mit mecklenburgischen Truppen an den Befreiungskriegen teil.¹⁷⁸

¹⁷⁶ Hans TÜMLER: Carl August von Weimar, Goethes Freund. Eine vorwiegend politische Biographie, Stuttgart 1978, S. 99–111 und 158–162. Siehe zur militärischen Karriere auch Volker EBERSBACH: Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Goethes Herzog und Freund, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 150–193.

¹⁷⁷ LÜBEB (wie Anm. 84), S. 210–211; KEUBKE/MUMM (wie Anm. 172), S. 28–30. Seinem Vater schrieb Friedrich Ludwig, „ich verstehe nichts vom Militär“, und mangels Kenntnis der russischen Sprache könne er seinem Generalsrang „effectif“ gar nicht gerecht werden. SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 140 [19. Nov. 1805]. Angesichts einer erneuten Bedrohungslage für sein Vaterland entschloss sich der Erbprinz im August 1813, „zu kämpfen wenn auch gleich ich eigentlich nicht militair von Metier bin“, und bis auf Weiteres zu den mecklenburgischen Truppen zu gehen. Der kommandierende General hielt dies jedoch nicht für nötig, so dass sich der Erbprinz wieder zurück zu seiner Familie begab. Ebd., S. 296–297 [19.–21. Aug. 1813]. Die Übernahme der Landsturmbrigade durch ihn stand wohl Anfang Oktober 1813 fest, Anfang Dezember begab er sich dann zu seinen Truppen. Ebd., S. 301–302. Siehe auch Friedrich von SCHMIDT: Beiträge zur Lebensgeschichte des Erbgroßherzogs zu Mecklenburg Friedrich Ludwig / übertragen und bearbeitet von Wera BOLLMANN, in: Michael BUNNERS, Erhard PIERSIG (Hg.): Nova Monumenta Inedita Rerum Megapolensium Bd. 2, Wismar 2002, S. 3–47, hier S. 22–23 und Friedrich von MALTZAN: Mecklenburgisches aus dem Jahre 1813, in: ebd., S. 49–58, hier S. 53–55. Zum Einsatz kamen sie dann bis zur Jahresmitte 1814 und, nach Napoleons Rückkehr von Elba, ab Mitte 1815. SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 302–304. Im Herbst 1815 kehrte Friedrich Ludwig, von der Sorge um seine kranke Frau getrieben bzw. um sie in Italien genesen zu lassen, noch vor Friedensschluss nach Hause zurück. GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 113. – Lorenz Karsten kommentierte zur Soldatenkarriere des Erbprinzen sehr bissig, er sei nach Hause geschickt worden, „weil er der Armee nur lästig wäre“ und könne nun das „Soldatenspiel hier, wo kein Feind zu fürchten ist, fortsetzen.“ [KARSTEN], Neuenwerder (wie Anm. 174), S. 258–259 [Lorenz Karsten am 31. März 1814 an Julie Pochhammer].

¹⁷⁸ VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 144. – HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 64. Demnach diente Carl nach 1812 auch im mecklenburgischen Militär. Siehe aber KEUBKE/MUMM (wie Anm. 172), S. 37–40; SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 190 Anm. 1, auch ebd., S. 230, 234–235, 258–259, 262, 283 [7. Okt. / 8./23. Nov. 1812 / 30./31. März / 1./13. April / 11. Juni 1813] und DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 512 [Henriette von Knebel am 6. Jan. 1811 an ihren Bruder]. Siehe zum Eintritt in die russischen Truppen LÜBEB (wie Anm. 84), S. 213. Napoleon verlangte im Übrigen persönlich von Friedrich Ludwig, dass die Familie Carl aus dem russischen Militär abberufe oder ihm würde beim ersten Einsatz gegen die französischen Truppen das Sukzessionsrecht entzogen. SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 205 [21. Mai 1812]. – Gustav und Adolph machten die Befreiungskriege als freiwillige Jäger zu Pferde mit. MALTZAN, Mecklenburgisches (wie Anm. 177), S. 51. Gustav war 1797 in das preußische Militär eingetreten, bei den freiwilligen Jägern diente er als Major. SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 192 Anm. 1. Siehe zu Gustavs Einsatz auch ebd., S. 292 und 294 [26. Juli / 11. Aug. 1813] und zu Adolphs Einsatz ebd., S. 276, 283, 300 [26. Mai / 12. Juni / 29. Aug. 1813].



Abb. 12:
Herzog Carl von Mecklenburg-Schwerin (1782–1833) in Uniform
(LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Carl, Nr. 3)



Abb. 13:
Herzog Gustav von Mecklenburg-Schwerin (1781–1851) als Jäger
(LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Gustav, Nr. 1)

Mit dem Herzen stand Friedrich Franz allerdings nicht hintan. Seine 1813 nach Dömitz marschierenden Freiwilligen Jäger zu Fuß beköstigte er in Schwerin im Goldenen Saal und erfreute sie mit der Gegenwart von Erbprinzessin Caroline Louise.¹⁷⁹

Der Spieler und Verschwender

Erstaunlicherweise vermerkte Franziska von Hohenheim, spätere Herzogin von Württemberg, bereits 1781 bei ihrem Besuch in Ludwigslust und also noch während Friedrichs des Frommen Regentschaft, „es wurde gespielt, ich spielte mit dem prentzen [...] Driset“.¹⁸⁰ Carl Eugen von Württemberg notierte 1786 bei seinem zweiten Besuch in Ludwigslust, „um 6 fieng das Concert an, wobey mehrere Spieltische waren.“¹⁸¹ Ganz ähnlich bezeichnete Sophie von Campenhausen, kaum eine Woche am herzoglichen Hof, es als einen der „Fehler, die sehr am Tage liegen und die verhindern, daß er [Friedrich Franz – d. Verf.] allzu sehr gefällt [...], die Neigung zum Hazardspiel, dem er leidenschaftlich ergeben ist. Er spielt allabendlich und verläßt auch das Theater gewöhnlich mitten in der Vorstellung, um sich mit seinen Spielgenossen an den grünen Tisch zu begeben.“¹⁸² Auch Henriette von Knebel zufolge spielte der Herzog „jeden Abend“,¹⁸³ und milde äußerte Ludwig von Hirschfeld, Friedrich Franz verzichte nur dann auf die allabendliche Whist-Partie mit seinen Kammerherren, „wenn ihn Unwohlsein daran hinderte“.¹⁸⁴ Ein womöglich seltener Fall dieser Art datierte 1805, als „die Partie kaum eine viertel Stunde [dauert,] als Serenissimus ein so heftiges Fieber mit Erbrechen bekam, daß Sie sich zu Bett legen mußten.“¹⁸⁵ Es musste aber wirklich schlimm stehen, um ihn von

¹⁷⁹ [KARSTEN], Neuenwerder (wie Anm. 174), S. 215 [Lorenz Karsten am 22. Mai 1813 an Julie Pochhammer]. Knapp erwähnt auch bei SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 267 [4. Mai 1813].

¹⁸⁰ OSTERBERG (wie Anm. 38), S. 72 [8. Febr. 1781]. Gemeint war das Kartenspiel Tri-sett oder Tresett, dessen Name sich von „tre sette“ (Drei Siebenen) ableitet.

¹⁸¹ UHLAND, Tagbücher (wie Anm. 97), S. 267 [24. Febr. 1786]. Am Folgetag wurde von 18.00–20.00 Uhr ebenfalls gespielt. Ebd., S. 268 [25. Febr. 1786].

¹⁸² HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 225 [22. Febr. 1800]. Siehe auch ebd., S. 235, 242, 247 [7./29. März / 5. Mai 1800]. – Hazardspiele waren im Herzogtum übrigens seit mindestens 1785 verboten. Johann Georg Friedrich SCHRÖDER: Neueste Gesetz-Sammlung für die Herzoglich Mecklenburg-Schwerin- und Güstrow-schen Lande seit dem letztern Viertheil des iüngstverflossenen Jahrhunderts, Tl. 2, Schwerin 1803, S. 412. In Doberan wurden sie ab 1809 für den Zeitraum vom 15. Juni bis 15. Oktober zugelassen. L. P. F. DITMAR: Sammlung neuerer Mecklenburg-Schwerinscher Gesetze und anderer auf die Rechtsgelehrsamkeit Bezug habender Urkunden, Bd. 1, Rostock 1811, S. 236–237.

¹⁸³ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 502 [Henriette von Knebel am 19. Nov. 1811 an ihren Bruder]. Siehe auch GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 53 [Henriette von Knebel am 13. Okt. 1810 an Charlotte von Schiller].

¹⁸⁴ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 85.

¹⁸⁵ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 71 [23. Dez. 1805].

seiner Leidenschaft abzuhalten, denn als sich 1820 große und viel Aufregung hervorrufende gesundheitliche Probleme während der Reise nach Berlin zur Verlobung Paul Friedrichs einstellten, „lebte“ Friedrich Franz am Abend bereits wieder „wie zu Hause, spielt seine Partie Lenter“.¹⁸⁶

Exemplarisch schrieb Karl von Stein einmal aus Ludwigslust, „so, wie ich weggereist bin, habe ich übrigens die Leute meistens wiedergetroffen. Das spielt alles mit derselben Passion und mit derselben Langenweile, die andre anstecken kann.“¹⁸⁷ Und wie zur Bestätigung äußerte Sophie von Campenhausen, „hier sind Karten an der Tagesordnung. Alle Welt spielt und mit Vorliebe Hazardspiele. Die Damen sind noch passionirter fast als die Herren.“¹⁸⁸ Das konnte durchaus exzessive Ausmaße annehmen, denn nach der Illumination des Ludwigslusters Schlossgartens und dem Konzert zum 31. Geburtstag des Herzogs war „die Nacht Punsch- Champagner- Bischof- Cardinal- und Pharao-Gesellschaft, welche bis den andern Morgen um 8 gedauert hat.“¹⁸⁹ Und es war keineswegs die besondere Geselligkeit eines festlich-feierlichen Tages, die ein gleichermaßen kurzweiliges wie langwieriges Spiel veranlasste. Bei einem Tagesausflug zum herzoglichen Pachtgut Zierzow wurde „den ganzen morgen und Nachmittag bis zur Zurückreise gespielt“,¹⁹⁰ bei einem ausgedehnteren Aufenthalt in Rossewitz „wurde sehr stark gespielt. [...] Sie können sich also denken, was ich für eine traurige Rolle die drei Wochen von des Morgens um zehn bis des Nachts um elf oder zwölf, die Tischzeit abgerechnet, gespielt habe. Die übrige Zeit des Tages wurde ohne alle Etiquette zugebracht.“¹⁹¹

¹⁸⁶ Ebd., S. 365 [23. Sept. 1820]. Siehe dazu auch ebd., S. 373 und 375 [26. Sept. 1820]. – Lenter ist ein Volks-Kartenspiel. Johann Friedrich SCHÜTZE: *Holsteinisches Idiotikon*, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte Tl. 3, Hamburg 1802, S. 26.

¹⁸⁷ FLEISCHER, *Vertrauliche Mitteilungen* (wie Anm. 11), S. 163 [Karl von Stein am 13. Okt. 1792 an seine Tante].

¹⁸⁸ HIRSCHFELD, *Aus dem Tagebuch* (wie Anm. 20), S. 233 [28. Febr. 1800]. Siehe in letzterer Hinsicht auch FLEISCHER, *Vertrauliche Mitteilungen* (wie Anm. 11), S. 76 und 191 [Karl von Stein am 20. Aug. 1790 / 3. Dez. an seine Tante]; EGELHAAF (wie Anm. 41), Sp. 306–307 [22.–24. Juli 1803] und MÜNCH, *Familienbriefe* (wie Anm. 16), S. 93 [19. Juli 1806].

¹⁸⁹ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 13 [Karl von Stein am 17. Dez. 1787 an seinen Bruder]. – In jener Abendgesellschaft war sicher kein Mangel an Alkohol wie Punsch und Champagner, jedoch wurde auch gespielt. So gilt als das älteste Trumpfkartenspiel der Welt das in der Schweiz verbreitete und auch in Bayern bekannte Karnöffel (Kaiserspiel, Kaisersjass). Karnöffel war ein abschätziger Ausdruck für Kardinal. Hugo KASTNER, Gerald K. FOLKVORD: *Die große Humboldt-Enzyklopädie der Kartenspiele*, Baden-Baden 2005, S. 34. Möglicherweise war das Spiel in Mittel- und Norddeutschland unter der unbewertenden Bezeichnung „Kardinal“ geläufig. Als „Bischof“ wird im Kartenspiel derjenige bezeichnet, der alles verliert und die Zeche zu zahlen hat. *Deutsches Rechtswörterbuch*, Bd. 2, Weimar 1932–1935, Sp. 346. Pharaon, d.h. eigentlich Pharo oder Faro, ist ein Kartenglücks- oder Hazardspiel. *Meyers Lexikon*, Bd. 9, Leipzig ⁷1928, Sp. 762.

¹⁹⁰ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 29 [Karl von Stein am 8. Aug. 1790 an seinen Bruder].

¹⁹¹ FLEISCHER, *Vertrauliche Mitteilungen* (wie Anm. 11), S. 127 [Karl von Stein am 1. Aug. 1791 an seine Tante].

Bei derlei Gelegenheiten wurden von den Beteiligten große Summen bis hinein in den vierstelligen Talerbereich sowohl gewonnen als auch verloren.¹⁹² Während aber Sophie von Campenhausen „in Mecklenburg viele reiche Leute“ ausmachte, die „sich häufig durch die Passion für Pferde oder für Karten [ruinieren]“,¹⁹³ spielte Friedrich Franz lediglich „für seinen Beutel ein schlechtes Spiel, denn er kann weder aufhören, wenn er gewonnen, noch wenn er verloren hat“. ¹⁹⁴ Etwas im Unterschied dazu hieß es 1807 bei Johann Caspar von Boddien ähnlich wie später bei Ludwig von Hirschfeld in Bezug auf die Spielbank in Doberan, Friedrich Franz „spielte weder besonders hoch noch besonders glücklich“. ¹⁹⁵ Ungeachtet dessen dürfte Ernst Boll die Spieleidenschaft des (Groß-)Herzogs zu den „Schattenseiten“ bzw. unter die „mehrere[n], den Zeitgenossen noch hinlänglich bekannte[n] Passionen, welche sehr viel Geld kosteten und seine Finanzen zerrütteten“, gezählt haben.¹⁹⁶

Karl von Stein jedoch hatte früher bei Friedrich Franz partielle Tendenzen von Geiz ausgemacht. So reduzierte der Herzog 1791 die ursprünglich anbebaute Landestrauerei für seine Tante Louise Friederike auf ein Vierteljahr, weil er sonst „nach dem bei Landestrauereien eingeführten Gebrauch, Trauergelder hätte bezahlen müssen.“¹⁹⁷ Friedrich Franz wäre aber kaum er selbst gewesen, wenn er diese Subtilität nicht noch zu steigern gewusst hätte. „Der Herzog fing über Tafel an“, so Karl von Stein, „über mein alt Fräulchen [die etwa 60jährige Doberaner Hauswirtin des Kammerjunkers – d. Verf.] zu spaßen. Da er aber nicht gern von einer Sache spricht, wenn er sich eine Bitte vermutet, so glaubte ich, mich nicht besser rächen zu können und bat in ihrem Namen jährlich um zwei Faden (Klafter) Buchenholz, welche er abschlug. Einige Zeit darauf, als er wieder von ihr anfang, bat ich um drei, und den Tag vor meiner Abreise, als er abermals von unserer Liebe sprach, bat ich um vier, welche ich erhielt.“¹⁹⁸ Diese Unverhältnismäßigkeit erfolgte nur im Kleinen und wirkt, für

¹⁹² Ebd., S. 76, 93 [Karl von Stein am 20. Aug. / 2. Nov. 1790 an seine Tante], 118, 143 [Karl von Stein am 23. März / 25. Nov. 1791 an seinen Vater], 145 [Karl von Stein am 16. Dez. 1791 an seine Tante], 148 [Karl von Stein am 17. Jan. 1792 an seinen Bruder], 163 und 173 [Karl von Stein am 8. Juli / 21. Dez. 1792 an seine Tante]. – HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 235 [7. März 1800]. – MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 132 [10. Okt. 1806].

¹⁹³ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 233 [28. Febr. 1800].

¹⁹⁴ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 147 [Karl von Stein am 9. Jan. 1792 an seinen Bruder].

¹⁹⁵ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 353 [27. Aug. 1807]. Siehe aber auch ebd., S. 338 [15. Aug. 1807]. – HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 85 (Zitat). – NIZZE (wie Anm. 10), S. 109 schreibt, Friedrich Franz besuchte die Spielbank „zuweilen gern einmal“. Ein Zeitzeuge war er allerdings nicht.

¹⁹⁶ BOLL (wie Anm. 9), S. 388.

¹⁹⁷ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 130 [Karl von Stein am 15. Aug. 1791 an seine Tante].

¹⁹⁸ Ebd., S. 162 [Karl von Stein am 8. Juli 1792 an seine Tante]. Im Jahr davor hieß es, sie sei in ihrem 56. Lebensjahr, im Jahr darauf, sie sei über 60. Ebd., S. 114 und 187 [Karl von Stein am 2. Febr. 1791 / 3. Okt. 1793 an seine Mutter].

sich betrachtet, eher harmlos. Aber ohne Grund bezeichnete Henriette von Knebel Friedrich Franz 1811 sicherlich nicht zweimal als „Verschwender“.¹⁹⁹ Lorenz Karsten allerdings griff wohl zu hoch, als er 1808 allein die herzoglichen Privatschulden auf „etwa nur 8 Millionen“ Taler bezifferte,²⁰⁰ lag dennoch vermutlich nicht verkehrt in seiner diesbezüglich 1812 an den Tag gelegten Bissigkeit: „Seufzet freilich der größere Haufe unter erdrückenden Lasten, so genießt dafür der kleinere glücklichere Teil die Freuden des Lebens [...] desto reichlicher. Unser frohgelaunter Landesherr geht nachahmenswürdig mit gutem Beispiele vor, wie man die Trübsale und Kümmernisse verscheuchen muß. Er hat sich zu seiner bevorstehenden Sommerfreude in Doberan 50 000 Tlr. erbeten [...] Es ist doch eine schöne Sache, *souveräner* Herr zu sein!“ 1815, nachdem sich die allgemeine Leere der landesherrlich gegebenen Verfassungsverprechen abzeichnete, äußerte er sich sogar noch kritischer und stellte Fürstentherrschaft ebenso wie ständische Machtpartizipation generell in Frage.²⁰¹

Der Badegast

Bei einer Reflexion der vielzitierten Vergnügungen, die Friedrich Franz sich gönnte, kann über die zum höfischen Usus gehörenden Konzerte und Bälle weitgehend hinweggegangen werden. Dabei konnte er durchaus auch „unermüdet bis um 2 Uhr morgens fortgetanzt“ haben,²⁰² war überhaupt „immer recht vergnügt an solchen Festen [seine Geburtstagsfeier – d. Verf.], und freut sich, wenn alles recht geputzt erscheint.“²⁰³ Nicht fehlen darf hingegen der her-

¹⁹⁹ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 527 und 556 [Henriette von Knebel am 5. April / 19. Juli 1811 an ihren Bruder]. Im ersten Fall standen momentan rückläufige Staatseinnahmen gepaart mit einer generell nachlässigen Finanzaufsicht im Hintergrund, im zweiten sollte „ein andermal mehr davon“ berichtet werden, was aber wohl nicht erfolgte.

²⁰⁰ [KARSTEN], Neuenwerder (wie Anm. 174), S. 67 [Lorenz Karsten am 4. Sept. 1808 an seinen Sohn Detlof]. Hingegen entsprachen die hier des Weiteren in Rede gestellten 7 Millionen Taler kriegsbedingter Staatsschulden in etwa der Realität. – Gerald ROSENBERGER: Finanzen und Finanzverfassung in den beiden Großherzogtümern Mecklenburg von 1850 bis 1914, Bd. 1.1, Münster 1999 (Geschichte 27), S. 74, beziffert die Summe der landesherrlichen und ständischen Schulden, die 1808 als gemeinsame Schulden anerkannt wurden, auf 7,3 Mill. Taler. Davon waren 2 Mill. Rentereischulden und 231.000 Taler Gold rein ständische Schulden. BOLL (wie Anm. 9), S. 356 erwähnt ebenfalls 2 Mill. Rentereischulden. Otto VITENSE: Geschichte von Mecklenburg, [Gotha 1920] ND Würzburg ²1990, S. 375 hingegen 4,5 Mill. Renterei- und 5,5 Mill. Landeskriegsschulden.

²⁰¹ [KARSTEN], Neuenwerder (wie Anm. 174), Zitat S. 181 [Lorenz Karsten am 25. Juni 1812 an Julie Pochhammer, Hervorhebung i. O.] und 321 [Lorenz Karsten am 28. Juni 1815 an Julie Pochhammer]. Noch deutlicher wurde übrigens sein Sohn Detloff Karsten, später immerhin Rostocker Senator und Bürgermeister. Siehe ebd., S. 303 [Detlof Karsten am 25. Febr. 1815 an Julie Pochhammer]. Zum Hintergrund siehe zu Anm. 253.

²⁰² MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 2 [25. Aug. 1802]. Zu den sonstigen höfischen Vergnügungen siehe ebd., passim; FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), passim; HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), passim.

zogliche „Lieblingsort“ Doberan,²⁰⁴ zu dem ein Liebhaber reimte: „Ja, Doberan, das Friedrich Franz erschuf, verdient seinen hohen Ruf.“²⁰⁵ Erwähnung muss dieses Faible des Regenten schon deshalb finden, weil er sich nicht allein in jedem Jahr dort aufhielt, sondern sich auch gleichsam unmittelbar nach Aufhebung des Exils und endgültiger Rückkehr ins Vaterland in seine Sommerresidenz begab und der am 10. August 1807 mit viel Pomp begangene Einzug in Doberan zu einem alljährlichen, im Lauf der Zeit geradezu kultartige Züge annehmenden Feiertag wurde.²⁰⁶

Ihren Anfang nahm die Existenz des Seebades bekanntlich im Sommer 1793 mit dem Entschluss zum entsprechenden Ausbau des Ortes. „Der Herzog erzählte mir“, so Karl von Stein, „von den vielen Verschönerungen, die er hier machen will. Er hat sich diesen Sommer in Doberan eine Zeitlang aufgehalten und will es nun um und um kehren. [...] Haben Sie ein Kapital, was Sie einmal unterbringen wollen, von etwa 2 bis 400 Louisdor, so geben Sie ihm die Bestimmung. Wenn ich ein reicher Man wäre, kaufte ich alle Häuser am Kamp für meine Verwandte und Freunde. [...] Nur befürchte ich, wenn der Herzog, so wie er sich vorgenommen hat, alle Jahr sechs Wochen hier zubringen will, daß die Preise steigen werden.“²⁰⁷ Die (groß-)herzogliche Passion für das in seiner Entwicklung von Friedrich Franz sowohl ideell als auch finan-

²⁰³ DÜNTZER (wie Anm. 22), S. 507 [Henriette von Knebel am 9. Dez. 1810 an ihren Bruder]. Hier stand noch speziell im Hintergrund, dass Friedrich Franz seiner Schwiegertochter Caroline Louise einen „ganzen Paradiesvogel“ als Kopfbedeckung geschenkt hatte. Anlässlich der Geburtstagsfeier für Friedrich Ludwig äußerte die Hofdame, Friedrich Franz sei „recht fröhlich und geschäftig.“ Ebd., S. 540 [Henriette von Knebel am 14. Mai 1811 an ihren Bruder].

²⁰⁴ J. H. BECKER: Doberan im Sommer 1837, Parchim / Ludwigslust 1838, S. 2. – Das besondere Verhältnis von Friedrich Franz zu Doberan darf hier wegen seiner Intensität nicht unberücksichtigt bleiben, kann aber im Folgenden nur sehr oberflächlich betrachtet werden. Alles Weitere wäre eine lohnenswerte Aufgabe für die landes- bzw. lokalgeschichtliche Forschung.

²⁰⁵ DRESEN (wie Anm. 24), S. 102.

²⁰⁶ NIZZE (wie Anm. 10), S. 60–61 für 1807 sowie S. 63, 65, 71, 74, 77, 100, 118 und 127 für spätere Jahre sowie allgemein VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 136. Siehe stellvertretend für weitere auch [Christlieb Georg Heinrich] ARRESTO: Der zehnte August: Prolog zur Gedächtniß-Feier dieses glücklichen Tages, Doberan 1814; J. C. F. W[UNDEMANN]: Zur Feier des zehnten Augusts, am Seebade zu Doberan, Rostock 1827; Ludwig Moritz HOLM: Doberan. Sr. Königl. Hoheit dem Allerdurchl. Großherzoge Friedrich Franz zur Feier des 10. August 1830, Schwerin 1830; Carl Werner REINHOLD: Mecklenburg's Freudentag, der zehnte August, gefeiert zu Doberan 1830, Rostock 1830. Im Übrigen wäre noch zu klären, welchen Anteil Friedrich Franz an der Popularisierung dieses Datums hatte. Noch 1807 soll er diesen Tag zu einem besonderen Festtag für die Bauern bestimmt haben, der sich zunächst zum „Burdanz“ (Bauerntanz) und ab 1825 zum Bauernrenntag auf der Rennbahn entwickelte. NIZZE (wie Anm. 10), S. 100.

²⁰⁷ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 186 [Karl von Stein vom 30. Sept. bis 4. Okt. 1793 an seine Tante].

ziell sehr beförderte Seebad²⁰⁸ brachte es mit sich, dass er sich statt für jährlich sechs für „meistens vierzehn Wochen“ in Doberan aufzuhalten pflegte.²⁰⁹ Allerdings stieß diese Ausdauer in seiner Umgebung nicht nur auf Gegenliebe. Etwas energielos schrieb Johann Caspar von Boddien Ende August 1805 an seine Gemahlin, „fast niemand ist mehr hier und doch kann der Herr kein Ende machen,“ zwei Jahre später nach dem auch für ihn aufreibenden Altonaer Exil zeigte er sich völlig ernerviert: „Satt herzlich habe ich es hier wo mir außer den Wellen nichts behagt.“²¹⁰

Gesundheit und Krankheit

1782 schloss Lorenz Karsten, nachdem er dem damaligen Erbherzog Friedrich Franz bereits eine starke, dauerhafte Gesundheit attestiert hatte, seine Charakterisierung, indem er dessen körperliche Konstitution und schließlich noch das Arbeitsethos reflektierte. „Weil er in der rauhesten Jahreszeit vom frühen Morgen an bis zum Abend kein Ungemach der Witterung und keine Beschwerlichkeiten scheut, erhält auch sein Körper ausdauernde Gesundheit und Kraft, denn alle diese Lieblingslustbarkeiten hindern ihn nicht im mindesten an der pünktlichen Petition aller der wichtigen Geschäfte, die er schon seit verschiedenen Jahren in Kammer- und Regierungssachen übernommen hat.“²¹¹ Lorenz Karsten schilderte hier einen Fünfundzwanzigjährigen, und – wie an anderen Stellen gesehen – Karl von Stein äußerte sich über die Konstitution des Mittdreißigers ebenso positiv wie Sophie von Campenhausen über die des Mittvierzigers. Und anlässlich einer plötzlichen fiebrigen Erkrankung des gerade in seinem fünfzigsten Lebensjahr stehenden Herzogs hoffte Johann Caspar von Boddien, „daß seine unbegreifliche Natur ihn bald wieder ermannt.“²¹² Zu letzterer gehörte sicherlich auch, dass ihm Sorgen um sein Land buchstäblich auf den Magen schlugen – Anfang 1793 aß er aus Furcht vor einem Ausgreifen des Koalitionskrieges „wenig zu Abend oder gar nicht“ (und es wurde auch „kein Hazardspiel mehr gespielt“),²¹³ und 1807 während des Gangs ins Exil „er schon auf der Hälfte des Weges sehr krank ward ein heftiges Erbrechen mit Nervenfieber kriegte, [...] wohl hauptsächlich eine Folge der heftigen Emotion beim Abschied, denn wahrlich er war gerührter als ich es vermuthete.“²¹⁴

²⁰⁸ WUNDEMANN, Meklenburg (wie Anm. 23) I, S. 217. – DRESEN (wie Anm. 24), S. 36. – SACHSE (wie Anm. 9), S. 23. – NIZZE (wie Anm. 10), S. 16.

²⁰⁹ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 82.

²¹⁰ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 61 [24. Aug. 1805] und S. 356 [31. Aug. 1807].

²¹¹ [KARSTEN], Anmerkungen (wie Anm. 4), S. 478.

²¹² MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 71 [23. Dez. 1805]. Siehe auch ebd., S. 367 und 372 [23. / 25. Sept. 1820].

²¹³ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 183 [Karl von Stein vom 18. März bis 2. April 1793 an seine Tante].

²¹⁴ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 175 [8. Jan. 1807].

Bei derlei temporären Beeinträchtigungen blieb es in der Folge allerdings nicht. Friedrich Ludwig vertraute 1811 seinem Tagebuch an, „ueber die Gesundheit meines Vaters habe ich heute keine vortheilhaften Nachrichten erhalten“, fand ihn aber schon tags darauf bei der Jagd und vor allem „weit besser wie man mir gesagt hatte“. Im Folgejahr freute er sich nach einer mehr als zwei Monate währenden Auslands- und Kurreise bei seiner Ankunft in Dobenan, den Herzog „recht wohl u. stark geworden vorzufinden“.²¹⁵ Im Frühjahr 1815 schrieb Charlotte von Schiller an Karl Ludwig von Knebel, dass Friedrich Franz kränkele²¹⁶ – möglicherweise reflektierte sie auf ernsthafte Gichtbeschwerden²¹⁷ – und Erbprinz Friedrich Ludwig zeigte sich 1817 darüber besorgt, dass „mein Vater sehr leidend am Podagra sein [soll]“, aber „durchaus die Vorschriften der Ärzte nicht befolgen will“.²¹⁸ Mit Blick auf den ungefähr sechzigjährigen Großherzog kam auch Ludwig von Hirschfeld darauf zu sprechen, dass jener seit einigen Jahren und recht häufig an bisweilen kritische Ausmaße annehmendem Asthma litt, sich deshalb des Öfteren Schonung auferlegen musste.²¹⁹ Schilderungen durchaus erschreckender Anfälle eines großherzoglichen Brustleidens insbesondere „nach großen Anstrengungen zu Pferde, beim Treppensteigen und d[er]gl[eichen]“ finden sich 1820 auch in den Briefen Johann Caspar von Boddians an seine Frau.²²⁰ Gesundheit bzw. Krankheiten thematisierte sogar die Korrespondenz zwischen Friedrich Franz und Carl August von Sachsen-Weimar,²²¹ deren „Persönlichkeit [...] eine erfreuliche Wahlverwandschaft einander anzog“.²²² Im Frühjahr 1836 schließlich stand Friedrich Franz bereits „dem Grabe sehr nahe“, aber – Bestätigung obgenannter zeitgenössischer Aussagen oder beginnende Verklärung und Legendenbildung? – „damals [siegte] Seine kräftige Natur und der theure fürstliche Greis erhohlte Sich noch einmal im Verlaufe des Sommers.“²²³

²¹⁵ SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 182 [12./13. Nov. 1811] und S. 220 [27. Juli 1812].

²¹⁶ GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 112.

²¹⁷ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 81. Siehe auch LHAS, 2.26-1 (wie Anm. 77), Nr. 4267: Medizinalia, Podagra-Behandlung (1815/16) / Gichtmittel (1817). Als Podagra werden akute Gichtanfälle am Grund- bzw. Endgelenk der großen Zehen, bisweilen auch an anderen Gelenken bezeichnet.

²¹⁸ SCHMIDT, Beiträge (wie Anm. 177), S. 34 [8. Febr. 1817].

²¹⁹ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 67 und 81. Das Einsetzen des asthmatischen Leidens wird zwischen dem letzten Rostocker Konvokationstag – 1808 – und dem Tod Friedrich Ludwigs – 1819 – eingebettet. Ungefähr in letzterem Zeitkontext erwähnt der Erzieher Paul Friedrichs gar ein lebensbedrohliches „Brustleiden“ des Großherzogs. SCHMIDT, Beiträge (wie Anm. 177), S. 43.

²²⁰ MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 364–367, 378–379 und 383 (Zitat) [23. Sept. / 1./5. Okt. 1820].

²²¹ JACOBS (wie Anm. 156), S. 143 erwähnt einen entsprechenden Brief Carl Augusts vom 15. Dez. 1826.

²²² FRAN[C]KE (wie Anm. 61), S. 50.

²²³ BECKER (wie Anm. 204), S. 2.

Mit dem Alter kamen nicht allein die Krankheiten, sondern es stellte sich offenbar zunehmend eine – vielleicht durch die gesundheitlichen Beeinträchtigungen verstärkte – etwas weltfremde Schrulligkeit ein. Es verleidete Erbgroßherzog Paul Friedrich den Aufenthalt in Ludwigslust, dass der Regent „in seinen letzten Lebensjahren grämlich wurde“, seine eigenen Vorlieben und Gewohnheiten seiner Umgebung aufzuzwängen versuchte und seine Familie eifersüchtig überwachte.²²⁴ Eine Trübung des Verhältnisses zwischen Enkel und Großvater suchte nicht einmal Ludwig von Hirschfeld – in erheblichem Gegensatz zu seinen üblichen Lobliedern auf Friedrich Franz – zu verhehlen, indem er in aller Ausführlichkeit an Minister von Plessen gerichtete Jeremiaden des Thronfolgers zitierte.²²⁵ Diese hatten eine sich durchaus widersprüchlich entwickelnde Vorgeschichte. Während Erbprinz Friedrich Ludwig aufgrund eigener schlechter Erfahrungen – bis zum 19. Lebensjahr „war ich unter stetiger Aufsicht und konnte nicht allein über die Straße gehen“ – seinen Sohn Paul Friedrich vor allem zu selbständigem Denken und Handeln erziehen wollte,²²⁶ konterkarierte sein Vater Friedrich Franz dieses Bestreben sehr zur Freude des Enkels mit Nachsichtigkeit und Verhättschelung. Nach dem Tode Friedrich Ludwigs wollte Friedrich Franz den bisher von ihm verwöhnten und oberflächlichen Paul Friedrich „auf einmal“ zum Thronfolger aufbauen und zu entsprechendem Lernen animieren.²²⁷ Derselbe schließlich riß sich 1834 daran auf (und ließ das von Plessen wissen), dass ihm ein eigener Hausstand ebenso verwehrt blieb wie „ein ordentliche[r] Wirkungskreis“ zur besseren Vorbereitung auf die früher oder später auf ihn zukommende Übernahme des Landesregiments.²²⁸

Mögen hier 15 dazwischen liegende Jahre als Erklärung heranzuziehen sein, so muss eine andere Widersprüchlichkeit in den Darlegungen Ludwig von Hirschfelds offen bleiben. So sollen Auslandsreisen des Erbgroßherzogs generell, selbst die jährlichen Aufenthalte am elterlichen Hof der Erbgroßherzogin Alexandrine in Berlin, einer aufwändig zu erlangenden Genehmigung des regierenden Großherzogs bedurft haben, und einzig 1826 nach St. Petersburg anlässlich der vorjährigen Thronbesteigung des Zaren-Onkels Nikolaus (1796 / 1825–1855) und 1829 nach Frankreich genehmigt worden sein.²²⁹ Ab-

²²⁴ BOLL (wie Anm. 9), S. 389.

²²⁵ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 95–97.

²²⁶ SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 125. Abdruck des entsprechenden Briefes vom 4. Dez. 1816 auch bei SCHMIDT, Beiträge (wie Anm. 177), S. 33.

²²⁷ WIESE, Erbgroßherzogin Auguste (wie Anm. 43), S. 187/189.

²²⁸ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 95.

²²⁹ Ebd., S. 88. Eine Abwesenheit des Thronfolgerpaares wird zwar der Anzeige beim Großherzog bedurft haben, aber es scheint sehr fraglich, dass derselbe eine Reise an den Hof des preußischen Königs verboten hätte. Freundlicher Hinweis von Dr. René Wiese (LHAS). – St. Petersburg suchte Paul Friedrich allein auf. Neue Annalen 1826, S. 203–204. Die Paris-Reise führte hinwärts über Braunschweig, Kassel, Frankfurt, Köln und Brüssel, zurück über Karlsruhe und Berlin. Neue Annalen 1829, S. 211–213.



Abb. 14:

Vier Fürsten aus dem Hause Mecklenburg – im Uhrzeigersinn
Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin (1756 / 1785–1837),
Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (1778–1819),
Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz (1779 / 1816–1860),
Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (1800 / 1837–1842).
Lithografie (LHAS, 13.1-3, Gen. XXI, Friedrich Ludwig, Nr. 6)

gesehen davon, dass das Thronfolgerpaar in der Regel zweimal jährlich mehrere Wochen in Berlin weilte,²³⁰ 1826 eine Woche in Hamburg verbrachte (wohin Paul Friedrich 1828 ebenso wie 1835 erneut für je eine Woche allein reiste), 1828, 1833 und 1834 gemeinsam in Pymont kurte sowie 1835 Prag besuchte,²³¹ stellt sich die Frage: Wie konnte der Erbgroßherzog unter den genannten Vorzeichen 1821 mehr in Europa unterwegs sein – von Anfang Januar bis Ende Mai in St. Petersburg, von Ende Juni bis Ende August in Hannover und Paris, von Ende November bis Mitte Februar 1822 in Dresden, München und Wien – als sich am großväterlichen Hof aufzuhalten?²³²

Der Regent

Von derlei Einblicken naturgemäß noch weit entfernt schwelgte Lorenz Karsten 1782 weiter über Friedrich Franz, dass „er ein Feind aller Untätigkeit ist“ und sich daher „schon seit verschiedenen Jahren nicht nur mit Domänen- und Kammersachen [beschäftigt], sondern auch mit anderen wichtigen Geschäften. Sein heller, tiefblickender Verstand kommt seinem vortrefflichen Gedächtnisse gleich, daher wird es ihm im mindesten nicht schwer, selbst große Aufsätze zu entwerfen. [...] Wenn seine Jagdgefährten sich am Abend ermüdet nach Ruhe sehnen, so sitzt er noch bis spät in die Nacht mit aller Seelenheiterkeit und Gegenwart des Geistes an seinem Arbeitspult und dennoch ist er in den frühesten Morgenstunden ebenfalls munter und geschäftig. Kurz! Die Tätigkeit, Betriebsamkeit und das vortreffliche Herz voll Menschenliebe dieses so sehr geliebten Prinzen geben den gerechtesten Anspruch zu den größten Erwartungen.“²³³ Das schien der Doberaner Präpositus Friedrich Ludwig Röper nahezu zwei Jahrzehnte später mit seiner Einlassung, dass Friedrich Franz’ „Scharfblick nichts entgeht, was seiner landesväterlichen Aufmerksamkeit werth ist“,²³⁴

²³⁰ Neue Annalen 1823, S. 195–201: 31. Aug. bis 9. Okt., 23. Nov. bis 9. Dez. – Neue Annalen 1824, S. 198–205: 30. Jan. bis 14. März, 17. Sept. bis 8. Dez. – Neue Annalen 1825, S. 201–208: 5. Mai bis 10. Juni, 15. Juni bis 1. Juli. – Neue Annalen 1826, S. 203–211: 5. Jan. bis 16. März, 10. Sept. bis 18. Nov. – Neue Annalen 1827, S. 205–212: 16. Mai bis 16. Juni, 29. Aug. bis 9. Okt. – Neue Annalen 1828, S. 205–209: 15. Jan. bis 26. März, 12. Aug. bis 28. Okt. – Neue Annalen 1829, S. 209–211: 29. Jan. bis 31. März, 29. Mai bis 16. Juli. – Neue Annalen 1831, S. 220: 4. Jan. bis 16. Febr. – Neue Annalen 1832, S. 223–228: 1. März bis 14. April, 18. Mai bis 20. Juni, 22. Aug. bis 9. Okt. – Neue Annalen 1833, S. 225–230: 2. Febr. bis 30. März, 6. Sept. bis 8. Okt. – Neue Annalen 1834, S. 229–233: 6. Jan. bis 18. März, 18. Sept. bis 20. Okt., 28. Okt. bis 2. Dez.

²³¹ Neue Annalen 1826, S. 205. – Neue Annalen 1828, S. 208–209. – Neue Annalen 1833, S. 228–229. – Neue Annalen 1834, S. 231. – Neue Annalen 1835, S. 237–238.

²³² Neue Annalen 1821, S. 177 und 180–182. – Neue Annalen 1822, S. 195. Die Aufenthalte in St. Petersburg, Paris und Wien finden auch Erwähnung bei SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 207–208 Anm. 3.

²³³ [KARSTEN], Anmerkungen (wie Anm. 4), S. 478.

²³⁴ RÖPER (wie Anm. 24), S. 5.

ebenso untersetzen zu wollen wie nachfolgend der langjährige großherzogliche Leibarzt Johann David Wilhelm Sachse (1772–1860) mit seinem Postulat, dass der ungemein fleißige Friedrich Franz „alle Acten selbst lass [sic!], ja, wenn diese nicht aufgefunden werden konnten, auch nach vielen Jahren noch nachwies, wo sie zu finden sein müssten, und wo man sie denn auch richtig fand.“²³⁵

In dasselbe Horn wie diese aufgrund relativer Nähe zu Friedrich Franz naturgemäß weniger objektiven Zeitgenossen stieß aber auch Sophie von Campenhausen in ihrem Tagebuch. Sie attestierte dem Herzog „große Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit in den Geschäften. Er steht um fünf Uhr auf und beginnt den Tag mit Regierungsarbeiten, Durchlesen von Schriftstücken, Verfügungen etc., die er außerordentlich schnell erledigen *soll*. In seinem Schreibzimmer *soll* alles so vorzüglich geordnet liegen, daß er genau das Fach, die Mappe und den Platz weiß, wo ein Schriftstück liegt, so daß er es jeden Augenblick, wenn er will, zur Hand hat. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß und eine ungewöhnliche Sicherheit im Urtheil und im Entschluß kommen ihm, *wie man sagt*, bei seinen Regierungsgeschäften sehr zu staten.“²³⁶ Und nochmals unter Berufung „auf Jemand, der ihn genauer kannte“, äußerte selbst Ernst Boll später, Friedrich Franz sei „schnell auffassenden, trefflich urtheilenden Geistes und mit seltenem Gedächtniß (zumal Personal-Gedächtniß) begabt, [...] Er selbst arbeitete sehr schnell und absolvierte ganze Actenstöße unter fortwährendem Gespräche; dabei war er sehr fleißig und pünktlich in seinen Antworten und Rescripten.“²³⁷

Nicht ganz zu dem so umrissenen Ethos mag passen, dass es für jegliche Regierungstätigkeit in gewissem Maße der Verwaltungsbehörden bedurfte. Diese allerdings saßen in Schwerin und Friedrich Franz kam nur „alle Monat einmal gewöhnlich [von der Residenz Ludwigslust – d. Verf.] herüber und besucht die Landescollegia.“²³⁸ Ganz ähnlich heißt es bei Ludwig von Hirschfeld, „obwohl Schwerin Centralsitz der Regierung war, pflegte Friedrich Franz I. dort nur ungen und immer nur für einige Wochen in den Wintermonaten zu residieren.“²³⁹ Deutlicher werdend charakterisierte Ernst Boll diese Konstellation als „unvortheilhaft“, indem sich in Ludwigslust ein letztinstanzlich entscheidendes „Cabinett“ von Günstlingen bildete.²⁴⁰ Wenn es tatsächlich an dem war, dann müsste die Bezeichnung dafür Kamarilla lauten, deren Köpfe

²³⁵ SACHSE (wie Anm. 9), S. 9.

²³⁶ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 237 [9. März 1800, Hervorhebungen d. Verf.].

²³⁷ BOLL (wie Anm. 9), S. 387–389.

²³⁸ FLEISCHER, Vertrauliche Mittheilungen (wie Anm. 11), S. 53 [Karl von Stein am 24. April 1788 an seinen Bruder].

²³⁹ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 82. DERS., Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 240 spricht von 5–6 Wochen in der zweiten Winterhälfte.

²⁴⁰ BOLL (wie Anm. 9), S. 388.

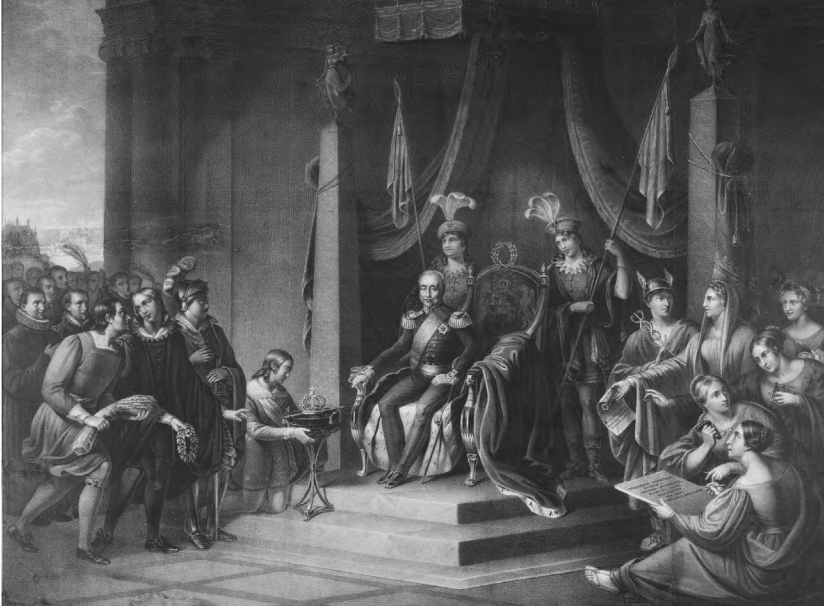


Abb. 15:
Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin. Lithografie von L. Schöninger
nach R. Suhrlandt (LHAS, 13.1-3, Gen. XX, Friedrich Franz I., Nr. 6)

freilich weitgehend im Dunkeln bleiben – mit möglicherweise einer Ausnahme: In Ludwigslust lebte der 1807 zum Minister avancierte Leopold von Plessen,²⁴¹ während Friedrich Franz zuvor seine Regierungs-Instruktionen schriftlich an den die Regierungsgeschäfte führenden Geheimratspräsidenten und Minister Stephan Werner von Dewitz (1726–1800) nach Schwerin übermittelt hatte.²⁴²

Ebenso wenig passt Henriette von Knebels 1810 getroffene Einschätzung zu dem von Lorenz Karsten und anderen Zeitgenossen postulierten Arbeitsethos des Regenten Friedrich Franz, dass er „eigentlich die Regierung ganz seinem Sohn überläßt“.²⁴³ Beispielsweise sandte er ihn 1811, „da morgen Jagd

²⁴¹ HIRSCHFELD, Friedrich Franz II. (wie Anm. 7), S. 82. Siehe auch MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 322 [10. Juli 1807]. – LÜBEß (wie Anm. 84), S. 254–255 spricht von einer Abhängigkeit des Herzogs von seinen Räten, in Sonderheit von seinem Minister von Plessen, und bezeichnet diese Konstellation tatsächlich als Kamarilla.

²⁴² HIRSCHFELD, Eine fürstliche Entlobung (wie Anm. 62), S. 7.

²⁴³ GIZYCKI (wie Anm. 53), S. 53 [Henriette von Knebel am 13. Okt. 1810 an Charlotte von Schiller].

ist“, spätabends von Friedrichsmoor nach Ludwigslust, um absehbar die Dislozierung der französischen Truppen beinhaltende Briefe des französischen Generals Friant in Empfang zu nehmen.²⁴⁴ Dennoch entspricht es nicht den Tatsachen, dass Friedrich Ludwig Ende August 1813 „für einige Tage zur Herrschaft [gelangte]“, weil sein Vater mit Kabinett und Regierung vor den heranrückenden Franzosen nach Stralsund auswich – der Erbprinz folgte maximal einen Tag später.²⁴⁵ Die Delegation von außenpolitischer Verantwortung auf den Thronfolger, die bereits um 1800 ihren Anfang nahm und 1807/08 in Paris mit der Verhandlungsführung über den Rheinbundbeitritt Mecklenburg-Schwerins sowie mit der Repräsentanz beim Erfurter Fürstentag ihre Höhepunkte fanden,²⁴⁶ erfolgte aber nicht aus einer augenblicklichen Laune heraus. Insofern ließen sich dafür mehrere rechtfertigende Gründe – Partizipation des Thronerben an den Regierungsgeschäften zur optimalen Vorbereitung auf die Nachfolge in der Regentschaft, Verteilung der gerade in der Franzosenzeit gestiegenen politischen Inanspruchnahme, Aversion des Regenten gegen die französischen Besatzer bzw. Napoleon selbst oder auch die herzogliche Reiseunlust – ins Feld führen, doch bringt Karl von Stein ein weiteres Moment ins Spiel.

Obschon auch er einschätzte, der Herzog „ist ein Herr von einem guten Herzen und hellem Verstande“,²⁴⁷ säte er einige Male Zweifel, dass der Regent Friedrich Franz die von Lorenz Karsten an den Erbprinzen Friedrich Franz geknüpften Ansprüche und Erwartungen kontinuierlich erfüllte. So charakterisierte der Kammerjunker den Herzog als „unglückliche[n] Mann, er hat immer Langeweile, und genießt die Vortheile nicht die Geld und Geburt geben,“²⁴⁸ auch sei es „recht schade, daß ein Mann wie er von einem guten Herzen und so großer Lebhaftigkeit so wenig Tätigkeit und Gewalt über sich hat, sich woanders als am Spiel zu fixieren. Er hat Verstand genug, über eine Sache nachzudenken, allein er ist oft zu faul, daß man, wenn man die Ursache nicht kennt, glauben sollte, er besäße gar keine Fassungskraft. Daher kommt es, daß

²⁴⁴ SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 184 [1. Dez. 1811].

²⁴⁵ MALTZAN, Mecklenburgisches (wie Anm. 177), S. 52. Der herzogliche und der erbprinzliche Hof begaben sich am 25. Aug., so SCHMIDT, Beiträge (wie Anm. 177), S. 22, gemeinsam von Rostock nach Stralsund und kehrten am 8. Sept. zurück. VOIGT, Regenten-Almanach (wie Anm. 6), S. 146 datiert den Stralsund-Aufenthalt des Herzogs, seiner Familie und der Regierung von 27. Aug. bis 8. Sept. Siehe dazu auch [KARSTEN], Neuenwerder (wie Anm. 174), S. 227 [Tagebucheinträge Lorenz Karstens vom 26./27. Aug. 1813] und 233 [Lorenz Karsten am 15. Sept. 1813 an Julie Pochhammer]. Ausweislich des Tagebuchs von Friedrich Ludwig reiste er erst einen Tag nach Friedrich Franz. SCHRÖDER, Tagebuch (wie Anm. 127), S. 298 [25./26. Aug. 1813].

²⁴⁶ LÜBEB (wie Anm. 84), S. 210–247.

²⁴⁷ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 142 [Karl von Stein am 30. Okt. 1791 an seine Mutter].

²⁴⁸ ROHMANN (wie Anm. 45), S. 29 [Karl von Stein am 8. Aug. 1790 an seinen Bruder].

er in allen trocknen und seriösen Sachen, die ihn nicht amüsieren, sehr von andern Leuten abhängt, [...] Dagegen, so faul seine Fassungskraft auf der einen Seite wirkt, so geschickt und fleißig ist sie, mit einem Blick alles zu durchschauen, was durch sein Ridicüle oder andere bildliche Eigenschaften amüsan wird oder das Zwerchfell erschüttert.“²⁴⁹ Und bei Sophie von Campenhausen heißt es ganz ähnlich, Friedrich Franz lasse seine Gaben und Vorzüge nicht ausreichend glänzen bzw. sei „immer bestrebt, sie zu verbergen und eine gewisse Leichtfertigkeit zur Schau zu tragen, die nicht das eigentliche Wesen seines inneren Menschen ausmacht.“²⁵⁰

Während Sophie von Campenhausen sich zuvor offensichtlich auf Schilderungen Dritter stützte und Friedrich Franz zum Zeitpunkt ihrer Niederschrift gerade einmal drei Wochen kannte, fokussierte Karl von Steins Urteil gut fünf Jahre eigener Beobachtung aus nächster Nähe zu Friedrich Franz. Zeugnisse ernsthafter Regententätigkeit, die Karl von Stein seinem Herrn ja nicht grundsätzlich absprach, sind jedoch durchaus gegeben – ob nun die zahllosen Dorsalvermerke und Kabinettsreskripte,²⁵¹ ob die obgenannte körperliche und geistige Anspannung 1793 oder beim Gang ins Exil 1807, ob die in den ersten Tagen nach der Ankunft in Altona „schon ernstlich“ einsetzende Beschäftigung „mit der neuen organisation [sic!] seines ihm wiedergegebenen Landes. Mehrere Bogen sind schon mit diesen Regenten Planen gefüllt; mögte er doch bald diese Landesväterliche Absicht realisiren.“²⁵² Noch im Laufe des Jahres 1807 strukturierte Friedrich Franz sein Kabinett um, im Jahr darauf suchte er gegen die Stände den Anspruch eines souveränen Landesherrn durchzusetzen²⁵³ und auch mehr als ein Dutzend Jahre später mischte der nunmehrige Großherzog munter beispielsweise in der Außenpolitik seiner Regierung

²⁴⁹ FLEISCHER, Vertrauliche Mitteilungen (wie Anm. 11), S. 147 [Karl von Stein am 9. Jan. 1792 an seinen Bruder]. – LÜBEB (wie Anm. 84), S. 254–255 schreibt, dass Friedrich Franz die „alltägliche Beschäftigung [...] mit einer erstaunlichen Genauigkeit“ und in „ungeheure[r] Arbeitsmenge“ erledigte, aber das „über den Rahmen des alltäglichen Geschäftsganges Hinausgehende überließ er zur Bearbeitung seinen Räten.“

²⁵⁰ HIRSCHFELD, Aus dem Tagebuch (wie Anm. 20), S. 258 [23. Juni 1800].

²⁵¹ LÜBEB (wie Anm. 84), S. 255.

²⁵² MÜNCH, Familienbriefe (wie Anm. 16), S. 188 [20. Jan. 1807]. Das bestätigt eine andere Quelle, nach der Friedrich Franz am 7. Februar 1807 den Rostocker Juristen Prof. Adolph Dietrich Weber um vertrauliche Vorschläge für die Erlangung der landesherrlichen Souveränität bat. Matthias MANKE: Die Revision des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs zwischen landesherrlicher Machtambition und landesherrlichem Dualismus (1808/09), in: DERS./Ernst MÜNCH (Hg.): Verfassung und Lebenswirklichkeit. Der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich von 1755 in seiner Zeit, Lübeck 2006 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg B/1 N.F.), S. 147–181, hier S. 160. Die dort geführte Diskussion über die Lösung der Souveränitätsfrage lässt sich um die irriige Ansicht ergänzen, Friedrich Franz „wies die ihm angetragene Souveränität von sich.“ RECKE (wie Anm. 12), S. 12.

²⁵³ MANKE, Die Revision (wie Anm. 252), S. 147–181.

mit.²⁵⁴ Letztlich scheint es so, als regierte Friedrich Franz lustbetont, d. h. lustbetonten Fleiß ebenso eingeschlossen wie freudlose Delegation unliebsamer Geschäftsfelder oder temporäre Unlust an bestimmten Gegenständen. Und darin mag eine Erklärung für das von neueren Forschungen herausgearbeitete partiell unschlüssige, zögerliche und wankelmütige Erscheinungsbild seines landesherrlichen Handelns liegen.²⁵⁵

Schlussbemerkung

An seiner Landespolitik wird Friedrich Franz,²⁵⁶ der sich am Ende seiner mehr als halbhundertjährigen Regentschaft mit Gewissheit zu einer anderen Persönlichkeit als zu Beginn entwickelt hatte, im Kontext seines Beraterumfeldes und im Kontext seiner – oft allzu – menschlichen Eigenschaften, die vorstehend nicht nur genannt, sondern auch belegt wurden, zu messen sein. Ohne Zweifel ist es für ein abschließendes Urteil noch zu früh, obwohl möglicherweise bereits Ernst Boll die Realität sehr präzise traf: An Anlagen zum „vielleicht ausgezeichnetste[n] aller mecklenburgischen Fürsten [...] fehlte es ihm nicht.“ Doch dafür mangelte es an „günstigeren Umgebungen“, um „eine recht genügende Jugendbildung genießen zu können“ und mit „den Lichtseiten seines Characters waren leider auch einige sehr große Schattenseiten verbunden“.²⁵⁷

Anschrift des Verfassers:
Dr. Matthias Manke
Landesamt für Kultur und Denkmalpflege
Landeshauptarchiv Schwerin
Graf-Schack-Allee 2
19053 Schwerin

²⁵⁴ Matthias MANKE: Das Konsulatswesen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin im 19. Jahrhundert, in: Jörg ULBERT, Lukian PRIJAC (Hg.): *Consuls et services consulaires au XIXe siècle – Die Welt der Konsulate im 19. Jahrhundert – Consulship in the 19th Century*, Hamburg 2010, S. 394–412, hier S. 407.

²⁵⁵ MANKE, *Die Revision* (wie Anm. 252), bes. S. 173–181. – MÜNCH, *Herzog und Adjutant* (wie Anm. 9), S. 166–167.

²⁵⁶ Siehe dazu beispielsweise die von den persönlichen Eigenschaften eher losgelösten Darlegungen von Ludwig FROMM, in: ADB 7, 1877, S. 558–560 und VITENSE (wie Anm. 200), S. 335–339 sowie auch die mehr persönlichkeitsfixierten Ausführungen von RECKE (wie Anm. 12), S. 10–15 und 19.

²⁵⁷ BOLL (wie Anm. 9), S. 387–389.

GESCHICHTEN AUS DEM MÄRCHENSCHLOSS –
LILY BRAUNS BERICHT ÜBER IHREN AUFENTHALT IN SCHWERIN
1883–1885

Von Bernd Kasten

Die Residenzstadt Schwerin hat in ihrer langen Geschichte immer wieder auch unkonventionelle Persönlichkeiten in ihren Mauern beherbergt. Eine davon war Lily Braun, Schriftstellerin, Sozialdemokratin und Pionierin der Frauenbewegung im Kaiserreich, die sich als junges Mädchen zwischen 1883 und 1885 in Schwerin aufhielt.¹ Ausführlich berichtete Lily in langen Briefen ihrer Cousine Tilly von Colomb über das Erlebte² und widmete ihrem Schweriner Aufenthalt auch im ersten Band ihrer 1909 erschienenen Lebenserinnerungen mehr als 40 Seiten.³ Klarsichtig und unterhaltsam beschreibt sie Stadt, Hofgesellschaft, Bälle, Feste und Empfänge.

Amalie (Lily) von Kretschman kam 18jährig im Oktober 1883 mit ihren Eltern nach Schwerin, wohin ihr Vater Generalmajor Hans von Kretschman als preußischer Brigadekommandeur versetzt worden war: „Der erste Eindruck war ein depressiver: ein Bahnhof wie in einem abgelegenen Provinznest, dicht daneben eine riesige Holzbaracke – das Interims-Theater –, enge holprige Straßen, kleine Häuser mit niedrigen Fenstern, Menschen, deren Aussehen einen um Jahre zurückversetzte.“⁴ Die Familie bewohnte eine Villa am Strempeplatz (heute Platz der Jugend) und schon der erste Morgenritt mit ihrem Vater gab dem jungen Mädchen dann ein ganz anderes Bild der mecklenburgischen Hauptstadt: „Durch eine grade Allee ritten wir an beschnittenen Laubengängen und verwitterten Götterbildern vorbei. [...] Plötzlich, wo der Weg sich jäh zur Seite wandte, empfing uns ein blendender Strom flimmern- den Lichts: Vergißmeinnichtblau dehnte sich der See bis zum nebligen Horizont, und aus ihm empor stieg mit Türmen und Zinnen, Erkern und Balkonen, funkelnd und blitzend im hellsten Morgenglanz, ein Märchenschloß.“⁵ Der

¹ Zur Biographie von Lily Braun siehe: Ute LISCHKE: Lily Braun: 1865–1916. German Writer, Feminist, Socialist, Rochester 2000; Dieter BORKOWSKI: Rebellin gegen Preußen. Das Leben der Lily Braun, Frankfurt 1984; Hilde SCHMÖLZER: Revolte der Frauen. Porträts aus 200 Jahren Emanzipation, Wien 1999, S. 286–292.

² Außenstelle des Leo Baeck Institute im jüdischen Museum Berlin (LBI-B), MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (1883-1885).

³ Lily BRAUN: Memoiren einer Sozialistin. Lehrjahre. Roman, Berlin 1922, (Gesammelte Werke Bd. 2), S. 210–255.

⁴ BRAUN (wie Anm. 3), S. 210.

⁵ Ebenda, S. 212.

Gegensatz zwischen Stadt und Schloss war auffällig und erschien den beiden Preußen als typisch für das Land: „Das Wasser, die feierlich breite Brücke darüber, der sandige Platz trennten die Stadt vom Palast des Herrschers. Demütig und zusammengeduckt, in nüchternem Werktagskleid, scheu und anbetend, aus kleinen Fenstern hinüberblinzend, lag sie zu seinen Füßen. 'Das ist Mecklenburg!' sagte mein Vater.“⁶

Lily von Kretschman war trotz ihrer Jugend schon viel herumgekommen. Die steile Karriere ihres Vaters war mit häufigen Versetzungen verbunden gewesen. Das junge Mädchen hatte außer in Potsdam auch schon in den verschiedensten Garnisonsstädten gelebt.⁷ Aber so etwas wie die mecklenburgische Residenz hatte sie bisher noch nie gesehen. In der gleichförmigen Hofgesellschaft fiel das lebenslustige junge Mädchen auf wie ein Paradiesvogel in einem Möwenschwarm. Sie schrieb in ihren Lebenserinnerungen: „Die Menschen entsprachen der Stadt, ob sie nun Hofmarschälle, Minister oder Kammerherren und Leutnants waren. Das Resultat ‚guter‘ Erziehung sprang in die Augen: vollkommene Gleichartigkeit des Wesens, der Ansichten, der Bildung; unerschütterlicher Gleichmut, selbstverständliche Kirchlichkeit – eine Vornehmheit, die in ihrem Abscheu vor jeder Extravaganz, äußerlich und innerlich vollkommen farblos machte. Und die Frauen! Glatt gescheitelt, streng und kühl die Verheirateten; eine Schar alternder Mädchen – das Kennzeichen jeder kleinen Residenz – mit dem bitteren Zug enttäuschter Erwartungen um blutleere Lippen.“⁸

Lily von Kretschman war jedenfalls entschlossen nicht so zu enden. Ihre Suche nach interessanten Tanz- und Gesprächspartnern blieb jedoch zumeist vergeblich. Das von orthodoxen Lutheranern beherrschte Land hatte ihr wenig zu bieten. Entnervt berichtete sie ihrer Cousine: „Hier im heiligen Mecklenburg ist nicht ein Mensch, den ich nicht schon ausgepreßt hätte wie eine Zitrone, und der nicht sauer geblieben wäre wie sie.“⁹ Sie war aber auch zu einer schlechten Zeit nach Schwerin gekommen. Im April war Friedrich Franz II. gestorben, es galt allgemeine Hoftrauer, und der neue Großherzog weilte aus Gesundheitsgründen noch im Süden. Lily langweilte sich. Nur wenige wie Großherzoginmutter Alexandrine, „eine originelle alte Dame [...] voll sarkastischen Witzes“ oder die Frau des Theaterintendanten Ledebur, „eine geistvolle und liebenswürdige Frau“ fanden Gnade vor ihren Augen.¹⁰ Entnervt verließ sie schließlich die Residenz, ging für einige Monate zu ihrer Tante nach Bayern und kehrte erst im Juni 1884 nach Schwerin zurück.

⁶ Ebenda, S. 212 f.

⁷ Ebenda, S. 6 - 209.

⁸ Ebenda, S. 213.

⁹ Ebenda, S. 215.

¹⁰ Ebenda, S. 213, 217.

Große Ereignisse standen bevor. Am 7. Juli 1884 hielt Großherzog Friedrich Franz III. endlich Einzug in die Stadt. Den preußischen Offizieren führte dieser Tag deutlich vor Augen, wie unbeliebt sie in Mecklenburg waren. Lily berichtete ihrer Cousine: „Daß Seine Hoheit der Großherzog einen Befehl erlassen habe, nach welchem er sich die immer übliche Ehrenwache auf dem Bahnhof verbot, ebenso nicht wünschte, daß das Militär Spalier bildete. [...] Das war uns ins Gesicht geschlagen und wir waren alle empört. Dies mal brach bei Allen das preußische Gefühl durch. Sie sehen sich getreten und zurückgesetzt vor den Hofschranzen und dem lieben Pöbel. [...] Die jungen Offiziere waren außer sich und keiner ließ sich beim Einzug blicken. [...] Der böse Geist des Großherzogs, der notorische Spieler und Taugenichts, der dumme, hochnasige Hofmarschall Graf Bassewitz saß steif und triumphierend da, als wolle er sagen: 'Jetzt herrschen wir!' [...] Einer der Mecklenburger sprach sich wütend darüber aus, daß die Schulen deutsche Fahnen anstatt Mecklenburgische trügen. [...] Ich freue mich wenigstens nicht mehr ganz alleine zu stehen, denn die meisten Preußen halten fest zu uns. Ich trage mit Ostentation Kornblumen und bin noch hochmüthiger als die Mecklenburger.“¹¹ Die Äußerung verdeutlicht auch, dass die partikularen Identitäten zwölf Jahre nach der Reichsgründung immer noch recht ausgeprägt waren, und dass noch ein weiter Weg zurückzulegen war bis zu einem gemeinsamen deutschen Nationalbewusstsein.

Der weitere Verlauf der Festlichkeiten versöhnte die beleidigte junge Preußin dann aber doch. Vor allem der abendliche Bootskorso auf dem See entwickelte sich zu einer ausgelassenen Wasserschlacht, die deutlich macht, dass auch höfische Feste keineswegs immer so steif abliefen, wie sie geplant waren. Begeistert schrieb Lily: „Nun begann das schönste Schauspiel, das ich je gesehen habe. Der blaue Himmel wölbte sich über dem stillen See, der Vollmond strahlte auf das Schloß und als es dunkel wurde zogen die 150 wunderschön mit Lampions geschmückten Schiffe aus dem Beutel auf den großen See. Du glaubst wie schön es war. Manche waren bis in die Takelage erleuchtet. Bengalische Lichter und Raketen beleuchteten das Schloß, Musik und Gesang wechselte ab. Auf letztes achtete man wenig, denn das Blumenbombardement nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir waren mit Hansteins und verschiedenen Jägern zusammen, während der größte Theil der jüngeren Herren ein Boot zusammen hatte und uns mit Blumen überschütteten, die freilich zur Steigerung der Heiterkeit klatschnass waren. Ich hätte den Schweriner Bürgern nicht diese Fröhlichkeit zugetraut, denn auch ganz Fremde bombardierten uns. Bis um 1 Uhr dauerte das Vergnügen. Als wir ausstiegen erwarteten uns verschiedene Herren und brachten uns nach Hause. So endete der wirklich schöne Tag.“¹²

¹¹ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb 11.7.1884.

¹² Ebenda. Auch die Mecklenburgische Zeitung berichtete am 8.7.1884 hierüber: „Blumen und Bouquets schwirrten von Bord zu Bord durch die Luft, neben ihren duftigen auch manch neckischen feuchten Gruß überbringend“.

Und es sollte noch besser kommen. Der Einzug bildete nur den Auftakt für eine ganze Reihe aufeinander folgender Festlichkeiten, Bälle, Empfänge, Diners und Konzerte.¹³ Am 18. Juli gab es ein großes Volksfest mit Freibier im Schlossgarten.¹⁴ Am selben Ort versammelten sich eine Woche später 1500 geladene Gäste, um hier im Freien zu speisen, zu feiern und zu tanzen.¹⁵ Den Höhepunkt bildete dann der große Ball zum Geburtstag von Großherzogin Anastasia, an dem sogar die griechische Königsfamilie teilnahm. Aber gekrönte Häupter beeindruckten Lily von Kretschman, die schon als kleines Mädchen verpflichtet gewesen war, mit den herrschsüchtigen Kindern des deutschen Kronprinzen zu spielen,¹⁶ eher wenig. Der griechische Monarch jedenfalls fand keine Gnade vor ihren Augen. Kühl schrieb sie über ihn: „Wie die meisten Könige: kein König.“¹⁷ Auch gegenüber Großherzog Friedrich Franz III. mit seinen „fiebrig glänzenden Augen“ und seiner Frau Anastasia mit ihren „kleinen weißen Raubtierzähnen [...] ein gieriges Leuchten wie von heißem Lebenshunger [...] in ihren wunderschönen Augen“ fühlte sie eher Mitleid als Bewunderung.¹⁸

Ganz anders lag der Fall bei den in großer Zahl anwesenden jungen Offizieren. Nicht ohne Stolz berichtete sie ihrer Cousine: „Daß alles herrlich war, daß ich mich vielleicht zu sehr amüsierte und oft über die Strenge schlug. [...] Ich habe mir den Hof machen lassen und selbst alle Augenblick Feuer gefangen: da waren Garde-Kürassiere mit ihrer herrlichen Uniform, Russen mit hohen Figuren und glänzenden Anzügen, Griechen mit feingeschnittenen Zügen [...] Wir haben getanzt wie rasend, haben dinirt wie Könige und Leben und Jugend reichlich genossen. Als letzten Schluß hätte deine Cousine sich mit dem reichsten Standesherrn Mecklenburgs verloben können, um übers Jahr ‚Frau Gräfin‘ zu sein. Aber frei sein ist besser, selbst leichte Fesseln würden mich drücken.“¹⁹ Diese Weigerung, eine standesgemäße „gute Partie“ zu machen, zeigt, dass die lebenslustige Tochter des Generals sich bereits in Opposition zu den Werten und Normen ihres Standes befand. Denn selbstverständlich dienten diese Bälle nicht in erster Linie dem Amüsement der ade-

¹³ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (20.7.1884); Mecklenburgische Zeitung (7.7.–29.7.1884).

¹⁴ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (20.7.1884); Mecklenburgische Zeitung (19.7.1884).

¹⁵ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (20.7.1884); Mecklenburgische Zeitung (26.7.1884).

¹⁶ BRAUN (wie Anm. 3), S. 56.

¹⁷ Ebenda, S. 238.

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Ebenda, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (11.–15.8.1884). Auf welchen Adeligen sie hierbei anspielt, ist nicht klar. Mit den Grafen Hahn, Plessen, Bothmer, Bernstorff und Bassewitz gab es in Mecklenburg mehrere in Frage kommende Familien, die alle außerordentlich wohlhabend waren.

ligen Jugend, sondern der Eheanbahnung. Und gerade Lily von Kretschman, deren Vater zwar ein brillanter Militärstrategie, aber ein schlechter Finanzverwalter war,²⁰ hätte einen reichen Mann schon nötig gehabt.

Aber offensichtlich hatte es die gerade 19jährige umworbene Schönheit nicht eilig, diesen Status gegen das wenig verlockende Dasein als Ehefrau und Mutter einzutauschen. Den alljährlich in der Residenz stattfindenden Heiratsmarkt kommentierte sie mit Spott. Im Januar 1885 schrieb sie an ihre Cousine: "Wenn die humoristische Idee bei mir zu entdecken wäre, würde ich ein Lustspiel oder besser eine Posse schreiben mit dem Titel ‚Schweriner Leben‘. Da passieren die sonderbarsten Dinge. Ein reiches, junges, vornehmes Mädchen, anerkannt klug und hochmüthig verlobt sich mit einem 46jährigen häßlichen, gewöhnlichen Major, namens Igel. Eine andre Riesendame sucht sich einen winzigen Lieutenant aus."²¹ Im Frühling 1885 wurde General Kretschman dann nach Bromberg versetzt und verließ Mecklenburg. Lily folgte ihrem Vater und lernte in den folgenden Jahre noch weitere Garnisonsstädte kennen. Sie nahm hier stets regen Anteil am gesellschaftlichen Leben, hatte zahlreiche Verehrer, lehnte aber eine Vernunfttheirat weiterhin ab.²² 1887 beging ihr Vater dann den schweren Fehler, im Manöver eine vom jungen Prinzen Wilhelm befehligte Division zu besiegen. Wilhelm verzieh ihm diese Demütigung nicht. Als er bald danach den Kaiserthron bestieg, entließ er 1890 General Kretschman, was für die Familie einen erheblichen ökonomischen und sozialen Abstieg bedeutete.²³

Lily von Kretschman wurde Schriftstellerin. 1893 heiratete sie den Professor Georg von Glizycki und nach dessen Tod 1896 den sozialdemokratischen Politiker Heinrich Braun. 1895 trat sie in die SPD ein und engagierte sich hier besonders für die Rechte der Frauen.²⁴ 1908 verfasste sie den ersten Band ihrer Lebenserinnerungen und widmete darin ihrem Schweriner Aufenthalt breiten Raum. Für die mecklenburgische Landesgeschichte ist dies ohne Zweifel eine interessante, bisher wenig genutzte Quelle. Ihre klarsichtige Schilderung von Stadt, Hof und Hofgesellschaft bietet ein akkurates Bild, das auch durch andere Zeitzeugen bestätigt wird.²⁵ Leider ist das Buch nicht in allen Bereichen so wahrhaftig. Sobald die Autorin ihren erhöhten Beobachterplatz verlässt und sich aktiv am Geschehen beteiligt, wird es zusehends schwerer, Dichtung

²⁰ LISCHKE (wie Anm. 1), S. 10.

²¹ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (15.1.1885).

²² LISCHKE (wie Anm. 1), S. 13 ff.

²³ Ebenda, S. 10 f.

²⁴ Ebenda, S. 11 ff.

²⁵ BRAUN (wie Anm. 3), S. 211–215; vgl. z.B. Heinrich von METTENHEIM (Hg.): Carl von Mettenheimer (1824–1898). Werden, Wollen und Wirken eines alten Arztes in Briefen und Niederschriften, Berlin 1940, S. 178–248; Joachim von DISSOW: Adel im Übergang. Ein kritischer Zeitgenosse berichtet aus Residenzen und Gutshäusern, Stuttgart 1961, S. 68–119.

und Wahrheit voneinander zu trennen. Wenn Schriftsteller und Politiker der Öffentlichkeit ihre Lebenserinnerungen vorstellen, ist immer mit Übertreibungen, Entstellungen und Weglassungen zu rechnen. Lily Braun war immerhin vorsichtig genug, die 1909/11 erschienen „Memoiren einer Sozialistin“ mit dem Untertitel „Roman“ zu versehen.²⁶ Außerdem gab sie den Akteuren neue Namen, wodurch ihre erbitterte Rivalin Clara Zetkin als „Wanda Orbin“ auftrat. Den Zeitgenossen ebenso wie auch manchen neueren Autoren galt das voluminöse Werk trotzdem als akkurate Lebensbeschreibung.²⁷

Den größten Teil der Schilderung ihres Schweriner Aufenthalts nimmt in dem Buch nicht die distanzierte Beschreibung der Hofgesellschaft, sondern die stürmische Liaison der Heldin, hier genannt „Alix von Kleve“, mit „Prinz Hellmut“ ein. Die beiden kommen sich während der Festlichkeiten im Juli 1884 in Schwerin schnell näher, so dass sich der Prinz während des Hofballs am 28. Juli 1884 zu folgender Erklärung hinreißen ließ: „Alix – ich liebe dich [...] verzehrend lieb ich dich – ich laß dich nicht los – nie – nimmermehr –“ und ihr einen Heiratsantrag machte.²⁸ Der Wahrheitsgehalt dieser Geschichte ist schwer zu überprüfen. Die den Rahmen bildenden erwähnten Ereignisse, wie der Empfang des heimkehrenden kranken Großherzogs Friedrich Franz III. und seiner Frau Anastasia einschließlich Wasserkorso auf dem Schweriner See, der Besuch des griechischen Königs samt Hofball lassen sich sämtlich anhand von Zeitungen und Akten als korrekt belegen.²⁹ Ebenso ist in den Unterlagen des Hofmarschallamtes die Teilnahme Lily von Kretschmans belegt.³⁰ Sehr viel schwieriger ist es dagegen zu ermitteln, wer sich hinter „Prinz Hellmut“ verbirgt.

Nun war freilich der kleine Schweriner Hof auch nicht gerade ein Tummelplatz für Fürstlichkeiten. Der einzige Anwesende, der von seinem Alter und seiner Laufbahn als preußischer Gardeoffizier in Frage kam, war der jüngere Bruder des Großherzogs Herzog Johann Albrecht.³¹ Bei diesem handelte es sich tatsächlich um einen alten Bekannten Lilys. Am 20. Juli 1884 schrieb sie ihrer Cousine: „Zu meiner Freude ist auch Johann Albrecht wieder da und zwar unverlobt. Mit seiner Unterstützung will ich die hochnasigen Mecklenburger schon ‚ducken‘.“³² Tonlage und Aussage dieser Bemerkung deuten nicht gerade auf eine sich anbahnende Liebesbeziehung hin. Auch der folgen-

²⁶ Lily BRAUN: Memoiren einer Sozialistin – Lehrjahre. Roman, Berlin 1922, (Gesammelte Werke Bd. 2); Lily BRAUN: Memoiren einer Sozialistin – Kampfjahre. Roman, Berlin 1922 (Gesammelte Werke Bd. 3).

²⁷ LISCHKE (wie Anm. 1), S. XVIII; 88/89; sehr unkritisch zum Beispiel: BORKOWSKI (wie Anm. 1).

²⁸ BRAUN (wie Anm. 3), S.238 f.

²⁹ Mecklenburgische Zeitung (Juli 1884); LHAS, 2.26-2, Nr. 2805.

³⁰ LHAS, 2.26-2, Nr. 2805, Teilnehmerliste am Diner am 28.7.1884.

³¹ Ebenda.

³² LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (20.7.1884).

de Brief vom August 1884 zeichnet ein anderes Bild als ihre Memoiren. Sie beschreibt darin ihre zahlreichen Eroberungen und berichtet auch von Herzog Johann Albrecht. Sie nennt ihn „mein kleiner Herzog mit seinem übermüthigen Lachen, der immer auf tolle Streiche sinnt“.³³

Dieser Bericht lässt nichts erkennen, was über einen leichten Flirt zwischen dem „kleinen Herzog“ und der preußischen Generalstochter hinausginge. Immerhin ist es vorstellbar, dass Lily von Kretschman über eine derart delikate Angelegenheit nicht einmal ihrer Freundin und Cousine schreiben wollte. Anders liegt der Fall bei Johann Albrecht. Da ihr Prinz nach Lily Brauns Angaben monatelang versuchte, die Unterstützung seiner Familie für diese unstandesgemäße Ehe zu erringen,³⁴ müssten sich in seiner Korrespondenz Hinweise auf die Affäre finden. Tatsächlich war der Herzog mit 27 Jahren im richtigen Alter, um sich häuslich niederzulassen, und energisch auf der Suche nach einer Braut. Allerdings suchte er definitiv nur in seinen eigenen Kreisen. Unvoreingenommen nahm er dabei mehrere Kandidatinnen in Augenschein.³⁵ Nachdem ein Projekt an der fehlenden Mitgift der Braut gescheitert war, schrieb er im Mai 1884 an seine Stiefmutter Großherzogin Marie: „Ich werde mich nun anderweitig umsehen und die Augen aufmachen“.³⁶ Im September 1884 liebäugelte er kurzfristig mit einer Heirat mit Prinzessin Thekla von Schwarzburg-Rudolstadt,³⁷ um dann nach vorheriger Werbung im Juni 1885 schließlich erfolgreich um Elisabeth, die Tochter des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar anzuhalten.³⁸ In der ganzen ausgedehnten Familienkorrespondenz ist kein Wort zu Lily von Kretschman enthalten, auch die alte Großherzoginwitwe Alexandrine erwähnt ihren Namen kein einziges Mal.³⁹

Lässt sich für den Anfang der Affäre wenigstens noch belegen, dass Lily und ihr Prinz im Juli 1884 gemeinsam einen Hofball besucht haben, so entfernt sich die Erzählung in den darauf folgenden Monaten immer weiter von der Realität.⁴⁰ Ihren dramatischen Höhepunkt erreichen die Ereignisse als Hellmut seiner Angebeteten auf einem Maskenball in Schwerin im Winter 1885 gestehen muss, dass es ihm nicht gelungen sei, die Unterstützung seiner Familie für die gewünschte Ehe zu finden. Zu allem entschlossen bietet Lily

³³ Ebenda, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (11.–15.8.1884).

³⁴ BRAUN (wie Anm. 3), S. 243–249.

³⁵ LHAS, 5.2-4, Briefnachlass Herzog Johann Albrecht, Nr. 17, Großherzog Friedrich Franz III. an Herzog Johann Albrecht (9.4.1884); (18.5.1884); (1.9.1884); (1.7.1885).

³⁶ LHAS, 5.2-4, Briefnachlass Großherzogin Marie, Nr. 33, Herzog Johann Albrecht an Großherzogin Marie (9.5.1884).

³⁷ LHAS, 5.2-4, Briefnachlass Herzog Johann Albrecht, Nr. 17, Großherzog Friedrich Franz III. an Herzog Johann Albrecht (1.9.1884).

³⁸ Ebenda, Friedrich Franz III. an Herzog Johann Albrecht (1.7.1885).

³⁹ Ebenda, Nr. 18, Korrespondenz zwischen Großherzogin Alexandrine an Herzog Johann Albrecht (1884/1885).

⁴⁰ BRAUN (wie Anm. 3), S. 243–254.

ihm daraufhin an, als seine Geliebte dann eben in wilder Ehe mit ihm zusammenzuleben, was der Prinz erschrocken mit dem Satz: „Mach mich doch nicht zum Schurken“ ablehnt.⁴¹ Das war denn doch starker Tobak. Selbst ein so unkritischer Historiker wie Dieter Borkowski meinte in seiner Biographie Lily Brauns, dass diese Worte klängen, als ob sie „einem kitschigen Roman der Trivalliteratur“⁴² entnommen wären.

Tatsächlich ist die ganze Episode wohl komplett erfunden. Johann Albrecht war den ganzen Winter in Potsdam und kam nur einmal vormittags am 29. Januar 1885 für einige Stunden nach Schwerin, um seiner Stiefmutter zum Geburtstag zu gratulieren.⁴³ Lily hingegen war zu dieser Zeit krank und musste mehr als zwei Wochen lang das Bett hüten.⁴⁴ Auch der in Schwerin eigentlich geplante Maskenball fiel mangels Beteiligung „ins Wasser“.⁴⁵ Ihrer Cousine schreibt Lily in dieser Zeit ausgeglichen und gut gelaunt über ihre Freunde beim Theater und über die Bücher, die sie gerade gelesen hat. Von enttäuschter Liebe und heftiger seelischer Erschütterung ist in den Briefen nichts zu erkennen.⁴⁶ Der reale Kern dieser in ihren Memoiren so ausführlich geschilderten hochromantischen Liebesgeschichte reduziert sich so auf einen kleinen Flirt zwischen Herzog Johann Albrecht und Lily von Kretschman im Juli 1884. Alles andere ist reine Fiktion.

Nun sind Historiker beim Lesen von Autobiographien sicherlich Kummer gewohnt. Kaum ein Autor kann hier der Versuchung widerstehen, sich selbst in bestem Licht darzustellen, Fehler zu kaschieren und Erfolge herauszustreichen. Aber dass Ereignisse komplett erfunden werden, ist doch eher die Ausnahme. Möglich wurde das in diesem Fall überhaupt nur dadurch, dass Lily ihren Prinzen fast bis zu Unkenntlichkeit maskierte. Bei Johann Albrecht war dies schon deshalb dringend geboten, weil er 1909 zum Zeitpunkt des Erscheinens der Memoiren als Regent des Herzogtums Braunschweig und Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft eine national bekannte Persönlichkeit war. Anders als Clara Zetkin, die auch nicht immer ganz wahrheitsgetreu geschildert worden war, standen dem Herzog drastische Möglichkeiten zur Verfügung, gegen eine solche Veröffentlichung, die seine Privatsphäre verletzte, vorzugehen.

Zum Schluss stellt sich noch die Frage nach den Gründen, die Lily Braun 1909 bewogen, diese kitschige Geschichte in ihre Memoiren aufzunehmen.

⁴¹ Ebenda, S. 253.

⁴² BORKOWSKI (wie Anm. 1), S. 30.

⁴³ LHAS, 5.2-4, Briefnachlass Herzog Johann Albrecht Nr. 18, Herzog Johann Albrecht an Großherzoginwitwe Alexandrine (26.1.1885); (1.3.1885).

⁴⁴ LBI-B, MF 473, Braun-Vogelstein collection reel 12, part I, box 8, Folder 2, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (28.1.1885), (6.4.1885).

⁴⁵ Ebenda, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (17.2.1885).

⁴⁶ Ebenda, Lily von Kretschman an Tilly von Colomb (15.1.1885), (17.2.1885), (3.3.1885), (6.4.1885), (19.4.1885).

Vielleicht hielt sie hier nur die romantischen Träume einer 18jährigen fest, die sich zu dem Schweriner „Märchenschloß“⁴⁷ auch den dazugehörigen Prinzen schuf. In ihren Briefen an ihre Cousine zeigt sie freilich eine kritisch distanzierte Grundeinstellung, die hierzu gar nicht passen will. Wahrscheinlicher ist es, dass sie die Episode aus rein pekuniären Motiven einfügte. Lily Braun war Schriftstellerin von Beruf und sie lebte nicht schlecht davon.⁴⁸ In der Bestsellersliste des Jahres 1920 standen die „Lehrjahre einer Sozialistin“ mit 48 000 verkauften Exemplaren noch vor der „Bettelprinzeß“ von Hedwig Courths-Mahler.⁴⁹ Dass sie bewusst, um den Verkaufserfolg ihrer Memoiren zu verbessern, diese tragische Liebesgeschichte über Standesschranken hinweg aus dem Standardrepertoire der Trivialliteratur in ihr Buch aufnahm, ist eine nahe liegende Vermutung.

Lily Braun war eine engagierte Frauenrechtlerin und Sozialistin, vor allem jedoch war sie Schriftstellerin. Ihre Memoiren sind in der Tat eher ein Roman denn eine wahrheitsgetreue Lebensbeschreibung. Allen Berichten über die Taten und Erlebnisse der Heldin ist dabei mit größter Vorsicht zu begegnen. Von bleibendem historischem Wert aber sind ihre fesselnden Gesellschafts-porträts, die vom Augsburger Bürgertum über das katholische Milieu in Münster bis zur höfischen Gesellschaft in Schwerin reichen.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Bernd Kasten
Stadtarchiv Schwerin
Johannes-Stelling-Straße 2
19053 Schwerin

⁴⁷ BRAUN (wie Anm. 3), S. 212.

⁴⁸ LISCHKE (wie Anm. 1), S. 90, 123.

⁴⁹ LISCHKE (wie Anm. 1), S. XVIII.

PLAGIAT BEI DER DOKTORARBEIT: DER FALL WILHELM DABIS

Von Andreas Röpcke

Ein Plagiatsfall bei einer Doktorarbeit hat in diesem Jahr in Deutschland für großes öffentliches Aufsehen gesorgt und den betroffenen Bundesverteidigungsminister zum Rücktritt bewogen. Andere Plagiatsvorwürfe und -fälle folgten. Es mag deshalb von aktuellem Interesse sein, einen Fall vorzustellen, der die Landesuniversität Rostock involvierte und auch öffentlich diskutiert wurde. Eine politische Dimension hatte er allerdings nicht. Dennoch führte die Tatsache, dass mit der Historischen Zeitschrift und den Preußischen Jahrbüchern deutschlandweit gelesene Fachorgane sich an der Diskussion beteiligten, zu einer überregionalen Wahrnehmung der Affäre.

Im Jahre 1873 reichte der Bibliothekar Wilhelm Dabis eine Ausarbeitung mit dem Titel: „Abriß der römischen und christlichen Zeitrechnung“ bei der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock als Doktorarbeit ein. Um den Verfasser näher kennenzulernen, wird hier sein beigefügter handgeschriebener Lebenslauf wiedergegeben:

„Ich, Wilhelm Dabis, bin am 21. October 1845 in Bobbin auf Rügen geboren als ältester Sohn des daselbst 1850 verstorbenen Pastors Joh. Herm. Dabis in der Ehe der 1864 in Ludwigslust verstorbenen Caroline Wöhler. Meine erste Schulbildung erhielt ich in Ludwigslust im Hause meines Grossvaters, des Grossherzogl. Hofsängers J.W. Wöhler, dessen gestern (4. Juni) erfolgter Tod mir beim Abfassen dieses Lebenslaufs gemeldet wurde. Später im elterlichen Hause durch einen Bruder meines Vaters unterrichtet, wurde ich im October 1855 in das Pädagogium zu Putbus aufgenommen, von wo ich Ostern 1861 auf die Königliche Landesschule Pforte¹ überging. Von dort Ostern 1866 mit dem Zeugnis der Reife entlassen, habe ich zuerst in Greifswald Theologie und Philologie studiert, mich aber später ganz dem Studium der Geschichte, seit Michaelis 1868 in Berlin speciell dem der Paläographie und Chronologie unter Leitung des verstorbenen Professor Philipp Jaffé, dem ich zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin, gewidmet. Am 31. März trat ich, noch Student, in die Verwaltung der Universitäts-Bibliothek als Assistent ein und verliess dieselbe am 1. Januar d.J. um die Einrichtung und selbständige Verwaltung

¹ Schulpforta (bei Naumburg an der Saale). Absolventen von Schulpforta waren u.a. Fichte, Nietzsche und Ranke.

der Bibliothek des neugegründeten Kaiserlichen statistischen Amtes zu übernehmen.

Berlin, 1873. 5. Juni.

W. Dabis“²

Die Meinungsbildung in der Fakultät ist nicht mehr nachzuvollziehen, da schon im Verlauf der Affäre Akten in Verlust gerieten. Dabis wurde gebeten, einen Lebenslauf auf Latein einzureichen, was am 20. Juni geschah, und erhielt seine auf den 8. Juli 1873 datierte Promotionsurkunde. Das Ministerium für Unterricht hatte seine Promotion genehmigt, da den bestimmungsmäßigen Anforderungen der Fakultät Genüge getan sei.³

Die Arbeit wurde in Berlin vom Verlag S. Calvary & Co. publiziert und nahezu umgehend als Plagiat entlarvt: In den Göttinger Gelehrten Anzeigen erschien noch 1873 eine Rezension von Ernst Steindorff (1839–1895)⁴, die nachwies, dass 40 der 68 Seiten der Arbeit wörtlich aus einem Kollegheft des Berliner Hilfswissenschaftlers Philipp Jaffé stammten, dessen Veranstaltung Steindorff 1863 besucht hatte. Der Rest beruhte auf den einschlägigen Abschnitten von Idelers Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie.⁵ Hermann Grotefend, damals noch Archivar in Breslau, legte 1874 mit einer Rezension in der Historischen Zeitschrift nach.⁶ „Wir halten es für Pflicht, in der Historischen Zeitschrift ein literarisches Skandalstück nicht ungerügt zu lassen.“ Er bestätigt den Missbrauch des Jaffé’schen Kollegheftes, das ihm vollständig aus eigener Feder vorliege. Die letzten vier Seiten der Dissertation seien von Dabis mit Kürzungen aus Idelers Handbuch der Chronologie entnommen. „Doch auch in dem von Jaffé abgeschriebenem Theile zeigen sich Kürzungen so sinnenstellender Natur, daß es fast scheinen will, der Verfasser habe ein fremdes Collegienheft einfach abgeschrieben, ohne durch eigene, sonstige Kenntnisse in den Stand gesetzt zu sein, die sich darin zeigenden Lücken auszufüllen.“ Das Wenige, was im Jaffé’schen Teile Eigentum des Bearbeiters sei, sei meist falsch. Die Tafeln des Buches verleiteten zu den größten Irrtümern. „Wahrlich wenn man auch nur irgend ein neueres deutsches Urkundenbuch mit Verständniß einmal durchgesehen oder sonst benutzt hat, dann kann man ein solches Heiligenverzeichnis nicht mehr drucken lassen!“ In schlechtere Hände habe Jaffé nicht fallen können. Grotefend würde

² Universitätsarchiv Rostock (künftig: UAR), Philosoph. Fakultät Nr. 129, 1872/73, Promotion Wilhelm Dabis. Frau Dr. Hartwig sei für die freundliche Unterstützung herzlich gedankt.

³ Die Akte des Jahrgangs 1873 fehlt im Archivbestand. 1874 reichte auch der Gymnasiallehrer Weise, ein Schulkamerad von Dabis, eine Doktorarbeit in Rostock ein, LHAS, 5.12-7/1, Nr. 1216 (1510).

⁴ Göttinger Gelehrte Anzeigen 1873, Stück 36, S. 1437-1440; zu Steindorff s. ADB 54, Leipzig 1908, S. 464-466.

⁵ Ludwig IDELER: Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, 2 Bde., Berlin 1825-1826.

⁶ Historische Zeitschrift 31, 1874, S. 164 ff.

sich im Grabe umdrehen, wenn er wüsste, dass dieses unlautere, unbrauchbare Machwerk, im Grunde wissenschaftlicher Müll, 2010 neu aufgelegt wurde – sowohl als Taschenbuch als auch als gebundene Ausgabe⁷, und auch der unbebengene Betrachter schüttelt den Kopf und wundert sich.

Der Ranke-Schüler Philipp Jaffé (1819–1870) war als Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica* ein Muster an Sorgfalt und kritischem Scharfsinn, wie er sich in den *Regesta Pontificum Romanorum* niederschlug, hatte als Jude aber keine Aussicht auf eine akademische Karriere. Seit 1862 als apl. Professor für historische Hilfswissenschaften in Berlin tätig, erschoss er sich 1870 verbittert in Wittenberge. Von ihm hatte Dabis also nichts zu befürchten. Jaffé hatte aber seinen literarischen Nachlass dem Inhaber der Weidmann'schen Buchhandlung, H. Reimer, vermacht, der die Angelegenheit der Berliner Staatsanwaltschaft übergab.⁸

In dem vor dem Stadtgericht eingeleiteten Verfahren bekräftigten Gutachten die erhobenen Vorwürfe. Dabis wurde am 7. Juni 1875 wegen unberechtigten Nachdrucks verurteilt und informierte mit Schreiben vom 25.7.1875 den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock. „Nach meiner Überzeugung hat der literarische Sachverständigen-Verein in seinem Gutachten, welches sein verurtheilendes Erkenntniss auf Grund einiger Sätze, welche sich fast gleichlautend in allen Handbüchern der Chronologie finden, besonders bei Ideler, abgegeben hat, einen schweren Fehlgriff gethan; doch halte ich mich verpflichtet, das mir für die genannte Arbeit verliehene Doctor-Diplom hierbei zurückzureichen.“ Er verpflichtet sich ferner, den Titel nicht zu führen und bittet, die Angelegenheit hiermit beendet sein zu lassen.⁹ Die vom Professor für Landwirtschaft und Dekan Graf zur Lippe beteiligte Fakultät reagierte verhalten. Es sei oft nicht leicht, erlaubte Benutzung von Quellen von unerlaubter zu unterscheiden (Votum J. Roeper). Die Mehrheit, darunter auch der Historiker Schirmacher, schloss sich dem lapidaren Votum an: Wenn Herr Dabis von der Promotion keinen Gebrauch machen will, so möge er es lassen. Ein Bedürfnis nach Aufklärung über den Sachverhalt ist nicht spürbar. Die Fakultät verhält sich, als ginge sie die Sache nichts an.

Dabei ist es dann aber nicht geblieben. Am 29. Dezember 1875 veröffentlichte das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel das Urteil gegen Dabis, und Theodor Mommsen, später für seine „Römische Geschichte“ mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, verfasste in den Preußischen Jahrbüchern einen Aufsatz über „Die deutschen Pseudodoktoren“¹⁰, auf den noch zurückzukommen ist. Nunmehr entschloss sich die Rostocker Fakultät, in

⁷ Im Verlag Kessinger Publishing bzw. Kessinger Pub.

⁸ HZ (wie Anm. 6), S. 166 Anm.

⁹ UAR (wie Anm. 2).

¹⁰ Preußische Jahrbücher 37, 1876, S. 17-22, hier zit. nach Theodor MOMMSEN: Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 402-409.

einer öffentlichen Verlautbarung vom 18. Januar 1876 unter Bezugnahme auf die Veröffentlichung im Börsenblatt die Promotion des Herrn Dabis für null und nichtig zu erklären. Das Berliner Reichskanzleramt, bei dem Dabis als expedierender Sekretär und Kalkulator im Kaiserlichen Statistischen Amt in Anstellung war, hatte mittlerweile ein Disziplinarverfahren eingeleitet und bat um Aktenübersendung, da man wissen wollte, was genau er zu seiner Autorenenschaft seinerzeit versichert hatte. Die Akten kamen im Oktober 1877 zurück. Dabis war entlassen. Die in der Fakultät über die Promotion geführten Verhandlungen fehlten, wurden angemahnt, aber weder in Berlin noch in Schwerin aufgefunden.¹¹ Das weitere Schicksal des gescheiterten Mochtegerndoktors Dabis ist unbekannt.

Theodor Mommsen, ein Verehrer Jaffés, referierte die Auffassung von Steindorff und Grotefend, es handle sich um „ein literarisches Plagiat schlimmster Art, begangen an den Vorlesungen gleichen Inhalts, welche Jaffé verschiedene Male, zuletzt im Jahre 1868 an der Berliner Universität gehalten hatte,“¹² beschrieb das Sachverständigengutachten und die Verurteilung des Angeklagten zu einer Geldstrafe. Die inkriminierte Schrift war in allen vorfindlichen Exemplaren einzuziehen. „Der hiermit begangene widerwärtige Leichenraub bedarf einer weiteren Brandmarkung nicht, während andererseits aus diesen Vorgängen doch auch das hervorgeht, daß die treuen Freunde, die Jaffé in seinem Leben zur Seite gestanden, die treuen Schüler, die zu seinen Füßen gesessen haben, auch nach seinem Tode der mit seiner gewissenhaften Arbeit getriebenen Umgebung zu wehren nicht unterlassen haben.“¹³ Der betrügerisch erschlichene Dokortitel konnte vom Gericht nicht aberkannt werden. Ein Präzedenzfall war Mommsen nicht bekannt, „aber die Ehrenhaftigkeit und der gesunde Menschenverstand werden wohl auch ohne Präcedentien genügen, eine jede Korporation, die in eine solche Lage gekommen ist oder kommen sollte, zu dem Beschlusse zu bestimmen die betreffende Promotion zu annullieren und diese Annullierung öffentlich bekannt zu machen“. Mommsen versagt sich einen Tadel der promovierenden Universität, da von Jaffés Arbeit doch manches Brauchbare übrig geblieben sei und die Fakultät nicht wissen konnte, dass das nicht von dem Doktoranden, sondern seinem toten Lehrer stammte. Er kritisiert aber scharf die Möglichkeit der Promotion in absentia einfach durch Einreichung einer Arbeit und Bezahlung der Gebühren. Bei einer mündlichen Prüfung vor der Fakultät könnten gänzlich ungeeignete Personen zurückgewiesen werden. Er schildert einen Fall, in dem zwei vollständig gleichlautende Abhandlungen bei einer Universität eingereicht worden waren. Beide Doktoranden waren Kunden einer Anstalt, die gewerbsmäßig gewünschte Abhandlungen liefert, einer hatte jedoch ohne Wissen der Firma die Univer-

¹¹ UAR (wie Anm. 2)

¹² MOMMSEN (wie Anm. 10), S. 403.

¹³ Ebd., S. 404.

sität gewechselt, die ihn promovieren sollte.¹⁴ Mommsen vertritt die Auffassung, ein solches Promotionsverfahren führe in Versuchung. „Ist der Spielhalter schlimmer oder der Spieler? Der Verführer oder der Verführte? und diese Verführer sind die höchstgestellten Lehrer der deutschen Jugend, die Vertreter unserer Universitäten, auf die Deutschland – darf man sagen stolz sein kann?“¹⁵ Wenn gesagt wird, der größere Teil dieser Pseudodiplome gehe gegen gutes Geld nach England und Amerika, so sei das ein weiterer Grund, das Verfahren einzustellen: in Amerika gebe es genug einheimische Doktorenfabriken. Mommsen fordert, die „Schandwirtschaft“, die die deutsche Ehre beschmutze, abzuschaffen. In Preußen wurde dieses Unwesen früher nicht geduldet. Das Wort, dass Rechtschaffenheit der Grundstein der Macht sei, habe sich an Preußen bewährt. Es sei an der Zeit, „die Falschmünzerei akademischer Grade den Spielhöhlen nachzusenden“.¹⁶ Er schließt mit dem Vorschlag: „Wenn von den im ganzen nicht zahlreichen Universitäten, die den Mißbrauch der Promotion ohne mündliches Examen bei sich tolerieren, der einzigen preußischen, welche dieselbe gestattet und den drei oder vier anderen, nur eine die Initiative nähme und die Abschaffung dieses Mißstandes bei der betreffenden Regierung beantragte, so würde ohne Zweifel die ganze Einrichtung fallen.“¹⁷ Es ist nicht bekannt, ob Mommsens Appell Folgen in dem Sinne hatte.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Andreas Röpcke
Richard-Wagner-Straße 36
19059 Schwerin

¹⁴ Ebd., S. 406. Es handelte sich um zwei Apotheker, einen aus Berlin, einen aus Straßburg, die sich 1872 mit wortgleichen lateinischen Dissertationen in Jena um die Doktorwürde bewarben und beide ehrenwörtlich versicherten, Verfasser der Schrift zu sein, Universitätsarchiv Rostock, Phil. Fak. Nr. 73.

¹⁵ Ebd., S. 406 f.

¹⁶ Ebd., S. 408.

¹⁷ Ebd., S. 409.

DIE VERGESSENE KUSTODIN.
AMALIE BUCHHEIM – EIN LEBEN IM DIENSTE
DER SCHWERINER ALTERTÜMERSAMMLUNGEN

Von Jette Anders

Im Jahre 1885 veröffentlichte der Archivar Dr. Franz Schildt einen 35-seitigen „Bericht über die Feier der 50jährigen Wirksamkeit des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“, in dem er äußerst detailliert den Ablauf der Feierlichkeiten schildert. Diese hatten am Abend des 23. April mit einer Begrüßungsveranstaltung im Schweriner Hôtel de Russie begonnen und fanden nach einer Museumsführung durch die Kustodin Amalie Buchheim sowie anschließender Generalversammlung ihren Höhepunkt mit einem Festmahl in Stern's Hotel, an dem auch der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg teilnahm. Ausführlich beschreibt Schildt den Verlauf des Festessens, zählt alle Teilnehmer desselben auf und endet mit den Worten: „Zum Schluß dieses Berichtes will ich nicht unterlassen mitzuteilen, dass der Custodin Frl. Buchheim, welche seit der Stiftung des Vereins für unsre Sammlungen Sorge trug, zur Auszeichnung für ihre Verdienste eine Tafeluhr aus cuivre poli durch die Herren Major von Weltzien und Amtsverwalter von Oertzen, als Repräsentanten des Vereins, überreicht wurde“.¹ Die Liste der Festteilnehmer allerdings enthielt ausschließlich die Namen männlicher Personen – die Kustodin war nicht offiziell eingeladen.

Die am 30. April 1819 in Ludwigslust geborene Amalie Helene Charlotte Buchheim war seit ihrem 16. Lebensjahr zunächst an der Seite ihres Vaters und nach dessen Tod eigenständig für die Pflege sowohl der Großherzoglichen Altertümersammlungen als auch der Sammlungen des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zuständig. 1860 erhielt sie vom Großherzog die ordentliche Stellung einer Kustodin, die sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1902 ausübte. Amalie Buchheim, die ihr gesamtes Leben in den Dienst der Altertumforschung gestellt hatte, wirkte entscheidend am Aufbau der Vereinssammlungen und an der Zusammenlegung der Großherzoglichen und der Vereinssammlungen in einem neuen Museum im Jahre 1882 mit. Als erste Kustodin einer Altertümersammlung in Deutschland war sie nicht nur mit den führenden mecklenburgischen Vorgeschichtsforschern Friedrich Lisch und Robert Beltz bekannt, sondern pflegte auch Kontakte zu vielen namhaften

¹ Franz SCHILDT: Bericht über die Feier der 50jährigen Wirksamkeit des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde am 24. April 1885, in: MJB 50, 1885, S. 39. Cuivre poli ist eine Bezeichnung für poliertes Kupfer.



Abb. 1:
Bildnis der Kustodin Amalie Buchheim von Ferdinand Meyer, 1899
(Staatliches Museum Schwerin, Sign. G 529).

Wissenschaftlern ihrer Zeit wie Luigi Pigorini, Adolph de Morlot, John Kemble oder Rudolph Virchow. Die spätere Professorin und Museumsleiterin der Kieler Altertümersammlungen Johanna Mestorf hielt sich in den 1860er Jahren mehrfach für längere Zeit in Schwerin auf, um bei Amalie Buchheim die Grundlagen der Museumsarbeit zu erlernen und zu hospitieren. Heinrich Schliemann bezeichnet sie in seinem Werk „Ilios – Stadt und Land der Trojaner“ als „meine geehrte Freundin, das gelehrte Fräulein Amalie Buchheim“.² Nach ihrem Tode geriet die Kustodin jedoch weitgehend in Vergessenheit.

Eine Rekonstruktion des Lebens und Wirkens von Amalie Buchheim mehr als einhundert Jahre nach ihrem Ableben gestaltet sich schwierig und gelingt nur lückenhaft. Hauptursache dafür ist vor allem die bedauerliche Tatsache, dass ihr kompletter Nachlass fehlt, weshalb so gut wie keine der an sie gerichteten Korrespondenzen überliefert sind. Bei den vorhandenen Quellen handelt es sich im Wesentlichen um eine größere Anzahl von Briefen, die Amalie Buchheim an Friedrich Lisch geschrieben hat, einzelne Kopien des Schriftwechsels zwischen Mitarbeitern der Großherzoglichen Verwaltung und der Kustodin sowie verschiedene weitere Unterlagen wie Rechnungen und Anweisungen, die im Landeshauptarchiv Schwerin aufbewahrt werden.³ Darüber hinaus sind einige wenige Korrespondenzen zwischen Heinrich Schliemann und Amalie Buchheim dank der Tatsache überliefert, dass Schliemann die für die heutige Forschung unschätzbare Angewohnheit hatte, Kopien der von ihm verfassten Briefe anzufertigen. Auf der Basis dieser Quellen sowie einer Reihe von Erwähnungen, die Amalie Buchheim bzw. ihre Arbeit in verschiedenen Publikationen fand, lässt sich das Bild einer Frau umreißen, die durch uneingeschränkte Begeisterung für ihre Arbeit, unermüdlischen Eifer, umfangreiches Wissen sowie großes Geschick im Umgang mit den Altertümern einen wesentlichen Beitrag für die Entwicklung der Altertumsforschung in Mecklenburg leistete.

Amalie Buchheim wurde als Tochter des herzoglichen Hofküstlers Wilhelm Buchheim geboren, der seit der Gründung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde im Jahre 1835 die Pflege der Vereinssammlungen und nach der Verlegung der Großherzoglichen Altertümersammlungen von Ludwigslust nach Schwerin ab 1837 auch die Stelle eines Kustos für diese Sammlung inne hatte. Da der Hofküstler seit einiger Zeit erkrankt war, half seine Tochter ihm von Beginn an bei seinen Tätigkeiten in den Sammlungen. Bereits bei der Verlegung der Sammlungen von Ludwigslust nach Schwerin

² Heinrich SCHLIEMANN: Ilios – Stadt und Land der Trojaner, Leipzig 1881, S. 262; Dagmar UNVERHAU: Johanna Mestorf – Lebensabschnitte statt einer Biographie. Frühe Jahre und der Weg nach Kiel als Kustodin am Museum vaterländischer Altertümer, in: Eine Dame zwischen 500 Herren, hg. v. Julia K. KOCH und Eva-Maria MERTENS, Münster 2002, S. 130.

³ LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4719 und 4739 sowie LHAS 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 142, 197, 335, 337, 338, 341 – 343, 561, 753 und 984.

und der Aufstellung der Großherzoglichen sowie der Vereinssammlung im Schloss Schwerin im Jahre 1837 unterstützte sie den Archivar und Ersten Sekretär des Vereins Friedrich Lisch tatkräftig.⁴

Nach dem Tod ihres Vaters im Jahre 1841 lebte die 22-jährige Amalie gemeinsam mit ihrer nunmehr ebenfalls kränkelnden Mutter und dem zwei Jahre jüngeren Bruder Carl in äußerst ärmlichen Verhältnissen, da die Familie nach dem Wegfall des väterlichen Gehaltes bis auf ein geringes Gnadengeld vom Großherzog über keinerlei Einkommen verfügte. Infolge einer hinzukommenden schweren Erkrankung ihres Bruders Carl, dessen „sowohl [...] leiblicher als aufgeregter geistiger Zustand“ eine monatelange ärztliche Behandlung und Pflege erforderte,⁵ verschärfte sich die finanzielle Not der Familie weiterhin, so dass sich schließlich Friedrich Lisch mit der Bitte an den Großherzog wandte, der Witwe Buchheim „die Dienstleistungen bei den [...] Sammlungen [...] einstweilen und bis zur Auffindung eines anderen Unterstützungsmittels zu überlassen“, da sie „in ihren bekannten traurigen Verhältnissen mit ihrer künftigen Einnahme nicht auskommen kann“.⁶ Der Großherzog kam der Bitte Lischs nach und überließ der Witwe die Schlossküsterstelle für einen jährlichen Lohn von 25 Talern. Tatsächlich wurden wie schon in den Jahren zuvor weiterhin alle Arbeiten von Amalie Buchheim erledigt, da ihre Mutter gesundheitlich nicht dazu in der Lage war. Friedrich Lisch, der wusste, dass die Witwe des Hofküstlers die erforderlichen Tätigkeiten nicht ausüben konnte, war offenbar davon überzeugt, dass der Großherzog eine Bitte um Anstellung Amalies als Kustodin unbedingt abgelehnt haben würde, und nur über ein Gnadengesuch im Namen der kranken Witwe eine Weiterbeschäftigung der Tochter zu bewirken war.

Für die folgenden zehn Jahre ist die Quellenlage äußerst spärlich und die wenigen überlieferten Schriftstücke informieren nahezu ausnahmslos lediglich darüber, dass sich die Witwe Buchheim und ihre Kinder Amalie und Carl in großer finanzieller Not befanden, die durch lange und kalte Winter, schlechte Wohnverhältnisse und Krankheiten immer wieder bedrückende Ausmaße annahm. Mehrfach bat die Witwe Buchheim den Großherzog um die Bewilligung von jährlichem Brennmaterial bzw. einer zusätzlichen monetären Unterstützung, um die Wintermonate zu überstehen. Da der Großherzog jedoch jeweils nur geringe einmalige Unterstützungen bewilligte, musste die Witwe regelmäßig neue Gnadengesuche stellen. Im Februar 1849 setzte Amalie Buchheim ein Schriftstück an den Großherzog auf, das sie von mehreren Hofangestellten

⁴ Elsbeth ANDRE, Regina SCHMITZ: Die Altertümersammlung, in: Mecklenburgs Humboldt: Friedrich Lisch. Ein Forscherleben zwischen Hügelgräbern und Thronsaal. Ausstellungskatalog Schwerin 2001 (Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 2), Lübstorf 2001, S. 124.

⁵ LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4739, Wwe. Buchheim an den Großherzog am 20.11.1841.

⁶ Ebd., F. Lisch an den Großherzog am 5.2.1842.

beglaubigen ließ und in dem sie um Finanzierung von neuen Fenstern für die Wohnung der Familie Buchheim bat, denn: „Unmittelbar neben der Dienstwohnung der Wittve Buchheim befindet sich ein Thorweg, welcher, da ein Theil der Artilleriepferde in den Stallungen jenes Gebäudes untergebracht ist, fortwährend aufgesperrt sein muss, und dies ist denn auch der natürliche Grund, weswegen das Zimmer der Wittve Buchheim in diesem Winter nicht zu erwärmen war. Um sie einigermaßen gegen die Kälte zu schützen, sind [...] doppelte Fenster für sie angefertigt worden, wodurch denn auch erreicht ward, daß das Zimmer bewohnbar würde“.⁷ Offenbar hatte Amalie Buchheim, die inzwischen 29 Jahre alt war, aufgrund der unerträglichen Wohnsituation und der äußerst dürftigen Reaktionen des Großherzogs auf die jährlich verfassten Gnadengesuche den Einbau der Fenster ohne vorherige Absprache mit dem Regenten bereits eigenmächtig veranlasst. Der Großherzog bewilligte die Zahlung der Baukosten allerdings anstandslos.

Im Jahre 1851 wandte sich Amalie Buchheim schließlich erstmals unter ihrem eigenen Namen an den Großherzog und bat – augenscheinlich in großer Not und Verzweiflung – erneut um finanzielle Unterstützung mit der Begründung: „Die kleine Einnahme meiner alten Mutter machte es nothwendig, die Zeit, welche mir von der Besorgung des Dienstes im Alterthumscabinet, dem ich schon seit 10 Jahren allein vorstehe, übrig bleibt, für Geld zu arbeiten. Anfangs wurde es mir schwer, sehr schwer, doch es war nothwendig, denn es schmerzte mich tief meine alte Mutter leiden und entbehren zu sehen; ich hatte viel zu arbeiten und kann mir vor Gott das Zeugniß geben durch angestrengte Thätigkeit die sorgenschweren Tage meiner alten Mutter, so viel in meinen Kräften lag, erleichtert zu haben. Doch im November v.J. erkrankte auch ich plötzlich [...] ich konnte der Mutter keine Stütze sein, bedurfte selbst der Pflege[...]“.⁸ Der Großherzog bewilligte ihr daraufhin eine einmalige Zahlung von zehn Talern – einem äußerst geringen Betrag, der wohl kaum die Pflegekosten abgedeckt haben dürfte.

Zwei Jahre später setzte sich aufgrund der beengten finanziellen Verhältnisse der Familie Friedrich Lisch erstmals namentlich für Amalie Buchheim selbst ein und verfasste ein längeres Schreiben an den Großherzog, in dem er darüber informierte, dass Amalie Buchheim die Arbeiten weitgehend allein verrichtete und das geringe Gnadengeld von 24/ 1/3 Talern jährlich trotz zusätzlicher abendlicher Handarbeiten gegen Entgelt für den Lebensunterhalt nicht ausreichte. Anders als in den vorherigen Bittschreiben Amalies und ihrer Mutter appellierte Lisch jedoch nicht ausschließlich an die Gnade und das Mitgefühl des Großherzogs, sondern gab diesem außerdem zu verstehen, dass eine Erhöhung des Geldes auch im Interesse des Regenten selbst liegen würde. Er argumentierte damit, dass das Antiquarium, welches in der Vergangenheit

⁷ Ebd., A. Buchheim an den Großherzog am 19.2.1849.

⁸ Ebd., A. Buchheim an den Großherzog am 23.1.1851.

zunehmend an Bedeutung gewonnen hatte, auch entsprechend repräsentiert werden musste, was „mehr Mittel, z.B. zu einer stets ordentlichen Kleidung, erfordert“. Weiterhin führte er an, dass „in den letzten Jahren öfter fremde Gelehrte im Antiquarium gearbeitet [haben], z.B. noch in diesem letzten Herbst der berühmte englische Forscher John Kemble [...]“ und bemerkte, dass solche Besuche „viel Arbeit und Aufwendung und unvermeidliche kleine Geldopfer [...] kosten“.⁹ Die Argumentation Lischs, dass es sich bei Amalie Buchheim um eine Person handelte, die in ihrer Tätigkeit unmittelbar der Reputation des Großherzogs dienlich war, schien den Regenten offenbar erreicht zu haben, denn er erhöhte nicht nur einfach das Gnadengeld, sondern veranlasste, dass Amalie Buchheim für ihre Tätigkeit in der Altertümersammlung in Zukunft zusätzlich eigenen Lohn erhielt.

Dennoch waren die Einnahmen trotz des zusätzlichen bewilligten Lohnes so gering, dass Lisch im darauffolgenden Jahr erneut an den Großherzog schrieb und ihn nun bat, Amalie Buchheim, welche nun „über 15 Jahre die Aufsicht über die Sammlungen und deren Local mit großer Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit und Treue geführt[...] [hat] [...]in die Hofdienerschaft allergnädigst aufnehmen zu lassen und derselben ein angemessenes Gehalt zu verleihen, wie es andere Personen der Hofdienerschaft in ähnlicher Lage genießen“.¹⁰ Der Großherzog bewilligte daraufhin zwar eine deutliche Erhöhung des Lohnes auf 80 Taler jährlich, lehnte eine Anstellung Amalies „bis zum Absterben der Wittwe Buchheim“ aber kategorisch ab.¹¹

Ihre Mutter starb sechs Jahre später am 3. Februar 1860 im Alter von 74 Jahren. Unmittelbar nach dem Begräbnis bemühte sich die inzwischen vierzigjährige Amalie, die bis zu diesem Zeitpunkt ihr gesamtes Leben der Pflege der kranken Mutter und der mühsamen Erwirtschaftung des Lebensunterhaltes gewidmet hatte,¹² intensiv um die Erlangung einer Festanstellung und bat neben Friedrich Lisch u.a. den Minister von Levetzow um Unterstützung. Lisch setzte daraufhin unverzüglich ein Schreiben an den Großherzog auf, in dem er um die Legitimierung der Amalie Buchheim als Kustodin und Kastellanin der großherzoglichen Altertümersammlung und die Zahlung eines angemessenen Gehaltes bat, das denen ähnlich positionierter Personen in der Hofdienerschaft entspräche. Die Anstellung Amalie Buchheims wurde vom Großherzog anstandslos bewilligt und war offenbar lediglich eine Formalie, doch die Gehaltszahlung fiel deutlich niedriger aus als sie erhoffte und vor allem benötigte, weshalb ihr Vorgesetzter Friedrich Lisch auch in den folgenden Jahren immer wieder Bittschreiben um Gehaltserhöhungen für die Kustodin an den Großherzog aufsetzte, die jedoch überwiegend abgelehnt wurden.

⁹ Ebd., F. Lisch an den Großherzog am 5.1.1853.

¹⁰ Ebd., F. Lisch an den Großherzog am 15.12.1854.

¹¹ Ebd., Großherzog an F. Lisch am 27.12.1854.

¹² Ihr Bruder Carl Buchheim arbeitete in der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei und hatte vermutlich schon einige Jahre zuvor das Elternhaus verlassen.

Nach dem Wegfall der viele Jahre andauernden Pflege der kranken Mutter, die nicht nur einen enormen physischen und psychischen Aufwand bedeutete, sondern Amalie Buchheim auch schlichtweg kaum Zeit für über die notwendigen Erwerbsarbeiten hinausgehende Tätigkeiten gelassen hatte, begann nun – sicher auch bestärkt durch die Ernennung zur Custodin – eine Zeit unermüdlicher Aktivitäten im Dienste der Altertumswissenschaften. Intensiv arbeitete sie an der Systematisierung und Erweiterung der beiden Altertümersammlungen, die mit der Zeit so umfangreich wurden, dass immer neue Räumlichkeiten erschlossen werden mussten. Bereits 1845 waren die Sammlungen wegen umfassender Umbaumaßnahmen am Schloss in die ehemalige Tierarzneischule in der Schweriner Amtsstraße 7 verlegt worden. Nur wenige Jahre später reichten die zur Verfügung stehenden Unterbringungsmöglichkeiten jedoch bei weitem nicht mehr aus, so dass 1861 die Erlaubnis zur Nutzung des mittleren Hintergebäudes und 1868 der beiden ehemaligen Pferdeställe, d.h. der Seitenflügel, für die Unterbringung von Altertümern eingeholt wurde. Der Bau eines eigenen Museums, der bereits seit den 1840er Jahren im Gespräch war und 1862 auch erstmals genehmigt wurde, konnte aufgrund fehlender finanzieller Mittel zunächst jedoch nicht umgesetzt werden.¹³

Amalie Buchheim pflegte, organisierte und ordnete die Sammlungen nicht nur, sondern entwickelte auch umfangreiche Aktivitäten, um vor allem den Vereinsfundus durch neue Exponate zu vergrößern. Bereits in den 1850er Jahren hatte sie begonnen, dem Verein vereinzelt ältere Schriften und Münzen zu schenken – seit ihrer Ernennung zur Kustodin nahm die Zahl ihrer Schenkungen nun deutlich zu. Darüber hinaus pflegte sie weitreichende Kontakte, über die es ihr immer wieder möglich war, Stiftungen wertvoller Altertümer von verschiedenen Personen an den Verein zu vermitteln. So schenkte sie selbst neben zahlreichen Schriften, Münzen und Porträts verschiedener Personen, u.a. des Hofbuchdruckers F. Bärensprung, des Botanikers H. Brockmüller sowie des Gartendirektors Th. Klett, im Jahre 1874 dem Verein die steinzeitliche Streitaxt von Zippendorf.¹⁴ Weiterhin erhielt der Altertumsverein durch ihre Vermittlung eine „seltene steinerne Schiene“ von Valluhn bei Zarrentin sowie einen großen bemalten hölzernen Koffer der Familie von Flotow.¹⁵ Die auf dem Koffer befindlichen Malereien selbst wurden jedoch erst „durch die geschickten Bemühungen des Fräuleins Custodin A. Buchheim aus vielfacher Verdeckung ans Licht gebracht“.¹⁶ Immer wieder wurde in den Jahresberichten des Vereins auch erwähnt, dass die Kustodin verschiedene Entdeckungen an

¹³ ANDRE/SCHMITZ (wie Anm. 4), S. 125.

¹⁴ Friedrich LISCH: Streitaxt von Zippendorf, in: MJB 39, 1874, S. 122; Franz SCHILDT: Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, in: MJB 47,1, 1882, S. 5; DERS.: Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, in: MJB 48,3, 1883, S. 12.

¹⁵ Friedrich LISCH: Steinerne Schiene von Valluhn, in: MJB 44, 1879, S. 72–73; DERS.: Ein von Flotow'scher Koffer, in: MJB 42, 1876, S. 148.

¹⁶ Ebd.

Funden machte oder diese bestimmte. 1864 entdeckte sie beispielsweise Verzierungen auf einem Bronzering von Reinshagen, beobachtete 1872 am Schädel eines Skelettes aus dem Steinkistengrab von Tankenhagen Pfeilverletzungen oder entdeckte und bestimmte 1878 ein Bronzegerät, das bei Hohen Pritz gefunden wurde. Darüber hinaus fertigte sie Zeichnungen für Publikationen an, so beispielsweise von den eisenzeitlichen Funden aus Wotenitz.¹⁷ Anhand dieser immer nur sehr kurzen Erwähnungen einiger ihrer Aktivitäten in den Jahrbüchern lässt sich erahnen, wie wichtig und umfangreich ihre Tätigkeiten für die Altertümersammlungen waren, obwohl sich das tatsächliche Ausmaß ihrer Bedeutung für die mecklenburgische Altertumforschung im Allgemeinen und die Schweriner Sammlungen im Besonderen nur schwer fassen lässt.

Im Laufe der Jahre, die sie im Antiquarium tätig war, hat Amalie Buchheim auch Kontakte zu verschiedenen namhaften Altertumsforschern aufgebaut, doch sind nur wenige Briefe oder Hinweise auf engere Beziehungen durch Erwähnungen ihrer Person in Publikationen usw. überliefert. Einen vermutlich engeren Kontakt pflegte sie beispielsweise mit dem Schweizer Forscher Adolph Morlot, der in den 1860er Jahren an einem Buch über die mecklenburgische Altertumskunde arbeitete und sich aufgrund seiner Forschungen vermutlich immer wieder in Schwerin aufhielt.¹⁸ Der Inhalt der beiden einzigen bekannten, von Morlot an Amalie Buchheim gerichteten Briefe macht deutlich, dass eine umfangreiche Korrespondenz stattgefunden haben muss.¹⁹ 1866 schrieb Morlot an die Kustodin, dass „mein Buch (ich sollte sagen unser Buch, weil Sie so viel dazu beigetragen haben) in vollem Zuge ist & offenbar sehr gut ausfällt“. Der gleiche Brief enthält auch den folgenden schwer zu deutenden Satz: „Er wollte aufbegehren, weil Sie im Grauen Alt. genannt waren, er wollte auch mit aller Gewalt behaupten er sei dem Danneil zugekommen u.s.w. – aber es war mir nun ein Leichtes ihn mit seinen eigenen Aussagen zu fangen & zurückzuweisen, wobei ich sehr deutlich ...“.²⁰ Hier bricht der Satz leider ab, da der Schluss des Briefes fehlt. Über welche Person Morlot hier berichtete, lässt sich dem Brieffragment nicht entnehmen. Amalie Buchheim wurde von Adolph von Morlot in seiner Veröffentlichung „Das graue Altertum“ erwähnt, es bleibt jedoch offen, wer Einwände dagegen erhob. Aufgrund der Erwähnung von J. F. Danneil lässt sich vermuten, dass es sich dabei um Friedrich Lisch handelt, der ebenso wie Danneil und Ch. J. Thomsen an der Entwicklung des Dreiperiodensystems beteiligt war, was zu Auseinandersetzungen darüber führte, welchem von ihnen das Hauptverdienst an der Auf-

¹⁷ Friedrich LISCH: Wendenkirchhof von Wotenitz, in: MJB 25, 1860, S. 252–265; DERS.: Verzierter Kittüberzug auf Schmuck der Bronzezeit. in: MJB 30, 1865, S. 150–152; DERS.: Steingrab von Tankenhagen Nr. 1, in: MJB 37, 1872, S. 196–197; DERS.: Bronzefund von Hohen-Pritz, in: MJB 43, 1878, S. 199–201.

¹⁸ 1867 stirbt Morlot jedoch plötzlich und hinterlässt das Werk unvollendet.

¹⁹ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 142. Die beiden Briefe wurden am 18.6.1862 und am 27.2.1866 verfasst.

²⁰ Ebd.

stellung des Systems zuzusprechen sei.²¹ Weshalb er jedoch Einwände gegen eine Erwähnung der Kustodin erhoben haben könnte, lässt sich nicht eruieren. Lisch war der unmittelbare Vorgesetzte Amalie Buchheims, doch verband beide offenbar auch ein eher freundschaftliches Verhältnis, das mit den Jahren gewachsen ist. Die an Lisch gerichteten überlieferten Korrespondenzen der Kustodin vermitteln immer wieder ein Bild von Vertrautheit und Nähe. So schrieb sie im Sommer 1865 einen mit den Worten „Mein lieber Archiv Rath“ beginnenden Brief an den verreisten Lisch, in dem sie in vertrautem Ton über verschiedene Begebenheiten plauderte und den sie mit den Worten „Leben Sie wohl, lieber Archivar, und trinken Sie nicht so viel Bier! – sondern lieber ein Glas Portwein! Es hofft sie bald zu sehen – Ihre Amalie Buchheim“ abschloss.²²

Es gibt also keinen Grund zu der Annahme, dass Lisch persönliche Gründe haben sollte, einer Erwähnung Amalie Buchheims in der Publikation Morlots entgegenzuwirken. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass Lisch unter seinen Zeitgenossen durchaus als Person galt, die auf fachlichen Gebieten einen Führungsanspruch geltend machte, weshalb beispielsweise K. Krause von ihm sagte: „Seine Anregungen und Bestrebungen werden noch lange nachwirken, wenn die Schwächen seines Wesens, vor Allem das eifersüchtige Niederhalten tüchtiger, ja manigfach ihm überlegener jüngerer Kräfte, vergessen sein wird“.²³ Daher ist denkbar, dass Lisch eine Erwähnung der fachlich kompetenten und gelehrten Amalie Buchheim in einer wissenschaftlichen Publikation aus derartigen Gründen ablehnte.

Neben Morlot pflegte die Kustodin offenbar auch ein engeres Verhältnis zu Heinrich Schliemann, der sich vermutlich Ende der 1870er bzw. Anfang der 1880er Jahre in Schwerin aufhielt. Auch auf Schliemann musste sie einen bleibenden Eindruck gemacht haben, da er Amalie Buchheim ebenfalls in einer seiner Publikationen erwähnte, wie eingangs bereits angesprochen wurde. Der leider gleichfalls nur lückenhaft überlieferte Briefwechsel zwischen Schliemann und der Kustodin lässt eine gewisse Vertrautheit erkennen. So sandte Amalie Buchheim dem Forscher 1879 einen Brief, in dem sie sich für seine Geschenke – eine Ausgabe seiner 1877 erschienen „Mykenae“ sowie ein Bild seiner Frau – bedankte und abschließend schrieb: „Ich denke gern an die Stunden unseres Beisammenseins zurück [...] In der frohen Erwartung, Sie [...]

²¹ Die Entwicklung des Dreiperiodensystems, d.h. der Unterteilung der Vorgeschichte in Stein-, Bronze- und Eisenzeit gehört zu den wesentlichen Entdeckungen der Archäologie. Das System gehört heute zu den Grundlagen der Altertumsforschungen. Siehe u.a. Friedrich LÜTH: Das Dreiperiodensystem, in: Mecklenburgs Humboldt: Friedrich Lisch. Ein Forscherleben zwischen Hügelgräbern und Thronsaal. Ausstellungskatalog Schwerin 2001 (Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 2), Lübstorf 2001, S. 97–104.

²² LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 561, A. Buchheim an F. Lisch an 31.7. 1865.

²³ Karl Ernst Hermann KRAUSE: Lisch, Friedrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie 18, 1883, S. 752–754.

wieder zu sehen bleibe ich, in inniger Zuneigung und Bewunderung Ihre dankbare Freundin Amalie Buchheim“.²⁴

Einige Jahre zuvor hielt sich bereits die spätere Kustodin des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel und erste Frau mit Professorentitel des Königreiches Preußen, Johanna Mestorf, mehrfach in Schwerin auf, um – wie sie selbst sagt – „von Frl. Buchheim zu lernen“.²⁵ Für die von Mestorf über mehrere Jahre hinweg angestrebte Stelle einer Kustodin in Kiel, die sie dann ab 1873 auch inne hatte, legte sie damals drei Empfehlungsschreiben der namhaften Wissenschaftler Christian Petersen, Sven Nilsson und Friedrich Lisch vor. Petersen erwähnte in seinem Schreiben, dass „sie durch genaue Betrachtung des Schweriner Museums mit Unterstützung der dortigen rühmlichst bekannten Custodin Amalie Buchheim Erfahrungen“ gesammelt habe, und Lisch gab an, dass er „aus vieljähriger eigener Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen habe, dass sich geeignete weibliche Hülfe für Sammlungen dieser Art sehr wohl empfiehlt“.²⁶ Insbesondere die Anmerkung Petersens belegt nicht nur einmal mehr, welches hohe Ansehen Amalie Buchheim unter den Wissenschaftlern ihrer Zeit genoss, sondern lässt auch vermuten, dass allein die Kenntnis darüber, dass im deutschsprachigen Raum bereits eine Frau als Kustodin arbeitete und sich seit Jahrzehnten fachlich bewährt und etabliert hatte, einen nicht unwesentlichen Anteil an der Ernennung Johanna Mestorfs zur Kustodin der Kieler Sammlungen hatte.

Trotz ihres im Laufe der Jahre stetig gewachsenen Ansehens in der wissenschaftlichen Fachwelt waren die Lebensbedingungen der Kustodin weiterhin sehr schlecht, da sie nach wie vor mehr als unterdurchschnittlichen Lohn erhielt. Immer wieder bat sie Friedrich Lisch, bei dem Großherzog um Gehaltserhöhung anzufragen, doch wurden von diesem häufig nur einmalige Zahlungen von kleineren Geldsummen bewilligt. 1873 wandte sie sich erbost an Lisch mit den Worten: „Lieber Herr Geheim Rath. Es freut mich daß das ganze Archivpersonal eine Gehaltszulage bekommen hat! Da ich fest überzeugt bin, daß Sie auch für mich eine Zulage von Sr. K. Hoheit erbitten, so sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.“²⁷ In den Unterlagen Lischs findet sich ein weiteres, im Zusammenhang mit der erwünschten Gehaltserhöhung aufgesetztes Schreiben Amalie Buchheims, in dem sie ausführt, dass sie „als Custodin [...] und als Vertreterin des Geh. Arch. Rath Lisch, der mir die Gelehrten und Fremde, mit dem Bemerken zupflicht, ich verstünde so gut wie Er, die Sammlung wissenschaftlich zu erklären, [...] wie bekannt also dann keine untergeordnete Stelle einnehme“.²⁸ Ob Lisch das Schreiben bzw. seinen Wortlaut an

²⁴ A. Buchheim an H. Schliemann vom 7.9.1879, Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen, Archiv Nr. 19681.

²⁵ Zitiert nach UNVERHAU (wie Anm. 2), S. 131.

²⁶ Ebd., S. 141 und 143.

²⁷ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 336, A. Buchheim an F. Lisch am 3.4.1873.

²⁸ Ebd., A. Buchheim an F. Lisch ohne Datum, April 1873.

den Großherzog weitergab, als er den Antrag einreichte, ist jedoch nicht bekannt. Zwei Jahre später wurde die Ärmlichkeit der Verhältnisse, in denen die Kustodin lebte, nochmals deutlich, als sie im Januar 1875 an den Geheimen Archivrat die dringende Bitte richtete, dem Dienstmädchen eine eigene Stube zur Verfügung zu stellen, da sie selbst (A. Buchheim) „im Winter nur ein Stübchen“²⁹ hatte, das sie mit dem Mädchen teilen musste.

Die von Amalie Buchheim ständig gepflegten und weiter ausgebauten Schweriner Altertümersammlungen etablierten sich im Laufe der Zeit nicht nur in der wissenschaftlichen Fachwelt, sondern gewannen auch beim mecklenburgischen Großherzog an Ansehen und erlangten in Adelskreisen eine gewisse Popularität. So fand am 9. Mai 1874 eine Besichtigung der Sammlungen durch den Großherzog in Begleitung des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch Romanow von Russland und dessen zukünftiger Frau Prinzessin Marie zu Mecklenburg-Schwerin statt. Offenbar war der Großfürst von Amalie Buchheim sehr beeindruckt, denn unmittelbar darauf schenkte dieser ihr „in Anerkennung für ihre Verdienste [...] einen werthvollen Schmuck“.³⁰

Die Zahl der Besucher der Altertumsammlungen stieg in den 1870er Jahren offenbar so stark an, dass die Kustodin sich im Jahre 1877 genötigt fühlte, einen Brief an Friedrich Lisch aufzusetzen, in dem sie klagte: „Das berühren und durchkramen der nicht unter Glas liegenden Alterthümer nimmt, besonders am Sonnabend, überhand. An den linken Bogen/ Armbrust / (?) habe ich schon vor 14 Tagen einen Zettel gebunden „Nicht berühren“ weil er schon entzwei gespielt war [...] Ich habe beobachtet, die Fremden berühren und zerbrechen Glasbilder, beklopfen den Bronze Wagen, die Hausurnen, die Schädel, die Knochen kurz Alles muß erst klingen!“.³¹ Ob der Archivar ihrer Bitte um Anbringung von „Warnungstafeln“ nachkam, ist allerdings nicht überliefert.

Das weiterhin stetige Anwachsen der Sammlungen und ihre steigende Popularität führten zu wachsenden Platz- und Repräsentationsbedürfnissen und trieben in den 1870er Jahren die Umsetzung des seit Jahrzehnten geplanten Neubaus eines Museums voran. Auf der Basis der nach 1871 von Frankreich zu leistenden Reparationszahlungen wurde ein Museum errichtet, das nicht nur die Großherzoglichen Gemälde- und kunsthandwerklichen Sammlungen, sondern auch die Altertümersammlungen sowohl des Regenten als auch des Vereins beherbergen sollte. Die bislang getrennt aufgestellten archäologischen Sammlungen sollten für die gemeinsame Präsentation nun zusammengeführt bzw. „verschmolzen“ werden.

²⁹ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 337, A. Buchheim an F. Lisch im Januar oder Februar 1875.

³⁰ Wilhelm Gottlieb BEYER: Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, in: MJB 39/4, 1874, S. 6.

³¹ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 561, A. Buchheim an F. Lisch am 3.9.1877.

Im Jahre 1879 legte der Verein dem Großherzog ein Schreiben vor, in dem er seine Bedingungen für die geplante Verschmelzung nannte. Diese beinhalten nicht nur, dass sämtliche Eigentumsrechte an den Sachgütern beim Verein bleiben, sondern auch, dass „bei der Verschmelzung der Alterthümer [...] immer eine solche wissenschaftliche Ordnung beobachtet werden sollte, welche dem Verein die richtige zu sein scheint“.³² Der 1880 vom Großherzog vorgelegte Beschluss über die Verschmelzung legte jedoch abweichend von den Forderungen des Vereins fest, dass die Ordnung der verschmolzenen Sammlungen nicht generell nach Vereinsvorgaben erfolgen sollte, sondern der Verein lediglich für die erstmalige Aufstellung der Sammlungen sowie die weitere Pflege und Verwaltung einen einzigen zuständigen Beamten benennen durfte, der allerdings dem großherzoglichen Museumsdirektor Friedrich Schlie unterstand. Alle Nachfolger dieses ersten Beamten sollten dann zukünftig vom Großherzog ernannt werden.³³ Der Beschluss des Großherzogs führte offenbar zu Auseinandersetzungen zwischen dem Verein und seinem langjährigen Ersten Sekretär Friedrich Lisch, der mit den genannten Bedingungen nicht einverstanden war, da er befürchtete, dass sie „zu einer Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Werthes der Sammlungen“ führen könnten, wie der Zweite Sekretär, Friedrich Wigger, schrieb.³⁴ Der Verein stimmte trotz der Bedenken Lischs dem Beschluss über die Verschmelzung zu und beschloss, dass der junge Robert Beltz die Zusammenführung der Sammlungen durchführen sollte.

Die internen Auseinandersetzungen führten offenbar zum Bruch zwischen dem Verein und Friedrich Lisch, da dieser nur wenige Monate nach dem Beschluss seine Position als Vereinssekretär aufgab. Welche Position Amalie Buchheim innerhalb dieses Konfliktes einnahm, wird in einem Brief vom 23. Oktober 1880 an Lisch deutlich, in dem sie schrieb: „Da [...] mir vor einigen Tagen der Antrag gemacht wurde, anzufangen die Sammlungen zu verschmelzen, so wende ich mich mit der Sorge an Sie, als an meinen Director und Vorgesetzten, ob dies thunlich ist?“.³⁵ Lisch lehnte die Beteiligung der Kustodin ab, wie ein kurzer Vermerk von seiner Hand auf dem unteren Briefrand erkennen lässt, doch konnte er letztlich nicht verhindern, dass der Großherzog, in dessen Dienst Amalie Buchheim stand, ihr die Durchführung der Arbeiten auftrag. Am 24. November 1880 informierte der Museumsdirektor Friedrich Schlie den Großherzog darüber, „daß Fräulein Amalie Buchheim und Dr. Beltz einträchtig mit einander arbeiten, und daß endlich einmal Frieden waltet an einer Stätte, wo sonst nur offenkundige Leidenschaft und Zwietracht herrschten“,³⁶ da es zuvor zu ernststen Auseinandersetzungen zwischen dem Verein und

³² LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4719, Schreiben des Vereins an den Großherzog vom 12.7.1879.

³³ Ebd.

³⁴ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 342, F. Wigger an F. Lisch am 7.5.1880.

³⁵ Ebd., A. Buchheim an F. Lisch am 23.10.1880.

³⁶ LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4719, F. Schlie an den Großherzog am 23.11.1880.

Dr. Beltz gekommen war. Die Nachricht Schlies ist jedoch befremdlich, denn am 8. Dezember d.J. informierte Friedrich Lisch den Großherzog darüber, dass Amalie Buchheim bereits „am 8. November wahrscheinlich durch klimatische Einflüsse, geistige Aufregung im Dienst und verschiedene Verdrießlichkeiten von einem leichten Schlaganfall oder schweren Schwindel befallen und seitdem vier Wochen lang 'bedenklich' kränklich und schwach geworden und noch jetzt leidend [...]“ sei,³⁷ weshalb Lisch den Regenten um eine einmalige Zahlung zur Begleichung der Arztkosten und der nachträglich notwendigen Pflege bat. Sowohl ein Brief Amalie Buchheims an Lischs Tochter Caroline vom 19. November als auch ihr von Friedrich Lisch aufgezeichneter Krankheitsverlauf lassen den Schluss zu, dass die Kustodin zum Zeitpunkt des Schreibens von Friedrich Schlie an den Großherzog bereits seit mehreren Wochen bettlägerig war und kaum gearbeitet haben konnte.

In den folgenden zwei Jahren wurde die langwierige Neuordnung der Sammlungen unter Mitwirkung der wieder genesenen Custodin fortgesetzt und im Sommer 1882 schließlich der Umzug durchgeführt. Mehrere Briefe Amalie Buchheims an Caroline Lisch machen deutlich, wie sehr ihr die Arbeit widerstrebt. So schrieb sie ihr im Mai d.J.: „Gott erhalte dir deinen alten Vater noch lange! Wir sind beim Umzug, seit 5 Tagen ich muß Alles packen, Beltz ist im Museum und empfängt dort. Oh es ist angreifend für mich [...] Sage Vating, ich dächte stündlich an ihn. Im neuen Museum bin ich noch nicht gewesen, mag auch nicht!“³⁸

Im Herbst 1882 war der Umzug der Sammlungen abgeschlossen. Noch vor der offiziellen Eröffnung im Oktober besuchte Friedrich Lisch die neue Ausstellung, der – wie um die Nachwelt darüber in Kenntnis zu setzen – folgende Notiz auf einem Blatt hinterlässt: „Am 14 Septbr. Donnerstag 1882 habe ich zuerst (mit meiner Tochter Caroline) das Museum besucht. Dr. G. Ch. F. Lisch – Anwesend: – Director Dr. Schlie – Abth. Dir. Dr. Beltz – Fräulein Custodin Am. Buchheim – Museums-Diener Rohde“.³⁹ Ein Jahr später starb Lisch im Alter von 82 Jahren.

Im Laufe der vergangenen Jahre hatte sich Amalie Buchheim in ihrer Tätigkeit als Kustodin in den Augen des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin nun offenbar endgültig etabliert, denn der Regent verlieh ihr zum Zeichen seiner Wertschätzung am 7. März 1882 die Medaille „Den Wissenschaften und Künsten“ in Silber und mit Schleife – eine außerordentliche Auszeichnung und Würdigung ihrer Arbeit. Gleichzeitig erhielt sie eine Gehaltserhöhung von 640 auf 840 sowie nur wenige Monate später

³⁷ LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4739, F. Lisch an den Großherzog am 8.12.1880.

³⁸ LHAS, 10.9-1/6 Nachlass Friedrich Lisch Nr. 342, A. Buchheim an C. Lisch am 27.5.1882.

³⁹ Ebd., Notiz F. Lisch vom 14.9.1882.

eine weitere Zulage auf insgesamt 1400 Mark jährlich.⁴⁰ Im Alter von nunmehr 63 Jahren war es Amalie Buchheim damit erstmals möglich, nicht mehr in den ärmlichsten Verhältnissen und ohne ständige Gnadengesuche um Sonderzahlungen zu leben.

Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zeichnete sie – wie eingangs erwähnt wird – drei Jahre später für ihre 50-jährige Mitarbeit mit einer Tafeluhr aus poliertem Messing aus. Trotz ihrer fachlichen Wertschätzung wurde eine Teilnahme der Kustodin an den Jubiläumsfeierlichkeiten aber offenbar nicht in Betracht gezogen.

Bis zum Zeitpunkt des Jubiläums ließ Amalie Buchheim dem Verein nach wie vor nahezu regelmäßig Schenkungen von Sachgütern jeglicher Art zukommen, wie aus den Quartalsberichten hervorgeht. Nach 1885 stellte sie diese Zuwendungen jedoch abrupt ein und unterbrach diesen offensichtlichen Rückzug aus dem Vereinsleben lediglich zwei Jahre vor ihrem Tod, im Jahre 1900, noch einmal mit der Schenkung eines Porträtfotos von sich selbst.⁴¹ Ob ihr Rückzug im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten stand, lässt sich nicht mehr ermitteln, sicherlich müssen die Gründe für ihre nun folgende Reserviertheit aber auch in dem Konflikt um die Verschmelzung der Sammlungen sowie in Lischs Tod zu suchen sein.

Amalie Buchheim lebte nach der besagten Vereinsversammlung noch 17 Jahre und war bis zum Schluss als Kustodin des Museums tätig. Aus diesen letzten Lebensjahren gibt es jedoch kaum noch Aufzeichnungen oder Briefe, lediglich kurz vor der Jahrhundertwende fand nochmals ein kurzer Briefwechsel zu ihrer Person statt. 1899 setzte der Museumsdirektor Schlie den Herzog-Regent Johann Albrecht darüber in Kenntnis, „daß die Kustodin der Alterthumssammlung, Malchen Buchheim, am 30. d. (Dienstag nächster Woche) ihren 80. Geburtstag feiert [...]“⁴² und schlug vor, ihr ein Buch zu schenken. Tatsächlich ließ der Regent ihr nicht nur den vorgeschlagenen Bildband zukommen sondern schickte ihr auch einen sehr persönlichen Brief, in dem er schrieb: „Mein verehrtestes liebes Fräulein Buchheim! Nachdem Ich gehört habe, daß Sie heute Ihren achtzigsten Geburtstag begehen, möchte Ich es mir nicht nehmen lassen, Ihnen zu demselben Meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen [...] und nehme Ich gerne Anlaß, Ihnen heute meinen Dank und meine wärmste Anerkennung für die verdienstvolle Thätigkeit auszudrücken, die sie mit immer regem Eifer [...] auf die Erhaltung, Ordnung und Vermehrung der Alterthums-Schätze [...] verwendet haben. [...] Mit dem Wunsche, daß Sie den heutigen Tag in Heiterkeit und Frische schön ver-

⁴⁰ LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4739, Großherzog an A. Buchheim am 07.3.1882.

⁴¹ Friedrich von MEYENN: Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 65, 1900, S. 17. Der Verbleib des Fotos ist unklar.

⁴² LHAS, 5.2-1 Kabinett III Nr. 4739, F. Schlie an den Herzog am 23.5.1899.

bringen mögen bleibe ich wie immer Ihr wohlgeniegt (Unterschrift).⁴³ Die Kustodin, die – wie Schlie bemerkte – „noch im Dienst, da sie nicht pensioniert ist, wenngleich sie thatsächlichen Dienst schon seit vielen Jahren nicht mehr leistet“, dankte dem Herzog nicht nur für „das herzerfreuende Schreiben“, sondern bemerkte zudem dankbar: „Auch durch Eu. Hoheit Fürsorge, darf ich die stille Hüterin meiner lieben Alterthümer sein!“⁴⁴

Ihr Tod am 1. April 1902 wurde in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften bekannt gegeben, doch an ihre Person und ihre wissenschaftliche Arbeit an der Seite Friedrich Lischs schien sich kaum noch jemand zu erinnern, denn die Nachrichten waren ausnahmslos unpersönlich.⁴⁵ Lediglich im „Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Alterthumskunde“ wurde über die Kustodin bemerkt: „Sie gehörte unserm Verein zwar nicht als Mitglied an, hat sich aber die größte Dankbarkeit des Vereins durch die jahrzehnte lange Pflege seiner vorgeschichtlichen Sammlung erworben. Der Verein hat an ihrem Sarge eine Kranzspende niedergelegt und ist bei der Beerdigung durch den Vizepräsidenten und die beiden Sekretäre vertreten gewesen.“⁴⁶

Das tatsächliche Ausmaß ihrer Bedeutung für die mecklenburgische Alterthumskunde lässt sich heute kaum mehr ermitteln, da – wie die Quellenlage vermuten lässt – Amalie Buchheim als Frau im 19. Jahrhundert nicht die Möglichkeit hatte, eigene wissenschaftliche Texte zu publizieren, weshalb ihr Name lediglich in Fußnoten, Anmerkungen und Danksagungen ihrer männlichen Kollegen zu finden ist. Eben diese kurzen Randnotizen der verschiedensten namhaften Forscher ihrer Zeit aber machen besonders deutlich, dass die Kustodin Amalie Buchheim zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist.

Anschrift der Verfasserin:

Jette Anders
Streustraße 63
13086 Berlin

⁴³ Ebd., Herzog an A. Buchheim am 30.5.1899.

⁴⁴ Ebd., A. Buchheim an Herzog am 4.6.1899.

⁴⁵ Siehe o.A.: Rubrik Todtenschau, in: Illustrierte Zeitung Nr. 3067, 10. April 1902, 118. Band, S. 547.– O.A.: Mitteilung der Sitzung vom 19. April 1902, in: Zeitschrift für Ethnologie 34, 1902, S. [195].– O.A. 1902a.– o.A. 1902c und o. A.: Buchheim, Amalie, in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 7, 1902, Berlin 1905, Sp. 19.

⁴⁶ O.A.: Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Geschäftliche Mitteilungen, in: MJB 67, 1902, S. 1–2.

VEXIERBILDER EINER BIOGRAPHIE:
DR. HEINZ MANSFELD (1899–1959)

Von Susanne Fiedler und Torsten Knuth

Business as usual oder Тост за революцию

Heinz Mansfeld, der ambitionierte Sohn eines Kaufmanns aus Eisenach in Thüringen, wurde 1949 zum Direktor des Mecklenburgischen Landesmuseums (seit 1952 Staatliches Museum Schwerin) und Landeskonservator berufen. Sein mysteriöser Suizid im Mai 1959 und vage Informationen über seine zwielichtige, gleichwohl kometenhafte Karriere als ‚Kunsthändler zwischen den Ost-West-Fronten‘ offerierten ihn als repräsentative Persönlichkeit in den Turbulenzen des 20. Jahrhunderts.

Das Dunkel um den Kunst- und Kulturtransfer lichten Kevin Littlewood und Beverley Butler aus der britischen Perspektive des 1914 von Winston Churchill (1874–1965) geprägten ‚Business as usual‘. In ihrer Publikation ‚Of ships and stars: maritime heritage and the founding of the National Maritime Museum Greenwich‘¹, kurz NMM genannt, bildet das Kapitel ‚The Voyage Out‘² einen Meilenstein in dieser Historie und an dieser ‚Ausfahrt‘ nahm auch die Berliner Galerie Matthiesen teil – Heinz Mansfeld war einer der beiden damaligen Direktoren.

Nach dem Ersten Weltkrieg wollte eine patriotische Euphorie in ganz Britannien Siegeszeichen errichtet sehen: Denkmäler aller Art, kleine und große Museen – das Imperial War Museum in London überragte sie alle. Jeder konkurrierte mit jedem um die sensationellsten Trophäen oder die sensationellsten Sammlungen. Seit den frühen 1920er Jahren beschwor der spätere Direktor Professor Geoffrey Arthur Romaine Callender (1875–1946) wieder und wieder das ‚Maritime Greenwich‘, den Genius loci und die glorreiche Historie – zurück bis zu den Tagen der Tudor Navy und zu den Elizabethanischen ‚See-Hunden‘ und Abenteurern, wie Sir Francis Drake (1540–1596) oder Sir Martin Frobisher (1535–1594). Sein bis heute sichtbares Konzept schloss beides ein: „a ‘people’s palace of British sea-power’ where the history resided and in which the imperial spirit might be revived“.³ Victory!

¹ Kevin LITTLEWOOD, Beverley BUTLER: *Of ships and stars: maritime heritage and the founding of the National Maritime Museum Greenwich*, London/New Brunswick NJ 1998.

² LITTLEWOOD/BUTLER (wie Anm. 1), S. 73–94.

³ Zu diesem Zitat siehe ebd., S. 49. „Ein ‚Volkspalast der Britischen Seemacht‘, in dem die Geschichte hauste und in welchem der imperiale Geist wieder erweckt werden könnte.“

In den Jahren 1932/33 begann eine kleine, aber ‚feine britische Intervention‘ in Sowjetrußland⁴: Dereinst waren maßstabgetreue Schiffsmodelle dem wissbegierigen Peter I. (1672–1725), Zar von Rußland (1682–1725), von der englischen Admiralität präsentiert und von seiner „Großen Gesandtschaft“ 1697/98 dankbar mit nach St. Petersburg genommen worden. Nun sollten diese britischen Schiffsmodelle aus dem Zentralen Marine Museum in Leningrad in das National Maritime Museum (NMM) von Greenwich als genuines Kulturerbe zurückgeführt werden. Die geheime Operation wurde mit einem entsprechenden pekuniären Fonds von Sir James Caird (1864–1954), einem reichen Schotten mit einer Passion für die See, ausgestattet. Mit dem Deal beauftragte Caird einen Makler und Händler für Kunst und Antiquitäten: Captain Jack Spink hatte wohl die Admiralität hinter sich, wie einst Sir Francis Drake, der glorreiche Admiral und Seeheld Britanniens. Auch fehlte ihm anscheinend der Instinkt eines Freibeuters nicht – die Fortune in diesem ‚Seekampf im Baltischen Meer‘ dagegen schon. Bei dem Deal von 1932 wurden als erstes die Direktoren der Berliner Galerie Matthiesen kontaktiert. Auf die Frage von Captain Spink nach der etwaigen Existenz der Schiffsmodelle in Leningrad antwortete ihm der mittlerweile zum Experten des Ost-West-Kunsthandels avancierte Heinz Mansfeld: „Ich weiß, man hört oft vom Vandalismus während der Revolution, [...], aber Herr Zatzenstein und ich haben keine Zerstörung in den Museen gefunden.“ Er bot seine Kontakte zu Nikolai N. Iljin, dem Generaldirektor des 1925 gegründeten Moskauer ‚Antikariat‘ an, um die Modelle zu kaufen. Die Verkaufsidee lag wohl in der Luft; Argumente Pro und Contra fanden sich, je nach Interesse. Die Sowjetunion wollte das Problem eines eklatanten Defizits von Devisen einfach durch den Verkauf von Kunstwerken und historischen Artefakten lösen. Selbst eine kleine Sammlung von Schiffsmodellen war nicht zu wertlos: Alle Beteiligten einigten sich auf £ 7,000 für vier Schiffe. Der reiche Schotte Sir Caird sandte eine Einzahlung von £ 2,300 an den Generaldirektor des ‚Antikariat‘ Iljin und die Schiffsmodelle – blieben in Leningrad. Die Direktoren Franz Zatzenstein und Mansfeld reisten nach London, um die Machtkämpfe in den revolutionären Reihen zu erklären: Iljin stünde zumindest in diesem Deal auf verlorenem Posten. Die Position des lokalen Kurators aus dem kleinen Admiralitätsmuseum in Leningrad, dass die Schiffsmodelle von großer Wichtigkeit seien und nicht entbehrt werden könnten, war zu einer entscheidenden politischen Grundsatzfrage der Zeit geworden. Nun befahl der sowjetische Kriegsminister: Wir geben die ‚Flotte‘ nicht verloren. КОНЕЦ (Schluss). Aus Berlin erfuhr Captain Spink schließlich im November 1933, dass weder Iljins Druck noch die Drohung mit einem Gerichtsprozess von der Galerie Matthiesen den geringsten Eindruck auf die Sowjets gemacht hätten. Als Ultima Ratio verfehlte auch ein Bittgesuch an den Genossen Stalin, Generalsekretär der Kommunistischen Partei der UdSSR, sein Ziel. Schließlich sorgte der chargé d’affaires, der Geschäftssträ-

⁴ Zu den folgenden Ausführungen siehe LITTLEWOOD/BUTLER (wie Anm. 1), S. 55, S. 73–94, besonders 82 f.

ger in der sowjetischen Botschaft in London, mit routinierter Diplomatie doch noch für die sowjetische Liquidation: Im Januar 1934 erhielt Direktor Zatzenstein in Berlin drei Rechnungen, summa summarum £ 2,420, die Sowjets hatten ein Bakschisch von £ 100 behalten. Sir Caird war im Februar 1934 entschädigt.⁵

„Caird's ‚crusade‘“ endete in einer Ekstase des Bietens, für alle und jede auf dem Markt erscheinende maritime Sammlung – aus welchem Ursprungsland auch immer. Zur königlichen Eröffnung durch King George VI. (1895–1952, reg. 1936–52) im Jahre 1937 hatte das Museum eine internationale Sammlung. Direktor Callender informierte im *Museums Journal* vom Mai 1937 seine Berufskollegen, nun Konkurrenten allemal, dass die Kuratoren des NMM die britischen Inseln nur im engeren Sinne als Territorium ihrer Sammlungen betrachteten. Im weiteren Sinne bedürfe ein Verständnis für die Entwicklung der maritimen Zivilisation in Großbritannien auch der Exponate aus anderen Ländern. Andere Staaten taten es ihnen gleich – und die international agierenden Kunst- und Antiquitätenhändler nutzten die Konjunktur weidlich aus. Stolz berichtete Direktor Callender seinem Mäzen Caird, dass für den berühmten Kunstsammler und Historiker Dr. van Hamel aus Amsterdam dieses Museum einzigartig in der Welt sei. Allerdings würde in Paris und Amsterdam auch kolportiert, dass durch die Sammlung von Schätzen für das NMM die Börse für Maritime Kunst zusammengebrochen und nicht mehr zu reparieren sei.⁶ In das ruinöse Spiel auf dem internationalen Kunstmarkt war auch Captain Spink mit einem – allerdings erfolgekrönten – Beutezug⁷ involviert: der Ankauf von 73 Grisailen der holländischen Marinemaler van de Velde, Willem sen. (um 1611–1693) und jun. (1633–1707), in Berlin im März 1932.⁸ Die seltenen Exemplare dieser nur graue Tonwerte verwendenden Malerei waren früher Teil der Kunstsammlung des niederländischen Herrscherhauses von Oranien und gelangten als Mitgift der Prinzessin Sophie von Oranien, die den Großherzog von Sachsen-Weimar, Carl Alexander (1853–1901), Protektor der Schiller-Stiftung (1859), der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1864), der Goethe-Gesellschaft (1885) und des Goethe- und Schiller-Archivs (1896), heiratete, nach Deutschland. Captain Spinks Beutezug in Europa inspirierte anscheinend auch die Galerie Matthiesen in Berlin noch 1934 zu einem Schreiben an das Mecklenburgische Landesmuseum in Schwerin: „Einer unserer ausländischen Kunden sucht Gemälde, Grisailen und Zeichnungen von W. van de Velde und seinem Nachahmerkreis, sowie der übrigen holländischen Marinemaler dieser Zeit, soweit sie Darstellungen englischer Seeschlachten, [...] zeigen.“⁹ Die Profession der Direktoren von der Galerie Matthiesen brachte die Kenntnis um die Sammlung niederländischer

⁵ LITTLEWOOD/BUTLER (wie Anm. 1), S. 83, Anm. 42.

⁶ Ebd., S. 84, Anm. 45.

⁷ Ebd., S. 81.

⁸ Ebd.

⁹ Staatliches Museum Schwerin (SMS), Museumsarchiv, Ordner 26: Gemälde, Plastik, Kulturhist. Slg., Bl.-Nr. 135.

Kunst des 17. Jahrhunderts von europäischer Geltung in Schwerin mit sich – barocke Seestücke konnten nicht fehlen: Im 17. Jahrhundert hatte sich Holland zur Seemacht entwickelt und das auch in einer veritablen Marinemalerei präsentiert – wovon allerdings die mecklenburgischen Herzöge am Baltischen Meer beim Anblick der Gemälde von Jan Asselyn, Reinier Zeemann oder Hendrick Dubbels nur träumen konnten. Meist stellten die holländischen Maler Seeschlachten ihrer Gegenwart oder andere historische Begebenheiten dar, die sich auf dem Meer ereigneten. Selbst an Bord der Kriegsschiffe zählten sie zu den ersten Künstlern, die sogar den Krieg aus der unmittelbaren eigenen Anschauung schilderten. Manche Bilder zeigen die ruhige, glatte See, die Simon de Vlieger (1601–1653) mit seinem Gemälde „Stille See“ in dem Moment der „Einschiffung der Truppen“ festhielt. Andere hingegen das graue, aufgewühlte Meer bei Sturm und Gewitter, in dem Boote hilflos in den Wellen hin- und herschlingern, wie in dem Gemälde von Ludolf Backhuysen (auch Bakhuisen, Bakhuisen, Backhuysen und Backhuijsen, 1631–1708) „Bewegte See mit Schiffen“¹⁰.

Von dem Maler Backhuysen waren vor dem Zweiten Weltkrieg elf Gemälde in der niederländischen Sammlung¹¹, darunter das im 18. Jahrhundert erworbene Marinebild „Hafen von Plymouth“ von 1693 (Abb. 1). Entstanden am Ende des 17. Jahrhunderts, als Willem III. von Oranien (1650–1702, reg. 1689–1702) in Personalunion Generalstatthalter der Niederlande und König von England war, antizipiert dieses Marinebild das später allgegenwärtige „Rule Britannia, Britannia rule the waves“ (1740) von James Thomson: Die prunkvolle, königlich englische Jacht dominiert die fantastische Szenerie – ganz im Stil des barocken Kosmopolitismus einer italianisierenden Landschaft. Kaum ein Gemälde hätte den Intentionen von Sir Callender und Sir Craig in Greenwich besser entsprechen können. Indessen war dem damaligen Direktor des Schweriner Museums, Dr. Walter Josephi, die Offerte der Galerie Matthiesen nur eine lakonische Marginalie wert: „Sekretariat wolle antworten: Mus. Verw. ist nicht in der Lage gewünschte Bilder abzugeben. 6.II.34. DJ [Kürzel für Dr. Josephi]“¹².

Aus der niederländischen Sammlung wurde vor dem Zweiten Weltkrieg kein Bild abgegeben – und dennoch hat das Gemälde seinen Weg nach Greenwich gefunden? Die Beschreibung des Gemäldes von Ludolf Bakhuisen „An English Yacht sailing into Plymouth“ (Abb. 2) im National Maritime Museum korrespondiert mit dem Gemälde „Hafen von Plymouth“ im Schweriner Museum¹³ bis ins Detail: „An animated scene showing a yacht entering Plymouth in a lively sea, towing her small boat from the stern. A number of

¹⁰ SMS, Inv.-Nr. G 36.

¹¹ Friedrich SCHLIE: Beschreibendes Verzeichniss der Werke älterer Meister in der Grossherzoglichen Gemälde-Gallerie zu Schwerin, Schwerin 1882, S. 23–29.

¹² SMS, Museumsarchiv, Ordner 26 (wie Anm. 9).

¹³ Vgl. die Beschreibung von 1882, in: SCHLIE (wie Anm. 11), S. 26, Kat.-Nr. 39.

figures can be seen on the deck of the yacht as the sails are lowered. A trumpeter on board is shown announcing the arrival of the ship. On the right passengers in an overladen small boat observe the yacht's arrival keenly. Other shipping is shown heading towards the port and at anchor. The fanciful topography of the area demonstrates that the artist had never visited it and was working from a topographical engraving and also his imagination."¹⁴ Auch wenn Heinz Mansfeld damals keine Kunstwerke des Schweriner Museums vermitteln konnte – ein erster Kontakt zu ‚seinem‘ Museum war hergestellt.

Weniges – nicht zuletzt hatte Heinz Mansfeld selbst seine biografischen Spuren verwischt – wurde bis dato über diese Persönlichkeit ediert: ein Passus im Museumskompodium¹⁵ von 1984 und einer im Personenlexikon¹⁶ von 1995. Mit einer Kurzbiografie im 6. Band des „Biographischen Lexikons für Mecklenburg“¹⁷ legte die Verfasserin eine erste komprimierte Interpretation der historischen Fakten vor. Hinweise von Archivaren¹⁸, Provenienzforschern¹⁹ und die Unterstützung von Horst Ende²⁰ und Renate Krüger²¹ halfen bei der Orientierung in diesen dunklen Gängen des Labyrinths der Schönen Kunst. Wenn auch noch einiges im Dunklen verborgen liegt, einige Enden des roten Fadens sind schon wieder geknüpft.

„Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“²²

Unterhalb der romantischen Wartburg lebten in Eisenach der Kaufmann Hermann Mansfeld (1870–1922) und die aus einer Malerfamilie stammende Elisabeth Rosenthal (1870–um 1924). In dieser thüringischen Kleinstadt wurde

¹⁴ Siehe <http://www.nmm.ac.uk/collections/explore/object.cfm?ID=BHC4238> (03.03.2011, 11:50).

¹⁵ SMS. Museums-Kompodium, Leipzig 1984, S. 18 f., Abb. S. 23.

¹⁶ Grete GREWOLLS: Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern? Ein Personenlexikon, Bremen 1995, S. 276.

¹⁷ Susanne FIEDLER: Heinz Mansfeld, in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, hg. v. Andreas RÖPCKE, Bd. 6, Rostock 2011, S. 204–207.

¹⁸ An dieser Stelle sei den Archivaren Dr. Antje Koolman vom Landeshauptarchiv Schwerin und Jens-Uwe Rost vom Stadtarchiv Schwerin gedankt, die die Verf. bei ihren Recherchen zu Mansfeld unterstützten und über vorhandene Aktenbestände, Dokumente etc. informierten.

¹⁹ Freundliche Hinweise von Albrecht Pyritz und Nina Senger.

²⁰ Horst ENDE: Zur Geschichte des Landesamtes für Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern von 1946 bis 1952, Typoskript, Schwerin 15.8.2009, S. 38–41 (LAKD, Abt. Archäologie u. Denkmalpflege).

²¹ Renate KRÜGER: Lebenslänglich Mecklenburg. Ein autobiographischer Exkurs, Norderstedt 2005, S. 31–35.

²² Brüder GRIMM: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm, hg. v. Heinz RÖLLEKE, Bd. 3: Originalanmerkungen, Herkunftsnachweise, Nachwort. Stuttgart 1994, S. 21–27, S. 443–444.



Abb. 1:
Ludolf Backhuysen (1630–1708): Hafen von Plymouth (Bewegte See), 1693
Öl auf Leinwand, 86,5 x 112,5 cm, Inv.-Nr. G 94
© Staatliches Museum Schwerin

ihnen im Frühsommer 1899, es war der 3. Juni²³, ein Sohn geboren. Sie nannten ihn Heinz. Nomen est omen: Er sollte eine Art ‚Heinzel seiner Zeit‘ werden, ein hilfreicher Geist in Zwergengestalt, der in Abwesenheit der Menschen indessen nicht nur deren, sondern auch seine Arbeit verrichtete. Zu diesem Zwitterwesen sollte auch seine Profession passen: halb vom Vater das Kaufmännische und halb von der Mutter das Malerische wurde er Kunsthändler.

Die romantisch-märchenhafte Attitüde in der Familie Mansfeld hatte eine handfeste Tradition: Heinz' Großvater mütterlicherseits, der Dekorationsmaler Friedrich Franz Wilhelm Rosenthal (1831–1900), hatte unter dem öster-

²³ Für die Recherchen im Stadtarchiv Eisenach (StA Eisenach, Bestand Gewerbeverein; Eisenacher Adressbücher; Bürgerbuch 1830–1900; 50 Jahre Eisenach Volksbildungsverein (6-123/17.3); Herbert EILERS: Die Eisenacher Zeichenschule, Bonn 1986) danken die Verf. dem Archivar Dr. Reinhold Brunner.



Abb. 2:
Ludolf Bakhuizen: An English Yacht sailing into Plymouth
Öl auf Leinwand, 85 x 113 cm, Inv.-Nr. BHC4238
© National Maritime Museum, Greenwich, UK

reichisch-deutschen Romantiker par excellence, Moritz von Schwind (1804–1871), bei der Restaurierung der Wartburg und an deren Überhöhung zur Ikone deutscher Historie mitgewirkt. Seit dem Jahr 1853 begann der Wiederaufbau der Burg im historistischen Stil. Moritz von Schwind erhielt den Auftrag zur Ausmalung und nach fünf Jahren (1853–1857) zierten romantische Fresken einer märchenhaft inszenierten Historie das Innere der Wartburg.²⁴ Die Schilderung des irdischen Lebens und der Legende der heiligen Elisabeth auf der Wartburg in der Elisabethgalerie des Palas (1855) und im Elisabethgang faszinierten allem Anschein nach sogar den Dekorationsmaler Rosenthal – er nannte seine Tochter Elisabeth. In der Nähe dieses Ortes, an dem außer seiner Mutter Elisabeth solche deutschen Heroen, wie Martin Luther (1483–1546), Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und im 19. Jahrhundert die radika-

²⁴ Ernst BADSTÜBNER: Die „Restauration“ der Wartburg – Aspekte des Historismus und der Denkmalpflege, in: Burgen und Schlösser (Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege, Bd. 45), Heft 1, 2004, S. 18–27.

len, mit dem Ruf „Ehre – Freiheit – Vaterland“ einen geeinten deutschen Nationalstaat fordernden Burschenschaften die Imagination der Historie in der damaligen Gesellschaft beflügelten, verbrachte Heinz Mansfeld seine Kindheit. Der emotionale Fixpunkt seiner frühkindlichen Prägung war das Haus in der Alexanderstraße 85, in der von 1905 bis 1911 die Familie Mansfeld wohnte, wo die Familie Rosenthal seit 1872 im Adressbuch geführt wurde und Großmutter Bertha Reichardt (1837–1891) einen Fleischerladen führte.²⁵ In Eisenach begann Heinz Mansfeld 1906 seine Schulzeit.

Sommerfrische und Eklat im Seebad Warnemünde

Der Kaufmann Hermann Mansfeld hinterließ kaum Spuren: Im „Warnemünder Bade-Anzeiger“²⁶ wurde am 11. Juni 1908 eine Frau Elisabeth Mansfeld mit Kind aus Dresden aufgeführt, die ebenso wie der gleichzeitig dort weilende Dresdener Kaufmann Otto [alias Hermann?] Mansfeld in der Villa Anna wohnte. Es muss auch offen bleiben, ob das Kind Heinz oder seine 1901 geborene Schwester Margarethe (genannt Marga) war. Von dem sensationellen Eklat der Sommersaison 1907 an der Ostseeküste wird der Junge später noch erfahren haben. In der „Offiziellen Fremdenliste des Warnemünder Bade-Anzeigers“ von 1908 war als einziger Ausländer „E. M., Kunstmaler, Norwegen“²⁷ aufgeführt. Edvard Munch (1863–1944) war auf der Suche nach einem ruhigen und erholsamen Ort an der See, jenseits des Klatsches und der Skandale der Metropole Berlin und ihrer exzessiven Boheme. In dem ehemaligen Fischerdorf Warnemünde, mittlerweile kleines Seebad mit 4.200 Einwohnern, hatte für Munch eine neue, intensive Schaffensperiode begonnen, die sich auch in dem Gemälde „Badende Männer“ manifestierte. Gemalt in lichten, heiteren Farben und stark aufgelöster, expressionistischer Pinselführung strahlten die eben dem Wasser entstiegene nackten Männer eine vitale Kraft aus. Während der Entstehung des Triptychons ging ein Raunen durch den Badeort und am sittsam in Herren-, Damen- und Familienstrand unterteilten Badestrand herrschte Nervosität: Der nur mit einem Lendenschurz bekleidete norwegische Künstler solle am Strand entblößte Männer malen. Der sich entblößende Bademeister Detloff kannte die rigide Badeordnung nur zu genau, wusste, wie sich ein Badegast am Strand bekleiden musste und nicht etwa entkleiden durfte – er wurde von der Stadt entlassen. Aber nicht nur den Warnemündern und den Badegästen, sondern auch den Galeristen erschien das Bild obszön und dem Publikum nicht zumutbar. Selbst in Berlin hatte Munch nach heftigen Kontroversen den so genannten „Munch-Skandal“ im Kunstverein ausgelöst. In der

²⁵ Siehe StA Eisenach (wie Anm. 23), Eisenacher Adressbücher: 1899 (bei der Geburt von Heinz) Köpping 1; 1901 Goldschmiedenstraße 16; 1903, 1905 bis 1910 Alexanderstraße 85.

²⁶ Warnemünder Bade-Anzeiger, 1908, 11. Juni.

²⁷ Ebd. 7. Juni.

Warnemünder Sommersaison von 1908 brauchte es schon eines speziellen Instinktes, um die zukünftige Position des norwegischen Malers und Grafikers Edvard Munch als bedeutendsten Avantgardisten der nordischen Malerei, als einen der Begründer des Expressionismus und damit der modernen Kunst überhaupt zu erahnen.²⁸ Dagegen verlief die Spur der Familie Mansfeld schnell im Sande. Die Einträge in den Eisenacher Adressbüchern weisen bis 1910 noch Hermann Mansfeld als Familienoberhaupt aus, der Eintrag von 1911 nur noch Elisabeth Mansfeld und schon 1912 existiert kein Eintrag mehr mit diesem Namen.²⁹ Elisabeth Mansfeld starb nicht in Eisenach,³⁰ und ihr Sohn Heinz wird später nur ihr Todesjahr, 1923 und 1924, angeben.³¹

Revoltierender Expressionismus

Um 1910/11 war der Kaufmann Hermann Mansfeld nach Dresden gezogen. Sein 12-jähriger Sohn Heinz folgte ihm. Mitten im Schuljahr 1911/12 wechselte Mansfeld an die Realschule von Gerhard Gröbel (vorm. Dr. Zeidlersche Realschule, früher Albani) nach Dresden und legte dort zu Ostern 1916 seine Abschlussprüfung ab. Damit erhielt er auch den Berechtigungsschein für den Einjährig-Freiwilligen-Militärdienst. Als zukünftiger Beruf Mansfelds wurde im XLIV. Jahresbericht der Realschule (1916) „Beamter“ aufgeführt. Die unkonventionelle „Beamtenkarriere“ des 18-Jährigen begann in der Kunstmetropole Dresden mit einer Kunsthändlerlehre in der berühmt berüchtigten Kunsthandlung Emil Richter, die Ausstellungen mit avantgardistisch-revolutionären Künstlern, wie Ernst Ludwig Kirchner (1907–1909) oder Käthe Kollwitz (1918) organisierte.

Unterbrochen wurde die kaum begonnene Karriere durch die einjährige Militärzeit als Gemeiner im Res. Inf. Regim. 99 vom Herbst 1917 bis November 1918 in Elsaß-Lothringen. Wie viele junge Männer vor ihm, zog Mansfeld freiwillig in den Krieg. In die Schar der Kriegsfreiwilligen reihten sich auch Künstler ein: aus Berlin George Grosz (1893–1959), der schon 1915 nach einer Operation als dienstuntauglich entlassen wurde; aus Dresden Otto Dix (1891–1969), der mehrmals verwundete Maschinengewehrschütze. Aus Dresden war auch Conrad Felixmüller (1897–1977), der sich erst 1917 für den Militärdienst als Krankenpfleger meldete. Nach eigenen Angaben nahm Mansfeld nie an Kriegshandlungen teil, dafür profilierte er sich erfolgreich als Revolutionär:

²⁸ Siehe Uwe M. SCHNEEDE/ Dorothee HANSEN: Munch und Deutschland, Ausst.-Kat., Stuttgart 1994, S. 223 f.

²⁹ Akten zur Scheidung der Eltern waren nicht zu eruieren.

³⁰ Für die Durchsicht der Bestattungsbücher (1905–35) und Trauerbücher (1911–30) danken die Verf. Ruth Balkau von der ev.-luth. Kirchengemeinde Eisenach.

³¹ LHAS, 10.34-3 Bezirksleitung der SED Schwerin, Kaderakten, Nr. 5435: Heinz Mansfeld. Ebd. zu den biographischen Angaben der folgenden Abschnitte.

Am Ende seiner einjährigen Militärzeit (1917–1918) wurde er in Straßburg/Elsaß-Lothringen zunächst Mitglied des engeren Soldatenrates, und es folgte seine Mitgliedschaft im Arbeiter- und Soldatenrat für Elsaß-Lothringen.

Im November/Dezember 1918 kehrte Heinz Mansfeld zu seinem Vater zurück. Der Kaufmann Hermann Mansfeld hatte wieder geheiratet und lebte mit seiner zweiten Frau Amalie Frida Gutzschebauch noch 3 ½ Jahre bis zu seinem Tod in Dresden.³² Mansfeld setzte erst einmal seine Tätigkeit in der Dresdner Kunsthandlung Richter fort, die auch der links orientierten Künstlergruppe „Dresdner Sezession – Gruppe 1919“ um Felixmüller³³, Dix und Oskar Kokoschka (1886–1980) ein Forum bot. Die während des Ersten Weltkriegs entstandene intellektuelle Protestbewegung richtete ihre künstlerischen Aktionen gegen die ästhetischen Normen des „guten Geschmacks“, die Aura des Originalkunstwerks, gegen die moralischen, politischen und pseudoreligiösen Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft, gegen Chauvinismus und vor allem gegen die Barbarei des Militarismus. Der starke Einfluss sowjet-russischer Kunst und Ideologie manifestierte sich sowohl in den künstlerischen Techniken als auch in dem Habitus. Mansfeld und Felixmüller wurden 1919 Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands.³⁴ Auf den in Felixmüllers Dresdner Atelier stattfindenden „expressionistischen Soiréen“ wurde über die kommende kommunistische Weltrevolution und die proletarisch-revolutionäre Kunst debattiert.

Die durch politische, geistige oder künstlerische Interessen mehr oder weniger eng aneinander gebundenen Sammler, Schriftsteller, Komponisten und Maler hielten ihre Treffen immer wieder einmal spontan als Gruppenbilder und Porträts auf Fotografien oder eben auch auf Kunstwerken unterschiedlichster Art und Technik fest.³⁵ Zwei Porträts von Mansfeld haben sich erhalten. Beide sind Werke von Felixmüller und stammen aus der Frühphase seiner künstlerischen Entwicklung, die dem deutschen Expressionismus stimulierende Impulse gab. Mit dem Gemälde „Portrait Heinz Mansfeld“ (WVZ 163)³⁶ von 1918 (Abb. 3) variierte Felixmüller wieder einmal seine neue Ausdruckskunst, deren Intention sich von der Wiedergabe der äußeren Erscheinung weg auf den

³² Für die Recherchen im Stadtarchiv Dresden sei der Archivarin Frau Hoppe gedankt.

³³ Die Mappe „Hebräische Balladen“ von Felixmüller erschien bei der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden, die diese in ihren Katalogen von 1915 und 1919 anführte. Siehe „Moderne Kunst Auktion 210“, Karl & Faber, S. 86.

³⁴ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31): Mansfeld war „Mitglied des Sozialistischen Rates geistiger Arbeiter“ und engagierte sich politisch in der Dresdner Gruppe des Spartakusbundes. 1919 wurde Mansfeld zunächst Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands und dann bis 1922 Mitglied der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschland. Es folgte bis 1933 die Mitgliedschaft in der Allgemeinen Arbeiter-Union.

³⁵ Sabine FEHLEMANN, Jutta PENNDORF (Hg.): Conrad Felixmüller. Die Dresdner Jahre. Aquarelle und Zeichnungen 1912–1933, Ausst.-Kat., Köln 1997, S. 68.

³⁶ Heinz SPIELMANN (Hg.): Conrad Felixmüller. Monographie und Werkverzeichnis der Gemälde, Köln 1996, S. 227, Nr. 163.



Abb. 3:
Conrad Felixmüller (1897–1977): Porträt Heinz Mansfeld, 1918
Öl auf Leinwand auf Pressholz aufgezogen, 50 x 40 cm, verso Nachlassstempel
Privatbesitz
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

subjektiv empfundenen Gestaltungsakt richtete. Die exaltierte Subjektivität seiner neuen Malweise in Linie und Farbe ignorierte die aus dem visuellen Eindruck gewonnene Gegenständlichkeit und komponierte das Empfundene zu einer neuen Welt aus kubischen Formen. Ein enthusiastisches Bekenntnis zur spontanen Verwirklichung des künstlerischen Egos mit frappierenden Resultaten von der äußeren Welt: Welche Fotografie hätte Mansfelds Deformationen und perspektivische Verzerrungen adäquat dessen innerer und äußerer Welt so ahnungsvoll mit plakativer Leuchtkraft wiedergeben können, wie es die innere Bewegtheit von Felixmüller während des Malvorgangs hervorbrachte? Ein Jahr später zeichnete Felixmüller seinen Genossen Mansfeld mit der Feder (Abb. 4)³⁷. Nicht die andere Technik oder das andere Material waren so entscheidend für die Andersartigkeit, Felixmüller hatte seinen Stil geändert, hatte „die Starre des kubischen Form- und Bildgestaltens“³⁸ hinter sich gelassen. Und doch ist in Malerei und Grafik die menschliche Physiognomie mit charakterisierender Linienführung wieder zu finden: Unter den welligen Haaren eine hohe Stirn, rätselhafte Augen zwischen zusammengekniffenen Lidern, markante Wangenknochen und ein betonter Nasenrücken – eine körperlose Sphinx. Obwohl jeder seinen ganz eigenen Lebensweg ging, haben Felixmüllers und Mansfelds weitere Entwicklung viele Parallelen.

„Nach Golde drängt, | Am Golde hängt | Doch alles. Ach wir Armen!“³⁹

Im Laufe des Jahres 1919, die demokratisch-parlamentarische und föderative Weimarer Republik war aus der Novemberrevolution hervorgegangen, wurden die Kunsthändler wieder unternehmungslustiger. Einer neuen Sammlergeneration, die nicht die Erfahrungen der vorhergehenden besaß, wurden mittelmäßige Kunstwerke durch unzählige „fliegende Versteigerer“ angeboten. Heinz Mansfeld stand am Anfang seiner Karriere als Kunsthändler in Dresden. Die Situation auf dem Kunstmarkt änderte sich durch den Währungsverfall und eine große Menge von exzellenten Kunstwerken aus dem frei werdenden Fideikommissbesitz der politisch entmachteten deutschen Fürstentümer.⁴⁰ Ausländische

³⁷ Freundlicher Hinweis von Stefan Pucks (Villa Grisebach Auktionen) zu zwei Mansfeld-Porträts von Conrad Felixmüller. Jutta Penndorf (Direktorin des Lindenau-Museum Altenburg) sei für die Fürsprache bei den Besitzern gedankt, die ihrerseits generös die Abbildungen (Abb. 3, 4) zur Verfügung stellten.

³⁸ Gerhart SÖHN: Gemälde und Druckgraphik im Werk von Conrad Felixmüller – ein Vergleich, in: SPIELMANN (wie Anm. 36), S. 46–51, hier S. 48. Zu einem Exlibris für H. Mansfeld von 1917 siehe Gerhart SÖHN (Hg.): Conrad Felixmüller. Das graphische Werk 1912–1977, Düsseldorf 1987, WVZ 110.

³⁹ Johann Wolfgang von GOETHE: Faust I, V. 2802–2804, Hamburger Leseheft Nr. 29, Husum 2010.

⁴⁰ Siehe dazu Angelika ENDERLEIN: Der Berliner Kunsthandel in der Weimarer Republik und im NS-Staat. Zum Schicksal der Sammlung Graetz, Berlin 2006, hier besonders S. 36–48.



Abb. 4:
Conrad Felixmüller (1897–1977): Porträt Heinz Mansfeld, 1919
Feder in Tusche, 38 x 31,5 cm
Privatbesitz
© VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Interessenten kauften den deutschen Kunstmarkt leer, und der Reichsminister des Inneren erließ am 11. Dezember 1919 die Verordnung über die Ausfuhr von Kunstwerken. In dieser reglementierten Situation wurde Mansfeld von 1919 bis 1922 in der Leipziger Kunstszene aktiv und dort schließlich der Filialleiter einer Münchener Kunsthandlung. Von 1922 bis 1923 suchte Mansfeld sein Glück in einer Berliner Aktions-Buch- und Kunsthandlung⁴¹ – die ‚weltbewegenden‘, die internationalen Aktivitäten zogen ihn magisch an. Dann erreichte die Wirtschaftskrise 1923 ihren Zenit durch die finanzielle Unterstützung des Widerstands der Bevölkerung gegen den Einmarsch belgischer und französischer Truppen in das Ruhrgebiet. Die Notenbank ließ die Druckmaschinen rotieren, und die dramatische Hyperinflation führte zu einem völlig desolaten deutschen Kunstmarkt. Keine nennenswerten deutschen Auktionen, darunter keine Berliner, fanden bis zum Oktober 1923 statt – auch dies ein Symptom der ökonomischen Krise jener Jahre. Die katastrophale Situation überstand Mansfeld von 1923 bis 1924 in der Münchener Galerie Baum.

Der unaufhaltsame Aufstieg des Kunsthändlers Heinz Mansfeld

Zum Ende des Jahres 1923 sorgte die Goldmark wieder für die solide Basis eines florierenden Kunsthandels. Die Trendwende zum internationalen Kunstmarkt zeichnete sich in den Zentren des Kunsthandels ab⁴²: Mansfeld wechselte von einem Zentrum ins andere, von München nach Berlin. In Berlin befanden sich in den goldenen Zwanzigern über 120 Galerien. 1924 begann Mansfelds Karriere als Kunsthändler für die Berliner Galerie Matthiesen, die schon ihr erstes Renommee durch den Ankauf von Kunstsammlungen des hannoverschen Welfenhauses erworben hatte.

Franz Zatzenstein-Matthiesen⁴³ hatte die Galerie Matthiesen GmbH um 1922 gemeinsam mit vier Geschäftspartnern gegründet: mit Gottfried Tanner,

⁴¹ Vermutlich bei Franz Pfemfert (1879–1954), dem Herausgeber der Wochenzeitschrift „Die Aktion“.

⁴² Siehe dazu für Berlin ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 48–65, hier besonders S. 54.

⁴³ Franz Zatzenstein (auch Francis Matthiesen, Catzenstein oder Katzenstein, 1897–1963) stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Familie in Hannover. Nach der Heirat mit 1920 Maria Matthiesen (1896–1936) änderte er seinen Namen in Zatzenstein-Matthiesen. Ihre Tochter Maren Beate Antonia Zatzenstein-Matthiesen (München 1921–[?]), wurde als Geschäftspartner der Galerie Matthiesen aufgeführt. Aus zweiter Ehe mit der Russin Olga Petrovna (geborene Bode) Tarrash (1904–1995) stammte Sohn Patrick Matthiesen. Aus dritter Ehe mit Fredericke Katherina Frueh/Früh (Mannheim 1906–[?]) stammte Tochter Suzanne Matthiesen. Siehe Joachim DYCK: Der Zeitzeuge. Gottfried Benn 1929–1949, Göttingen 2006, S. 25. David EKSERDJIAN: Colnaghi and the Hermitage Deal, in: Colnaghi, established 1760. The History, Jeremy Howard (ed.), London 2010, S. 38 (Fig. 1: Francis Matthiesen). Nina SENGER: Galerie Matthiesen, In: Gute Geschäfte. Kunsthandel in Berlin 1933–1945, hg. v. Christine FISCHER-DEFOY, Kaspar NÜRNBERG: Aktives Museum, Ausst.-Kat., Berlin 2011, S. 73–80.

der etablierten Londoner Firma P. & D. Colnaghi⁴⁴, Maren-Beate Matthiesen und Hilde Brüggemann⁴⁵. Das Startkapital von „mehreren hunderttausend Mark“ lieh der Zwanzigjährige von einem „Onkel“⁴⁶ und etablierte seine Galerie erst einmal in der Friedrich-Ebert-Straße 8. Dagegen residierte die berühmte und altingesessene Bruno & Paul Cassirer, Kunst- und Verlagsanstalt, seit 1898 in der Viktoriastraße 35 /W vis-à-vis dem Potsdamer Platz. Als der respektierte Senior Paul Cassirer 1926 starb und der Berliner Kunstmarkt kondolierte, wechselte die Galerie Matthiesen ihren Standort in die Bellevuestraße 14. Ein Jahr später wurde bei Cassirer & Helbing eine Fülle französischer Meister des 19. Jahrhunderts versteigert. Das exzellente künstlerische Niveau der Kunstwerke aus dem Kunstbesitz Pearson zog die Museums-, Sammler- und Kunsthändlerkreise an. Die Berliner Galerie Matthiesen ersteigerte Nicolas Poussins Gemälde „Bacchus und Erigone“ für 48.000 RM.⁴⁷ Bei sehr hohen Summen konnte Franz Zatzenstein auf eine Vorfinanzierung von bis zu 1 Million RM durch den Bankier Jakob Goldschmidt (1882–1955) zurückgreifen. Dafür lagerten die Gemälde der Galerie Matthiesen in dieser Bank. Goldschmidt besaß Ende der 1920er Jahre die bedeutendste Sammlung französischer Kunst.⁴⁸ In diesen lukrativen Jahren hatte sich die Galerie Matthiesen auf diese französische Provenienz spezialisiert.⁴⁹ Schon 1925 hatte Heinz Mansfeld für die Galerie als Kurator und Herausgeber der Kataloge „Toulouse-Lautrec als Maler“ und im Jahr darauf von „Honoré Daumier als Maler“ fungiert; es folgte 1927 „Das Stilleben in der deutschen und französischen Malerei von 1850 bis zur Gegenwart“. Die Ausstellung des französischen Impressionisten „Edouard Manet 1832–1883. Gemälde, Pastelle, Aquarelle, Zeichnungen“ fand vom 6. Februar bis zum 18. März 1928 statt. Der 43-seitige Katalog enthielt ein Vorwort von Zatzenstein und Texte von Emil Waldmann (1880–1945) und Max Liebermann (1847–1935).

Der Berliner Kunstmarkt war 1928 endlich wieder in den Rang der internationalen Kunstmärkte aufgestiegen, konkurrierte mit London, Paris und Amsterdam.⁵⁰ Der lebhafteste Kunsthandel war dabei von den Auktionshäusern und Galerien forciert worden, die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges viele auswärtige Auktionatoren und Galeristen als Dependance in Berlin eröffnet hatten. Die Kunsthandlungen konzentrierten sich dabei vorwiegend im Bereich der Straße Unter den Linden, des Tiergartenviertels bis hin zum Kurfürstendamm. In diesem Areal hat-

⁴⁴ Jeremy HOWARD (ed.): Colnaghi, established 1760. The History, London 2010.

⁴⁵ Zu Hilde Brüggemann (verh. Hilde Claassen) siehe Anne-M. WALLRATH-JANSSEN: Der Verlag H. Goverts im Dritten Reich, München 2007, S. 23, Anm. 17.

⁴⁶ DYCK (wie Anm. 43), S. 25f.

⁴⁷ ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 58.

⁴⁸ Michael JURK (Frankfurt/M.): Kunstsammler zwischen Geschäft und Leidenschaft. Der Bankier Jakob Goldschmidt (1882–1955); Vortrag am 15. Juni 2010 um 15 Uhr auf der Tagung „Sammler, Mäzene und Kunsthändler als Wegbereiter der Moderne in Berlin, 1880–1933“, 14.–16. Juni 2010, Max Liebermann Haus (Berlin).

⁴⁹ DYCK (wie Anm. 43), S. 25 f.

⁵⁰ Vgl. hierzu ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 62.

ten sich alle Auktionshäuser und Galerien von Rang und Namen etabliert, was die Position des Berliner Kunstmarktes im internationalen Kunsthandel akzentuierte. Schon 1931 besaß die Galerie Matthiesen die noble Adresse, Viktoriastr. 33 /W, zwei Hausnummern davor residierte Paul Cassirer, Kunstanstalt und Kunst-Verlag⁵¹. In dieser kurzen Zeitspanne festigte Berlin gerade seine Bedeutung, zu der 1929 auch die Auktion des zweiten Teils von Kunstwerken aus den Leningrader Museen und Schlössern gehörte, deren erster Teil im Vorjahr bereits für Furore gesorgt hatte. Die Gemälde alter niederländischer und italienischer Meister erzielten exorbitante Summen: das „Bildnis eines Ehepaares“ von Lorenzo Lotto (310.000 RM) und ein „Christuskopf“ von Rembrandt (130.000 RM).⁵² Die im gleichen Jahr in Berlin, Köln und Bremen stattfindende Ausstellung „Wilhelm Leibl“ (1929)⁵³ demonstrierte einer kunstsinnigen Öffentlichkeit die beachtliche Kompetenz und das Renommee der Galerie Matthiesen. Das Konzept hatten Dr. Ernst Buchner (Direktor des Wallraf-Richartz-Museums, Köln), Dr. Emil Waldmann (Direktor der Kunsthalle, Bremen) und Heinz Mansfeld (Galerie Matthiesen, Berlin) zusammen erstellt.

Der erste große Coup der Galerie Matthiesen war damals sowohl der kunstsinnigen als auch der sensationslüsternen Öffentlichkeit verborgen geblieben. 1928 bot der Kunsthändler Carman Messmore von der renommierten New Yorker Galerie Knoedler dem Bankier und Kunstsammler Andrew W. Mellon das „Porträt eines Mannes“ von Albrecht Dürer an.⁵⁴ Das Vorkaufsrecht besaßen die drei Galerien Knoedler in New York, Colnaghi & Co. in London und Matthiesen in Berlin. Das Gemälde als Teil eines „Fideikommiss“ hatte die Galerie Matthiesen 1927 von Carl Carlsson Bonde aus Schloss Ericssberg in Schweden erhalten. Für die gigantische Summe von \$ 200.000 erwarb Mellon das Gemälde. Fünf Dezennien später wussten es die Kunstexperten besser: Es war nicht das, was es vorgab. Von fremder Hand war Dürers berühmtes Monogramm hinzugefügt worden. Der Stil deutete auf Hans Leonard Schäufolein (um 1480/1485–1538/1540) hin. Das „Porträt des Mannes“ war ein Meisterwerk der altdeutschen Malerei – zweifelsfrei⁵⁵ und es war jeden Dollar wert gewesen. Die ‚Achse New York – London – Berlin‘ mit der Galerie Matthiesen am östlichen Ende war die Basis dieser diskreten Transaktion zum Ende der 1920er Jahre gewesen. In das brodelnde Haifischbecken des globalen Kunstmarktes eingetaucht, hatte die Berliner Galerie den ersten Coup überlebt.

⁵¹ 1901 Trennung des Unternehmens von Bruno und Paul Cassirer. Bruno zog in die Derfflingerstraße 16 und übernahm den gesamten Buchverlag. Zu Paul Cassirer siehe einführend Rahel E. FEILCHENFELDT/Thomas RAFF (Hg): Ein Fest der Künste. Paul Cassirer. Der Kunsthändler als Verleger, München 2006.

⁵² ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 63.

⁵³ 1951 schickte der Koautor Dr. Ernst Buchner den im Verlag Bruno Cassirer Berlin 1929 erschienenen Katalog mit einer persönlichen Widmung an Heinz Mansfeld. Stadtarchiv Schwerin (StAS), N [Nachlass] 06 Dr. Heinz Mansfeld.

⁵⁴ Siehe David CANNADINE: Mellon. An American Life, London 2006, S. 378.

⁵⁵ Siehe <http://www.nga.gov/collection/gallery/gg35/gg35-73-prov.html> (28.2.2011, 9:00).

Idylle am Ostseestrand und in der Mecklenburger Schweiz

Ein Pendant zu seiner die Nerven in äußerstem Maße beanspruchenden Tätigkeit für die Kunst suchte Heinz Mansfeld fernab seines Berliner Domizils in der Lennéstraße ⁵⁶ und der Hektik der Metropole in der idyllischen Landschaft des Nordens.

Die Verinnerlichung der Küstenlandschaft Vorpommerns mit ihren kleinen und großen Inseln – zumal Deutschlands größter Insel Rügen, einem romantischen Refugium der klassizistisch gesinnten Elite – hatte in Caspar David Friedrich (1774–1840) das grundlegende Prinzip seiner Malerei geformt. Friedrichs kontemplative Perspektive auf die Landschaft als Allegorie für religiöse Meditation haben jedoch nur sehr wenige Künstler übernommen.⁵⁷ In den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts strebte die Pleinair-Malerei eine individuell-künstlerische und lebensreformerische Verinnerlichung an. Über ganz Deutschland expandierend, hatte sie in der vorpommerschen Küstenlandschaft zwei Idyllen jenseits des prosperierenden Tourismus ‚entdeckt‘: die kleine Insel Hiddensee vor Rügen, das ‚Capri von Pommern‘, und die westlicher liegende Halbinsel, den Darß. Nach dem Ersten Weltkrieg zog es auch die Berliner Boheme, das so genannte DADA-Völkchen – Grosz, John Heartfield (1891–1968), Dix, Max Pechstein (1881–1955) – mit Kind und Kegel an die nahe Ostsee.

Die kleinen Ostseebäder auf dem Darß wurden zu Sommerdomizilen. Als naturnaher und abseits gelegener Badeort hatte Prerow⁵⁸ einen ganz eigenen Charme. Einerseits lockte die imposante Landschaft, ein breiter Sandstrand im Norden, der urwüchsige Darßwald im Westen und Süden und weite Wiesen im Osten, Maler an. Andererseits bot der prosperierende Badeort auch schon einigen Komfort: Damen- und Herrenbad an der Ostsee (1878), ein Warmbad als Wannenbad mit Ostseewasser (1895), eine Seebrücke (1902) und eine größere Seebrücke mit Schiffsverbindungen nach Dänemark und Schweden (1920). Seit der Einweihung des Prerower Bahnhofes 1910 konnte die Berliner Boheme dieses wohlfeile Idyll mit der Eisenbahn erreichen. Vor, hinter und zwischen den typischen reetgedeckten Katen entstand die charakteristische Bäderarchitektur, Villen und Pensionen, Restaurants und Hotels, „Knusperhäuschen“, „Haus Rheinland“, „Central-Hotel“ und partout das „Deutsche Haus“. Bevor das „Dünenhaus“ als Kurhaus (1928) eröffnet wurde, hatte der Berliner Kunsthändler Mansfeld ein reetgedecktes Haus mit Fledermausgauben und Garten

⁵⁶ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31).

⁵⁷ Vgl. Helmut BÖRSCH-SUPAN: Vielfalt in der Einheit? in: Romantiker, Realisten, Revolutionäre. Meisterwerke des 19. Jahrhunderts aus dem Museum der bildenden Künste Leipzig, hg. v. Edgar PETERS BOWRON, Ausst.-Kat., München/London/New York 2000, S. 13–29, hier S. 20.

⁵⁸ Für die Hilfe bei der Recherche sei Antje Hückstädt, Leiterin des Darß-Museums Prerow, gedankt.

in der Hohen Straße 14 am Ortsrand von Prerow erworben. Mansfeld war fortan auch noch Einwohner von Prerow. Das im Bade-Anzeiger für das Ostseebad genannte „Haus Mansfeld“ teilte er mit Bali, der Restauratorin Sophie Balden; und hin und wieder auch mit Dada-Künstlern, die wiederum die „Balden Sisters“ gut kannten. Die wilde Avantgarde hatte früh die Wegzeichen in ihre Terra incognita aufgestellt. Schon 1911 – der später für diese Malerei gebräuchliche Terminus „Expressionismus“ etablierte sich gerade erst⁵⁹ – kam das Paar Alexej von Jawlenski und Marianne Werefkin, die sich beide in der avantgardistischen „Neuen Künstlervereinigung München“ engagierten. Die andersartige Stille und Urwüchsigkeit in der Landschaft um Prerow konnte den Maler spontan zu Phänomenalem inspirieren: „Dieser Sommer bedeutete für mich eine große Entwicklung meiner Kunst. Ich malte dort meine besten Landschaften und große figurale Arbeiten in sehr starken, glühenden Farben, absolut nicht naturalistisch und stofflich. Ich habe sehr viel Rot genommen, Blau, Orange, Kadmiumgelb, Chromoxydgrün.“⁶⁰ Diese Intention zur künstlerischen Abstraktion sollte beide Künstler mit Franz Marc und Wassily Kandinsky verbinden, die 1912 ihren Almanach „Der Blaue Reiter“ herausgaben. Doch, wie viele andere Künstler, war das Paar nur auf der „Durchreise“; sie kamen nie wieder.

Der reetgedeckte Katen und die in mancherlei Hinsicht beengten Verhältnisse in dem kleinen Ostseebad Prerow schienen bald nicht mehr den Ambitionen Heinz Mansfelds gerecht zu werden. Insgeheim hatte er schon nach einer anderen, größeren Immobilie Ausschau gehalten: „Not.-Reg.-1928, Nr. 117 / Verhandelt zu Malchow, am 9. Juni 1928/ [...] nachfolgenden Kaufvertrag §/1. Herr Braksiek verkauft seine Büdnerei Nr. 2 zu Hinrichshof, Grundbuch v. Hinrichshof und Bornkrug Blatt 5 an Herrn Mansfeld mit allem was Bestandteil und Zubehör dieser Büdnerei ist. [...] § 8. Dieser Verkauf wird unter dem ausdrücklichen Vorbehalt abgeschlossen, dass der Käufer als Besitzer der Büdnerei Nr. 1 zu Hinrichshof anerkannt wird und der Verzicht auf etwaige behördliche bzw. sonstige Vorkaufsrechte erreicht wird. [...] ausgefertigt für den Büdnereibesitzer (Kunsthändler) Heinz Mansfeld, wohnhaft zu Prerow a/Darss./ Malchow, den 16. Jan. 1929./ Hans Christen Meckl. Notar.“⁶¹ Am 10. Juli 1928 sollte die Übergabe der Büdnerei Nr. 2 de jure erfolgen, doch äußerst verwickelte Verhältnisse⁶² verzögerten den alles entscheidenden bürokratischen Akt beim Amtsgericht Malchow: „Am 24. Feb. 1930 ist der Kunsthändler Heinz Mansfeld als Nutz=Eigentümer [...] Büdnerei Nr. 2 zu Hin-

⁵⁹ Fritz SCHMALENBACH: Das Wort „Expressionismus“ [1961], in: Id.: Studien über die Malerei und Malereigeschichte, Berlin (West) 1972, S. 40–47. Zur Extension des Begriffs vgl. Der Sturm. Erste Ausstellung. Der Blaue Reiter, Franz Flaum, Oskar Kokoschka, Expressionisten, Ausst.-Kat., Der Sturm, Berlin (März) 1912.

⁶⁰ Zit. nach Christine FISCHER-DEFOY (Hg.): George Grosz am Strand. Ostsee-Skizzen, Berlin 2001, S. 22–24.

⁶¹ LHAS, 5.12.9/9 Landratsamt Waren (LRA Waren), Nr. 369, Brief vom 16. 1. 1929.

⁶² Ebd., Brief vom 25. 2. 1930, 10. 12. 1929 (G.Nr. 2264), 29. 1. 1930.

richshof in das Grundbuch eingetragen worden.“⁶³ Damit wurde eine territoriale Neuordnung in Hinrichshof eingeleitet, quasi eine neue, „imaginäre Seite“ im historischen Flurbuch⁶⁴ aufgeschlagen: Am 17. Oktober 1903 hatten bestellte Feldmesser eine Büdnerei zu Hinrichshof von 19 ha 39 a 99 qm aufgenommen. Fünf Jahre später erhielt die Büdnerei den Zusatz Nr. 1 und es wurden 56 a zwecks Errichtung für Nr. 2 abgetrennt. Noch einmal zwei Jahre später, 1910, wurden schließlich 58 a 17 qm wiederum aus der Büdnerei Nr. 1 zwecks Errichtung der Büdnerei Nr. 3 abgetrennt. Die Büdnerei Nr. 1 war auf 18 ha 25 a 82 qm reduziert. Als Heinz Mansfeld den Kaufvertrag schloss, hatte die Büdnerei Nr. 2 immer noch 56 a. Der wiedervereinigte Hinrichshof hatte jedoch 19 ha 52 a⁶⁵, also 195 200 m², – war größer als jemals zuvor. Zum mecklenburgischen Landadel gehörte Heinz Mansfeld damit noch nicht. Erst einmal sollte sich seine momentane Prosperität als Kunsthändler in seinem herrschaftlichen Landsitz spiegeln. Später sollte der Hinrichshof zu einem retardierenden Moment seines Lebens werden und eigenartige Mutationen erzeugen.

Sein reetgedeckter Katen in Prerow wurde mittlerweile „Haus Mansfeld-Balden“⁶⁶ genannt. George Grosz hatte sich mit seiner Familie 1931 in den Sommermonaten eingemietet, Otto Dix mit seiner Frau Martha kamen sie besuchen. Anfang der 1930er Jahre verteidigten George und Eva Grosz und die Kinder in ihrer Sandburg auf dem Darß nicht nur das tägliche Quantum an Sonne, Meer und Strand, sondern auch ihre Ideen mit der „Dada-Burg“. Den Badeort Prerow musste Grosz mit dem von ihm generell verachteten „Kurgästegesinde“ teilen: Dr. Goebbels war auch da⁶⁷ – dessen Faible für die singende und tanzende Berliner Boheme hatte ihn wohl zeitweilig in diese Sommeridylle gelockt. Der Kunsthistoriker und Kunsthändler Eduard Plietzsch (1886–1961), Assistent von Wilhelm Bode am Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, dem heutigen Bode-Museum, bekannte sich zwar nicht zur Prerower Sommeridylle, aber später zum Nationalsozialismus. An diesen, seinen befreundeten Plietzsch schrieb Grosz über die Besitzer von „Haus Mansfeld-Balden“ aus dem Ostseebad Prerow am 23. August 1931 mit dem ihm eigenen Sarkasmus:

„Lieber Ete!/[...] Wir bewohnen die eine Hälfte eines ganz netten kleinen ehemaligen Bauernhäuschens, das von den Sisters Balden innen mit leicht kunsthandwerklichem Geschmacke eingerichtet wurde./Nebstbei war die eine od. ist noch, teilweise allerdings nur, die Freundin Deines Berufskollegen Mansfeld. (der hat ja noch eine viel sensationellere Karriere gemacht als Du,

⁶³ Ebd., Brief vom 29. 1. 1930, Bl. 40, 4.

⁶⁴ LHAS, 5.12-9/9 Landratsamt Waren, Vermessungsamt, Nr. A 18, Flurbuch von Hinrichshof und Bornkrug, Großherzogliches Amt Wredenhagen.

⁶⁵ VdgB-Mitgliedsbuch Nr. II/ 7/ 688 (23.10.48), Mecklenb. Volkskundemuseum Schwerin-Mueß; frdl. Hinweis u. Kopie von Horst Ende.

⁶⁶ FISCHER-DEFOY (Hg.) (wie Anm. 60), S. 36. u. 189.

⁶⁷ 8. Prerower Fremdenliste, 27.07.1929: angemeldet bis zum 24. Juli 1929, Nr.: 1034; Name/Beruf: Dr. Goebbels, Joseph, M.d.R., Berlin; Pension: Haus Ilse; Pers.-Zahl: 1.

denn er begann als Kommunist und Klippschüler und Gehilfe von Pfemfert (Packer- und Adressenschreiber) und ist heute der erste Herr Direktor von Mathiessen, neben Zatzenstein [...] hat seit einiger Zeit sogar ein kleines feines Landgütchen im Mecklenburgischen, hält sich Pferd und der Mode entsprechend einen kostspieligen Traktor und läd nunmehr nur noch die Aristokraten mit „von“ aus der Umgebung dort ein [...].) Mansfeld kommt nicht mehr her, als feiner Mann geht er, und bevorzugt die grossen Plätze wo sich die „mondäne“ Welt trifft. [...] Dazu noch diese Darsser Einwohner die hierherum als besonders stur angesehen werden, was auch stimmt. Sie sagen ganz offen: am Badegast interessiert uns nur sein Geld, er selbst kann zuhause bleiben., [...] Sie sind allesamt dumpf, stur, unfreundlich und klatschsüchtig und last not least: politisch ganz, ganz rechts. Man sieht überhaupt nur Schwarzweiss-rot – [...] schwarz-rotmostrichfarbene Fahnen zählten wir bis jetzt im ganzen zweie, und die noch schämig versteckt unter anderem grösseren Gewimpel, damit es nicht zu sehr ins Auge fällt. Ne schöne Republicke, kann man da sagen!“⁶⁸

Im folgenden Sommer war Grosz nicht mehr am Ostseestrand in Prerow, sondern hatte, von der Art Student League eingeladen, von Juni bis Oktober 1932 einen Lehrauftrag in New York. Wiederum ein Jahr später emigrierte er mit seiner Familie nach Amerika, verließ Deutschland für immer. Die aquarellierten Zeichnungen mit New Yorker Straßenszenen aus den dreißiger Jahren hatten noch seinen individuell-expressiven Dada-Stil mit der Ästhetik des Hässlichen. Die Ästhetik des Schönen war aus dem alten Europa schon im Geheimen gekommen, hatte die „sensationellere Karriere“ von Heinz Mansfeld eröffnet. Grosz hatte davon nicht einmal etwas geahnt – bei seiner Ankunft in Amerika 1933 berichtete die New York Times über den Ankauf einiger Gemälde aus der Eremitage durch das Metropolitan Museum (New York).

„Die Achse: New York – London – Berlin – Moskau’ oder das ‚Mellon-Syndikat’

Die New York Times vom 4. November 1933 enthüllte nur die Spitze eines Eisberges, der „deal of the deals“ blieb den Lesern verborgen: Für den Transfer von Kunstwerken aus der Eremitage in Leningrad an den Bankier und Kunstsammler Andrew W. Mellon in Washington wurde die schon bei dem Transfer des Dürer Porträts etablierte ‚Achse New York – London – Berlin’ bis Moskau verlängert. Am östlichen Ende agierte ein Agent der Galerie Mathiessen – Heinz Mansfeld.

Aus den Anekdoten über die konspirativen Transaktionen des ‚Mellon-Syndikats’ wurde aus der disparaten Perspektive der Protagonisten eine changie-

⁶⁸ Zit. nach FISCHER-DEFOY (Hg.) (wie Anm. 60), S. 122–124.

rende Episode der Kunstgeschichte⁶⁹ mit dem essentiellen Faktum: Die in den späten 1920er Jahren in Berlin stattfindenden Auktionen waren nicht die ersten und auch nicht die einzigen Aktivitäten, um das mehr oder weniger geliebte Kulturerbe der Sowjetunion in Devisen zu verwandeln. Im Februar 1928 stellte das ‚Antikvariat‘ unter Nikolai N. Iljin eine Liste von Kunstwerken aus der Eremitage und dem Russischen Museum in Leningrad zusammen, die einen Erlös von mindestens 2 Millionen Rubel bringen sollte. Die Instruktionen für die Eremitage lauteten: 250 Gemälde à 5000 Rubel, Grafiken und antikes Gold der Skythen. Schnell kursierten Gerüchte unter Kunsthändlern und Kunstsammlern. Einige waren vor Ort, wie der US-amerikanische Industrielle und Kunstsammler Armand Hammer (1898–1990), ein Freund Lenins und Intimus jeder sowjetischen Regierung. Andere beobachteten alles aus einiger Distanz, wie der französische Kunsthändler Germain Seligman (1893–1978), den die Sowjetunion in Paris kontaktierte und darum gebeten haben soll, den Verkauf verschiedener Kunstwerke zu organisieren. Der Quai d’Orsay riet ab, und er befolgte diesen Rat.⁷⁰

Aus unbekanntem Gründen wurde in dieser Situation der deutsche Kunsthändler Franz Zatzstein der Berliner Galerie Matthiesen von der Sowjetregierung beauftragt, eine Liste von den 100 Gemälden in Sammlungen zusammenzustellen, die unter keinen Umständen verkauft werden sollten. Zatzstein war irritiert, als ihm einige von diesen Gemälden kurz danach in Paris gezeigt wurden. Der in Paris residierende Calouste Sarkis Gulbenkian (1869–1955), ein durch Ölgeschäfte reich gewordener Armenier und Gründer der Iraq Petroleum Company, hatte als erster Ausländer Gemälde aus der Eremitage gekauft. Es ging das Gerücht um, es war eine Gefälligkeit unter Landsmännern. Das ‚Antikvariat‘ war dem Volkskommissariat für Binnen- und Außenhandel unterstellt und der damalige Volkskommissar hieß Anastas Mikoyan (1895–1978). Er war Armenier und einer von Stalins engsten ‚Vertrauten‘, welchen Sinn dieses Wort damals auch gehabt haben mochte: Jeder misstraute jedem, dem gierigen Armenier Gulbenkian traute keiner, er nahm alles, was er bekommen konnte, und bezahlte viel zu wenig. Auch Zatzstein lehnte Gulbenkians Angebot ab, sein zukünftiger Agent in Moskau zu werden. Als Gul-

⁶⁹ Vgl. David CANNADINE: Mellon. An American Life, London 2006, (Mansfield, Heinz: S. 418, 420, 421, 446/ Zatzstein, Francis: 378, 418, 420, 423–4, 462); David EKSERDJIAN: Colnaghi and the Hermitage Deal, in: Colnaghi, established 1760. The History, Jeremy Howard (ed.), London 2010, S. 37–41; John WALKER: The National Gallery, Washington, London 1964, S. 24–26; Prodanniy Sokrovishtha Russiiy (lit. The Sale of Russia’s Treasures) by Nicholas Iljin and Natalia Semenova (project directors). Russkiy Avantgard publishers, Moscow 2000; Joanna PITMAN: The Dragon’s Trail. The Biography of Raphael’s Masterpiece, (Touchstone) 2007; Robert C. WILLIAMS: Russian art and American money 1900–1940, Cambridge 1980. Die ‚Andrew W. Mellon Collection, 1937‘ in der National Gallery of Art, U.S.A. unter <http://www.nga.gov/collection/index.shtm>.

⁷⁰ Siehe zum letzten Abschnitt EKSERDJIAN (wie Anm. 69), S. 37.

benkians letzte Transaktionen im September und Oktober 1930 abgeschlossen wurden, hatte sich das ‚Mellon Syndikat‘ schon formiert.

Charles Henschel von Knoedler & Co. New York wurde durch Zatzenstein in Gulbenkians Aktivitäten eingeweiht: Die Sowjets würden weitere Kunstverkäufe in Erwägung ziehen und an seriöseren und diskreteren Geschäftspartnern interessiert sein. Eine Vertrauensperson für die Sowjets wäre schon in Moskau – sein Agent Heinz Mansfeld.⁷¹ Damit hatte das ‚Mellon-Syndikat‘ eine präformierte Kohärenz: In Moskau befand sich das ‚Antikariat‘ mit Nikolai N. Iljin. Mansfeld sorgte in einer ‚konspirativen Dependence‘ der Galerie Matthiesen für alle notwendigen Kontakte. Zatzenstein und Mansfeld waren die beiden Protagonisten der Berliner Galerie Matthiesen. An der Berliner Galerie war P. & D. Colnaghi and Co., London and New York, beteiligt. P. & D. Colnaghi and Co. wurde durch Otto Gutekunst und Gus Mayer repräsentiert. Gus Mayers Onkel war Charles Henschel. Charles Henschel repräsentierte M. Knoedler & Co., New York.⁷²

Die ‚Achse New York – London – Berlin – Moskau‘ entwickelte mit der Zeit eine gewisse Routine: Iljin informierte Mansfeld über die jeweils vakanten Kunstwerke aus der Eremitage; Mansfeld brachte die Informationen zu Zatzenstein, dieser übergab ein Dossier an Gutekunst oder Mayer und einer von den beiden leitete schließlich alles an Henschel. Meistens kontaktierte dann Carman Messmore von M. Knoedler & Co., New York, Andrew W. Mellon in Pittsburgh oder Washington, D.C. Anhand von Fotografien und der detaillierten Provenienz entschied der Bankier nach seinen Präferenzen als Kunstsammler. Anschließend vereinbarten sie eine Obergrenze für den Preis. Henschel instruierte dann Zatzenstein darüber, wie viel er Iljin vom ‚Antikariat‘ offerieren könne. Wenn ein Deal abgeschlossen war, wurde telegraphisch Mellons Geld, in Pfund Sterling, an M. Knoedler & Co., New York, überwiesen, dann folgte eine Überweisung zur Galerie Matthiesen, Berlin. Zatzenstein deponierte es auf einem Sperrkonto, nachdem 10 Prozent dem ‚Antikariat‘ als Deposit bezahlt wurde. In Moskau gab Iljin seine Instruktionen für die Eremitage in Leningrad. Die Bilder wurden von den Wänden abgehängt und die angrenzenden Bilder so neu aufgehängt, als ob nichts entfernt worden wäre. Zu einem vereinbarten Termin erschien sein Agent, der die Bilder übernahm und mit der Eisenbahn nach Berlin transportierte. Sobald Zatzenstein die Bilder ausgehändigt wurden, gab er den Saldo der Zahlung frei. Die wertvolle Fracht wurde sorgsam verpackt und über den Atlantik zu M. Knoedler & Co., New York verschifft. In der New Yorker Galerie wurden sie begutachtet, gereinigt, restauriert und oft auch neu gerahmt, und es folgte der letzte Transport der Kunstwerke zu dem Finanzier Mellon nach Washington.⁷³

⁷¹ Siehe EKSERDJIAN (wie Anm. 69), S. 37 f.; CANNADINE (wie Anm. 69), S. 418, u. a. Anm. 82.

⁷² Vgl. EKSERDJIAN (wie Anm. 69), S. 38; CANNADINE (wie Anm. 69), S. 418.

⁷³ Vgl. zum letzten Abschnitt CANNADINE (wie Anm. 69), S. 420 f.; EKSERDJIAN (wie Anm. 69), S. 38.

Die erste Transaktion dieser ‚Achse New York – London – Berlin – Moskau‘ wurde im April und Mai 1930 durchgeführt. Mellon erwarb die ersten Meisterwerke: Franz Hals’ ‚Porträt eines jungen Mannes, (1646–48)‘; Rembrandt van Rijns ‚Mädchen mit einem Besen, (um 1650)‘ und ‚Porträt eines polnischen Edelmannes, (1637)‘ sowie Anthony Van Dycks ‚Susanna Fourment und ihre Tochter, (1621)‘, summa summarum \$250.000. Das war ein Triumph. Viele hatten ihre Hände im Spiel, nun hielten sie die Hände auf bei der Aufteilung der Kommission. Zu schnell und leicht verdiente Dollars für die aus dem Osten, dachten im ‚Mellon-Syndikat‘ die aus dem Westen. Um das zu ändern, reiste Henschel von M. Knoedler & Co., New York mit dem Luxusliner ‚Olympic‘ über den Atlantik. An Bord der ‚Olympic‘ erfuhr er von Heinz Mansfeld aus Moskau, dass Iljin vom ‚Antikariat‘ Jan van Eycks ‚Mariä Verkündigung, (1434–36)‘ für eine halbe Million Dollar angeboten hätte. Beides war für einen Kunstsammler schwindelerregend: Das Bild und die geforderte Summe – der Bankier Mellon stimmte zu. Währenddessen hatten sich in der Eremitage verzweifelte Szenen abgespielt, um das Bild nicht herausgeben zu müssen. Schließlich hatte Iljin vom ‚Antikariat‘ den heiklen Transport nach Berlin übernommen und händigte dort persönlich Van Eycks ‚Mariä Verkündigung‘ an Henschel aus.⁷⁴

Im August 1930 besuchten Henschel und sein Neffe Mayer ‚ihren guten Geschäftspartner‘ Iljin vom ‚Antikariat‘. Durch Europa nahmen sie die Eisenbahn via Berlin – ohne Station bei ihren Partnern von der Galerie Matthiesen zu machen – nach Moskau. In der Hauptstadt und in Leningrad sich mit einer Diät von Wodka, Stör und Kaviar ernährend, machten sie Notizen von gewinnträchtigen Kunstwerken. Über den Aufenthaltsort von fehlenden Leinwänden plauderten die angloamerikanischen Kunsthändler mit dem sowjetischen Personal und erhielten als stereotype Erwiderung: ‚Nun, zur Reinigung [...]‘. – das war ihr Problem mit dem fernen Osten. Das Problem mit Berlin kam hinzu: Zattenstein überkreuzte sich mit Henschel wegen der direkten Verhandlungen mit den Russen. Henschel verteidigte sich mit dem probaten Argument der sich rapide in Amerika ausbreitenden Depression und den unpassend hohen Preisforderungen der Sowjets. Darauf konterte Zattenstein, dass er nie verstehen würde, warum die Leute aus dem Osten ihre Kunstschätze verkauften. Die Summen wären doch verglichen mit solchen aus dem Export von Rohstoffen zu erzielenden Devisen relativ ärmlich.

Wer kannte sich mit der russischen Seele schon aus? Zattenstein und Henschel einigten sich – die Krise des ‚Mellon-Syndikats‘ war überwunden. Heinz Mansfeld wurde einer der Direktoren der Galerie Matthiesen in Berlin und zog die Fäden für das Syndikat in Moskau. Anfang 1931 erhielten sie zwei Gemälde für \$ 1 Million: von Sandro Botticelli, ‚Die Anbetung der Heiligen Drei Könige, (um 1480–82)‘, und eines von Rembrandt van Rijns, ‚Die Verleumdung Josephs

⁷⁴ Siehe hierzu CANNADINE (wie Anm. 69), S. 421.

durch Potiphars Frau, (1655)“⁷⁵. In Moskau liefen simultan schon die Verhandlungen für zwei weitere Rembrandt-Gemälde: „Die heilige Familie“ und „Porträt einer Dame mit Nelke, (1656)“. Die Ereignisse überschlugen sich. Bald danach organisierte die Galerie Matthiesen die Transaktion: Zum „Porträt einer Dame mit Nelke“ gesellten sich Anthony van Dycks „William II. von Nassau und Orange“, Paolo Veroneses „Die Auffindung des Moses, (1570–75)“. Darunter befand sich auch das begehrteste Meisterwerk von Raphael „Der heilige Georg und der Drache, (1506)“ für \$ 745,000⁷⁵ – Mellon war immer noch nicht bankrott. Im Zenit der Transaktionen änderte sich die Bühne: Iljin vom ‚Antikariat‘ und Boris Krajewski vom Volkskommissariat für Binnen- und Außenhandel wollten persönlich mit M. Knoedler & Co., New York, verhandeln.⁷⁶ Die Genossen überquerten den Atlantik im Zwischendeck und suchten sich eine schäbige Absteige in West 23rd St., Manhattan. Innerhalb von sechs Wochen wurde der Verkauf von Frans Hals’ „Porträt eines Offiziers, (1636/38)“, Jean Siméon Chardins „Kartenhaus, (1736/37)“ und Pietro Peruginos „Kreuzigung, (1482/1485)“ vereinbart.⁷⁷ Auch diese Transaktion wurde in der bewährten Weise auf der ‚Achse New York – London – Berlin – Moskau‘ realisiert, Iljin vom ‚Antikariat‘ hatte seine Partner von der Berliner Galerie Matthiesen unterrichtet.

Obwohl zum damaligen Zeitpunkt der sowjetische Ausverkauf des Kulturerbes noch im Gange war, endeten die Aktivitäten des ‚Mellon-Syndikats‘. Inmitten der globalen Depression hatte Mellon, Pittsburgh und Washington, D.C., fast die Hälfte der fünfzig bedeutendsten Gemälde aus der Eremitage in Leningrad für eine Summe von rund \$7 Millionen erworben – aus der ‚Mellon Collection‘ sollte die National Gallery of Art in Washington entstehen. Den Abschluss des letzten Deals feierten Iljin und Krajewski ausgelassen und ausgiebig auf russische Art – nobel im Biltmore Hotel und als Erste-Klasse Passagiere auf dem Schnelldampfer „Bremen“. Ein ideologisches Gewissen hatte sie nie geplagt. Für sie war es einfach eine prächtig bezahlte Leihgabe ihrer großen Meisterwerke an ihre kapitalistischen Antagonisten. Von ihrem New Yorker Geschäftspartner Henschel kurz vor der Einschiffung nach ihrer Moral befragt, erwiderten die Moskauer Genossen nur, dass innerhalb von zehn Jahren das amerikanische System kollabieren und mit der Weltrevolution alle Bilder in die Eremitage nach Leningrad zurückkehren würden.⁷⁸

⁷⁵ Ebd., S. 424. Siehe auch PITMAN 2007 (wie Anm. 69).

⁷⁶ Siehe EKSERDJIAN (wie Anm. 69), S. 40.

⁷⁷ Siehe hierzu CANNADINE (wie Anm. 69), S. 424.

⁷⁸ Ernst Lubitsch drehte über diese groteske Zeitgeschichte mit Greta Garbo 1939 die Komödie „Ninotchka“. Siehe zum letzten Abschnitt CANNADINE (wie Anm. 69), S. 425. Zu den angebotenen und erworbenen Gemälden siehe einführend ebd., S. 420–427.

Machtwechsel nach 1933: Galerie Matthiesen und Hinrichshof

In Deutschland wurde am 22. September 1933 das Reichskulturkammergesetz beschlossen, und das Protektorat für „seine Künstler“ übernahm der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, nun auch Präsident der Reichskulturkammer persönlich. In der Reichskammer der bildenden Künste (RdbK), mussten alle Künstler und alle im Kunsthandel Beschäftigten Mitglied werden, sofern sie ihrer Berufung oder ihrem Beruf noch nachgehen wollten. So konnten Goebbels und seine politischen und künstlerischen Protégés kritische oder einfach nur unliebsame Konkurrenten nach und nach gleich- oder ausschalten, für jüdische Künstler und Kunsthändler war kein bürokratischer Akt vorgesehen, sie konnten die Mitgliedschaft in der Kammer erst gar nicht beantragen. Zatzenstein blieb zwar noch alleiniger Geschäftsführer der Galerie Matthiesen GmbH, verließ jedoch Deutschland noch 1933. Von Zürich aus – dort war der Teilhaber und ebenfalls Kunsthändler Gottfried Tanner tätig – hielt Zatzenstein die Fäden der Galerie Matthiesen in der Hand, die kommissarische Leitung in Berlin hatten nun Heinz Mansfeld und Dr. Margarethe Noelle inne.

Aus seinem Berliner Domizil in der Lennéstraße 6⁷⁹ richtete Mansfeld am 8. März 1934 ein eigenhändig verfasstes Schreiben an das mecklenburgische Anerbengericht Goldberg, die „Büdnerei 2 ist [...] im gerichtlichen Verzeichnis betreffend Gemeinde Linstow-Kieth zu streichen./ Heil Hitler! gez. Unterschrift.“ Der Landrat in Waren entschied am 19. September 1934: „Die Büdnerei Nr. 2 zu Hinrichshof hat eine Größe von 56 a und bildet keine selbständige Ackernahrung im Sinne des Reichserbhofgesetzes. Ihre Eintragung in die Erbhofrolle kommt deshalb nicht in Frage.“⁸⁰ Damit war die Büdnerei Nr. 2 aus der Gemeinschaft der nahrungserzeugenden Kleinbauernhöfe ausgeschlossen, als solche nach dem Reichserbhofgesetz nicht mehr ernst zu nehmen.⁸¹ In Hinrichshof war eine verwirrende Szenerie entstanden: Auf der Büdnerei Nr. 1 frönte Mansfeld seinem Hobby, ließ Landwirtschaft und Pferdezucht betreiben. Auf der Büdnerei Nr. 2 – die im Sinne des Wortes keine mehr war – konnte Mansfeld ohne Kontrolle ein Depot für seinen Kunsthandel etablieren. Differierende Perspektiven auf Hinrichshof ließen Mansfeld als landliebenden Kunsthändler oder kunstliebenden Kleinbauern erscheinen.

Die tief greifenden politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen hatten sich auch auf den Kunsthandel ausgewirkt. Der gerade erst wieder stabilisierte deutsche Kunstmarkt wurde in wenigen Jahren durch die nationalsozialistische Legislative und Exekutive in das totalitäre Regime integriert. Die obskure ideologische „Reinhaltung“ alles Deutschen – des Volkes, der Kultur und der

⁷⁹ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31).

⁸⁰ LHAS, 5.12.9/9 LRA Waren, Nr. 369.

⁸¹ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31) Hier wird als Erwerbsdatum von Hinrichshof 1934 angegeben.

Kunst – traf auch den einst freien Kunsthandel.⁸² In diesem Zeitraum hatte Franz Zatzenstein seine Emigration aus Deutschland nun bei seinen Partnern, P. & D. Colnaghi and Co. in London, vorbereitet. Am 21. Dezember 1935 hatte das Finanzamt Berlin Tiergarten dem „Volljuden“ Zatzenstein die für eine Auswanderung erforderliche steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung erteilt.⁸³ Die weitere Geschäftsführung der Galerie Matthiesen übertrug Zatzenstein vorerst auf seine Mitarbeiter Mansfeld und Dr. Noelle und eröffnete ein Jahr später in London am Carlos Place eine Galerie. Während Zatzenstein seine Londoner Galerie schließlich in der New Bond Street 142 etablierte, erließen die Nationalsozialisten in Deutschland weitere diskriminierende Gesetze, die ein normales Leben der jüdischen Bevölkerung vor allem im öffentlichen Bereich ausschlossen. In Berlin war Ende 1938 kein jüdischer Kunsthändler mehr am Versteigerungsgeschäft beteiligt.⁸⁴ Am 1. November 1938 begann die „Entjudung“ der Firma Galerie Matthiesen G.m.b.H., Berlin W 35, Viktoriastr. 33. Am 1. November 1938 schenkte Zatzenstein den drei Angestellten der Galerie Matthiesen, dem Kaufmann Karl Gralow, der Kunsthistorikerin Dr. Margarethe Noelle und dem Kunsthändler Heinz Mansfeld, seinen Geschäftsanteil von nominell RM 30.000.⁸⁵ Nach den diskriminierenden Gesetzen zur „Entjudung“ und „Arisierung“ wurde diese Schenkung nicht genehmigt. Das Finale war die am 25. Mai 1939 beschlossene Liquidation der alten GmbH. In dem Konvolut von Dokumenten zur „Arisierung“ wurde immer wieder der von amtlichen Prüfern jedes Mal anders bewertete Lagerbestand der Galerie Matthiesen geschätzt. Was blieb, ist genauso unbekannt, wie dasjenige, das in die neu gegründete oHG „Heinz Mansfeld – Dr. Margarethe Noelle, Gemälde“ einging. Im Berliner Adressbuch wurde ab 1941 die Galerie Matthiesen als Eigentümerin des Grundstücks Viktoriastraße 33 eingetragen – nun waren es die neuen Geschäftsführer Mansfeld und Dr. Noelle.⁸⁶

Bei den alliierten Bombenangriffen auf Berlin im Frühjahr und Sommer 1944 wurde auch das Geschäftshaus der Galerie Matthiesen in der Viktoriastraße 33 getroffen und brannte schließlich aus.⁸⁷ Bestände der Galerie wurden in ein brandenburgisches Dorf und das mecklenburgische Hinrichshof ausgelagert. Die schnell wechselnden Geschäftsadressen lauteten nun Berlin W 62, Lüssowufer 33⁸⁸, Ber-

⁸² Siehe einführend zur Situation des Kunsthandels 1933–1939 ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 74–83.

⁸³ Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA) Potsdam, Rep. 36 A Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg (II), Nr. 41154.

⁸⁴ ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 115 f.

⁸⁵ Für das Folgende vgl. Dok. BLHA Potsdam, Rep. 36 A (II), Nr. 41154 (wie Anm. 83).

⁸⁶ Eine weiter bestehende Verbindung zu Zatzenstein ist nicht bekannt. Siehe auch SENGER (wie Anm. 43), S. 79.

⁸⁷ Bundesarchiv Berlin und Koblenz (BArch), B 323 (Treuhandverwaltung von Kulturgut bei der Oberfinanzdirektion München) / 139, fol. 62.

⁸⁸ BArch Koblenz, B 323/139, fol. 62.

lin b.2. Schloß⁸⁹, [bei] Kunsthändler Hans W. Lange, (1) Berlin – W.9, Bellevuestr. 5⁹⁰ und Hinrichshof, Post Krakow a. See, Mecklenburg⁹¹.

Im Sommer 1944 bot die Kunsthistorikerin Dr. Noelle von Hinrichshof aus einige Bilder, darunter das Gemälde „Holländische Landschaft mit Windmühlen“ des niederländischen Malers Aelbert Cuyp (1620–1691) dem Direktor der Dresdner Gemäldesammlung Hermann Voss an.⁹² Mansfeld quittierte die Rechnung der Galerie Matthiesen über RM 48.000 an den „Sonderauftrag Linz“ in Dresden am 5. Oktober.⁹³ Das Führermuseum in Linz an der Donau – eine von Adolf Hitlers Architekturvisionen für das zukünftige „Tausendjährige Reich“ – hatte wieder ein Bild mehr in seiner Sammlung. Die Idee war mit der Volksabstimmung und dem Jubel seiner Landsleute über den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich geboren, und der großdeutsche Führer ließ noch vor dem 1939 beginnenden Krieg den Direktor der Dresdner Gemäldegalerie, Hans Posse, mit dem Aufbau der zukünftigen Sammlung beginnen. So hatte der „Sonderauftrag Linz“ seinen Verwaltungssitz in der Gemäldegalerie. Das galt genauso für Posses Nachfolger Hermann Voss, der nun ebenfalls als Hitlers Sonderbeauftragter⁹⁴ die Rechnung des Kunsthändlers Heinz Mansfeld bezahlte und ihn vor der Einberufung zum Kriegseinsatz bewahrte: „Bescheinigung !/ Herr Kunsthändler Heinz Mansfeld, Berlin./ ausgewiesen durch den Wehrpass VI 99/8/3/5 Berlin, ist für die Zwecke des mir vom Führer erteilten Sonderauftrages als Vermittler beim Ankauf von Kunstgegenständen tätig gewesen und auch weiterhin im gleichen Sinne beschäftigt. Ich würde es begrüßen, wenn Herr Heinz Mansfeld auch weiterhin für den Sonderauftrag tätig sein könnte./ Dresden, den 5. Oktober 1944/ Der Führer-Sonderbeauftragte für Linz/ Gez. Voss/ (Prof. Dr. Hermann Voss)“.⁹⁵

Während der Dresdner Museumsdirektor seine „ohnehin durch die Maßnahmen der totalen Kriegsführung stark geminderten Erwerbsmöglichkeiten für den Führerauftrag Linz“ durch die Freistellung von Kunsthändlern entgegen der „Verfügung der Reichskammer der bildenden Künste zum Kriegseinsatz“ zu verbessern trachtete,⁹⁶ befand sich Mansfeld in Mecklenburg im Visier des Gauleiters Friedrich Hildebrandt: „Es müssen Maßnahmen ergriffen werden. Wir müssen einen klaren Überblick haben, was ist eigentlich in Mecklenburg untergebracht? Die Listen, die mir vorliegen, stimmen nicht.

⁸⁹ Ebd., fol. 57.

⁹⁰ Ebd., fol. 60 u. 61.

⁹¹ Ebd., fol. 57, 61 u. 62.

⁹² Ebd., fol. 62.

⁹³ Ebd., fol. 54.

⁹⁴ Kathrin ISELT: „Sonderbeauftragter des Führers“. Der Kunsthistoriker und Museumsdirektor Hermann Voss (1884–1969), Köln [u.a.] 2010.

⁹⁵ BArch Koblenz, B 323/139, fol. 55; fol. 56 die gleiche Bescheinigung für „Frl. Dr. Margarethe Noelle, Berlin C2, Schloss, ausgewiesen durch den Reisepass Nr. II – 2376/42a des Polizeipräsidiums Berlin“ vom 4.9.1944.

⁹⁶ BArch Koblenz, B 323/139, fol. 50.

Angelegenheit Mansfeld-Hinrichshof.⁹⁷ Der Gauleiter hatte zwar auf der „Tagung der Kreisleiter, Schwerin, 30. November 1944“ keinen „klaren Überblick“; dass es Listen über Kunstwerke aller Art von dem Kunsthändler Heinz Mansfeld waren, wusste er wohl. Der Gauleiter ließ den suspekten Mansfeld, der keine Personalakte in der Reichskammer für bildende Kunst besaß und auch kein NSDAP-Mitglied war⁹⁸, durch die Gestapo auf Hinrichshof beobachten.⁹⁹ Doch die Camouflage des Kunst und Antiquitäten deponierenden, landliebenden Kunsthändlers hatte sich schon zu einer solchen Perfektion gesteigert, dass er sogar noch in umfangreichen historischen Forschungen von 2009 als ein Lebensmittel hortender Kleinbauer erscheint: „Wahrscheinlich der Landwirt Heinz Mansfeld aus Hinrichshof bei Krakow/Güstrow; welche Angelegenheit gemeint ist, konnte nicht ermittelt werden.“¹⁰⁰

Nach 1945. „Auferstanden aus Ruinen“¹⁰¹

Weit ab von den Kriegsfrenten war der Hinrichshof für den Kunsthändler Mansfeld mehr denn je ein Refugium, als die endlosen Flüchtlingstrecken aus dem Osten kamen, Not und Elend vervielfachend. Sie alle waren vor den Russen geflohen, entfliehen konnten sie ihnen nicht. Im Mai 1945 eroberten Truppen der 2. Belorussischen Front erst Vorpommern und dann den größten Teil von Mecklenburg, die amerikanischen und britischen Truppen einen kleinen Teil im Westen.¹⁰² Nicht nur Heinz Mansfelds im Osten gelegenes Refugium Hinrichshof war bedroht: Vergeltungsaktionen, Vergewaltigungen und Plünderungen dauerten auch nach der bedingungslosen Kapitulation an. Die amerikanischen und britischen Truppen überließen ganz Mecklenburg der SMAD, und an die sowjetische Besatzungszone, kurz SBZ genannt, erging am 5. Juli 1945 der Befehl Nr. 5: Давай! (Dawai <russ.>: los!; vorwärts!) – eine demokratische Selbstverwaltung!¹⁰³ Die Rote Armee hatte den größten Anteil am Sieg, also wählte sich der Generalissimus, Genosse Jossif W. Stalin (1879–

⁹⁷ Mecklenburg im Zweiten Weltkrieg. Die Tagungen des Gauleiters Friedrich Hildebrandt mit den NS-Führungsgremien des Gaus Mecklenburg 1939–1945. Eine Edition der Sitzungsprotokolle, im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, eingeleitet und kommentiert von Michael BUDDRUS, in: Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns, Bd. 10, Bremen 2009, S. 966.

⁹⁸ SENGER (wie Anm. 43), S. 79 u. S. 196, Anm. 31.

⁹⁹ Siehe Mansfelds eigenhändig verfassten Lebenslauf in LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31): Er geriet 1944/45 ins Fadenkreuz des mecklenburgischen Gauleiters Friedrich Hildebrandt.

¹⁰⁰ BUDDRUS (wie Anm. 97), S. 966, Anm. 2, siehe auch ebd. S. 1043 [Personenregister].

¹⁰¹ Titel der Nationalhymne der DDR. Der Text der Hymne stammt von Johannes R. Becher, die Melodie komponierte Hanns Eisler.

¹⁰² Siehe Gerhard HEITZ, Henning RISCHE: Geschichte in Daten. Mecklenburg-Vorpommern, München/Berlin 1995, S. 143.

¹⁰³ Siehe die ausführliche Darstellung HEITZ/RISCHE (wie Anm. 102), S. 145.

1953), am meisten im Recht.¹⁰⁴ Heinz Mansfeld wusste nicht nur das, sondern bei seinen früheren konspirativen Treffen in Moskau und Leningrad hatte er erfahren, wie Stalin sein Recht durchsetzen würde – und mit was für einem Kader. Einige kannte er, andere nicht: So forderte ein Moskauer Kunsthistoriker, Igor Grabar, schon 1943 Kunstschätze aus deutschen Museen. Bis zum Sieg der Roten Armee waren die Listen der sowjetischen Kunstexperten fertig.¹⁰⁵ Als die Reparation in Mecklenburg begann, war in dem Landesmuseum nicht allzu viel zu holen; die wertvollsten Kunstschätze waren wegen der anglo-amerikanischen Bombardements im niedersächsischen Salzbergwerk Grasleben bei Helmstedt ausgelagert. Mit hoheitlichem Auftreten verweigerte die britische Militäradministration eine schnelle Rückführung der Kunstschätze aus Niedersachsen nach Mecklenburg in die SBZ – ein Affront gegen den einstigen Alliierten. Auch dieser museale Fehdehandschuh wurde aufgenommen.

Mit Bedacht wählte Heinz Mansfeld, die Zeichen der Zeit für sich interpretierend, seine ersten Schritte im Nachkriegsdeutschland: Auf seinem Hinrichshof, nun sein einziger Wohnsitz¹⁰⁶, konnte er als selbst ernannter „Neubauer“ die existenzielle Not wohl überstehen – die Aktivitäten der gemeinsamen Kunsthandlung mit Dr. Noelle¹⁰⁷ kamen zum Erliegen. Seine neue berufliche Karriere bekam durch den Eintritt in die KPD am 8. Juli 1945¹⁰⁸ wieder eine dezidiert politische Orientierung, die ihn schon in seiner proletarisch-revolutionären Phase als junger Mann in den 1920er Jahren prägte und zum Alter Ego des agilen Kunsthändlers Heinz Mansfeld wurde. Der „alte“, mit „allen revolutionären Wassern gewaschene“ Kommunist wurde zum 1. Vorsitzenden der KPD der Ortsgruppe Malchow gewählt. Dieser 1. Vorsitzende wurde im April 1946 für 3,- DM pro Monat Mitglied der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB) und betrieb als „Neubauer“ auf seinem „19,52 ha“ großen Hinrichshof Ackerbau und Viehzucht.¹⁰⁹ Sein frühes Faible für das Landleben zeitigte jetzt schnelle Erfolge: Im 1. Jahrgang der Zeitschrift „Tierzucht“ erschien ein sechsseitiger Aufsatz von Mansfeld, dem Vorsitzenden des Fachausschusses für Kleinpferdezucht, über die züchterischen Grundlagen dieser ausgefallenen Spezies.¹¹⁰

¹⁰⁴ Vgl. Golo MANN: Neunzehnhundertfünfundvierzig, in: Propyläen. Weltgeschichte 1991, Bd. 10, S. 21 ff.

¹⁰⁵ Deutsch-Russischer Museumsdialog (Hg.): Verlust + Rückgabe, Berlin o. J. (2008), S. 2.

¹⁰⁶ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31)/ Archiv der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald (UAG), Phil.-Diss. II, Nr. 1224. Biografie.

¹⁰⁷ Siehe SINGER (wie Anm. 43), S. 80.

¹⁰⁸ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31), Fragebogen 15.4.1950.

¹⁰⁹ Siehe VdgB-Mitgliedsbuch Nr. II/ 7/ 688 (23.10.48), Mecklenb. Volkskundemuseum Schwerin-Mueß; frdl. Hinweis u. Kopie von Horst Ende.

¹¹⁰ Heinz MANSFELD: Die Grundlagen der deutschen Kleinpferdezucht, in: Tierzucht, im Auftrag der Deutschen Verwaltung für Land- und Forstwirtschaft in der sowjetischen Besatzungszone hg. v. Vizepräsident L. STEIDLE und Prof. Dr. C. LEHMANN, Nr. 3, Juni 1947, Berlin, S. 34–39. (Exemplar vorhanden im StAS, N 06 Heinz Mansfeld, Nr. B 24) Im Text verweist der Autor auf seinen Aufsatz aus dem Jahr 1937 in „Deutsche Landwirtschaftliche Tierzucht“.

Die Stunde null oder Kunst als Beute des Volkes

Im April 1946 wurde von dem Genossen Mansfeld eine „Charakteristik“ benötigt, da er sich „um eine Anstellung bei der Landesverwaltung“ bewarb. Über die Fakten gab es in der Kader-Abteilung des Landesvorstandes der SED (Mecklenburg-Vorpommern) einige Skepsis: „Er gibt als Beruf Kaufmann an und will als Kunsthändler in allen europäischen Ländern, außer Spanien und Balkan, tätig gewesen sein [...]“¹¹¹. Ein Schreiben „E I L T S E H R !“ wurde in die hierarchische Tiefe der Arbeiter-und-Bauern-Partei, also in die Tiefe Mecklenburgs, hinab gesandt. Über die geographischen Kenntnisse in der Kader-Abteilung der Kreisleitung in Güstrow ist nichts bekannt; zumindest kannten sie offensichtlich keinen so weit gereisten kunstsinnigen Neubauern. Indessen tippte niemand von oben so ohne Grund leichtfertig „E I L T S E H R !“ auf ein Schreiben; also wurde es sofort zum nächsten Kreisvorstand in Waren an der Müritz gesandt, die reichten es weiter an den Ortsvorstand in Malchow. Selbst die Genossen im tiefsten Mecklenburg wussten: In der Stunde null wurden klare, eindeutige „Charakteristiken“ erwartet, die da oben sollten sie erhalten: „Betr. Euer Schreiben vom 7. ds. M. über den Gen. Mansfeld, Hinrichshof./ Der Gen. Mansfeld ist uns als guter und aktiver Antifaschist bekannt. Er ist nach Aussagen des Dichters Joh. Becher, Mitbegründer des Spartakusbundes in Leipzig und ununterbrochen seit dieser Zeit Mitglied der früheren Kommunistischen Partei./ Seine Angaben, daß er als Kunsthändler in Berlin tätig war, entsprechen der Wahrheit./ Seit ca. 20 Jahren besitzt er einen ca. 80 Morgen Hof in Hinrichshof, auf dem er zur Zeit als Landwirt tätig ist. Wir halten ihn für einen geistig hochstehenden Menschen [...]“. Das war eine Entnazifizierung 1. Klasse – in der SBZ hatte Mansfeld nun eine neue Perspektive.

In Mecklenburg hatte Mansfeld jetzt ein Déjà-vu, wie es wohl nur ganz wenige haben konnten. Im Januar 1946 zog die SMAD in das Schweriner Schloss ein, dessen restliches museales Innenleben durch wahllos rekrutierte Hilfskräfte in einer Blitzaktion geräumt werden musste. Tage lag das Kunstgut auf dem freizugänglichen Hof des Museums am Alten Garten und auf dem Platz davor, dem Alten Garten. Jeder konnte sich bedienen, Militär und Zivilisten, viele taten es. Nicht so planlos ging es im März zu. Da standen im Landesmuseum in Schwerin 30 Kisten mit 1 955 Gegenständen – Waffen, Uniformen und Ausrüstungsstücke der kriegsgeschichtlichen Sammlung – zur Ablieferung an die SMAD bereit – sie wurden nach Moskau abtransportiert.¹¹² Nicht alles, von dem es hieß, es würde nach Moskau abtransportiert worden sein, war es auch. Schon im Sommer 1945 waren erste Kunstwerke von den Bergungs-orten außerhalb Schwerins zurückgeführt worden. Auf den weiter entfernten

¹¹¹ Siehe dazu und zum folgenden Zitat LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31).

¹¹² LHAS, 6.11-21, MfV, Nr. 169. Zum Thema Verluste siehe auch die 4 Bände des SMS „Dokumentation der kriegsbedingt vermißten Kunstwerke des Mecklenburgischen Landesmuseums“ (Verlustkatalog), Bd. 1–4, Schwerin 1998–2005.

Schlössern in Mecklenburg waren die Depots mit den Schweriner Kunstwerken oft geplündert worden. So hieß es zu Schloss Bellin am 25. Oktober 1945 nur: „Alles verloren“¹¹³. Am 18. Juni 1946 erging dann der interpretierbare SMAD-Befehl Nr. 177 zur Rückführung von kostbaren Museumsstücken. Doch auch der Präsident des Landes Mecklenburg-Vorpommern genehmigte die Überprüfung von Kunst- und Kulturgut in Museen und anderen öffentlichen Einrichtungen.¹¹⁴ Es folgte am 21. Februar 1946 die „Verordnung zur Erhaltung von Kunst und Kulturgut“¹¹⁵ und Verzeichnisse von sichergestellten Kunst- und Kulturgütern (Stadt Güstrow, Kreis Waren, Kreis Wismar)¹¹⁶ wurden in den Monaten danach erstellt. Dazu bedurfte es Sachverständiger für verlagerte Kunstwerke. Mansfeld sandte 1947 dem Rat des Kreises Waren, Amt für Kultur und Volksbildung, z. Hd. Herrn Kreisrat Nevermann, seine „Liste der wertvollsten Bilder aus der Gruppe der im Museum Waren sichergestellten Objekte“.¹¹⁷ Die Qualifikation des „Neubauern“ Mansfeld als Sachverständiger in Kunstfragen wurde gelobt und die Fähigkeiten der Expertin Dr. Margarete Riemschneider in Frage gestellt.¹¹⁸ Nachdem die Leiterin des Mecklenburgischen Landesmuseums, Riemschneider, ein Schreiben über den Verlust von Gemälden im Thronsaal und „Bilderhandel mit deutschem Staatsbesitz in Ivenack“ an den Präsidenten des Landes Mecklenburg-Vorpommern richtete¹¹⁹, wurde im März 1947 ein dreiköpfiger Museumsbeirat durch die Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern, Ministerium für Volksbildung, Abt. Allgemeine Volkskultur berufen: Theodor Michaelsen¹²⁰, Peter E. Erichson und eben Heinz Mansfeld.

Am 22. April 1947 sprach der Landeskonservator Viering das Problem des Raubes und der Ausplünderung des Landes Mecklenburg durch Händler und Schieber an.¹²¹ Diesem wild wuchernden Kunstmarkt sollte mit Gesetzen entgegengewirkt werden, so mit der „Verordnung zur Erhaltung von Kunst- und Kulturgut“ (21. Februar)¹²². Berechtigten oder unberechtigten Widerstand gab es allenthalben: Im Januar 1948 begann die buch- und wertmäßige Erfassung aller enteigneten Objekte durch das Amt für Sequestrierung und Beschlagnahme. Nicht jeder wollte mitmachen, Unterschlagungen und Vernichtung von Unterlagen kamen vor.¹²³ Einen Monat später macht Mansfeld Vorschläge über die

¹¹³ Verlustkatalog, Bd. 1, 1998 (wie Anm. 112), S. 14–16, hier S. 16.

¹¹⁴ LHAS, 6.11-21, MfV, Nr. 169.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ LHAS, 6.12-1/20 RdK Waren, Nr. 421.

¹¹⁸ LHAS, 6.11-21, MfV, Nr. 238.

¹¹⁹ Ebd., MfV, Nr. 2904.

¹²⁰ Noch im selben Jahr Strafbescheid für den Kunsthändler Theodor Michaelsen, Münzstr. 37, Schwerin / Widerstand gegen seine Mitgliedschaft im Beirat des Landesmuseums; ebd.

¹²¹ Ebd.

¹²² LHAS, 6.11-21, MfV, Nr. 169.

¹²³ LHAS, 6.11-18, MfV, Nr. 410.

Weiterbearbeitung der Registrierungen nach der Verordnung vom 27. Februar 1947 zur Erhaltung von Kunst- und Kulturgut.¹²⁴ Wieder einen Monat später engagierte er sich für die „Sicherung der kulturell und historisch wertvollen Burgen, Schlösser und Herrenhäuser im Zusammenhang mit Abbruchmaßnahmen der Bodenreform“¹²⁵, und die Aufstellung über das ausgelagerte und geborgene Kunstgut des Landesmuseums war fertig.¹²⁶ Er war immer noch „Neubauer“: Das Parteimitglied Mansfeld aus Hinrichshof erhielt am 18. Juli 1948 eine „Ehrenurkunde für mehr als 25jährige Zugehörigkeit zur sozialistischen Arbeiterbewegung“, unterzeichnet von den Parteivorsitzenden Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl.¹²⁷ Wenig später, am 30. September 1948, wurde das „Gesetz zur Änderung des Gesetzes über den Handel mit Kunstwerken und Antiquitäten (Kunsthandelsgesetz)“¹²⁸ im Schweriner Landtag beschlossen. Mansfeld schied aus der gemeinsam mit Dr. Noelle betriebenen oHG am 31. Dezember aus.¹²⁹ Bei den sich überschlagenden Ereignissen konnte Mansfeld für eine innere Retrospektive seines Agierens als Kunsthändler kaum innehalten, neue Intentionen hatten sich gebildet, Gelegenheiten mussten ergriffen werden: „Es waren nicht mehr die exaltierten Hoffnungen von 1919, die humanitären, revolutionären. Revolution, geführt von idealistischen Literaten, war im Grunde nirgends gewesen, sie entsprach dem Stil der Zeit nicht mehr. Auch die Bolschewisten waren jetzt keine Literaten mehr, sondern Militärs, Techniker, Macht-Techniker; wo sie einzogen, da hielt nicht Revolution, sondern neue, hartherzige Ordnung ihren Einzug, die von befohlener Lyrik geistlos verherrlicht wurde.“¹³⁰

Nach 1949: Der „Neubauer“ als Museumsdirektor

Die „Auflösung Preußens“ war keine Metapher befohlener Lyrik oder Prosa, sondern der Realpolitik, Chronologie und Exitus gleichermaßen bezeichnend: Das Gesetz Nr. 46 des Alliierten Kontrollrates vom 25. Februar 1947 war nur

¹²⁴ LHAS, 6.11-21 MfV, Nr. 169.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ StAS, N 06 (wie Anm. 53), Nr. 40.

¹²⁸ LHAS, 6.11-21 MfV, Nr. 165. „Gesetz zur Regelung des Handels mit Kunstwerken, kunstgewerblichen Erzeugnissen und Antiquitäten (GVBL. Jg. 1947, I, 34 u. MBl. Nr. 10, Jg. 2, S. 69)“.

¹²⁹ Unter dem Namen „Galerie Matthiesen“ veräußerte Dr. Noelle Konvolute deutscher Zeichnungen an die Hamburger Kunsthalle. Siehe Peter PRANGE: Deutsche Zeichnungen 1450–1800, in: Die Sammlungen der Hamburger Kunsthalle – Kupferstichkabinett, hg. v. Hubertus GABNER und Andreas STOLZENBURG, Bd.1 (Katalog), Köln [u.a.] 2007, S. 275–281, 437. Ein Jahr später erhielt das Land Berlin für die „Galerie des 20. Jahrhunderts“ zwei Gemälde von Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976) „Selbstporträt“ und „Gutshof in Dangast“. Siehe ENDERLEIN (wie Anm. 40), S. 222 f. Siehe auch SENGER (wie Anm. 43), S. 80: Die Kunsthandlung existierte als „Dr. Margarethe Noelle, Gemälde“ bis zum 16.8.1984.

¹³⁰ G. MANN (wie Anm. 104), Bd. 10, S. 38.

noch die juristische Form. Überall in Deutschland waren zukünftige Strukturen schon geschaffen worden. In der SBZ war die Situation weitaus schwieriger: Die rudimentären Strukturen wollten mit denen des sowjetischen Modells nicht harmonieren. Im Land Mecklenburg engagierte sich Heinz Mansfeld für eine „antifaschistisch-demokratische“ Neuorientierung von Kunst und Kultur, ersann prinzipielle Umstrukturierungen für das große Ganze – das war erst einmal die DDR. Im Jahr der Gründung des Arbeiter-und-Bauern-Staates wurde der „Neubauer“ Mansfeld, im früheren Leben Kunsthändler, am 15. Januar 1949 zum Direktor des Mecklenburgischen Landesmuseums und gleichzeitig zum Landeskonservator für Bau- und Kunstdenkmale am Landesamt für Denkmalpflege in Mecklenburg ernannt. Es war eine Ironie des Schicksals, dass gerade Mansfeld sich in seinen ersten Monaten mit den neuen Gesetzen „Erfassung aller Vermögenswerte von nach dem Westen geflüchteten Personen“ und „Bestimmungen über die Behandlung des Vermögens nach dem Westen geflüchteter Personen“¹³¹ befassen musste. In seinen Mußbestunden verfasste er nun breit gefächerte kunsthistorische und kunsttheoretische Publikationen¹³² mit einem zeittypischen propagandistischen Unterton.

Zu dem beruflichen Glück gesellte sich 1949 noch das private. Das Bauernleben auf dem Hinrichshof hatte Mansfeld hinter sich gelassen und war nach Schwerin umgezogen: kurzzeitig in die Gaußstraße und schließlich nach Tapenhagen 14 in das so genannte ‚Direktorenhaus‘. Seit 1950 hatte er eine kurze, aber bemerkenswerte Liaison: Mansfeld lebte mit Ingeborg Havemann (1904–1974), kurz Inge genannt, zusammen. Sie war die Tochter des Professors für Literaturgeschichte Otto Harnack und Schwester der Widerstandskämpfer Arvid und Falk Harnack. Heinz Mansfeld war mittlerweile 50 Jahre alt, und die Glückwünsche zum Geburtstag von der Landesleitung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands kamen von Karl Kleinschmidt (1902–1978) und Willi Bredel (1901–1964).¹³³

In dieser Phase der Umstrukturierung dominierte die Forderung nach Registrierung und Sicherstellung von Kunst- und Kulturgut.¹³⁴ Immer wieder wurden Informationen über den Stand der Anlage vollständiger Inventarverzeichnisse¹³⁵ abgefordert. Alles änderte sich wieder nach dem Beschluss der Landesbodenkommission, der die Wertgegenstände der enteigneten Großgrundbesitzer zu

¹³¹ LHAS, 6.11-18 MfF, Nr. 410.

¹³² Das Schweriner Schloß und seine Baumeister, in: Heute und morgen (1949) 12, S. 763–770; Goethe, Welt und Umwelt – eine Sammlung von historischen und zeitgenössischen Aufsätzen, Schönberg 1949. Formalismus und Realismus – eine Zusammenstellung von Material für die Weiterführung der Diskussion in den Arbeitsgemeinschaften und Wirkungsgruppen des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Schwerin 1949.

¹³³ StAS, N 06 Heinz Mansfeld (wie Anm. 53), Nr. 39.

¹³⁴ LHAS, 6.11-21 MfV, Nr. 169.

¹³⁵ Ebd.

Volkseigentum werden ließ.¹³⁶ Das war nur eine Art Tribut an das sowjetische Modell; die andere Art war in Zeitschriften wie der „Volksbildung“ präsent.¹³⁷ Als Landeskonservator wies Mansfeld 1951 auf die Überprüfung der von der Bodenreform berührten Schlösser und Herrenhäuser hin¹³⁸ und war um das kulturelle Erbe besorgt.

In Ostberlin wurden 1951 ganz andere Prioritäten gesetzt: Vom 5. bis 9. August 1951 sollten die III. Weltfestspiele der Jugend stattfinden. In der Nationalgalerie und im Pergamonmuseum war eine groß angelegte Schau „Deutsche Kunst“ mit repräsentativen Kunstwerken aus öffentlichen Sammlungen der DDR geplant. Zusammen mit thematisch ausgerichteten Präsentationen der Volksdemokratien sollte die „realistische Methode“ als einzige in der Kunst propagiert werden. Ohne hinderliche Sprachbarrieren sollte die „progressive“ Kunstdiskussion zum Formalismus-Realismus-Problem und zur Frage des nationalen Kulturerbes für die Gäste aus nah und fern bebildert werden. Für die konzeptionelle Umsetzung dieser schwer zu vermittelnden Idee „einer einzigen wahren Kunst“ beriefen die Ideologen ein wissenschaftliches Ausstellungskollektiv: Ludwig Justi aus Berlin, Gertrud Rudloff-Hille aus Dresden und Heinz Mansfeld aus Schwerin. Hinzu kam für die Realisierung Hans Knorr aus Halle. Jeder Experte hatte eine Meinung, Mansfeld hatte seine und einiges in diesem Jahr zu dem Thema publiziert¹³⁹. Die Experten zerstritten sich heillos, die Ausstellung ignorierte das „Formalismus-Problem“ und schloss salomonisch mit Kunstwerken von Liebermann und Kollwitz.¹⁴⁰

Im Westen, im Kunstgutlager Schloss Celle, begannen für den Museumsdirektor Mansfeld die langwierigen Verhandlungen um die Rückführung und den Austausch der Schweriner Museumsstücke.¹⁴¹ Im Osten erarbeitete der Schweriner Landeskonservator Mansfeld ein zur zentralistischen Struktur der DDR passendes Konzept für das neu zu gründende Institut für Denkmalpflege in Berlin. Den Aufbau und die Leitung dieses Instituts in Berlin lehnte er ab, und mit der 1952 durchgeführten Verwaltungsreform fiel seine Tätigkeit als Landeskonservator fort.

¹³⁶ LHAS, 6.11-18 MfF, Nr. 410.

¹³⁷ Z. B. Heinz MANSFELD: Teterow – ein Beitrag zur Erforschung der slawischen Siedlung in Mecklenburg. Fortschrittliche Museumsarbeit, in: Volksbildung 3, 1950, 16, S. 174–175; Volksbildung 3, 1950, 22, S. 247.

¹³⁸ LHAS, 6.11-21 MfV, Nr. 169.

¹³⁹ Die spätgotische Plastik in Mecklenburg und das Werk Ernst Barlachs, Deutsche Akademie der Künste, Berlin 1951; Über die Aufgaben der Kunstmuseen. Neuordnung der Malerei des 19. Jahrhunderts im Schweriner Landesmuseum. Heute und morgen, 1951, 3, S. 186–193.

¹⁴⁰ Maike STEINKAMP: Das unerwünschte Erbe. Die Rezeption „Entarteter“ Kunst in Kunstkritik, Ausstellungen und Museen der SBZ und frühen DDR, (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“, Bd. II), Berlin 2008, S. 312 f.

¹⁴¹ Lothar PRETZEL: Das Kunstgutlager Schloss Celle 1945 bis 1958, Celle 1959, S. 55; BArch Berlin, DR1, Nr. 5941. Siehe auch SMS Museumsarchiv, Auslagerung und Rückführung, Celle.

Heinz Mansfeld konzentrierte sich in den folgenden Jahren auf seine Tätigkeit als Direktor des Staatlichen Museums Schwerin¹⁴². Eine im Mai 1952 gegründete Abteilung für Ur- und Frühgeschichte im Museum als selbständiges Forschungsinstitut kompensierte sein Betätigungsfeld als Landeskonservator. Ein neuer Ausstellungsbereich für „Mittelalterliche Plastik und Malerei in Mecklenburg“ entstand später. Die programmatische Orientierung für die neue Kunstvermittlung hatte sich mit dem Auftakt von 1951, der ständigen Ausstellung „Holländische und flämische Malerei des 17. Jahrhunderts“ und einem dazugehörigen Katalog¹⁴³, schon angedeutet. Beides wurde damals sowohl von der Öffentlichkeit als auch von den Experten wegen dem zum ersten Mal in einem deutschen Kunstmuseum unternommenen Versuch von marxistisch-leninistischer Erberezption kontrovers aufgenommen. Nichtsdestotrotz wurden die holländischen Meister des 17. Jahrhunderts aus dem Staatlichen Museum Schwerin 1953 in der Nationalgalerie Berlin gezeigt, begleitet von einer gekürzten Neuauflage des Mansfeld-Kataloges von 1951. Die Meisterwerke der niederländischen Malerei wurden 1954 in Dresden präsentiert. Schließlich erschien der Katalog „Holländische Malerei des 17. Jahrhunderts“ 1954 in russischer Sprache.

Im Jahre 1954 erfolgte eine ebensolche Neuordnung des Bestandes von Gemälden des 18. Jahrhunderts, zusammen mit der Herausgabe eines umfangreichen und wissenschaftlich fundierten Katalogs. Einführungsräume mit erklärenden Texten und graphischen Darstellungen zeigten ebenso wie bei der holländischen Malerei auch hier den Zusammenhang zwischen künstlerischem Schaffen und der gesellschaftlichen Entwicklung. In diesen Kontext musealer Forschung ordnete sich die Dissertation von Mansfeld über den französischen Bildhauer Jean Antoine Houdon ein.

In Heinz Mansfelds Nachlass fanden sich Manuskriptfassungen seiner Dissertation „Der Bildhauer Jean Antoine Houdon (1741–1828) – Seine Zeit – Sein Werk in Deutschland“. Fotografien von Houdons Kunstwerken und ein Aufsatz von Louis Réau (1881–1961) „Les Expositions du centenaire de Houdon“ waren von demselben an Mansfeld adressiert: „An D Heinz Mansfeld / En souvenir de sa visite á Paris / L Réau“.¹⁴⁴ Der Aufenthalt in Paris gehörte für den französisch parlierenden Heinz Mansfeld sicherlich zu den angenehmeren Begleitumständen auf der langen Reise zur Promotion an der Ernst-Moritz-

¹⁴² Die Umbenennung stand im Zusammenhang mit der Auflösung des Landes Mecklenburg (wie alle übrigen Länder der DDR) und der Einteilung in Bezirke: aus der Küstenregion wurde der Bezirk Rostock gebildet, der Westen Mecklenburgs wurde zum Bezirk Schwerin, der Osten zum Bezirk Neubrandenburg. Siehe Wolf KARGE, Ernst MÜNCH, Hartmut SCHMIED: Die Geschichte Mecklenburgs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4. Aufl. Rostock 2004.

¹⁴³ Holländische Maler des XVII. Jahrhunderts im Mecklenburgischen Landesmuseum, Schwerin 1951 (Bestandskat., 2. Aufl. 1952).

¹⁴⁴ StAS, N 06 (wie Anm. 53), Nr. 1, 11, 12, 34, 35.



Abb. 5:
Heinz Mansfeld (im dunklen Mantel), 1. Mai-Demonstration, 1958,
Foto von Hans Joachim Hohferber, Fotoarchiv des Staatlichen Museums Schwerin

Arndt-Universität in Greifswald¹⁴⁵. Da Mansfeld kein Universitätsstudium absolviert hatte, musste er 1954 entsprechende Meriten vorweisen. Die Gutachten für Mansfelds Dissertation verfassten Prof. Dr. Karl Heinz Clasen (23. November 1955) und Prof. Dr. Erwin Bielefeld (30. November 1955). Beide wiesen auf die Tatsache hin, „daß der Verfasser als Kunsthistoriker an einem Museum aus der wissenschaftlichen Praxis kommt [...] den ganz bestimmten Charakter einer Arbeit aus der Museumspraxis aufweist und nicht immer die Anforderungen erfüllen kann, die eine weiter reichende historische Sicht zu stellen hat.“ Professor Erwin Bielefeld beschränkte sich in seiner Kritik auch nicht nur auf das Kunstwissenschaftliche: „Über den rein politisch-historischen sowie gesellschaftswissenschaftlichen Teil der Arbeit steht mir kein Urteil zu. Immerhin fällt dem unbefangenen Leser auch hier einiges peinlich auf.“ Beide Gutachter lobten den „große[n] Fleiß und die mühevollte Bereitstellung des archivalischen Materials“ und einigten sich auf das Prädikat „gut“. Das gleiche Prädikat ergab die mündliche Prüfung am 22. Dezember 1955 u. a. zu den Themen „Vergleich zweier Landschaften der beiden van de Veldes“ und „Der verschiedene Ausgangspunkt der Malerei von Cuyp und

¹⁴⁵ Zu den folgenden Ausführungen über die Promotion Mansfelds siehe UAG, Phil.-Diss. II, Nr. 1224 (wie Anm. 106).

Potter“. Mansfeld hatte seine wissenschaftliche Befähigung nachgewiesen, am 4. Februar 1956 wurde „Herrn Heinz Mansfeld der Grad eines Doktors der Philosophie“ verliehen.

Nicht nur dem Gutachter Professor Bielefeld fiel an Mansfeld „einiges peinlich auf“. Schon 1955 gab es einen „Ermittlungsbericht/ Betr.: Mansfeld, Heinz“ in der Akte des Ministeriums für Staatssicherheit von Inge Havemann, darin notierte eine tragikomische Figur dieser neuen Zeit die „Peinlichkeit“: „Eine aktive gesellschaftliche Arbeit im Betrieb sowie im Wohngebiet ist nicht vorhanden, angeblich, weil er dienstlich so sehr in Anspruch genommen ist.“¹⁴⁶ Auch IM „Heitschel“ berichtete am 21. Oktober 1955: „Mansfeld lehnte wegen Arbeitsüberlastung ab.“¹⁴⁷ Schließlich wurde vom Ministerium für Staatssicherheit 1957 auch für Dr. Mansfeld eine Akte¹⁴⁸ angelegt. Auf seiner Personenkarteikarte wurde lapidar vermerkt: „[Mansfeld] war als KW [konspirative Wohnung] vorgesehen und lehnt ab.“¹⁴⁹ Diese Renitenz forderte die Staatssicherheit geradezu heraus. IM „Wendt“ berichtete am 26. September 1958 über Dr. H. Mansfeld (Abb. 5): „[...] Man kann sie [Mansfeld und seine engen Bekannten] als eine Gruppe der stillen Opposition einschätzen. [...] Einer politischen Arbeit geht er aus dem Weg. [...] Mansfeld fährt einen Kabinenroller, den er angeblich aus Westdeutschland hat.“¹⁵⁰

Die forcierte politisch-ideologische Ausrichtung von 1958 hatte ihr Äquivalent in einer programmatischen Orientierung für die Kunstvermittlung im Staatlichen Museum Schwerin. Der neue Ausstellungsbereich „Malerei und Plastik des 20. Jahrhunderts“ entstand mit dem im Stil dieser Zeit formulierten Ziel: „das Verständnis der Werktätigen für die Kunst des sozialistischen Realismus zu vertiefen und eine Sammlung an hervorragenden Werken sozialistischer Gegenwartskunst aufzubauen“¹⁵¹. Während dieser zukunftsweisenden Erweiterung trat die Vergantheit des Museums auf den Plan.

Mysteriöses Ende

Unter Mansfelds Ägide erfolgte die Rückführung der Schweriner Sammlung historischer Waffen des 16. und 18. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um einen Teil der mehr als eineinhalb Millionen Kunstwerke, die von der „Trophäenbrigade“ der Roten Armee requiriert worden waren und nun an die Museen in der DDR zurückgegeben wurden. Die Dresdner Gemäldegalerie erhielt weltberühmte Meisterwerke zurück, die Berliner Museen ebenso bekannte Arte-

¹⁴⁶ BStU, Außenstelle Schwerin, MfS, BV Schwerin, AP 04/67 Havemann, Ingeborg.

¹⁴⁷ Ebd.

¹⁴⁸ BStU, Außenstelle Schwerin, MfS, BV Schwerin, AP 2524/57 Mansfeld, Heinz.

¹⁴⁹ Ebd., Abt. XII, Personenkarteikarte F 16 Heinz Mansfeld.

¹⁵⁰ Ebd., AP 04/67.

¹⁵¹ Staatliches Museum Schwerin. Museums-Kompodium, Leipzig 1984, S. 18.

fakte aus der Antikensammlung, Museen in Gotha, Leipzig, Potsdam-Sanssouci, Wörlitz und Dessau bedeutende Bestände an Kunstgut. Die Schweriner Sammlung bekam mit der Rückführung kostbarer historischer Waffen einen Teil des alten Glanzes zurück. Am 10. Mai 1959 wurden die schon in der Sowjetunion restaurierten Waffen in einer Ausstellung den Museumsbesuchern präsentiert.¹⁵²

Heinz Mansfeld nahm an dieser Siegesparade mit ihrer ambivalenten Symbolik von „brüderlicher Verbundenheit“ nicht teil. Am Tag, als die sowjetische Delegation die letzten Absprachen zur unmittelbar bevorstehenden Eröffnung der Ausstellung „Historische Waffen“ treffen wollte, wurde Mansfeld in seiner Wohnung im ‚Direktorenhaus‘, Tappenhagen 14, tot aufgefunden. „Tag und Stunde des Todes konnten nicht festgestellt werden. Der Verstorbene wurde am 4. Mai 1959 um 1 Uhr 30 Minuten zuletzt lebend gesehen.“¹⁵³ Die Nachrufe und Traueranzeigen gaben als Todesdatum den 3. Mai 1959 an,¹⁵⁴ das schnell kursierende offene Geheimnis konnten sie nicht verhindern: Heinz Mansfeld soll im 60. Lebensjahr mit Zyankali den Suizid herbeigeführt haben. Nur in den Akten des Ministeriums für Staatssicherheit findet sich ein Bericht des IM „Eckart Pontow“ vom 21. Januar 1965 über Inge Havemann und Heinz Mansfeld: „Sie war verreist, als sich Genosse Quandt Mansfeld kommen ließ und ihm offenbar Vorhaltungen über sein [...] Verhalten machte. Dies muss Mansfeld sehr gekränkt haben. Kurz darauf starb er. Über die Todesursache sei den Ärzten strengstes Stillschweigen auferlegt worden. Willi Bredel habe später einmal erzählt, in welchem Zustand der Tote aufgefunden worden sei: ... [Es war] Selbst-mord durch eine Überdosis an Gift.“¹⁵⁵

In der Zeitung war am 9. Mai zu lesen: „Wegen der Trauerfeier für Herrn Direktor Dr. Heinz Mansfeld bleiben die Sammlungen des Staatlichen Museums am Sonnabend, dem 9. Mai 1959, geschlossen.“¹⁵⁶ Zwei Tage später wurde darüber berichtet: „Abschied vom Genossen Dr. Mansfeld / Schwerin. Zahlreiche Schweriner hatten sich am Sonnabendnachmittag im Staatlichen Museum zu Schwerin eingefunden, um von Dr. Heinz Mansfeld Abschied zu nehmen, der durch einen plötzlichen Tod aus seiner unermüdlichen Tätigkeit als Museumsdirektor gerissen wurde. Neben seinen nächsten Angehörigen hatten Vertreter des Ministeriums für Kultur und der 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED, Bernhard Quandt, Platz genommen. Nach dem Verklingen des Largo in Fis-Dur von Joseph Haydn würdigte der bekannte Schriftsteller Willi Bredel die Verdienste, die sich der Genosse Dr. Mansfeld in jahrelanger Arbeit um die

¹⁵² Vgl. Ebd., S. 18 f.; DRMD (wie Anm. 105). Schweriner Verluste waren gleichwohl eine Folge der im Potsdamer Abkommen festgeschriebenen Entmilitarisierung Deutschlands.

¹⁵³ StAS, Sterbeurkunde Nr. 579, Schwerin, 9.5.1959. Für diesen Hinweis sei dem Direktor des Stadtarchivs Dr. Bernd Kasten herzlich gedankt.

¹⁵⁴ Traueranzeigen von Ingeborg Havemann-Harnack, der Lebensgefährtin von Heinz Mansfeld, in SVZ; vom Rat des Bezirkes Schwerin in SVZ u. NNN 7.5.1959.

¹⁵⁵ BSTU, Außenstelle Schwerin, MfS, BV Schwerin, AP 04/67.

¹⁵⁶ NNN 9.5.1959.

inzwischen weit über die Grenzen unserer Republik hinaus bekannte Kulturstätte in Schwerin erworben hat. / Nach der Trauerfeier erfolgte die Ueberführung ins Krematorium.“¹⁵⁷

Die Forschung zur Persönlichkeit Heinz Mansfelds, die ihn eben nicht als Stereotyp für „DDR-Funktionär“, sondern als Persönlichkeit der Zeitgeschichte versteht, ist noch nicht abgeschlossen. Einige Resultate, hier mit dem Akzent auf weitgehend unbekanntem Facetten der Persönlichkeit, sollten der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden – verbunden auch mit dem Wunsch, bis jetzt verschollene Relikte wieder zu finden. Erschwert wurde die Forschung durch Heinz Mansfelds spurlos verschwundene persönliche Korrespondenz, seine Tagebücher und Fotoalben¹⁵⁸ – von einer mit ziemlicher Sicherheit anzunehmenden Kunstsammlung existiert nicht einmal eine Erinnerung. Was blieb, waren in der Nachkriegszeit angefertigte, konformistische Selbstbiographien¹⁵⁹ von Heinz Mansfeld. Auf den 2 bis 3 Seiten mit ähnlich lautenden oder identischen Phrasen und Formulierungen für seine in der Sowjetischen Besatzungszone neu beginnende Karriere als Kulturfunktionär in Mecklenburg blieb die „wahre“ Persönlichkeit mit ihren gebrochenen Facetten verborgen. Es blieb ein Wagnis, aus den in den Archiven gefundenen Fragmenten die Rekonstruktion eines Menschenlebens zu beginnen. Nicht zuletzt durch die sich vergrößernde zeitliche Distanz und eine unbefangene Perspektive hoffen die Verfasser des Aufsatzes, dem Anspruch einer differenzierteren Betrachtung bei aller historischen Dramatik gerecht zu werden.

Anschrift der Verfasser:

Dr. phil. Susanne Fiedler
c/o Staatliches Museum Schwerin
Kunstsammlungen, Schlösser und Gärten
Alter Garten 3
19055 Schwerin
fiedler@museum-schwerin.de
fiedler.susanne@googlemail.com

Dr. des. Torsten Knuth
Güterbahnhof 7
18119 Rostock
torsten.knuth@googlemail.com

¹⁵⁷ SVZ 11.5.1959. Seit 1994 befindet sich Mansfelds Grab auf dem Ehrenfriedhof der Opfer des Faschismus (Platz der OdF).

¹⁵⁸ StAS, N 06 (wie Anm. 53), enthält Aufsätze, Reden, Notizen, Kataloge und Publikationen, 1947–1959 (Privatkorrespondenz fehlt).

¹⁵⁹ LHAS, 10.34-3, Nr. 5435 (wie Anm. 31); UAG, Phil.-Diss. II, Nr. 1224 (wie Anm. 106).

DAS „WHO IS WHO“ DES GESCHICHTSVEREINS – DIE MATRIKELBÜCHER¹

Von Antje Koolman

Das jüngste Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, das im September 2011 im Matrikelbuch des Geschichtsvereins verzeichnet wurde, trägt die Mitgliedsnummer 3324. Seit der Gründung des Vereins im Jahr 1835 wurden die Namen der Neueintretenden in drei leder- bzw. leinengebundenen Bänden dokumentiert. Während Band 3 noch immer in Benutzung ist, befinden sich die ersten beiden Bände als Nr. 55 und Nr. 56 im Bestand 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde im Landeshauptarchiv Schwerin.² Blättert man die Seiten durch, stößt man immer wieder auf bekannte Namen, die mecklenburgische Geschichte geschrieben bzw. – wie könnte es bei einem Geschichtsverein anders sein – aufgeschrieben haben. Einige von ihnen waren so bedeutend, dass sie selbst zum Forschungsobjekt, zum Gegenstand von Tagungen oder Vorträgen wurden, wie beispielsweise Georg Christian Friedrich Lisch³ oder Theodor Kliefoth,⁴ oder dass sie namengebend für Straßen in der Landeshauptstadt Schwerin wurden. Hier wäre wieder Lisch zu erwähnen, aber auch beispielsweise Robert Beltz⁵ oder Georg Adolph Demmler.⁶ Andere erlangten Nachruhm, weil grundlegende Werke der Geschichtswissenschaft ihren Namen tragen: Hermann Grotefends Taschenbuch der Zeitrechnung⁷ oder Friedrich Schlies Kunst- und Geschichtsdenkmäler⁸ sind auch heute noch unverzichtbare Nachschlagewerke. Während diese berühmten Vertreter verschiedene Würdigungen erfahren haben, stehen neben ihnen viele ungenannte Namen. So manche Per-

¹ Die folgenden Ausführungen geben, leicht überarbeitet, einen Kurzvortrag wieder, der im Dezember 2011 anlässlich des Erscheinens von Band 125 der Mecklenburgischen Jahrbücher von der Verfasserin gehalten wurde.

² Informationen, die nicht durch andere Quellen belegt werden, entstammen den Matrikelbüchern, auf die im Folgenden nicht einzeln verwiesen wird. Eintragungen zu einzelnen Personen können jeweils über die Mitgliedsnummern recherchiert werden.

³ Mitgliedsnummer 1.

⁴ Mitgliedsnummer 50.

⁵ Mitgliedsnummer 930.

⁶ Mitgliedsnummer 96.

⁷ Hermann GROTEFEND: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover ¹⁴2007. Mitgliedsnummer 1306.

⁸ Friedrich SCHLIE: Die Kunst- und Geschichts-Denkämer des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, 5 Bde., Nachdruck der Erstaussgabe, Schwerin 1992–2003. Mitgliedsnummer 876.

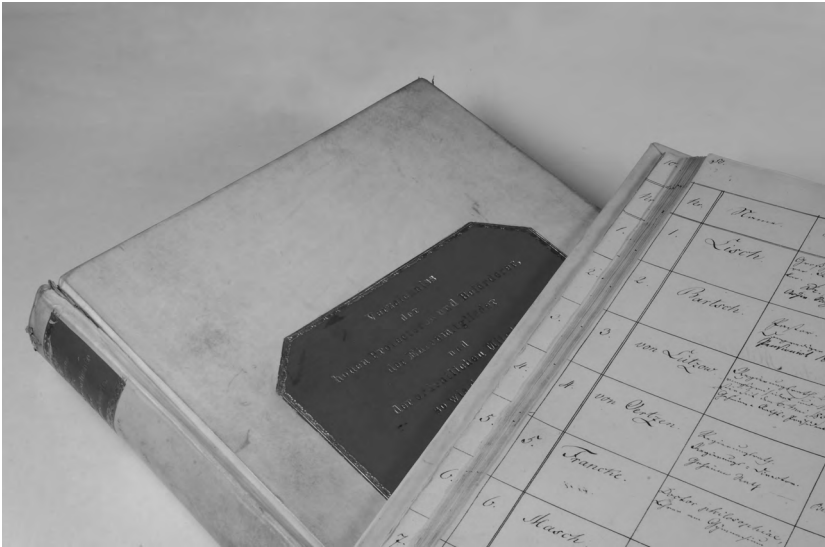


Abb.:
Matrikelbücher des Geschichtsvereins (LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische
Geschichte und Altertumskunde, Nr. 55 u. 56).

sönlichkeit ist zwar bekannt, doch kann ihre Verbindung zum Geschichtsverein durchaus wieder in Erinnerung gebracht werden. Andere Mitglieder sind in Vergessenheit geraten oder vollkommen unbekannt. Trotzdem haben sie zu der Entwicklung des Geschichtsvereins seit seiner Gründung beigetragen oder sind typisch für das Erscheinungsbild des Vereins zu der jeweiligen Zeit. Einige dieser Vertreter sollen beispielhaft Gegenstand der Betrachtungen sein.

In den Matrikelbüchern wurde bei den Mitgliedern bis 1945 nach verschiedenen Gruppen unterschieden, die jeweils getrennt aufgeführt wurden. Als vornehmste Gruppe wurden zuerst die Protektoren des Vereins aufgenommen. Danach folgten die so genannten hohen Beförderer, die sämtlich Fürstenhäusern entstammten. Anschließend wurden die Ehrenmitglieder aufgelistet. Die letzte und größte Gruppe bildeten die ordentlichen Mitglieder, in deren Händen die eigentliche Vereinsarbeit lag.

Mit der Gründung des Vereins im Frühjahr 1835 wurden die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz gebeten, das Protektorat über den Verein zu übernehmen. Beide gaben ihre Einwilligung, sodass mit dem 28. März Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin die Liste anführte, seit dem 13. April gefolgt von Großherzog Georg von

Mecklenburg-Strelitz.⁹ Nach dem Tod eines Fürsten wurde jeweils innerhalb weniger Monate sein Nachfolger aufgenommen. Insgesamt sind 10 Protektoren verzeichnet. Die mecklenburgische Erbfolge wurde auch hier genau eingehalten bis hin zur zeitweiligen Übernahme des Protektorats während seiner Regentschaft durch Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin von 1897 bis 1901. Am Vorabend der Regierungsübergabe an seinen Neffen legte er es wieder nieder. Friedrich Franz IV. war anschließend der letzte großherzogliche Schirmherr aus dem Hause Mecklenburg-Schwerin. Als er im Rahmen der Verhandlungen um einen Abfindungsvertrag nach seinem Thronverzicht sämtliche Vereinsprotektorate niederlegte, verzichtete er mit einem Schreiben aus Gelbensande vom 10. September 1919 beim Geschichtsverein auf die Schirmherrschaft. Mit Einwilligung des Gauleiters Friedrich Hildebrandt nahm er seine Vereinsprotektorate 1933 wieder auf, so auch am 10. Juli beim Geschichtsverein, der ihn bis zu seinem Tod im November 1945 im Matrikelbuch führte.¹⁰ Mit dem Selbstmord Großherzog Adolf Friedrichs VI. war die Verbindung zum Mecklenburg-Strelitzschen Fürstenhaus bereits im Februar 1918 erloschen. Ohnehin war die Verbindung zum Schweriner Fürstenhaus, sicher auch aufgrund der räumlichen Nähe, wesentlich enger, was sich besonders bei den hohen Beförderern zeigte.

Alle mecklenburgischen Erbgroßherzöge waren typischerweise als Beförderer verzeichnet und wechselten mit der Thronbesteigung in die Spalte der Protektoren. Was unter den „Hohen Beförderern“, die von Anfang an im Matrikelbuch vertreten waren, eigentlich zu verstehen war, blieb in den ersten Vereinsstatuten unerwähnt, die eigentlich nur „Ordentliche, Correspondirende oder Ehren-Mitglieder“ kannten.¹¹ In den Statuten von 1885 wurde ihre Rolle zwar immer noch nicht definiert, aber sie fanden zumindest darin Erwähnung. Paragraf 10 zufolge „behält sich [der Verein] vor, Mitglieder fürstlicher Häuser mit ihrer Einwilligung zu hohen Beförderern zu erwählen.“¹² Die Wahl erfolgte durch die Generalversammlung.¹³ Zu verstehen war unter dem Status eines „hohen Beförderers“ eine besondere, Angehörigen von Fürstenhäusern vorbehaltene Ehrenmitgliedschaft, die dem Ansehen des Vereins förderlich

⁹ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 1a.

¹⁰ Bernd KASTEN: Herren und Knechte. Gesellschaftlicher und politischer Wandel in Mecklenburg-Schwerin 1867–1945, Bremen 2011 (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommern Bd. 11), S. 281 u. S. 426.

¹¹ Statuten des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Meklenburgs, Schwerin 1835, § 13.

¹² Statuten des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Schwerin 1885, § 10.

¹³ Statuten 1885 (wie Anm. 12), § 21.

war.¹⁴ Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz ließ sich im November 1835 als ordentliches Mitglied aufnehmen, erhielt auch ein Diplom über die Mitgliedschaft und wurde unter Nr. 210 in die Liste der ordentlichen Mitglieder aufgenommen. Dann aber bat ihn der Vereinsausschuss, sich als Beförderer führen zu lassen, um seiner Stellung Rechnung zu tragen.¹⁵ Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin, der während seiner Regentschaft die Schirmherrschaft innehatte, erwies sich dabei nicht nur als jemand, dessen Name die Matrikelbücher zierte, sondern als tätiges Mitglied, das wirklich die Interessen des Vereins beförderte. Er unterstützte beispielsweise die Siegelsammlung des Vereins mit Sendungen.¹⁶ Bei der Feier zum 50jährigen Bestehen des Vereins 1885 führte er den Vorsitz und war regelmäßiger Besucher bei Vortragsveranstaltungen.¹⁷

Neben den Thronfolgern und einigen nachgeborenen Söhnen der mecklenburgischen Herzogshäuser ließen sich auf Ansuchen des Vereins schon frühzeitig auch einige fürstliche Ehefrauen und Töchter unter die Beförderer aufnehmen. Hier war allerdings nur das Schweriner Haus vertreten. An dritter Stelle wurde im März 1836 die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste aufgenommen. 1852 wurde jedoch ihr Rücktritt verzeichnet. Ihr folgte in der Aufzählung als Nr. 4 unmittelbar Herzogin Helene, vermählte Herzogin von Orléans, die dem Verein bis zu ihrem Tod verbunden blieb. Der Beitritt beider Fürstinnen war durch Kammerherrn Carl von Rantzaу vermeldet worden.¹⁸ Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, die im Mai 1836 aufgenommen wurde, blieb ebenso zeitlebens Mitglied wie Großherzogin Auguste, Gemahlin von Großherzog Friedrich Franz II. Dessen zweite Gemahlin, Großherzogin Anna, wurde Anfang April 1865 um Gestattung ihrer Aufnahme gebeten, starb aber schon zwei Wochen später, offenbar bevor eine Antwort erfolgt war. Seine dritte Gemahlin, Großherzogin Marie, sowie weitere Fürstinnen wurden nicht mehr in den Matrikeln als Beförderer geführt. Einzig Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg trat noch im Mai 1920 nach dem Tod ihres Mannes in den Verein ein, wenn auch als ordentliches Mitglied.¹⁹

¹⁴ Albrecht Bartsch beschreibt die Funktion folgendermaßen: „Auch einige andere fürstliche Personen, nämlich der Herzog Gustav, die verwitwete Frau Erbgrossherzogin und die Herzogin Helene von Meklenburg-Schwerin, haben die Matrikel des Vereins unter der Rubrik „hohe Beförderer“ mit ihren Namen zu zieren geruht, und noch auf ferneren Gewinn dieser Art darf der Verein sich Hoffnung machen.“ (Albrecht BARTSCH: 4. Quartalbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin, den 12. April 1836, in: MJB 1, 1836 Beil. S. 1).

¹⁵ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 13.

¹⁶ LHAS, 10.63-1, Nr. 13 (wie Anm. 15).

¹⁷ Werner STRECKER: Bericht des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde über die Vereinsjahre vom 1. Juli 1919 bis dahin 1921, in: MJB 85, 1921, Beil., S. 2.

¹⁸ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 7.

¹⁹ Mitgliedsnummer 2299.

Daneben wurden auch einige auswärtige Fürsten als Beförderer aufgenommen, deren Namen dem Geschichtsverein Ansehen verliehen. Hier ließen sich Vertreter aus den Häusern Preußen, Sachsen, Dänemark und Schaumburg-Lippe gewinnen. Bei Fürst Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe zum Beispiel lässt sich vermuten, dass sein Engagement mit seiner Rolle als mecklenburgischer Gutsbesitzer zusammenhing. Der Beitritt des Königs von Preußen wiederum kam durch ein Versehen zustande. Statt an den König von Sachsen gelangte ein Band des Mecklenburgischen Jahrbuchs in die Hände König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, der es huldvoll entgegenzunehmen geruhte. Als der Vereinsvorstand davon erfuhr, entwarf er kurzerhand ein Schreiben, das den Fehler verschleierte und durch das der König gebeten wurde, sich als Beförderer einschreiben zu lassen. Das Vorgehen hatte Erfolg, Friedrich Wilhelm ließ sich 1857 in den Verein aufnehmen und nach seinem Ableben folgte 1861 sein Bruder Wilhelm fast wie selbstverständlich und gab sein Einverständnis zum Beitritt.²⁰ Vielleicht war ihr Beitritt ein Zeichen der Verbundenheit mit ihrer Schwester, der mecklenburgischen Großherzogin Alexandrine. Kaiser Friedrich, sicher auch aufgrund der Kürze seiner Regentschaft, und Kaiser Wilhelm II. sind nicht mehr in den Reihen der hohen Beförderer zu finden.

Zu Ehrenmitgliedern konnten einerseits Persönlichkeiten berufen werden, die von außerhalb kamen und aufgrund ihrer Verdienste um die Wissenschaft besonders geehrt werden sollten und als korrespondierende Mitglieder Verbindung zum Geschichtsverein pflegten.²¹ Als Beispiel sei nur Jakob Grimm genannt. Dessen Ehrenmitgliedschaft wurde anlässlich der Festveranstaltung zum 25jährigen Bestehen des Vereins beschlossen und wie folgt begründet: „der Professor Dr. Jacob Grimm zu Berlin, dessen Namen zu nennen jedem Deutschen genügt, uns aber seit dem 5. October 1835 als correspondirendes Mitglied, so wie als helfender Freund und Gönner besonders theuer“.²²

Andererseits konnten bei den Ehrenmitgliedern Persönlichkeiten aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder geehrt werden, die sich um den Verein besonders verdient gemacht hatten. Worin ihre Verdienste bestanden, ob sie sich als Inhaber von Ämtern, als Spender von Sammlungsgut oder einfach nur als langjährige Mitglieder ausgezeichnet hatten, wurde in einer Spalte im Abschnitt „Ordentliche Mitglieder“ vermerkt.

²⁰ LHAS, 10.63-1, Nr. 13 (wie Anm. 15).

²¹ Korrespondierende Mitglieder wurden in einem gesonderten Verzeichnis geführt, das hier keine weitere Berücksichtigung findet.

²² Wilhelm Gottlieb BEYER: Bericht über die am 24. April 1860 begangene Jubel-Feier der Gründung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde am 24. April 1835, dem Tage des 50-jährigen Regierungs-Jubiläums des hochseligen Großherzogs Friedrich Franz I. mit angehängtem Jahresberichte. in: MJB 25, 1860, Beil., S. 5. Seinem im Oktober 1859 verstorbenen Bruder Wilhelm, ebenfalls korrespondierendes Mitglied seit der Gründung des Vereins, wurde im gleichen Band ein kurzer Nachruf gewidmet.

Die Liste der ordentlichen Mitglieder führte Georg Christian Friedrich Lisch an.²³ Nach ihm und gleichberechtigt in der Spalte „Vorzügliche Bemühungen für den Verein“ als Stifter des Vereins gewürdigt, folgte an zweiter Stelle Pastor Albrecht Bartsch.²⁴ Gemeinsam riefen sie am 18. Oktober 1834 zur Gründung eines Geschichtsvereins auf. Dieses Datum wurde dann auch als ihr Eintrittsdatum im Matrikelbuch vermerkt. Geboren wurde Bartsch 1802 in Schwerin. Zu dem Zeitpunkt der Vereinsgründung war er Seelsorger der Heilanstalt Sachsenberg. Diese Position hatte er 1830 übernommen. 1839 wurde er zusätzlich Dritter Domprediger am Schweriner Dom, 1845 rückte er zum zweiten Prediger auf. Nachdem er 1851 emeritiert worden war, starb Bartsch am 15. November 1860 58jährig in Warin.²⁵ Warum sich Bartsch verhältnismäßig früh aus dem Verein und aus seinen Ämtern zurückzog, ließ sich aus den Vereinsakten nicht ermitteln. Vermutet werden können gesundheitliche Gründe, denn in dem Bericht zum 25jährigen Vereinsjubiläum heißt es: „Unter den einheimischen Freunden und Gönnern sei es zuvörderst erlaubt eines zu gedenken, dem ein hartes Geschick es gleich unmöglich gemacht hat, in der Versammlung zu erscheinen, oder uns schriftlich seinen Freundesgruß zu senden, der aber gleichwohl sicher im Geiste unter uns gewesen ist: ich meine den ehemaligen Domprediger Bartsch, jetzt in Warin, den die Matrikel neben dem „Archivar Lisch“ als zweiten Gründer und vieljährigen zweiten Secretair des Vereins aufführt.“²⁶ Innerhalb des Vereins übte er von der konstituierenden Sitzung am 17. Januar 1835 bis zum 6. November 1843 die Funktion eines Zweiten Sekretärs aus und gehörte seit 1836 der Deputation für Ausgrabungen an. Während dieser Zeit verfasste er in seiner Eigenschaft als 2. Sekretär acht Jahresberichte sowie die Quartalsberichte in den Mecklenburgischen Jahrbüchern.

Der Aufruf zur Gründung eines Vereins war am 18. Oktober 1834 erfolgt. Bis zur ersten Sitzung der Gründungsmitglieder zur Vorbereitung der Konstituierung des Geschichtsvereins am 17. Januar 1835 in Schwerin waren bereits 44 weitere Mitglieder eingetreten. Als weitere Mitgründer wurden dabei im Matrikelbuch die Regierungsräte Ludwig von Lützwow²⁷ und Friedrich Albrecht von Oertzen²⁸ aufgeführt.

Mit dem 1793 in Ludwigslust geborenen Ludwig von Lützwow sicherte sich der Verein die Unterstützung einer wichtigen Persönlichkeit, die über Verbindungen zu den richtigen Kreisen verfügte, in denen potentielle Mitglieder mit

²³ Mitgliedsnummer 1. Seine Verdienste um die Gründung des Vereins werden u. a. beleuchtet von Hans-Heinz SCHÜTT: Friedrich Lisch – Initiator und Seele des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 125, 2010, S. 209–224.

²⁴ Mitgliedsnummer 2.

²⁵ Gustav WILLGEROTH: Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem dreißigjährigen Kriege: mit Anmerkungen über die früheren Pastoren seit der Reformation, Bd. 2, Wismar 1925, S. 1058.

²⁶ BEYER (wie Anm. 22), S. 9 f.

²⁷ Mitgliedsnummer 3.

²⁸ Mitgliedsnummer 4.

Interesse für die Ziele des Geschichtsvereins zu suchen waren. Er war eher konservativ-monarchisch eingestellt, verschloss sich aber auch bis zu einem gewissen Grad nicht notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen und förderte besonders den Bildungsgedanken. Damit mussten ihm die Ziele des Geschichtsvereins entgegenkommen. 1834 gehörte er als Regierungsrat zu den kommenden Männern der mecklenburgischen Regierung. Mit seiner Ernennung zum Chef der Regierung 1837 nahm seine Karriere weiteren Aufschwung. 1840 wurde Lützwow mit 47 Jahren Präsident des Geheimen Rates und nahm damit zwei der wichtigsten Staatsämter ein, die das Land zu bieten hatte. Als Berater von Paul Friedrich und vor allem Friedrich Franz II. genoss er das Vertrauen der Großherzöge.²⁹ Als seine „vorzüglichen Bemühungen“ wurden im Matrikelbuch gewürdigt, er sei „Mitbegründer des Vereins [gewesen], welcher sein rasches Aufblühen und dauerndes Gedeihen zum großen Theile seinem Einfluß verdankte. Noch nach seinem Rücktritte bewies er seine fortdauernde Theilnahme durch häufige Geschenke für die Alterthumssammlung.“ Von seiner Gründung bis 1850 stand er dem Geschichtsverein als Präsident vor. Mit seinem Rückzug aus den Staatsgeschäften und der Verlegung seines Wohnsitzes auf sein Gut Boddin bei Gnoien legte er auch sein Amt innerhalb des Vereins nieder, woraufhin er zum Ehrenmitglied ernannt wurde. In den Jahrbüchern schrieb er über die „Heidnischen Wohnplätze zu Boddin“³⁰ und schenkte dem Verein wiederholt Bodenfundstücke für die Sammlungen. Außer-dem bereicherte er durch zahlreiche Schenkungen die Bibliothek des Geschichtsvereins. Durch die Ernennung von Lützwows zum Präsidenten des Vereins wurden Maßstäbe gesetzt. Nach seinem Rücktritt gelang es bis 1935 immer, die jeweiligen Ministerpräsidenten bzw. Staatsminister als Vereinspräsidenten zu gewinnen, was zum Prestige des Geschichtsvereins in der Gesellschaft nur beitragen konnte.³¹

Am 22. April 1835, dem Tag der ersten Generalversammlung, wies das Matrikelbuch schon 84 ordentliche Mitglieder auf, deren Zahl bis Jahresende auf 249 stieg. Blättert man die Seiten der Matrikelbücher durch, fällt auf, wieviele Pastoren sich im Verein engagierten. Allein bei den 1229 Mitgliedern, die im ersten Band verzeichnet sind, waren ca. 15 % Theologen. Eine der herausragenden Gestalten war hier Gottlieb Matthias Carl Masch, der auch zu den Mitgliedern der ersten Stunde gehörte.³² Zum Zeitpunkt seines Eintritts in den Geschichtsverein am 4. November 1834 war er Rektor der Bürgerschule in Schönberg. Am 1. Juli 1838 wurde er zum Pastor in Demern berufen, wo er das Pfarramt bis zu seinem Tod vierzig Jahre lang innehatte. Die Bemerkung im Matrikelbuch, er sei „Hauptarbeiter an den mekl. Regesten. Aufseher der

²⁹ René WIESE: Ludwig von Lützwow, in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, hg. von Sabine PETTKE, Bd. 4, Rostock 2004 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg Reihe A), S. 155 ff.

³⁰ Ludwig von LÜTZOW: Heidnische Wohnplätze zu Boddin, in: MJB 44, 1879, S. 85 f.

³¹ Auflistung der Präsidenten: Hans-Heinz SCHÜTT: Zur Geschichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 110, 1995, S. 191.

³² Mitgliedsnummer 6.

Münzsammlung seit dem 11. Jul. 1838. Mitarbeiter an den Jahrbüchern“ gewährt nur einen kleinen Einblick in sein außerordentliches wissenschaftliches Wirken. Er beschäftigte sich mit der Ordnung und Registrierung des Archivs des Bistums Ratzeburg, aus welcher Arbeit seine 1835 in Lübeck erschienene „Geschichte des Bisthums Ratzeburg“ resultierte. Masch gehörte zu den Verfechtern der Idee, ein mecklenburgisches Urkundenbuch herauszubringen, für das er, bis 1860 die eigentlichen Arbeiten aufgenommen werden konnten, wichtige Vorarbeiten leistete. Neben der Diplomatik beschäftigte er sich auch mit anderen Disziplinen der historischen Hilfswissenschaften wie der Heraldik und der Numismatik. In den Mecklenburgischen Jahrbüchern veröffentlichte er 43 Aufsätze, von denen der letzte im Jahr seines Todes erschien. Aufgrund seiner Verdienste verlieh ihm Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz den Titel eines Archivrats; 1876 erhielt er den Orden der Wendischen Krone. Der Geschichtsverein ehrte ihn 1860 anlässlich des 25. Vereinsjubiläums mit der Ernennung zum Ehrenmitglied. Gottlieb Masch starb am 28. Juni 1878.³³

Stellvertretend sei hier außerdem noch an weitere Theologen wie Theodor Kliefoth, Georg Krüger-Haye³⁴ oder Landesbischof Niklot Beste³⁵ erinnert. Damit stellten sie eine ungefähr doppelt so große Gruppe wie die Lehrer, zu deren Vertretern Richard Wossidlo gehörte, der sich große Verdienste um den Verein erwarb.³⁶ Eine Vielzahl von Juristen und Medizinern wie Carl-Friedrich Flemming,³⁷ der Gründer der Nervenheilanstalt Sachsenberg, fand gleichfalls den Weg in den Verein. Es waren typische Vertreter der gebildeten Schichten, die sich für die Landesgeschichte interessierten. Weiter fallen die großen Gruppen der Gutsbesitzer und der Regierungsbeamten ins Auge. Hier sind mehr oder weniger alle bekannten Namen der einflussreichen mecklenburgischen Adelsfamilien von B wie von Bassewitz bis Z wie von Zülow wiederholt vertreten. Unter Nr. 1645 ist sogar der von Bülowische Familienverband als korporatives Mitglied aufgeführt.

Auch wenn es sich anteilmäßig nur um eine kleinere Gruppe handelte, sollten die Vertreter aus dem Kunst- und Kulturbereich Erwähnung finden, da hier das Engagement für den Verein teilweise ausgesprochen hoch war. Die Archivare des Geheimen und Hauptarchivs waren traditionell vertreten, ebenso Vertreter anderer Archive. Neben Lisch trat 1834 Archivrat Christian Georg Evers ein,³⁸ der

³³ Wolfgang VIRK: Gottlieb Matthias Carl Masch, in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, hg. von Sabine PETTKE, Bd. 1, Rostock 2005 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg Reihe A), S. 165 ff.; Friedrich WIGGER: 4. Quartal- und Schlussbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin am 11. Juli 1878, in: MJB 43, 1878, Beil. S. 3 ff.

³⁴ Mitgliedsnummer 1511.

³⁵ Mitgliedsnummer 2619.

³⁶ Mitgliedsnummer 1356.

³⁷ Mitgliedsnummer 52.

³⁸ Mitgliedsnummer 15.

jedoch 1843 wieder ausschied. Über Dr. Beyer³⁹ wurde vermerkt, dass er „sehr gediegene Abhandlungen für die Jahrbücher [schrieb].“ Es folgten u. a. Friedrich Wigger⁴⁰ und Friedrich von Meyenn, Vereinssekretär 1891 bis 1901, von dem es im Matrikelbuch für bemerkenswert erachtet wurde, dass er abends um halb Neun in der Hovemannschen Badeanstalt in der Klosterstraße verstarb.⁴¹ Aus ihren Kreisen stammten regelmäßig die Ersten und Zweiten Sekretäre des Vereins,⁴² eine Tradition, die sich bis heute beim Vorstand fortsetzt. Gustav von Buchwald, der in Neustrelitz als Archivar wirkte, war von 1880 bis 1894 Mitglied im Verein.⁴³ Sein Nachfolger Hans Witte trat 1932 nach 34jähriger Mitgliedschaft aus, nachdem er 1925 maßgeblich an der Gründung eines eigenen Mecklenburg-Strelitzschen Vereins für Geschichte und Heimatkunde beteiligt gewesen war.⁴⁴ Der Wismarer Ratsarchivar Friedrich Techen wurde als Verfasser eines Registerbandes der Mecklenburgischen Urkundenbücher, als Herausgeber der Ribnitzer Chronik, als Verfasser verschiedener Arbeiten zur mecklenburgischen Geschichte und als Veranstalter von Führungen für den Verein in Wismar gelobt.⁴⁵ Angehörige des Museums engagierten sich wie Robert Beltz⁴⁶ oder Walter Josephi⁴⁷. Es gab eine Reihe von Baumeistern wie Georg Adolph Demmler, der 1849 austrat, Georg Daniel,⁴⁸ Paul Ehmig, der als Architekt des Archivgebäudes den Vortragsraum des Vereins entwarf,⁴⁹ und Paul Korff.⁵⁰ Maler wie Gustav Lenthe⁵¹ und Theodor Schloepke engagierten sich ebenso im Verein als auch Schriftsteller wie Heinrich Seidel⁵² und Rudolf Tarnow⁵³ und Musiker bzw. Musikwissenschaftler wie Clemens Meyer.⁵⁴

Eher seltener waren anfänglich Männer aus kaufmännischen Berufen vertreten. Im ersten Band finden sich vereinzelt Kaufleute, wie Volckmann⁵⁵ und Hagemann,⁵⁶ die mit dem Gastwirt und Weinhändler Hoffmann⁵⁷ in einer

³⁹ Mitgliedsnummer 151.

⁴⁰ Mitgliedsnummer 558.

⁴¹ Mitgliedsnummer 994.

⁴² SCHÜTT (wie Anm. 31), S. 191 f.

⁴³ Mitgliedsnummer 931.

⁴⁴ Mitgliedsnummer 1574.

⁴⁵ Mitgliedsnummer 1282.

⁴⁶ Mitgliedsnummer 930.

⁴⁷ Mitgliedsnummer 2046.

⁴⁸ Mitgliedsnummer 960.

⁴⁹ Mitgliedsnummer 1980.

⁵⁰ Mitgliedsnummer 1987.

⁵¹ Mitgliedsnummer 354.

⁵² Mitgliedsnummer 1299.

⁵³ Als Beruf hatte Tarnow seine hauptamtliche Tätigkeit als Betriebsinspektor der Nervenheilanstalt Sachsenberg angegeben. Mitgliedsnummer 2234.

⁵⁴ Mitgliedsnummer 2061.

⁵⁵ Mitgliedsnummer 281.

⁵⁶ Mitgliedsnummer 283.

⁵⁷ Mitgliedsnummer 284.

Gruppe von insgesamt 22 Neubrandenburgern gemeinsam eintraten, oder Buchhändler und Buchdrucker wie Bärensprung,⁵⁸ Stiller⁵⁹ oder Hinstorff.⁶⁰ Um die Jahrhundertwende nahm ihr Anteil bei den Vereinsmitgliedern langsam ein wenig zu. Fabrikanten, Brauereibesitzer,⁶¹ Weinhändler⁶² oder auch Klavierfabrikanten⁶³ interessierten sich jetzt für den Geschichtsverein. Männer wie Dr. Robert Stutzer, Direktor der Güstrower Zuckerfabrik,⁶⁴ Hermann Lindemann, Gaswerkbesitzer,⁶⁵ H. Zimmermann, Seifenfabrikant⁶⁶ traten in kurzer Folge ein. Auch Besitzer angesehenere Schweriner Geschäfte wie Optiker Friedrich Krille⁶⁷ oder Musikalienhändler Carl Claussen⁶⁸ fanden den Weg in den Verein. Handwerker dagegen begegnen besonders in den Anfängen äußerst selten. Als erster findet sich der Uhrmacher Sevecke aus Boizenburg,⁶⁹ gefolgt von dem Schustermeister Seidel aus Bützow, der sich große Verdienste um die Sammlungen erwarb.⁷⁰ Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begann eine Entwicklung, die sich danach noch verstärkt fortsetzte, nach der der Anteil an bürgerlichen Berufen immer weiter anstieg, die Zahl der Staatsbeamten, besonders der adeligen, dagegen deutlich abnahm. Es setzte ein Trend zur „Verbürgerlichung“ des Geschichtsvereins ein.

Die Rolle der Frau im Geschichtsverein entsprach ihrem Bild in der bürgerlichen Gesellschaft der Zeit. Es verwundert nicht, dass Frauen im Geschichtsverein bis 1945 eine verschwindend geringe Minderheit bildeten. In den ersten 75 Jahren traten sieben Frauen dem Verein bei, denen im gleichen Zeitraum 1976 Männer gegenüberstanden. Das erste weibliche Mitglied war am 25. November 1859 Frau Bertha von Schulse, geb. von Knuth, Gemahlin des preußischen Kammerherrn Wilhelm von Schulse auf Ludorf. Bertha von Schulse⁷¹ wurde am 8. Juli 1821 als Tochter des Joseph Ernst von Knuth zu Ludorf geboren. Die Familie war dort seit Mitte des 17. Jahrhunderts ansässig. Ihre Mutter Marianne Katharina Seeler war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Pokrent und Niendorf. 1840 heiratete Bertha von Knuth Wilhelm von Schulse, zu dem Zeitpunkt Leutnant in preußischen Diensten, dessen Familie aus Loischwitz in

⁵⁸ Mitgliedsnummern 49 u. 621.

⁵⁹ Mitgliedsnummer 122.

⁶⁰ Mitgliedsnummer 153.

⁶¹ August Spitta (Mitgliedsnummer 1437), Alexander Stürzel (Mitgliedsnummer 1615).

⁶² Gustav Michaelis (Mitgliedsnummer 1416), Robert Michaelis (Mitgliedsnummer 2926).

⁶³ Daniel Huss (Mitgliedsnummer 1782) oder Ernst Perzina (Mitgliedsnummer 1932), Hofpianofortefabrikanten.

⁶⁴ Mitgliedsnummer 1443.

⁶⁵ Mitgliedsnummer 1452.

⁶⁶ Mitgliedsnummer 1471.

⁶⁷ Mitgliedsnummer 2522.

⁶⁸ Mitgliedsnummer 2631.

⁶⁹ Mitgliedsnummer 513. Mitglied 1845 bis 1848 durch Austritt.

⁷⁰ Mitgliedsnummer 548.

⁷¹ Mitgliedsnummer 670.

Schlesien stammte. Ihr Vater, dessen Erbin sie war, war bereits 1832 gestorben, sodass Ludorf ihr zugefallen war. Nach der Eheschließung nahm Wilhelm von Schulse seinen Abschied, um auf Ludorf zu leben. Er starb 1883. Das Paar hatte zwei Kinder: den 1840 geborenen Ernst von Schulse und die 1846 geborene Beate von Schulse, die 1868 Friedrich von Bülow heiratete. Wilhelm von Schulse war 1851 in den Verein eingetreten und hatte Neujahr 1859, also im Jahr des Beitritts seiner Frau, seinen Austritt erklärt.⁷² Motivation für ihren Eintritt könnte u. a. Interesse für die Geschichte der Familie von Knuth gewesen sein. Im Frühjahr 1859 beauftragte Frau von Schulse einen Kandidaten der Philologie, Ludwig Hänselmann aus Braunschweig, mit genealogischen Forschungen am Geheimen und Hauptarchiv und dem Justizministerium. Ein weiterer Grund könnte eine Provokation ihrem Mann gegenüber gewesen sein, von dem sie zu einem bislang nicht zu ermittelnden Zeitpunkt geschieden wurde. 1857 stand sie mit ihm in einem Rechtsstreit um die Besitzverhältnisse der Güter Ludorf und Gneve, die auf Antrag des Lehns Eigentümers von Schulse 1851 in ein Allodium umgewandelt worden waren unter Vorbehalt des aufgrund des Erbtochterrechts bestehenden Besitzes und Nießbrauchs für Bertha von Schulse. Sie selbst schied 1880 wieder aus dem Verein aus. Bertha von Schulse starb am 20. November 1901 in Ludorf.⁷³

Die nächste Aufnahme einer Frau fand 1880 statt, als Frau Haberkern aus Berlin dem Verein beitrug.⁷⁴ Zu der Zeit konnte auch eine Frau, besonders der höheren Stände, für sich in Anspruch nehmen, dass sie zu den Gebildeten gehörte, die geneigt waren, für die Zwecke des Vereins zu wirken und denen der Beitritt laut Satzung freistand.⁷⁵ Nachdem aufgrund dieser Wortwahl zwei Frauen den Beitritt zum Geschichtsverein gesucht und gefunden hatten, an welche Möglichkeit ursprünglich wahrscheinlich gar nicht gedacht worden war, musste durch eine Satzungsänderung 1885 das Versäumte nachgeholt und eine neue Formulierung gefunden werden, durch die die Rolle von Frauen im Verein definiert wurde. Ein neuer Paragraf lautete jetzt: „Jedem unbescholtenen Manne, auch außerhalb Meklenburgs, steht jederzeit der Eintritt als ordentliches Mitglied frei. Ueber die Aufnahme von Frauen entscheidet der Ausschuß in jedem einzelnen Falle.“⁷⁶ Während für Männer die Beitrittsvoraussetzungen leichter wurden, indem der schwer zu definierende Anspruch auf „Gebildete“ wegfiel, wurden sie für Frauen schwerer, da sie sich jetzt einer Einzelfallprüfung unterziehen mussten. In den kommenden Jahren genehmigte der Ausschuss den Beitritt einer Gutsbesitzerwitwe, einer Privat- und einer Oberlehrerin, einer Ehefrau eines Domänenpächters und einer Frau Frieda

⁷² Mitgliedsnummer 589.

⁷³ LHAS, 5.12-6/2 Ministerium der Justiz, Lehnregistratur (Lehngüter III), Nr. 473; LHAS, 11.3-1/4 Familiengeschichtliche Sammlung von Rodde, Nr. 1189 u. Nr. 1946.

⁷⁴ Mitgliedsnummer 933.

⁷⁵ Statuten 1835 (wie Anm. 11), § 20; LHAS, 10.63-1, Nr. 1a (wie Anm. 9).

⁷⁶ Statuten 1885 (wie Anm. 12), § 5.

Cordes, geb. Wilbrandt, aus Schwerin, die die siebte Frau in der 75jährigen Vereinsgeschichte war. Ob Beitrittswillige auch abgelehnt wurden, lässt sich aus den Matrikelbüchern nicht erkennen. Ab dem Ersten Weltkrieg, der langsamen Zunahme der Bildungsmöglichkeiten für Frauen an Höheren Schulen und Universitäten nahm auch der Anteil an weiblichen Mitgliedern zu. Von 1916 bis 1944 traten 44 Frauen dem Verein bei. Die Berufsbezeichnungen in den Matrikelbüchern lauteten überwiegend Ehefrau, Witwe oder Fräulein. Diejenigen, die einer Erwerbstätigkeit nachgingen, waren in den meisten Fällen Lehrerinnen. Einzelne Hilfsarbeiterinnen des Archivs, des Museums oder der Bibliothek traten dem Verein bei, wie die erste promovierte Frau im Verein. Dr. phil. Anna Maria Floerke, Hilfsarbeiterin an der Landesbibliothek, gehörte seit 1929 zur Mitgliedschaft.⁷⁷ Als Konzertsängerin und Gesangslehrerin übte Hetta von Schmidt einen Beruf aus, der nicht dem durchschnittlichen Bild der weiblichen Vereinsmitglieder entsprach.⁷⁸ Die ungewöhnlichste Stellung nahm womöglich die letzte Priorin des adeligen Klosters in Barth in Pommern ein, Katharina von Hagenow, die 1940 eintrat.⁷⁹ Angeworben wurde sie von dem Barther Mittelschulrektor Hermann Schumacher, selbst Mitglied seit 1936.⁸⁰ Als Tochter eines Landrats aus Grimmen hatte sie 1906 das Lehrentinnenexamen erworben und im Ersten Weltkrieg als Johanniterschwester gearbeitet. Nach Ende des Krieges trat sie in Barth in das adelige Damenstift ein, dessen Priorin sie später wurde. 1921 nahm sie ein Studium der Germanistik und Geschichte mit Ziel des Staatsexamens für das höhere Lehramt auf. In Rostock bekam sie Kontakt zu Professor Hermann Teuchert und Richard Wossidlo, als deren Assistentin am „Mecklenburgischen Wörterbuch“ und an der Wossidlo-Sammlung sie von 1928 bis 1935 arbeitete. Da die Kreisleitung der NSDAP ihr die entsprechende nationalsozialistische Gesinnung absprach und die Erteilung einer politischen Zuverlässigkeitserklärung verweigerte, die für ihre Weiterbeschäftigung notwendig war, musste sie 1935 vorübergehend ihre Tätigkeit am Wörterbuch einstellen. Am 1. April 1940 konnte sie ihre Mitarbeit wieder aufnehmen, die sie bis zu ihrem Tod fortsetzte. Sie starb am 17. September 1952.⁸¹

Die einschneidenden Ereignisse der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts spiegeln sich auch bei den Mitgliedern des Geschichtsvereins wider und fanden damit Eingang in die Matrikelbücher. 25 Mitglieder fielen im Ersten Weltkrieg oder starben an den Verletzungen. Zu den Gefallenen zählte

⁷⁷ Mitgliedsnummer 2710.

⁷⁸ Mitgliedsnummer 2798.

⁷⁹ Mitgliedsnummer 2902.

⁸⁰ Mitgliedsnummer 2834; LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 41b u. 44.

⁸¹ LHAS, 5.12-7/1 Ministerium für Unterricht, Kunst, geistliche und Medizinalangelegenheiten, Nr. 1613; Mecklenburgisches Wörterbuch, hg. von Richard WOSSIDLO, Hermann TEUCHERT, Bd. 1, Neumünster 1942, S. XIII f.; Grete GREWOLLS: Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern. Ein Personenlexikon, Bremen 1995, S. 174.

Georg Grotefend, der Sohn des Archivars und Ersten Vereinssekretärs Hermann Grotefend, der 1914 bei Tracy le Val starb.⁸² Die meisten Eintragungen sind mit dem Hinweis „im Westen“, „in Frankreich“ oder „im Osten“ versehen, einige Angaben sind noch detaillierter und geben den Ort wie Ortelsburg, Montmirail oder Lüttich an. Ein Mitglied, Bürgermeister Johann Joerges aus Crivitz, galt seit 1915 als verwundet und vermisst und wurde 1916 für tot erklärt.⁸³

Für die Zeit des Nationalsozialismus lassen die Aufzeichnungen die Gleichschaltung des Geschichtsvereins erkennen. In ihrer Eigenschaft als Gauamtsleiter, was als Berufsbezeichnung vermerkt wurde, traten 1939 Richard Crull und Erich Rohde als Nr. 2884 und Nr. 2885 dem Verein bei.⁸⁴ Martin Bormann,⁸⁵ der als Landwirtschaftslehrling in Mecklenburg gearbeitet hatte, war seit 1938 Mitglied. Als Beruf hatte er Reichsleiter, als Wohnsitz Obersalzberg angegeben.⁸⁶ Im Matrikelbuch wurde als Wohnort zusätzlich Berlin notiert.

In den Akten zu den Veränderungen beim Mitgliederstand 1934/1935 befindet sich ein Notizzettel, dass Dr. Franz Meyersohn, Gottfried Wolff, Max Marcus und Dr. Siegfried Silberstein gestrichen seien.⁸⁷ Auf Drängen des Ministeriums für Unterricht begann der Verein im Frühjahr 1935, eine Satzungsänderung vorzubereiten, da die bestehende Satzung nicht dem nationalsozialistischen Organisationsprinzip und vor allem dem Führergrundsatz entsprach. Bei der Gelegenheit wurden die Bedingungen für die Mitgliedschaft an die neue Zeit angepasst. In Paragraf 11 hieß es nun „Ordentliches Mitglied kann jede unbescholtene, volljährige Person arischer Herkunft nach schriftlicher oder mündlicher Anmeldung werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vereinsleiter.“ Mitgliederversammlung und Ministerium hießen den vorgelegten Entwurf gut, sodass zum 1. Juli 1935 die neue Satzung in Kraft trat.⁸⁸ Daraufhin wurden der Landesrabbiner Dr. Silberstein und die anderen Mitglieder jüdischer Herkunft in den Matrikelbüchern gestrichen.

Als Mitglied Nr. 2036 war 1911 der Landesrabbiner Dr. Siegfried Silberstein in den Verein eingetreten. Silberstein war historisch forschend tätig und veröffentlichte verschiedene Aufsätze zur Geschichte des Judentums in Meck-

⁸² Mitgliedsnummer 2088. Den in den Vereinsjahren 1914/15 und 1915/16 für das Vaterland gefallenen Mitgliedern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zum Gedächtnis, in: MJB 81, 1917, S. 99 ff.

⁸³ Mitgliedsnummer 1771.

⁸⁴ Aufnahmeanträge sind nicht überliefert. Vgl. LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 43.

⁸⁵ Mitgliedsnummer 2868.

⁸⁶ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 42. Die Beitrittserklärung Bormanns war mit dem 12.2.1937 falsch datiert, während das Begleitschreiben das korrekte Datum 12. Februar 1938 enthält.

⁸⁷ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 41 a.

⁸⁸ LHAS, 10.63-1, Nr. 7 (wie Anm. 18).

lenburg.⁸⁹ Dabei lag ein Schwerpunkt auf der Judenemanzipation und auf den Befreiungskriegen. Im Mecklenburgischen Jahrbuch von 1913 erschien eine Berichtigung zu dem Aufsatz Stiedas über das Tabaksmonopol in Mecklenburg-Schwerin, wofür Silberstein die Akten des Geheimen und Hauptarchivs zu den Hofjuden ausgewertet hatte.⁹⁰ Im gleichen Jahr hielt er vor dem Verein einen Vortrag zum Thema der Judenemanzipation in Mecklenburg nach der Konstitution des Herzogs Friedrich Franz I. vom 22. Februar 1813.⁹¹ Ab 1922 zählte er zu den Förderern, die freiwillig einen Jahresbeitrag von 100 Mark und mehr zahlten. Er starb einen Monat nach seinem Ausschluss am 8. August 1935 in Rostock. Ebenso wurde 1935 der praktische Arzt Dr. med. Franz Meyersohn, der am 19. Mai 1930 eingetreten war, gestrichen.⁹² Schon sein Vater, Sanitätsrat Bernhard Meyersohn, war von 1900 bis zu seinem Tod 1920 Mitglied gewesen.⁹³ Franz Meyersohn wanderte 1938 mit seiner Familie in die USA aus.⁹⁴ Max Marcus stammte aus einer eingewanderten Familie in Güstrow, wo er sich ab 1904 als Rechtsanwalt etabliert hatte. Er war im Vorstand der dortigen jüdischen Gemeinde tätig, deren juristischen Interessen er vertrat. Auch gehörte er als Mitglied dem Israelitischen Oberrat von Mecklenburg-Schwerin an. In den Geschichtsverein trat er 1913 ein.⁹⁵ 1938 erhielt er Berufsverbot, wurde verhaftet und wanderte 1939 nach Israel aus.⁹⁶ Der Parchimer Rechtsanwalt Gottfried Wolff, der aus einer mecklenburgischen Kaufmannsfamilie stammte, war 1907 in den Geschichtsverein eingetreten.⁹⁷ 1935 verlor er ebenfalls sein Notariat. Nach Berufsverbot, Zerstörung der Kanzlei und Zwangsverkauf seines Hauses 1938 zog Wolff nach Hamburg. Bevor er deportiert wurde, beging Gottfried Wolff mit seiner Familie im Juli 1942 Selbstmord.⁹⁸

⁸⁹ 100 jüdische Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern. Ein Begleiter zur Ausstellung des Max-Samuel-Hauses 22. Mai bis 22. November 2003, hg. von der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock, Rostock 2003, S. 153 f.

⁹⁰ Siegfried SILBERSTEIN: Berichtigung zu Stieda, das Tabaksmonopol in Mecklenburg-Schwerin (Jahrbuch 75), in: MJB 78, 1913, S. 373 ff.

⁹¹ Friedrich STUHR: Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 78, 1913, Beil., S. 7.

⁹² Mitgliedsnummer 2721. LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 38.

⁹³ Mitgliedsnummer 1716. Ich danke Jörg Moll, Stadtarchiv Schwerin, für die Verifizierung des Verwandtschaftsverhältnisses. Stadtarchiv Schwerin, Geburtsregister 1891, Nr. 203/aus 1891.

⁹⁴ Bernd KASTEN: Ausgrenzung – Verteilung – Vernichtung. Juden in Schwerin 1933–1945, Schwerin 1995 (Schriften zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 4, hg. v. Historischen Museum Schwerin), S. 16 f., S. 47 f.

⁹⁵ Mitgliedsnummer 2098.

⁹⁶ 100 jüdische Persönlichkeiten (wie Anm. 89), S. 122 f.; Erinnern – Gedenken – Mahnen. Jüdische Familien in Güstrow, hg. vom Förderverein Region Güstrow e. V., Güstrow 2000, S. 29; Bernd KASTEN: Verfolgung und Deportation der Juden in Mecklenburg 1938–1945, Schwerin 2008, S. 36.

⁹⁷ Mitgliedsnummer 1925.

⁹⁸ KASTEN, Verfolgung (wie Anm. 96), S. 13, S. 52 f.; Doreen FRANK: Jüdische Familien in Parchim, Parchim 1997 (Schriftenreihe des Museums der Stadt Parchim 7), S. 48 f.

Die Annahme der Satzung bei der Festsitzung zum 100jährigen Bestehen des Vereins wurde in den Jahrbüchern dokumentiert, aber die Konsequenz daraus, die Streichung Silbersteins, Meyersohns, Marcus' und Wolffs, wurde stillschweigend vorgenommen. Im Bericht zur Mitgliederentwicklung befindet sich kein Hinweis auf das zwangsweise Ausscheiden von vier verdienten Mitgliedern.⁹⁹

Die letzten im Matrikelbuch dokumentierten Aufnahmen waren am 6. Februar 1944 die Einschreibungen von Frau Martha Peters¹⁰⁰ und Frau Irmgard Rath-Krüger¹⁰¹ aus Schwerin. Nur in den Akten, nicht aber mehr in den Matrikelbüchern, findet sich die Mitteilung vom Januar 1945, dass Landdrost a. D. Max Schmidt-Sibeth, Mitglied seit 1900,¹⁰² gestorben war. Statt seiner erklärte sein Sohn, Staatsanwalt Friedrich Schmidt-Sibeth, seinen Beitritt.¹⁰³ Eine kontinuierliche Vereinsarbeit und Mitgliederpflege war in der letzten Kriegsphase und nach Kriegsende nicht möglich. Staatsarchivdirektor Dr. Strecker,¹⁰⁴ der letzte stellvertretende Leiter des Vereins, wickelte die noch anfallende Korrespondenz ab, die sich vor allem mit der Wiederbeschaffung von im Krieg zerstörten Jahrbuchbeständen beschäftigte. Was das Fortbestehen des Vereins anging, schrieb er 1950 an den Verband deutscher Vereine für Volkskunde, dass die Mitgliedschaft des Geschichtsvereins wegen Zahlungsunfähigkeit erst einmal ruhen müsse. Auch einzelne Mitglieder, die sich wegen der Fortsetzung ihrer Beitragszahlungen an den Verein wandten, erhielten die Auskunft, dass keine Beiträge erhoben würden, weil die Vereinstätigkeit ruhe.¹⁰⁵ Die Arbeit des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde wurde erst einmal nicht wieder aufgenommen und kam vollständig zum Erliegen. Die Matrikelbücher gelangten mit der Vereinsregistratur in den Bestand des Staatsarchivs, wo sie 1959 von Hans-Heinz Schütt verzeichnet wurden.

1984 gehörte Friedrich Schmidt-Sibeth zu einer Gruppe, die auf Anregung von Helge Bei der Wieden¹⁰⁶ die Arbeit des Geschichtsvereins als Arbeitsgemeinschaft bei der Stiftung Mecklenburg wiederaufnahm. Drei weitere Mitglieder waren bereits vor 1945 im Geschichtsverein gewesen und setzten hier ihr Engagement fort.¹⁰⁷ 1991 wiederum, als sich auch in Mecklenburg Interessierte fanden, die das Werk des Geschichtsvereins fortsetzen wollten, schloss

⁹⁹ Veränderungen des Mitgliederstandes im Vereinsjahr 1934/35, in: MJB 99, 1935, S. 285 f.

¹⁰⁰ Mitgliedsnummer 2942.

¹⁰¹ Mitgliedsnummer 2943.

¹⁰² Mitgliedsnummer 1659.

¹⁰³ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 49.

¹⁰⁴ Mitgliedsnummer 2115.

¹⁰⁵ LHAS, 10.63-1 Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Nr. 74.

¹⁰⁶ Mitgliedsnummer 2945.

¹⁰⁷ Dr. Georg Tessin, Mitglied seit 1920 (Mitgliedsnummer 2334), Dr. Hans-Ulrich Behm, Mitglied seit 1929 (Mitgliedsnummer 2700) und Werner Graf von Bernstorff, Mitglied seit 1935 (Mitgliedsnummer 2815).

sich die Arbeitsgemeinschaft mit ihnen zusammen und beteiligte sich daran, dass der Verein für mecklenburgische Geschichte wieder in Schwerin etabliert werden konnte.¹⁰⁸ Die erste Mitgliederversammlung fand am 16. November 1991 im Landeshauptarchiv Schwerin statt, der alten Wirkungsstätte des Vereins. Anschließend wurden 39 Vereinsmitglieder in bewusster Fortführung der alten Traditionen in das Matrikelbuch bei fortlaufender Zählung eingetragen.¹⁰⁹ Zur ersten Vorsitzenden wurde Frau Dr. Christa Cordshagen gewählt.¹¹⁰ Als Grundlage für den Geschichtsverein wurde eine neue Satzung geschaffen, zu der Friedrich Schmidt-Sibeth maßgeblich beitrug. Er starb 2007 als letztes Mitglied der Ära vor 1945.

Heute umfasst der Verein für mecklenburgische Geschichte insgesamt 214 Einzel- und 5 korporative Mitglieder, über die das Matrikelbuch Auskunft gibt. Es kennt allerdings nur noch eine einzige Gruppe. Eine Trennung von Protektoren oder hohen Beförderern von den ordentlichen Mitgliedern, wie sie im Geschichtsverein bis zum Ende der Monarchie in Deutschland bestanden hat, wäre heutzutage nicht mehr zeitgemäß. Ehrenmitglieder werden nicht mehr gesondert verzeichnet, sondern als Verdienst bei der ordentlichen Mitgliedschaft vermerkt. Der Frauenanteil beträgt inzwischen ca. 26 Prozent. Eine Aufnahme, über die der Vorstand mit einfacher Mehrheit entscheidet, ist keine Frage des Geschlechts, der Religionszugehörigkeit oder der Staatsangehörigkeit mehr, sondern steht denen offen, die sich mit den Vereinszielen, der Verbreitung der Kenntnis der Geschichte und der geschichtlichen Landeskunde Mecklenburgs identifizieren.¹¹¹

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Antje Koolman
Landesamt für Kultur und Denkmalpflege
Landeshauptarchiv Schwerin
Graf-Schack-Allee 2
19053 Schwerin
E-Mail: a.koolman@landeshauptarchiv-schwerin.de

¹⁰⁸ Vgl. zur Wiedegründung SCHÜTT (wie Anm. 31), S. 169 ff.

¹⁰⁹ Ich danke Herrn Hans-Heinz Schütt, der als Sekretär des Vereins 1991 die Eintragungen vorgenommen hat, für die Auskünfte.

¹¹⁰ Mitgliedsnummer 2983.

¹¹¹ Satzung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde vom 16. November 1991 mit Änderungen vom 17. April 2004.

EIN VIERTELJAHRHUNDERT LANDESGESCHICHTSFORSCHUNG – DIE MECKLENBURGISCHEN JAHRBÜCHER 1985–2010

Von Ernst Münch

Als 1985 – vor nunmehr 25 Jahren – Helge Bei der Wieden den 105. Jahrgang der Mecklenburgischen Jahrbücher herausgab, ahnten wohl nur wenige seiner Leser und seiner Autoren, dass bereits der 108. Jahrgang aus dem Jahre 1991 – gemäß dem damaligen zweijährigen Erscheinungsturnus – zum Dokument des gemeinsamen Wirkens von Mecklenburgforschern aus West und Ost nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik im Jahre 1990 werden sollte.

Dies sowie der Übergang zum traditionsgemäßen jährlichen Erscheinungsrhythmus seit 1995, verbunden mit einem sich stark vergrößernden Umfang der Jahrgänge, wäre undenkbar gewesen, wenn die Erforschung der Geschichte Mecklenburgs in den 1980er Jahren an einem Nullpunkt gestanden hätte.

In den alten Bundesländern gab es mit Helge Bei der Wieden an der Spitze einen relativ kleinen, aber sehr aktiven Kreis von an der Geschichte Mecklenburgs Interessierten, die nach bereits vorhergehenden Aktivitäten mit der Wiederbelebung des Vereins für mecklenburgische Geschichte als Arbeitsgemeinschaft in der Stiftung Mecklenburg in Ratzeburg und der Herausgabe der Jahrbücher 1985 eine neue Stufe ihrer Tätigkeit einleiteten.¹

Doch auch in den seit 1990 neuen Bundesländern, darunter auch in Mecklenburg als Teil des Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern, besann sich die historische Forschung besonders seit dem letzten Jahrzehnt der DDR in wachsendem Maße wieder auf die Geschichte der ehemaligen Länder, die seit der Bezirksbildung im Jahre 1952 für die DDR-Führung für längere Zeit eher suspekt gewesen war. Ihre neue Hinwendung zur Landesgeschichte in den 1980er Jahren hatte zum Ziel die Erarbeitung marxistisch fundierter Gesamtdarstellungen der einzelnen historischen Länder der DDR, die das Heimat-

¹ Siehe hierzu Helge BEI DER WIEDEN: Vorwort des Herausgebers, in: MJB 105, 1985, S. 5. – Christa CORDSHAGEN, Hans-Heinz SCHÜTT: Tätigkeitsbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e.V. nach seiner Wiederbegründung – Zeitraum November 1991 bis Dezember 1992 –, in: MJB 109, 1993, S. 201–204, hier S. 201. – Hans-Heinz SCHÜTT: Zur Geschichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 110, 1995, S. 169–192, hier S. 186–190.

gefühl und die Heimatverbundenheit in der proklamierten eigenständigen Nation der DDR stärken sollten.²

Bekanntlich ist es für Mecklenburg zu einer solchen Gesamtdarstellung nicht mehr gekommen.³ Die Vorbereitungen waren aber weit gediehen und beschränkten sich keineswegs auf die Universität Rostock, wenn auch die damalige Sektion Geschichte hier konzeptionell und organisatorisch federführend wirkte. Ergebnis waren u.a. – fast parallel zu den Jahrgängen 105 bis 107 der Jahrbücher erschienen – drei Beitragsfolgen der Wissenschaftlichen Zeitschrift der damaligen Wilhelm-Pieck-Universität Rostock zur Geschichte Mecklenburgs vom Mittelalter bis zur Zeitgeschichte.⁴ Dass etliche dieser Beiträge noch heute als ernstzunehmende Forschungen gelten und zitiert werden, zeigt, dass ungeachtet der nicht zu leugnenden politischen Implikationen der Intensivierung der Landesgeschichtsforschung in der späten DDR durchaus auch seriöse historische Forschung betrieben wurde.

So gab es jedenfalls sachliche Grundlagen dafür, dass gerade auch die Mecklenburgischen Jahrbücher zum Medium des Zusammenführens und -wirkens west- und ostdeutscher Mecklenburgforscher nach der Überwindung der deutschen Zweistaatlichkeit werden konnten. Freilich lässt sich hiervon das Persönliche nicht – zumindest nicht völlig – trennen. Daher lag es nahe, dass als erste Beiträger aus dem neuen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern mit Sabine Pettke⁵, Christa Prowatke⁶, Monika Schaugstat⁷, Wolf Karge⁸ und

² Matthias WERNER: Zwischen politischer Begrenzung und methodischer Offenheit. Wege und Stationen deutscher Landesgeschichtsforschung im 20. Jahrhundert, in: Peter MORAW, Rudolf SCHIEFFER (Hg.): Die deutsche Mediävistik im 20. Jahrhundert, Ostfildern 2005 (Vorträge und Forschungen 62), S. 251–364, hier S. 359–360. – Enno BÜNZ: Zur Institutionalisierung der Landesgeschichte in Sachsen, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007, (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens 1), Dresden 2007, S. 20–37, hier S. 29 und 31.

³ Erschienen ist lediglich Gerhard HEITZ, Karl Heinz JAHNKE, Lutz WERNER: Geschichte Mecklenburgs. Konzeption, Rostock 1989. Es ist das Verdienst von Wolf Karge, dass eine damals als Vorbereitung für die Gesamtdarstellung geplante Überblicksdarstellung zur Geschichte Mecklenburgs nach der Wende von 1989 unter veränderten Bedingungen und mit teilweise veränderter Autorschaft vorgelegt wurde: Wolf KARGE, Ernst MÜNCH, Hartmut SCHMIED: Die Geschichte Mecklenburgs, Rostock 1993. 2011 erschien sie in der fünften Auflage.

⁴ Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe. Forschungen zur Geschichte Mecklenburgs, 3 Beitragsfolgen, 36/10, 38/2 und 39/1, Rostock 1987, 1989 und 1990.

⁵ Sabine PETTKE: Ein Verzeichnis über in Rostock gehaltene Messen in den Jahren 1514–1522, in: MJB 108, 1991, S. 55–62.

⁶ Christa PROWATKE: Mecklenburg im Spiegel seiner Quellen. 1. Schriften zur Ordnung des öffentlichen Lebens, in: MJB 108, 1991, S. 45–54.

⁷ Monika SCHAUGSTAT: Mittelalterliche Messendarstellungen in Mecklenburg, in: MJB 108, 1991, S. 5–43.

⁸ Wolf KARGE: Das Großbürgertum in Industrie, Handel und Banken im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin 1871–1914, in: MJB 108, 1991, S. 129–165.

Wolfram Hennies⁹ Autorinnen und Autoren in Erscheinung traten, zu denen der damalige Herausgeber Helge Bei der Wieden offenbar sowohl persönlich rasch ein sehr kollegiales Verhältnis entwickelte als auch thematisch ähnliche Interessen bzw. Schwerpunkte aufwies, wie die mecklenburgische Kirchen- und Sprachgeschichte insbesondere der frühen Neuzeit und die des Bürger­tums im 19. Jahrhundert.

Es ist dies keine Besonderheit, sondern gilt – *mutatis mutandis* – für alle wissenschaftlichen Periodika, so dass die Person, besser die Persönlichkeit des Herausgebers bzw. der Herausgeberin – in Verbindung mit dem gegebenenfalls vorhandenen Redaktionskollegium – selbstverständlich das wissenschaftliche und thematische Profil bis zu einem gewissen Grade bestimmt, wenn nicht gar bestimmen sollte. Das galt – wenn sicherlich auch in unterschiedlichem Maße – daher auch für alle Herausgeber der Jahrbücher seit Friedrich Lisch bis zu Werner Strecker.¹⁰ Und es gilt ebenfalls für die Herausgeber bzw. die Herausgeberin der Jahrbücher seit 1985 Helge Bei der Wieden, Christa Cordshagen und Andreas Röpcke. Ob hierbei Friedrich Lisch in seinem Eifer, die Jahrbücher in dem Sinne als seine „eigenen“ zu verstehen, dass er ihre meisten Beiträge selbst verfasste,¹¹ als Vorbild gelten sollte, was ich bezweifeln möchte, sei einmal dahin gestellt. Jedenfalls haben sich Helge Bei der Wieden und besonders Christa Cordshagen seit 1985 diesbezüglich sehr zurückgehalten,¹² wenn auch Helge Bei der Wieden für die ersten der neuen Jahrgänge seit 1985 – vermutlich auch in Ermangelung eines größeren Kreises potentieller Beiträger – bis zu seinem völligen Rückzug aus dem Verein aus persönlichen Gründen¹³ regelmäßig selbst zur Feder griff. Dagegen wurde der jetzige Herausgeber Andreas Röpcke sukzessive – besonders seit der Übernahme der Herausgeberschaft – zu einem der Hauptautoren der neuen Jahrgänge der Jahrbücher. Für das Redaktionskollegium traf dies zunächst beson-

⁹ Wolfram HENNIES: Parchimer Zimmerleute zwischen Dreißigjährigem Krieg und Industrialisierung, in: MJB 108, 1991, S. 107–118.

¹⁰ Hierzu Gerhard HEITZ, Ernst MÜNCH: Der Beitrag der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zur Erforschung der Geschichte Mecklenburgs, in: MJB 110, 1995, S. 193–209. – SCHÜTT, Zur Geschichte (wie Anm. 1). – Ernst MÜNCH: Die „Mecklenburgischen Jahrbücher“ im Lichte aktueller Forschungsaufgaben, in: Mecklenburgische Landesgeschichtsschreibung. Autoren, Werke, Intentionen, o.O. o.J. (1999), S. 27–37.

¹¹ Zuletzt hierzu Hans-Heinz SCHÜTT: Friedrich Lisch – Initiator und Seele des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, in: MJB 125, 2010, S. 209–224, hier S. 215–217. – Vielsagend trugen viele alte Einbände der Jahrbücher im Landeshauptarchiv Schwerin den Rückentitel „Jahrbücher Lisch“, so Andreas RÖPCKE: Vorwort des Herausgebers, in: MJB 125, 2010, S. 5.

¹² Christa Cordshagen trat weniger durch Beiträge in den Jahrbüchern, sondern viel stärker in der Vortrags- und Exkursionstätigkeit des Vereins aktiv und engagiert in Erscheinung.

¹³ Entsprechende Probleme klingen an in einer „Richtigstellung“ durch Helge Bei der Wieden und einer Erwiderung des Herausgebers Andreas Röpcke in: MJB 119, 2004, S. 299.

ders auf Sabine Pettke und später auf Bernd Kasten zu. Alle drei genannten Autoren verfassten bislang jeweils mehr als 10 der insgesamt über 260 Beiträge für die Jahrbücher.¹⁴

Herausgeber und Redaktion waren in wachsendem Maße – selbstverständlich in Abhängigkeit von den eigenen Forschungsschwerpunkten sowie von dem nicht übermäßig stark, aber doch kontinuierlich wachsenden Autorenkreis¹⁵ – stets bemüht, das gesamte Spektrum mecklenburgischer Landesgeschichte chronologisch von ihren mittelalterlichen, teilweise erst nur archäologisch¹⁶ fassbaren Anfängen bis zur Zeitgeschichte und inhaltlich von der biographischen Skizze bis zur heraldischen Analyse auszuschreiten. Das entsprach und entspricht zweifellos den Anforderungen und den Erwartungen an das zentrale wissenschaftliche Periodikum zur Geschichte Mecklenburgs auf dem angestrebten Niveau moderner landesgeschichtlicher Forschungen. Hierbei verlief die Entwicklung in Mecklenburg bis zu einem gewissen Grade anders als in vielen anderen Teilen der aktuellen landesgeschichtlichen Untersuchungen in Deutschland. Während für letztere erst seit einigen Jahrzehnten ein stärkerer Anteil der nachmittelalterlichen Landesgeschichte kennzeichnend ist,¹⁷ ergab sich für Mecklenburg ein bis heute anhaltendes Defizit an mediävistischen Themen für die Landesgeschichte. Das entsprach auch den eigenen Schwerpunktsetzungen unter der Herausgeberschaft von Helge Bei der Wieden und zum Teil auch von Christa Cordshagen, während Andreas Röpcke durch eigene Beiträge und Heranziehung entsprechender anderer Autoren besonders bemüht erscheint, dieses Ungleichgewicht etwas zu relativieren.

Ein gewisses Manko – auch besonders im Vergleich mit anderen zentralen landesgeschichtlichen Periodika – könnte man in dem Fehlen eines Rezensionsteiles sehen. Auch hier setzten die Jahrbücher – mit der Ausnahme der Jahrgänge 110 und 111 aus den Jahren 1995 und 1996 – eine Tradition der alten Jahrgänge fort.¹⁸

¹⁴ Von den übrigen Autoren erreichte Ernst Münch eine solche Zahl von Beiträgen. Eine größere Zahl von Beiträgen verfassten ebenfalls Niklot Klüßendorf und Matthias Manke.

¹⁵ Insgesamt veröffentlichten im behandelten Zeitraum 146 Autoren Beiträge in den Jahrbüchern, davon die überwiegende Zahl (99) jeweils nur einen Beitrag. Pro Jahrgang erweiterte sich der Autorenkreis um mindestens fünf Autoren.

¹⁶ Im Unterschied zu Lischs Zeiten konzentrieren sich archäologische Beiträge nunmehr allerdings in eigenständigen Periodika außerhalb der Jahrbücher.

¹⁷ WERNER, Zwischen politischer Begrenzung (wie Anm. 2), S. 342–343. – Enno BÜNZ, Werner FREITAG: Einleitung (Räume und Grenzen. Traditionen und Konzepte der Landesgeschichte), in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 139/140, 2003/2004, S. 146–154, hier S. 150–151. – Werner BUCHHOLZ: Vergleichende Landesgeschichte und Konzepte der Regionalgeschichte von Karl Lamprecht bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1990, in: DERS. (Hg.): Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven, Paderborn 1998, S. 11–60, hier S. 39–40.

¹⁸ Als gewisser Ersatz kann die seit dem Jahrgang 122 im Jahre 2007 jährlich erscheinende nützliche Auswahl neuerer landesgeschichtlicher Literatur über Mecklenburg aus der Feder von Alla Dmytruk gelten.

Hatten die alten Jahrbücher bis zum Zweiten Weltkrieg nur gelegentlich – besonders in den frühen Jahrgängen unter Lischs Regie¹⁹ – einen thematischen Schwerpunkt des Einzelbandes mit mehreren Beiträgen behandelt, so spielte eine derartige Schwerpunktsetzung angefangen unter Christa Cordshagen und besonders deutlich unter Andreas Röpcke eine wachsende Rolle, wie mehrere der Jahrgänge beweisen.

Diese Schwerpunkte sollen hier kurz Revue passieren, weil sie einerseits eine Systematisierung der Beiträge erleichtern und zweitens – was wesentlicher ist – uns eine Vorstellung vom modernen Verständnis heutiger landesgeschichtlicher Forschung vermitteln, wie sie offenbar auch Herausgebern und Redaktionsmitgliedern vorschwebt.

Eine erste größere Bewährungsprobe hatten die Jahrbücher mit dem Mecklenburg-Jubiläum des Jahres 1995 zu bestehen, das für die Redaktion der Jahrbücher überdies mit dem Wechsel der Herausgeberschaft von Helge Bei der Wieden zu Christa Cordshagen sowie vom zweijährigen zum jährlichen Erscheinungsturnus verbunden war. Nach meinem Eindruck ist dieses Jubiläum vom Verein und seinen Jahrbüchern wesentlich besser gemeistert worden als insbesondere die Vorbereitung der damaligen Landesausstellung in Güstrow sowie die wissenschaftliche Tagung zu Mecklenburg und seinen Nachbarn an der Universität Rostock. Als an allen drei dieser Aktivitäten direkt Beteiligter gehören die im Vorfeld sowohl der Ausstellung als auch der Tagung offen zutage tretenden Friktionen²⁰ zwischen den Kollegen aus dem Westen und dem Osten zu meinen unangenehmsten Erinnerungen aus den Jahren nach 1989/90. Als nur notdürftig kaschierter Ausdruck dieser Spannungen um Landesausstellung und Landesjubiläum feierte Rostock damals das Jubiläum seiner 777jährigen Geschichte.²¹ Es erschienen

¹⁹ Z.B. MJB 5, 1840: Schlösser in Mecklenburg; 6, 1841: Kultur der Wenden in Mecklenburg; 7, 1842: Burgen in Mecklenburg; 9, 1844: Geschichte der Johanniter-Komtureien; 11, 1846: Salinen in Mecklenburg; 16, 1851: Reformation in Mecklenburg; 35, 36 und 37, 1870, 1871 und 1872: Wallenstein in Mecklenburg.

²⁰ Sie fanden ihre satirische Verarbeitung in dem Comic von Klaus-Dieter HOPPE, Klaus-Dieter STEINBERG: Die Eichen von Ivenack. 1000 Jahre Mecklenburg, Wismar/Hoben 1995. Zu den Spannungen siehe auch Ortwin PELC: Das Jubiläumsjahr 1995 und die Landesgeschichte, in: Mecklenburgische Landesgeschichtsschreibung (wie Anm. 10), S. 7–15, hier S. 8–9. – Jörg ENGELBRECHT: Mecklenburgische Landesgeschichtsschreibung im zweiten Jahrtausend. Überlegungen und Perspektiven, in: Ebenda, S. 65–73, hier S. 65–66.

²¹ Nur zwei Jahre zuvor hatte die Stadt 1993 ihre 775-Jahr-Feier begangen. Das neuerliche Jubiläum des Jahres 1995, das sich u.a. an die Sieben als Rostocker Zahl anzulehnen bemühte, wurde demgegenüber nicht zuletzt als bewusste Konkurrenz zum Mecklenburg-Jubiläum verstanden. Die Vorworte von Thomas Schwark und Ortwin Pelc im entsprechenden Sammelband: Ortwin PELC (Hg.): 777 Jahre Rostock. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte, Rostock 1995 (Schriften des Kulturhistorischen Museums Rostock 2), S. 5 und 6, sprechen diesbezüglich vielsagend über „ein an Erinnerungstagen nicht gerade armes Jahr“ bzw. in bezeichnender Reihenfolge vom „Jahr des 777jährigen Rostocker Stadtjubiläums und des 1000jährigen Jubiläums der Ersterwähnung Mecklenburgs“.

damals sogar im selben Verlag (Hinstorff Rostock) unabhängig voneinander zwei Jubiläumssammelbände.²²

Demgegenüber hinterließ die sachliche Zusammenarbeit des Vereins, der Herausgeberin und der Autoren des Jubiläumsbandes der Jahrbücher von 1995 persönlich und in den realen Resultaten einen erfreulichen Gesamteindruck. Es war sicherlich ein naheliegender Gedanke, das Mecklenburgjubiläum jenes Jahres gemeinsam mit demjenigen der 160. Wiederkehr²³ der Gründung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zu begehen, was sich auch in den Beiträgen der Jahrbücher von 1995 niederschlug. Die Analyse der archäologischen und schriftlichen Quellen um die Ersterwähnung der obotritischen Hauptburg Mecklenburg²⁴ und die Einbettung ihrer Entwicklung in die Slawenzeit bis zur Begründung des mecklenburgischen Fürstenhauses im 12. Jahrhundert²⁵ wurden von zwei sehr unterschiedlichen Autoren vorgenommen, dem Mecklenburg-„Ausgräber“ Peter Donat²⁶ und dem wenige Jahre später unter tragischen Umständen ums Leben gekommenen Nils Rühberg.²⁷ Letzterer brach im Zusammenhang damit auch einer kritischen Neubeleuchtung der Anfänge der Stadt Schwerin Bahn, die sich in den folgenden Jahrbüchern auch durch andere Autoren fortsetzen sollte. Sie gipfelte sicherlich in dem sehr umfangreichen „Aufsatz“ von Hans-Dietrich Kahl²⁸ im Jahre 1998 und setzt sich bis in die jüngsten Jahrbücher, den nunmehr vorliegenden

²² Johannes ERICHSEN (Hg.): 1000 Jahre Mecklenburg. Geschichte und Kunst einer europäischen Region, Rostock 1995 (als Katalog der Landesausstellung in Güstrow). – Wolf KARGE, Peter-Joachim RAKOW, Ralf WENDT (Hg.): Ein Jahrtausend Mecklenburg und Vorpommern. Biographie einer norddeutschen Region in Einzeldarstellungen, Rostock 1995. – Auch die Tagung zum Landesjubiläum in Rostock wurde nicht nur bewusst und künstlich in eine Plenarsitzung sowie drei Arbeitskreise geteilt, sondern ihre Ergebnisse erschienen ebenfalls getrennt, die Plenarbeiträge (soweit sie überhaupt oder in diesem Zusammenhang zum Druck gelangten) durch Helge BEIDER WIEDEN, Tilmann SCHMIDT (Hg.): Mecklenburg und seine Nachbarn, Rostock 1997 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B: H. 10), die Arbeitskreisbeiträge durch Ilona BUCHSTEINER u.a. (Hg.): Mecklenburg und seine ostelbischen Nachbarn. Historisch-geographische und soziale Strukturen im regionalen Vergleich, Schwerin 1997.

²³ Dazu Christa CORDSHAGEN: 160 Jahre Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Festveranstaltung am 22. April 1995 in Schwerin, in: MJB 110, 1995, S. 221–230.

²⁴ Peter DONAT: Mecklenburg und Oldenburg im 8. bis 10. Jahrhundert, in: MJB 110, 1995, S. 5–20.

²⁵ Nils RÜHBERG: Obodritische Samtherrscher und sächsische Reichsgewalt von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zur Erhebung des Fürstentums Mecklenburg 1167, in: MJB 110, 1995, S. 21–50.

²⁶ Peter DONAT: Die Mecklenburg – eine Hauptburg der Obodriten, (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 37) Berlin 1984.

²⁷ Nachruf von Christa CORDSHAGEN, in: MJB 117, 2002, S. 388–389.

²⁸ Hans-Dietrich KAHLE: Die Anfänge Schwerins. Eine Studie zu den hochmittelalterlichen Strukturwandlungen im südlichen Ostseeraum, in: MJB 113, 1998, S. 5–123.

Jahrgang 125 (2010), mit einem Beitrag von Fred Ruchhöft, Torsten Dressler anlässlich des 850jährigen Jubiläums Schwerins fort.²⁹ Der fast monographischen Charakter annehmende Schwerin-Beitrag von Hans-Dietrich Kahl blieb nach seinem Umfang mit Recht eine Ausnahme in den neuen Jahrbüchern. Daher wurde auch nicht die Tradition der Jahrgänge aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgegriffen, ganze (naturgemäß zumeist Rostocker) Dissertationen abzdrukken.³⁰ Das widerspricht nämlich eigentlich dem Charakter eines Periodikums. Zudem gibt es heute vielfältige andere Möglichkeiten, Dissertationen³¹, die überdies neuerdings oft unnötig lang geraten, im Druck erscheinen zu lassen. Außerdem sind auch die Jahrbücher ein Beleg für die Binsenweisheit, dass die Länge eines Beitrages nichts über seinen wirklichen Gehalt aussagen muss.³²

Obwohl neben den eben genannten Aufsätzen von Kahl und Ruchhöft auch die neuere und neueste Geschichte der Stadt Schwerin³³ in den neuen Jahr-

²⁹ Fred RUCHHÖFT/Torsten DRESSLER: Stadtgründung und Stadtarchäologie: 200 Jahre Geschichte auf dem wechselvollen Weg zur Stadt Schwerin, in: MJB 125, 2010, S. 9–46.

³⁰ Hierzu HEITZ/MÜNCH, Der Beitrag (wie Anm. 10), S. 200 und 204. – MÜNCH, Die „Mecklenburgischen Jahrbücher“ (wie Anm. 10), S. 29. – Sehr umfangliche Aufsätze kannten auch die älteren Jahrgänge der Jahrbücher seit Lisch gelegentlich, z.B. 4, 1839: Friedrich Lisch über den Buchdruck in Mecklenburg; 17, 1852: Friedrich Lisch über die Geschichte der Stadt Plau; 28, 1869: Friedrich Wigger über Bischof Berno; 52, 53, 1887, 1888: Carl Beyer über die Geschichte der Stadt Laage oder 53, 54, 1888, 1889: Wilhelm von Schultz über Mecklenburg im Siebenjährigen Krieg.

³¹ Mit Recht haben die Jahrbücher jedoch Beiträge aufgenommen, die aus wichtigen Magister- bzw. Staatsexamensarbeiten entstanden sind, siehe etwa René WIESE: Die Häuslersiedlung in Mecklenburg, in: MJB 118, 2003, S. 195–236. – Martin BUCHSTEINER: Gerhard von Buchka (1851–1935). Vom mecklenburgischen Justizbeamten zum Direktor der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt, in: MJB 122, 2007, S. 223–252.

³² Eine solche harte Kost – man beachte bereits die „barock“ langen Titel – stellt z.B. dar Ralf-Gunnar WERLICH: Ein koloriertes Wappen der Herzöge von Mecklenburg um 1553 – Bemerkungen zum Umfeld des zugrunde liegenden Cranach-Holzschchnittes von 1552 und zur Entwicklungsgeschichte des fünffeldigen mecklenburgischen Herzogswappens bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: MJB 119, 2004, S. 105–160. – DERS.: Das Wappen der Herzogin Sophia von Sachsen geb. von Mecklenburg und Zeugnisse ihrer Memoria in Torgau. Zugleich ein Nachtrag zur Entwicklungsgeschichte des fünffeldigen mecklenburgischen Herzogswappens, in: MJB 120, 2005, S. 21–31.

³³ Frank BRAUN: Das Alte Palais in Schwerin, in: MJB 114, 1999, S. 105–116. – Bernd KASTEN: Das sogenannte „Dolchstoß-Denkmal“ im Schweriner Schlossgarten, in: MJB 114, Beiheft, 1999, S. 379–387. – DERS.: Viel Dunkel, wenig Licht – Die Beeridigung Wilhelm Gustloffs in Schwerin 1936, in: MJB 118, 2003, S. 313–324. – Volker JENNERJAHN: Aufbruch aus ideologischer Bevormundung – Fotografische Dokumente aus Schwerin (23. Oktober 1989), in: Ebd., S. 339–351. – Norbert CRÉDÉ: „Eine besondere [...] unter unserer Protection neu-angebaute Stadt“. Die Gründung der Schweriner Neustadt vor 300 Jahren, in: MJB 120, 2005, S. 57–85. – DERS. (Hg.): Deklaration zur Gründung der Neustadt auf der Schelfe bei Schwerin, in: Ebd., S. 223–236. – René WIESE: Denkmal einer Zeitenwende. Der Umbau des Schweriner Schlosses im 19. Jahrhundert, in: MJB 121, 2006, S. 141–166. – Michael BUDDRUS: Eine „Politische Morgenfeier in einer norddeutschen Stadt“. Dokumentation einer deutsch-japanischen Kundgebung am 22. Oktober 1944 in Schwerin, in: MJB 122,

büchern mehrfach thematisiert wurde, kann von einer Schwerin-Lastigkeit ihrer Ausrichtung keine Rede sein, wie sie etwa schon für die „alten“ Jahrbücher hin und wieder, besonders aus (süd)ostmecklenburgischer Richtung mit der durchaus auch vorwurfsvoll zu verstehenden Bezeichnung der Jahrbücher als „Schweriner Jahrbücher“³⁴ kritisiert worden war.

Dass dem zumindest in den Jahrbüchern seit 1985 nicht so war, zeigen auch ihre nach 1995 folgenden Schwerpunktthemen innerhalb einzelner Jahrgänge.

1997 in Vorträgen einer Tagung in Schwerin behandelt und 1998 gedruckt, ging es – ähnlich wie für das Mecklenburg-Jubiläum von 1995 – wiederum in einer Kombination archäologischer und historischer Beiträge um den Stellenwert des Wendenkreuzzuges von 1147 für Mecklenburg.³⁵

Einen zweiten Schwerpunkt dieses Jahrgangs 113 (1998) bildeten Arbeiten über die mecklenburgische Agrargeschichte des 19. Jahrhunderts, die auf eine Güstrower Tagung über Mecklenburg im 19. Jahrhundert im Jahre 1997 zurückgingen.³⁶

2007, S. 329–362. – Nadine MAI: Das Lose-Retabel im Dom zu Schwerin. Form und Funktion einer spätmittelalterlichen Stiftung, in: MJB 124, 2009, S. 85–129. – Bernd KASTEN: Der Einzug der mecklenburgischen Truppen in Schwerin am 14. Juni 1871 in Bild und Wirklichkeit, in: MJB 125, 2010, S. 251–266. – Heiko KREFT: Offak-Story – Der Traum von Hollywood in der Provinz. Zur Geschichte der staatlichen Obotrit-Filmfabrik in Mecklenburg-Schwerin 1920–1923, in: Ebd., S. 267–293. – Georg DIEDERICH: Der Streit um die Landeshauptstadt 1990. Ein Zeitzeugenbericht, in: Ebd., S. 321–336.

³⁴ Etwa Ernst BOLL: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, T. 1, Neubrandenburg 1855, Vorwort, S. II.

³⁵ Peter DONAT: Archäologische Beiträge zur obotritischen Geschichte und Kultur im 12. Jahrhundert, in: MJB 113, 1998, S. 125–138. – Ernst MÜNCH: Heilig oder töricht? Der Wendenkreuzzug von 1147 und sein Stellenwert für Mecklenburg im Lichte der Geschichtsschreibung vom 16. bis 20. Jahrhundert, in: Ebd., S. 139–156.

³⁶ Reno STUTZ: Zur kapitalistischen Umgestaltung der Landwirtschaft im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: MJB 113, 1998, S. 255–268. – Axel LUBINSKI: Zu den Sozialverhältnissen der Landarbeiter in Mecklenburg-Strelitz im 19. Jahrhundert, in: Ebd., S. 269–281. – Inhaltlich hierher passte auch der als Vortrag vor dem Verein 1997 in Schwerin gehaltene Aufsatz von Gerhard HEITZ: Der Mecklenburgische Patriotische Verein. Zum 200. Jahrestag seiner Gründung, in: Ebd., S. 233–254. – Das Thema wurde auch vorher schon behandelt bei Gertrud SCHRÖDER-LEMBKE: Der Patriotische Verein und die mecklenburgische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: MJB 109, 1993, S. 141–162. – Zu diesem Themenkreis gehören ebenfalls Gerhard HEITZ: Die mecklenburgische landwirtschaftliche Gesellschaft (1798–1817), in: MJB 114, Beiheft, 1999, S. 307–330. – Dieter POCHE: Gutsanlagen, Herrenhäuser und landwirtschaftliche Nutzbauten des 19. Jahrhunderts in Mecklenburg, in: Ebd., S. 331–346. – Ilona BUCHSTEINER: Wirtschaftlicher und sozialer Wandel in den mecklenburgischen Gutswirtschaften im Kaiserreich, in: MJB 115, 2000, S. 215–232.

Das Jahr 1998 brachte die Erinnerung an die Revolution von 1848/49³⁷ sowie an die Erhebung der Herren von Mecklenburg zu Herzögen im Jahre 1348. Beide Jubiläen fanden auch in den Jahrbüchern ihren Niederschlag.³⁸

In den Jahrbüchern des Jahres 2000 wurde das noch durch Manfred Hamann in seiner „Mecklenburgischen Geschichte“ von 1968 eher negativ beleumundete³⁹ Wirken einer der schillernden Gestalten mecklenburgischer Geschichte, Nikolaus Marschalk, durch mehrere Beiträge eingehender behandelt. Marschalk hat durch das generell in der jüngsten Vergangenheit neu erwachte Interesse am norddeutschen Humanismus und speziell seit der durch A. Röpcke⁴⁰ besorgten Edition der Schweriner Bilderhandschrift des Jahres 1526 anlässlich des Mecklenburg-Jubiläums von 1995 sowohl in der Forschung wie in der Öffentlichkeit wieder verstärkt Beachtung gefunden. Der Jahrgang 115 der Jahrbücher leistete im Jahre 2000 hierzu wertvolle Beiträge, indem er sowohl Schrift- als auch Bilddokumente für das Wirken Nikolaus Marschalks heranzog, untersuchte und edierte.⁴¹ Christa

³⁷ Reform- und Demokratisierungsbestrebungen namentlich des sogenannten langen 19. Jahrhunderts wurden auch in anderen Zusammenhängen regelmäßig thematisiert, u.a. Gertrud SCHRÖDER-LEMBKE: Wirtschaftliche und politische Reformbestrebungen in Mecklenburg vor 1848, in: MJB 107, 1989, S. 33–45. – Klaus LÜDERS: Ludwig Reinhard und das „Reformblatt für beide Mecklenburg“ (1850/51). Zur Geschichte eines freiheitlichen Journalismus in Rostock, in: MJB 116, 2001, S. 175–195. – Matthias MANKE (Hg.): „... daß ich Sie unter allen Umständen Freund würde nennen dürfen.“ Die Briefe von Theodor Schwarz an Gottfried Kinkel 1851–1862, in: MJB 117, 2002, S. 311–375. – Klaus LÜDERS: „Freigeist und Demokrat!“ Johann Heinrich Voss und die Freiheitsideale seiner Zeit, in: MJB 118, 2003, S. 121–145. – Wolfgang SCHMIDTBAUER: Johann Friedrich Christoph Meyer: Lützo- wer Jäger, Ludwigsluster Rektor, Mecklenburgischer Schulrat. Ein Lebensbild, in: Ebd., S. 147–165. – Klaus LÜDERS: Ludwig Reinhard und Amerika. Zur historischen Dimension eines demokratischen Bewusstseins, in: MJB 119, 2004, S. 239–262.

³⁸ Klaus BAUDIS: Die mecklenburgische Reformvereinsbewegung als Organisationszentrum der revolutionären Kräfte 1848/49, in: MJB 114, 1999, S. 147–167. – Bernd KASTEN: Bürgerausschuß und Magistrat der Residenzstadt Schwerin im Gefolge der Revolution von 1848, in: Ebd., S. 169–182. – Ernst MÜNCH: Mecklenburg auf dem Gipfel – Voraussetzungen und Folgen der Herzogswürde 1348, in: Ebd., S. 49–63. – Tilmann SCHMIDT: Die Erhebung Mecklenburgs zum Herzogtum im Jahr 1348, in: MJB 114, Beiheft, 1999, S. 63–74.

³⁹ Manfred HAMANN: Mecklenburgische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Landständischen Union von 1523, (Mitteldeutsche Forschungen 51), Köln/Graz 1968, S. 371.

⁴⁰ Andreas RÖPCKE (Hg.): Die Mecklenburger Fürstendynastie und ihre legendären Vorfahren. Die Schweriner Bilderhandschrift von 1526, Bremen 1995.

⁴¹ Andreas RÖPCKE (Hg.): Nikolaus Marschalks „Ein Auszug der Meckelburgischen Chronicken“ – Die erste gedruckte mecklenburgische Chronik auf Deutsch, in: MJB 115, 2000, S. 43–73. – Kristina HEGNER: Die Mecklenburger Fürstengenealogie von 1526 als Renaissancekunstwerk, in: Ebd., S. 75–112. – Marschalk blieb auch für die folgenden Jahrgänge ein Thema, so bei Thomas ELSMANN: Germanen, Antike und Amazonen: Nikolaus Marschalk und seine Verarbeitung antiker Quellen und Mythen, in: MJB 116, 2001, S. 57–75. – Andreas RÖPCKE: Bilderhandschriften der Abstammung und Stammfolge des Mecklenburger Fürstenhauses, in: MJB 120, 2005, S. 199–222. – Oliver AUGÉ: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichtsschreibung als verlängerter Arm der Politik? Eine Spurensuche bei Ernst von Kirchberg, Albert Krantz und Nikolaus Marschalk, in: MJB 123, 2008, S. 33–60.

Cordshagen kehrte in diesem Zusammenhang in ihrem – wie sich im Nachhinein herausstellen sollte: letzten – in den Jahrbüchern erschienenen Aufsatz⁴² nochmals zu jener Quelle zurück, mit deren Edition⁴³ sie ihr Lebenswerk 1997 gekrönt hatte,⁴⁴ der Mecklenburg-Chronik des Ernst von Kirchberg, dessen Einfluss auf Marschalk sie eindringlich herausarbeitete.

Unter der Herausgeberschaft von Andreas Röpcke, der bereits für das Christa Cordshagen anlässlich ihres 80. Geburtstages gewidmete Beiheft der Jahrbücher für den Jahrgang 114 (1999) verantwortlich zeichnete, wuchs nicht nur der Umfang der einzelnen Jahrgänge von durchschnittlich 160 Seiten (bei durchschnittlich acht Beiträgen) unter Helge Bei der Wieden und 250 Seiten unter Christa Cordshagen (bei durchschnittlich 12 Beiträgen) auf 350 Seiten (bei durchschnittlich 14 Beiträgen⁴⁵), sondern es mehrten sich Jahrgänge der Jahrbücher mit durch jeweils mehrere Beiträge bedienten thematischen Schwerpunkten.⁴⁶

⁴² Christa CORDSHAGEN: Der Einfluß der Kirchberg-Chronik auf die Geschichtsschreibung, insbesondere die Reimchronik Nikolaus Marschalks, in: MJB 115, 2000, S. 25–41.

⁴³ Christa CORDSHAGEN/Roderich SCHMIDT (Hg.): Mecklenburgische Reimchronik des Ernst von Kirchberg, Köln/Weimar/Wien 1997.

⁴⁴ So Peter-Joachim RAKOW in seinem kenntnisreichen und empfindsamen Nachruf in: MJB 123, 2008, S. 313–318, hier S. 318. Kein Ruhmesblatt für die Jahrbücher stellt hingegen der Nachruf von Roderich SCHMIDT für Georg Tessin in: MJB 106, 1987, S. 159–167 dar, in welchem die unheilvolle Aktivität Tessins in der Zeit des Nationalsozialismus beschönigt wird. Kritisch hierzu Matthias MANKE: Vom Hofhistoriker des Gauleiters zum Militärarchivar des Bundes. Der Archivar Georg Tessin im Staatsarchiv Schwerin und im Bundesarchiv Koblenz, in: Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus, Essen 2007, S. 281–312. – Bernd KASTEN: Politik und Landesgeschichte in Mecklenburg 1918–1945, in: Thomas STAMM-KUHLMANN u.a. (Hg.): Geschichtsbilder. Festschrift für Michael Salewski zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2003, S. 443–451. – Ernst MÜNCH: Mecklenburg – ein mittelalterliches Bauernland? Die Gadow-Kontroverse 1935 und ihr Nachwirken, in: Ernst MÜNCH, Ralph SCHATTKOWSKY (Hg.): Festschrift für Gerhard Heitz zum 75. Geburtstag, (Studien zur ostelbischen Gesellschaftsgeschichte 1), Rostock 2000, S. 95–111. – Hervorzuheben ist die ausgewogene Darstellung bei Niklot KLÜBENDORF: Landesgeschichte oder Mittelalter? Heinz Maybaum als Professor an der Universität Rostock (1935–1945), in: MJB 121, 2006, S. 209–240. Er thematisiert auch die Problematik des „Persilscheins“ von Walter Hallstein in der Entnazifizierung für Heinz Maybaum, im Unterschied zu Nikolaus WERZ: Walter Hallstein in Rostock, in: MJB 117, 2002, S. 231–248.

⁴⁵ Deren Einzelumfang wuchs unter dem Herausgeber Andreas Röpcke auf durchschnittlich 25 Seiten gegen 20 bzw. 21 Seiten unter Helge Bei der Wieden bzw. Christa Cordshagen.

⁴⁶ Unter Andreas Röpcke als Herausgeber wandelte sich ebenfalls das äußere Erscheinungsbild der Jahrbücher: Sie erhielten einen gediegeneren Einband. Dessen Farbe veränderte sich von einem blassen Hellblau über das einmalige „Himmelblau“ des Jahrgangs 115 im Jahre 2000, das auf Kritik stieß, zu einem seit Jahrgang 116, 2001 nunmehr dezenteren Dunkelblau, hierzu auch Andreas RÖPCKE: Vorwort des Herausgebers, in: MJB 116, 2001, S. 5.

Nach Nikolaus Marschalk galt dies 2001 für „Mecklenburgs Humboldt“⁴⁷, den Universalgelehrten Georg Christian Friedrich Lisch, im Zusammenhang mit dessen 200. Geburtstag. Das neue Redaktionskollegium mit Andreas Röpcke an der Spitze griff hierbei auf eine Tradition zurück, die schon zu Lischs Zeiten einen besonderen Wert der Jahrbücher darstellte, nämlich die Edition wichtiger ausgewählter Quellen. Ging es zu Lischs Zeiten hauptsächlich um die damals noch – sozusagen am Vorabend der Edition des Mecklenburgischen Urkundenbuches – weitgehend un- oder in älteren Ausgaben oft ungenau gedruckten Urkunden des Mittelalters, so weitete sich für die Jahrbücher seit der Jahrtausendwende der Gesichtskreis wesentlich: Die neueste bzw. Zeitgeschichte hielt auch in der neuen Abteilung „Dokumentation“ Einzug, wie sie es wenige Jahre zuvor im Aufsatzteil der Jahrbücher getan hatte: Im Jubiläumsband von 1995 behandelte Bernd Kasten – als eine der Vorstudien seiner späteren Habilitationsschrift⁴⁸, denen in den Jahrbüchern noch etliche weitere folgen sollten – erstmals eine Thematik aus der mecklenburgischen Geschichte nach 1900, versehen mit einem sarkastischen Untertitel, der charakteristisch werden sollte für den kritischen Blick dieses Autors auf seinen jeweiligen Gegenstand.⁴⁹ Und Peter von Magnus war es vorbehalten, für die Jahrbücher von 1999 erstmals einen Beitrag über die Zeit nach 1945 beizusteuern.⁵⁰

Für die Herausgeber der Jahrbücher bis zum Zweiten Weltkrieg wäre es demgegenüber undenkbar gewesen, sich der damaligen jüngsten Vergangenheit so weit zu öffnen.⁵¹ Und obwohl es für die Zeitgeschichte Mecklenburgs spezielle Periodika im Lande gibt,⁵² waren die Jahrbücher offenbar gut beraten, auch diesen Abschnitt, den der jüngsten mecklenburgischen Geschichte, nicht aus ihrem Spektrum herauszuhalten. Zumindest hinterlassen die in ihnen bisher veröffentlichten zeitgeschichtlichen Beiträge einen seriösen Eindruck.⁵³

⁴⁷ Andreas RÖPCKE, Friedrich LÜTH, Dieter ZANDER (Hg.): Mecklenburgs Humboldt: Friedrich Lisch. Ein Forscherleben zwischen Hügelgräbern und Thronsaal, (Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 2), Lübstorf 2001. – G. C. Friedrich Lisch (1801–1883). Ein großer Gelehrter aus Mecklenburg. Beiträge zum internationalen Symposium 22.–24. April 2001 in Schwerin, (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 42), Lübstorf 2003.

⁴⁸ Als Druckfassung Bernd KASTEN: Herren und Knechte. Gesellschaftlicher und politischer Wandel in Mecklenburg-Schwerin 1867–1945, (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns 11) Bremen 2011.

⁴⁹ Bernd KASTEN: Die Regierung Schröder auf der Suche nach einer parlamentarischen Mehrheit in Mecklenburg-Schwerin 1926–1929: Vom „Hüten einer Flohherde“, in: MJB 110, 1995, S. 155–167.

⁵⁰ Peter von MAGNUS: Der Fall Bernhardy, in: MJB 114, 1999, S. 183–220.

⁵¹ Hierzu HEITZ/MÜNCH, Der Beitrag (wie Anm. 10), S. 195, 205.

⁵² Besonders Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, Rostock, seit 1997.

⁵³ Hervorhebenswert etwa der Beitrag von Nicolas M. RAILTON: Güstrow, den 17. Juni 1953: Ort des Widerstandes?, in: MJB 117, 2002, S. 267–301.

Sicherlich müssen Autoren, Herausgeber und Redaktionskollegium hierbei auch angesichts persönlicher Befindlichkeiten eher Kontroversen und Polemiken aushalten können als bei weiter zurückliegenden historischen Gegenständen.⁵⁴ Mit Recht wurde daher 2001 die ausführliche persönliche Erwiderung von Christian von Plessen⁵⁵ auf den Beitrag von Bernd Kasten⁵⁶ über den Aufstieg der NSDAP in Mecklenburg-Schwerin in die Jahrbücher des Jahres 2001 aufgenommen.

Doch kehren wir zurück zu der neuen, mit den Jahrbüchern 2001 begonnenen Abteilung „Dokumentation“. Anlässlich des 200. Geburtstages von Friedrich Lisch gelangten als wertvolle Veröffentlichungen zum Druck dessen eigenhändige Lebenschronik⁵⁷ sowie – von der unermüdlchen „Bio-“ und „Bibliographin“ Mecklenburgs⁵⁸, Grete Grewolls, sorgfältig zusammengestellt – eine Bibliographie der fast 1800 Veröffentlichungen Lischs, ergänzt durch dessen Personalbibliographie.⁵⁹

Ein zweiter – im Vorwort⁶⁰ des Herausgebers sogar an erster Stelle genannter – Schwerpunkt der Jahrbücher 2001 sollte dem 300jährigen Jubiläum des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz gewidmet sein. Es ist jedoch fraglich, ob die Thematik der beiden diesbezüglichen Beiträge⁶¹ dem hinreichend – ins-

⁵⁴ Sie fehlen jedoch auch bei Letzteren nicht völlig. Ein überzeugendes Beispiel bietet Matthias MANKE: Der letzte Obotritenritter (1849). Gründlich neue Betrachtung einer alten Karikatur, in: MJB 119, 2004, S. 227–238, gerichtet gegen Ralf Wendt. Weniger gelungen dagegen der Beitrag von Tobias PIETSCH: Die Moltkes im Spätmittelalter, in: MJB 125, 2010, S. 141–174, nicht weil er gegen mich gerichtet ist, sondern weil er mehrfach gegen Aussagen von mir polemisiert, die ich nicht getroffen habe. Zur Kritik siehe demnächst Ernst MÜNCH: Adel in Mecklenburg – Hauptaspekte seiner geschichtlichen Entwicklung in Mittelalter und früher Neuzeit (im Druck).

⁵⁵ Christian von PLESSEN: Hans-Balduin von Plessen (1907–1940) – Erst Sympathisant, dann Gegner und schließlich ein Verfolgter der Nationalsozialisten, in: MJB 116, 2001, S. 225–245.

⁵⁶ Bernd KASTEN: Deutschnationale Führungsschichten und der Aufstieg der NSDAP in Mecklenburg-Schwerin 1930–1933, in: MJB 115, 2000, S. 233–257.

⁵⁷ Andreas RÖPCKE (Hg.): „Ich, Georg Christian Friederich Lisch“. Eigenhändige Lebenschronik, in: MJB 116, 2001, S. 273–290. – Als Ergänzung hierzu Angela HARTWIG: Die Ehrenpromotion von Georg Christian Friedrich Lisch an der philosophischen Fakultät der Universität Rostock, in: MJB 117, 2002, S. 163–170.

⁵⁸ Siehe vor allem Grete GREWOLLS: Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern? Ein Personenlexikon, Bremen 1995.

⁵⁹ Grete GREWOLLS: Georg Christian Friedrich Lisch (1801–1883) – ein Lebenswerk. Chronologisch geordnete Bibliographie seiner Schriften (Monographien und Aufsätze), in: MJB 116, 2001, S. 291–389. – DIES.: Personalbibliographie Georg Christian Friedrich Lisch. Veröffentlichungen aus den Jahren 1877–2001, in: Ebd., S. 391–397.

⁶⁰ Andreas RÖPCKE: Vorwort des Herausgebers, in: MJB 116, 2001, S. 5.

⁶¹ Uwe Jens WANDEL: Johanna Prinzessin von Sachsen-Gotha-Altenburg – die erste Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, in: MJB 116, 2001, S. 117–128. – Matthias MANKE: „Alle allhier angesessenen“ – Die Volkszählung in der Stadt Strelitz im Jahre 1730, in: Ebd., S. 249–272.

besondere im Vergleich mit den übrigen Teilen des Bandes – Rechnung trug. Man darf vielmehr argwöhnen, dass – selbstverständlich besonders aus südostmecklenburgischer Sicht – der Vorwurf, dass die Jahrbücher wenn schon keine bloß „Schweriner“, dann doch sehr deutlich „Mecklenburg-Schweriner“ Jahrbücher waren und sind, weiterhin im Raum stehen wird.

Doch kommen wir zu den weniger heiklen Jubiläen bzw. thematischen Schwerpunkten einzelner Jahrgänge der Jahrbücher.

2003 wurde die Thematik Adelsgeschichte aufgegriffen, deren fundamentaler Stellenwert für ein Land wie Mecklenburg keiner ausführlichen Begründung bedarf. Die vier entsprechenden Beiträge des Bandes gingen auf eine Rostocker Tagung des Jahres 2002 zurück. In ähnlicher Weise wurden und werden die Jahrbücher in jüngster Zeit auch als geeignete Möglichkeit genutzt, derartige Tagungsbeiträge abzdrukken, falls keine selbständigen Tagungsbände geplant sind. Die Beiträge zur mecklenburgischen Adelsgeschichte in den Jahrbüchern 2003 entsprachen Anforderungen an moderne Landesgeschichtsforschung, indem sie zum einen den mecklenburgischen Adel vergleichend, nämlich mit seinem brandenburgischen Nachbarn⁶², behandelten und zum anderen das in der Landesgeschichtsforschung lange Zeit noch vernachlässigte 19.⁶³ und 20.⁶⁴ Jahrhundert in den Mittelpunkt rückten, für letzteres insbesondere das brisante Verhältnis von Adel und Nationalsozialismus.⁶⁵

In den Jahrbüchern des Jahrganges 2004 bildeten wiederum vier Beiträge einen thematischen Block. Diesmal ging es um die Wiederkehr des Jahres 1503, dem Todesjahr eines der bedeutendsten mecklenburgischen Fürsten, Herzog Magnus II. Vorausgegangen war 2003 eine Tagung aus diesem Anlass, die nicht nur den Herzog im engeren Sinne würdigen, sondern mehrfache und verschiedenartige Einblicke in die mecklenburgischen Verhältnisse zu seinen Lebzeiten ermöglichen wollte. Dies erfolgte durch Beiträge über den Stellenwert der Herrschaft von Magnus II. an einer „Zeitenwende“⁶⁶, über den

⁶² Frank GÖSE: Der Blick über die Grenzen: Die brandenburgische und mecklenburgische Adelsgesellschaft in der Frühen Neuzeit, in: MJB 118, 2003, S. 27–50.

⁶³ Iona BUCHSTEINER: Die Familie von Oertzen im 19. Jahrhundert, in: MJB 118, 2003, S. 237–254. Die Autorin verstarb noch im selben Jahr viel zu früh, siehe hierzu Wolf D. GRUNER, Gunther VIERECK (Hg.): Kolloquium zum Gedenken an Prof. Dr. phil. habil. Iona Buchsteiner, (Rostocker Beiträge zur Deutschen und Europäischen Geschichte 13), Rostock 2004.

⁶⁴ Eckart CONZE: Niedergang und Obenbleiben. Deutsche und mecklenburgische Adelsgeschichte im 20. Jahrhundert am Beispiel der Grafen v. Bernstorff, in: MJB 118, 2003, S. 255–270.

⁶⁵ Mario NIEMANN: „Das glühende Interesse für Politik“. Die Grafen von der Schulenburg-Tressow zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (1900–1945), in: MJB 118, 2003, S. 271–311.

⁶⁶ Oliver AUGÉ: Fürst an der Zeitenwende: Herzog Magnus II. von Mecklenburg (1441–1503), in: MJB 119, 2004, S. 7–40.

im selben Jahr 1503 verstorbenen bedeutenden und langjährigen Bischof von Schwerin, Conrad Lose⁶⁷, über dessen Altarstiftungen aus kunstgeschichtlicher Sicht⁶⁸, über den Zusammenhang von hansischer Geschichte und Rostocker Domfehde (erst ein Jahr später 2005 in den Jahrbüchern abgedruckt)⁶⁹ sowie über das mecklenburgische Adelsaufgebot zur Lübschen Fehde des Jahres 1506.⁷⁰

Der 120. Jahrgang der Jahrbücher enthielt im Jahre 2005 mehrere Beiträge, die auf einer Rostocker Tagung ein Jahr zuvor zur Geschichte Mecklenburgs in der Zeit der Weimarer Republik vorgetragen worden waren. In ihnen wurden für einen auch in Mecklenburg entscheidenden Zeitraum Themen beleuchtet, die seit geraumer Zeit nicht mehr bzw. unzureichend oder noch gar nicht untersucht worden waren, wie die Parteienstruktur⁷¹, der Kapp-Lüttwitz-Putsch⁷² oder Reichsreformpläne⁷³, die die Existenz der beiden Freistaaten Mecklenburg zu bedrohen schienen.

Der intensiven Beschäftigung mit – nicht nur zur Regierung gelangten – Angehörigen des mecklenburgischen Fürstenhauses waren neben einer ganzen Reihe von Einzelbeiträgen⁷⁴ in vielen Jahrbüchern seit 1985 ebenfalls die Jahrgänge 2007 und 2008 gewidmet. Hier setzte sich insgesamt eine Tradition fort, die bereits für die alten Jahrbücher typisch war, wenn auch damals unter großherzoglichem Protektorat die entsprechenden Beiträge selbstverständlich eine besondere Loyalität gegenüber dem Fürstenhaus deutlich erkennen ließen. Immerhin beschränkte man sich jedoch schon seit Lischs Zeiten nicht nur auf eng politisch-biographische Untersuchungen zu einzelnen Landesherren und sonstigen Angehörigen des Fürstenhauses, sondern legte auch Wert auf eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise bereits im modernen Verständnis dieses Begriffes.

⁶⁷ Andreas RÖPCKE: Wohlhabend und wohlätig – der Schweriner Bischof Conrad Lose, in: MJB 119, 2004, S. 41–62.

⁶⁸ Kristina HEGNER: Die Altarstiftungen des Bischofs Conrad Lose und ein rätselhaftes Bildwerk im Staatlichen Museum Schwerin, in: MJB 119, 2004, S. 63–85.

⁶⁹ Antjekathrin GRABMANN: Lübeck und Rostock: Hansische Konfliktbewältigung im Rahmen der Rostocker Domfehde, in: MJB 120, 2005, S. 7–20.

⁷⁰ Ernst MÜNCH: 1506 – erste Bestandsaufnahme der mecklenburgischen Ritterschaft, in: MJB 119, 2004, S. 87–104.

⁷¹ Bernd KASTEN: Die Bürgerlichen Parteien in Mecklenburg-Schwerin 1918–1926, in: MJB 120, 2005, S. 115–131.

⁷² Fred MROTZEK: Der Kapp-Lüttwitz Putsch im März 1920, in: MJB 120, 2005, S. 133–155.

⁷³ Anke JOHN: Freistaat, Preußische Provinz oder Reichsland? Die Selbstbehauptung der mecklenburgischen Länder in der Weimarer Republik, in: MJB 120, 2005, S. 157–173.

⁷⁴ Darunter über die spektakulären Todesfälle zweier Großherzöge im 19. und 20. Jahrhundert Bernd-Ulrich HERGEMÖLLER: Über die letzten Vorgänge beim Ableben Seiner Königlichen Hoheit, Großherzog Friedrich Franz' III. von Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1897, in: MJB 119, 2004, S. 279–292. – Andreas FROST: Neue Details zum Tod von Großherzog Adolf Friedrich VI. in: MJB 124, 2009, S. 239–282.

Der Jahrgang 122 der Jahrbücher steuerte im Jahre 2007 mehrere Untersuchungen zu Christian Ludwig II. bei, die insbesondere dessen kulturgeschichtliche Bedeutung neu beleuchteten.⁷⁵ Sie waren hervorgegangen aus einer Tagung im Jahre 2006 anlässlich des 250. Todestages des kunstsinnigen Fürsten.

Im selben Jahrgang 122 begann dann bereits der Abdruck von Beiträgen einer Tagung aus dem Jahr 2007, die sich mit der mecklenburgischen Dynastiegeschichte insgesamt, vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, beschäftigte.⁷⁶ Ihre Veröffentlichung machte dann einen Großteil des Jahrgangs 2008 der Jahrbücher aus.⁷⁷

Auch der Jahrgang 2009 der Jahrbücher widmete mehrere Beiträge einem Jubiläum. Diesmal ging es um die Wiederkehr der Erwerbung der Grafschaft Schwerin durch das mecklenburgische Herzogshaus im Jahre 1358.⁷⁸

Lassen wir diese in den Jahrbüchern insbesondere seit dem Jahr 2000 speziell berücksichtigten Jubiläen nochmals vor unserem geistigen Auge Revue passieren, so drängt sich vielleicht der leise Zweifel auf, ob nicht etwa dem Problembereich mecklenburgisches Fürstenhaus zu große Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Dem kann aus zweierlei Gründen widersprochen werden. Erstens fehlt es nach wie vor an gründlichen Untersuchungen zu vielen Persönlichkeiten bzw. Personen dieses Hauses und vielen Aspekten ihrer Verbindung mit der mecklenburgischen Geschichte insgesamt. Es existiert nicht

⁷⁵ Antje KOOLMAN: Die Erziehung eines Prinzen. Die Ausbildung Herzog Christian Ludwigs II. in Grabow, Wolfenbüttel, London und Rom, in: MJB 122, 2007, S. 81–98. – Hela BAUDIS: Christian Ludwig II. von Mecklenburg-Schwerin im Porträt – zu Aspekten des Herrscherbildes im 18. Jahrhundert, in: Ebd., S. 99–119 – Rouven PONS, René WIESE: Der Herzog als guter Hirte. Überlegungen zu Christian Ludwig II. von Mecklenburg und dem Deckengemälde der Kirche in Uelitz, in: Ebd., S. 121–139. – Gero SEELIG: Zur Baugeschichte der Bildergalerie am alten Schloss in Schwerin, in: Ebd., S. 141–158.

⁷⁶ Bernd KASTEN: Der letzte Großherzog – Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin (1882–1945), in: MJB 122, 2007, S. 253–285.

⁷⁷ Wolfgang HUSCHNER: Heinrich II. von Mecklenburg, Anna von Sachsen-Wittenberg und die Klarissen, in: MJB 123, 2008, S. 7–31. – Andreas PEČAR: Bruderzwist im Hause Mecklenburg. Herzog Ulrich (1554–1603) als Prototyp innerfamiliärer Herrschaftskonkurrenz?, in: Ebd., S. 77–103. – Sebastian JOOST: Auf neuen Pfaden – die auswärtige Politik der Herzöge Christian I. Louis und Gustav Adolf, in: Ebd., S. 105–122. – Ernst MÜNCH: Der Herzog und sein Adjutant. Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin und Johann Kaspar von Boddien, in: Ebd., S. 159–176. – René WIESE: Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg (1776–1871) zwischen Bad Homburg, Rudolstadt und Ludwigslust, in: Ebd., S. 177–198.

⁷⁸ Bernd Ulrich HUCKER: Die Grafen von Schwerin – hoch- und spätmittelalterliche Landes- und Stadtherren in Mecklenburg (1160–1358), in: MJB 124, 2009, S. 31–45. – Andreas RÖPCKE: Der Verkauf der Grafschaft Schwerin 1358, in: Ebd., S. 47–62. – Wolfgang BOCKHORST: Die Grafen von Tecklenburg aus dem Haus Schwerin, in: Ebd., S. 63–84.

einmal eine einigermaßen zuverlässige Überblicksdarstellung hierzu.⁷⁹ Und zweitens ist daher die bewusste Aufnahme vieler einschlägiger diesbezüglicher Untersuchungen auf der Grundlage neuer Quellen mit neuen Fragestellungen und neuen Ergebnissen vielmehr geradezu ein Beweis für das erfolgreiche Bemühen der Jahrbücher, ihrer Herausgeber, Redaktionsmitglieder und vieler Autoren, aktuelle Erfordernisse der Erforschung der mecklenburgischen Landesgeschichte nach Möglichkeit aufzugreifen und zu berücksichtigen. Es ist hier nicht der Platz und die Zeit, dies für alle wichtigen Bereiche und Fragestellungen, die in dem Vierteljahrhundert seit Wiederbelebung der Jahrbücher behandelt worden sind, vorzuführen oder gar zu diskutieren. Naturgemäß kann der Inhalt der Jahrbücher nicht besser sein als der Stand der Forschung zur mecklenburgischen Landesgeschichte generell, die einerseits in dem behandelten Zeitraum eines Vierteljahrhunderts zwar wichtige Ergebnisse vorlegen konnte, andererseits aber ebenso deutlich unter begrenzten finanziellen, personellen und institutionellen Bedingungen zu leiden hatte und hat.⁸⁰ Unter diesen Voraussetzungen ist der Inhalt der Jahrbücher jedoch generell auch nicht schlechter als der Stand der Landesgeschichtsforschung zu Mecklenburg insgesamt.⁸¹ Ähnlich wie die alten Jahrgänge schrei-

⁷⁹ Die bislang vorgelegten Darstellungen betreffen immer nur Teilabschnitte der Geschichte des Fürstenhauses, so Erika und Jürgen BORCHARDT: Mecklenburgs Herzöge. Ahnengalerie Schloß Schwerin, Schwerin 1991. – Jürgen BORCHERT: Mecklenburgs Grossherzöge 1815–1918, Schwerin 1992. – Rajko LIPPERT: Das Großherzogliche Haus Mecklenburg-Strelitz, Reutlingen 1994. – Valentina GRIGORIAN: Die Romanows und die Mecklenburger Fürsten. Verwandtschaftliche Verflechtungen und Schicksale, Schwerin 2007. – Bernd KASTEN: Prinz Schnaps. Schwarze Schafe im mecklenburgischen Fürstenhaus, Rostock 2009.

⁸⁰ So wurde etwa an der Universität Rostock – immerhin auch die mecklenburgische Landesuniversität – die Professur für Ur- und Frühgeschichte nach wenigen Jahren nicht fortgeführt, die 1991 geplante Professur für mecklenburgische Landesgeschichte nach Auseinandersetzungen um ihre personelle Besetzung gar nicht erst eingerichtet – ein einmaliger Vorgang an den Universitäten der neuen Bundesländer, hierzu WERNER, Zwischen politischer Begrenzung (wie Anm. 2), S. 361 mit Anm. 410. – ENGELBRECHT, Mecklenburgische Landesgeschichtsschreibung (wie Anm. 20), S. 71–72.

⁸¹ Eine aktuelle Bilanzierung fehlt bislang, zu Zwischenbilanzen siehe Iiona BUCHSTEINER, Ernst MÜNCH, Kerstin URBSCHAT: Mecklenburg/Pommern 1974–1995, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 133, 1997, S. 727–829. – Mecklenburgische Landesgeschichtsschreibung (wie Anm. 10). – Bezogen auf die Universität Rostock Kersten KRÜGER: Forschungen zur Regionalgeschichte am Historischen Institut der Universität Rostock 1991–2000, in: Iiona BUCHSTEINER (Hg.): Rostocker Landes- und agrargeschichtliche Forschungen nach 1990. Bilanz – Einblick – Ausblick, (Rostocker Beiträge zur deutschen und Europäischen Geschichte 9), Rostock 2001, S. 13–35. – Wolf D. GRUNER: Studien zur Geschichte Mecklenburgs und zur allgemeinen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert am Historischen Institut der Universität Rostock seit 1993 und die Perspektiven für künftige Forschungen, in: Ebd., S. 37–82. – Kersten KRÜGER: Landesgeschichte – Regionalgeschichte – Lokalgeschichte an der Universität Rostock. Forschungen seit 1990, in: Reimer WITT (Hg.): Im Spannungsfeld zwischen Regional- und Landesgeschichte, Schleswig 2003, S. 33–46.

ten sie mehr oder weniger den ganzen Kreis landesgeschichtlicher Forschungsfelder aus, angefangen mit den sogenannten Hilfswissenschaften über die Hauptepochen der geschichtlichen Entwicklung, wobei die neuen Jahrbücher – wie bereits angemerkt – die neueste und Zeitgeschichte bewusst mit berücksichtigen, über die Facetten moderner Geschichtswissenschaft in ihrer Einheit von Politik-, Wirtschafts-, Rechts-, Verfassungs-, Gesellschafts-, Sozial-, Kultur-, Kunst-, Alltags-, Mentalitäts- und Geschlechtergeschichte bis hin zu ihren jeweils modernen Trends, wie etwa der Geschichte der Memoria⁸², der Inszenierung von Herrschaft⁸³, der Hexenverfolgung⁸⁴ oder des Pilgerwesens⁸⁵. Dabei gelangen sowohl eher traditionelle wie auch neuere⁸⁶ Methoden zum Einsatz. Ausbaufähig ist sicherlich der vergleichende Ansatz über die Landesgrenzen Mecklenburgs hinaus, obwohl das Bindestrich-Land Mecklenburg-Vorpommern angesichts seiner vielfältigen – was nicht überall gerne gehört wird⁸⁷ – historischen Gemeinsamkeiten hierzu allein schon durch seine Konstruktion gute

⁸² Ilka S. MINNEKER, Dietrich W. POECK: Herkunft und Zukunft – zu Repräsentation und Memoria der mecklenburgischen Herzöge in Doberan, in: MJB 114, 1999, S. 17–48. – Torsten FRIED: Sinnbild und Erinnerung – zwei Medaillen auf die Vermählung von Heinrich und Wilhelmina 1901, in: MJB 117, 2002, S. 225–229.

⁸³ Antje SANDER-BERKE: Der Hof Herzog Heinrichs V. von Mecklenburg (1479–1552), in: MJB 112, 1997, S. 61–91.

⁸⁴ Hans-Konrad STEIN: Die Prozesse gegen die „Hexe“ Anna von Bülow in Bützow, Speyer und Rostock 1620–1625. „Es gibt keine Zauberin im Römischen Reiche Teutscher Nation, die ihr gleich wäre, Böses zu tun...“, in: MJB 117, 2002, S. 73–126.

⁸⁵ Monika SCHAUGSTAT: Mittelalterliche Pilgerzeichen auf Glocken in mecklenburgischen Dorfkirchen, in: MJB 109, 1993, S. 19–54.

⁸⁶ Beim Einsatz der quantifizierenden Methode zur Auswertung der Polizeiordnungen des 16. Jahrhunderts ist Kersten KRÜGER: Die fürstlich-mecklenburgischen Policy-Ordnungen des 16. Jahrhunderts: Innenpolitik und Staatsbildung, in: MJB 111, 1996, S. 131–167 dabei wohl etwas über das Ziel hinaus geschossen. Jedenfalls ist nicht erkennbar, weshalb sogar die Wortzahl für die einzelnen Abschnitte ausgezählt und abgedruckt wurde. Sehr nützlich hingegen sind die Tabellen beispielsweise im Beitrag des Rostocker Altmeisters der Agrargeschichte Gerhard HEITZ: Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Grundlagen mecklenburgischer Landstädte im 19. Jahrhundert, in: MJB 112, 1997, S. 123–150, hier S.145–150. – Der Aufsatz wurde nunmehr wieder abgedruckt in: Hanna HAACK u.a. (Hg.): Gerhard HEITZ: Studien zur mecklenburgischen Agrargeschichte in der Frühen Neuzeit, (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften), Berlin 2010, S. 214–239.

⁸⁷ Das zeigten Diskussionen sowohl vor der Wende von 1989/90 bezüglich der Konzeption einer Gesamtdarstellung der Geschichte Mecklenburgs als auch danach, etwa bei der Vorbereitung von: Landeskundlich-historisches Lexikon Mecklenburg-Vorpommern, Rostock 2007. Es dürfte gleichfalls bezeichnend sein, dass in dem bilanzierenden Sammelband von BUCHHOLZ (Hg.), Landesgeschichte (wie Anm. 17) neben anderen Territorien ausgerechnet auch Mecklenburg fehlt.

Ansatzpunkte bietet.⁸⁸ Was weitgehend völlig fehlt – und was bereits den alten Jahrbüchern fehlte⁸⁹ – ist ein allgemeiner theoretischer Diskurs über Grundfragen der (mecklenburgischen) Landesgeschichte. Die marxistisch geprägten Ansätze hierzu in den späten DDR-Jahren wurden durch deren Untergang nicht weitergeführt, sondern durch das – bis zu einem gewissen Grade trügerische – Ideal „ideologiefreie Landesgeschichte“⁹⁰ abgelöst. Das schlug

⁸⁸ Allerdings leiden die bisher vorgelegten Versuche, die Geschichte beider Landesteile Mecklenburg-Vorpommerns als Einheit darzustellen, an einer Reihe größerer und kleinerer, zum Teil haarsträubender sachlicher Fehler, so etwa Rolf SCHNEIDER: Kleine Geschichte des Landes Mecklenburg-Vorpommerns, Berlin 1993 (u.a. S. 177: „600 v. Chr. bis 400 n. Chr. Völkerwanderung“, S. 22: „der nachchristlichen Jahrhunderte“, S. 43: „Demmin ... in Mecklenburg“, S. 152: Erschießung Ferdinand von Schills in Wesel, S. 174: „Die Besetzung [1945 – E.M.] erfolgte zunächst durch britische Einheiten“) mit dem „erhellenden“ Zwischenresümee auf S. 47: „In Vorpommern gestalteten sich die Zustände in vielem ähnlich, in manchem nicht.“ – Obwohl Michael NORTH: Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns, München 2008, in seinem Nachwort, S. 119, einer ganzen Reihe von Mitstreitern und Kritikern für Verbesserungsvorschläge dankt und seine Überblicksdarstellung als „geschlossene Mannschaftsleistung“ wertet, krankt sie dennoch an vielen Fehlern und Ungenauigkeiten (u.a. S. 9: Abzug der Germanen im 4. und 5. Jahrhundert nach Süden und Osten (!), ebd.: „Schweriner Seen(!)“, S. 10: Prägung des 8. und 9. Jahrhunderts durch die Expansion des Frankenreichs „und später der Ottonen(!)“, S. 12. Gottschalk, „der erste(!) christliche Obodritenfürst“, auf S. 23 wird die Dorfgemeinde auf die Hufenbauern (ohne die Kossäten!) reduziert, auf S. 30 wird für Rostock im 15. Jahrhundert die antirätliche Front auf „eine Handwerkeropposition“ reduziert, S. 38/39: Teilung Mecklenburgs anfangs des 16. Jahrhunderts in drei Teile, S. 43: Gleichsetzung von ländlichen Lohnarbeiter mit Kossäten und Einliegern, auf S. 107 wird die Nichtexistenz von Fakultäten an den DDR-Universitäten nach 1968 behauptet). Schon die Einleitung (S. 7) des Überblickswerkes bleibt diffus in ihrem Schwanken zwischen der Einschätzung von Bundesländern, „die historisch gewachsene Einheiten“ oder „Neuschöpfungen“ darstellen. Es bleibt auch die Frage, welche Bedeutung das dort sehr betonte „gemeinsame Potenzial an historischen Gemeinsamkeiten“ zwischen Mecklenburg und Pommern hat. – Seriös und nützlich dagegen Gerhard HEITZ, Henning RISCHER: Geschichte in Daten. Mecklenburg-Vorpommern, München/Berlin 1995, die allerdings beide Landesteile auch konsequent gesondert behandeln. – Weitgehend akzeptabel auch die Darstellung von Peter MAST: Mecklenburg- Vorpommern. 1000 Jahre Geschichte eines jungen Landes, München/Berlin 1994, der bereits in seinem Vorwort auf die historischen Besonderheiten der beiden heutigen Landesteile abhebt. – Auch der etwas umfangreichere Versuch von Wolf KARGE: Illustrierte Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns, Rostock 2008 kommt nicht ohne eine Reihe unnötiger Fehler aus, u.a. S. 6 und 101: „hanseatisch“ statt hansisch, S. 51: Bauern als unterste Stufe der Lehnspyramide, S. 53 und 5: Verwechslung von „Lehnsherren“ mit Lehnsleuten; S. 159: „Sachsenkönig“ August der Starke, S. 138 (Abb.): Verwechslung des „Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I.“ mit dem gleichnamigen Herzog von Mecklenburg, S. 142 (Abb.): Verwechslung der Herzöge Christian Ludwig I. und Christian Ludwig II.

⁸⁹ MÜNCH, Die „Mecklenburgischen Jahrbücher“ (wie Anm. 10), S. 28.

⁹⁰ CORDSHAGEN/SCHÜTT, Tätigkeitsbericht (wie Anm. 1), S. 201. – Ähnlich CORDSHAGEN, 160 Jahre (wie Anm. 24), S. 222. – Antjekathrin GRABMANN: Geschichtsvereine heute, in: MJB 110, 1995, S. 227–230, hier S. 229.

häufig in theoriegeschichtliche Abstinenz um und ist – neben der oben bereits angedeuteten Ressourcenproblematik – einer der Gründe für die bis heute immer noch ausstehende moderne Gesamtdarstellung der mecklenburgischen Geschichte.⁹¹ Im Sinne des bereits oben Gesagten, dass die Jahrbücher nicht besser sein können als der Stand der Landesgeschichtsforschung für Mecklenburg generell, richten sich entsprechende Wünsche und Forderungen jedoch nicht primär an die Jahrbücher.

Ihnen wenden wir uns hier abschließend wieder zu. Für die Rekrutierung von Autoren und ihren Beiträgen nutzt das Redaktionskollegium, dessen Arbeit die bis zu ihrem frühen Tode im Jahre 1999 unermüdliche und fruchtbare Tätigkeit der bis dahin alleinigen Redakteurin Erika Nagel⁹² vorausging, insbesondere zwei Quellen. Die eine ist die Vortragstätigkeit⁹³ des Vereins, in dessen Auftrag die Jahrbücher herausgegeben werden, die durch eine Kombination von gezielten Anfragen an potentielle Vortragende bzw. dann Autoren und deren eigenen Angeboten zustande kommt. Eine zweite Quelle sind Beiträge von wissenschaftlichen Veranstaltungen, Tagungen, Kolloquien etc., die der Verein selbst oder in Verbindung mit anderen Institutionen und Gremien, die sich der mecklenburgischen Geschichte annehmen, veranstaltet bzw. die auch unabhängig vom Verein stattfinden. Hier zahlt sich besonders auch die häufige personelle Verschränkung von Vereinsmitgliedern und Mitarbeitern des Landeshauptarchivs Schwerin, der Historischen Kommission für Mecklenburg⁹⁴, der Universität

⁹¹ Nachdem ein entsprechendes Projekt an der Universität Rostock unter der Leitung von Wolf D. Gruner und Kersten Krüger in den Jahren nach 2000 nicht über eine rudimentäre Konzeption hinausgediehen ist, wird zur Zeit in der Historischen Kommission für Mecklenburg erneut die Möglichkeit eines entsprechenden Vorhabens geprüft. – Zur Notwendigkeit einer modernen Gesamtdarstellung siehe MÜNCH, Die „Mecklenburgischen Jahrbücher“ (wie Anm. 10), S. 28. – GRUNER, Studien (wie Anm. 81), S. 49, 82.

⁹² Siehe den Nachruf in: MJB 114, 1999, S. 3–4.

⁹³ Sie wird seit Jahrgang 109 aus dem Jahr 1993 in den „Vereinsnachrichten“ als Bestandteil der Jahrbücher dokumentiert. Unter dem Vorsitz des Vereins von Christa Cordshagen stieg die Zahl der Vorträge von zunächst jährlich drei seit dem Jahr 2001 auf sechs. Unter dem Vorsitz von Andreas Röpcke stieg diese Zahl seit 2004 auf jährlich acht Vorträge. Demnach wurden seit der Wiederaufnahme der Vortragstätigkeit im Rahmen des Vereins bis 2009 insgesamt 88 Vorträge von 70 Referenten gehalten (Kolloquien und Veranstaltungen des Vereins mit mehreren Vorträgen pro Tag dabei ungerechnet). 29 dieser Vorträge boten die Grundlage für entsprechende Beiträge in den Jahrbüchern. Etliche Vorträge wurden darüber hinaus an anderer Stelle gedruckt. Mit mehreren Vorträgen traten namentlich Christa Cordshagen, Wolf Karge, Bernd Kasten, Ernst Münch, Andreas Röpcke, Tilmann Schmidt und René Wiese in Erscheinung.

⁹⁴ Seit dem Jahrgang 118 aus dem Jahre 2003 erscheint in den Jahrbüchern regelmäßig ein Bericht über die Tätigkeit der Historischen Kommission für Mecklenburg unter ihrem im Jahre 2002 gewählten Vorsitzenden Andreas Röpcke, zugleich Vorsitzender des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde und Herausgeber der Jahrbücher. Sein Vorgänger Helge Bei der Wieden hatte im Jahrgang 110 aus dem Jahr 1995 über die Vorgeschichte der Kommission und ihre Gründung im Jahre 1991 berichtet.

Rostock, der mecklenburgischen Stadtarchive, der staatlichen und kommunalen Museen in Mecklenburg und zahlreicher anderer entsprechender Einrichtungen aus.

Ich komme zum Schluss: Insgesamt ist den Herausgebern, Redakteuren bzw. Redaktionsmitgliedern und Autoren der Jahrbücher Dank zu sagen für ein Vierteljahrhundert intensiver, erfolg- und ertragreicher Arbeit, die nach jahrzehntelanger Unterbrechung des Erscheinens der Jahrbücher mehr oder weniger nahtlos daran anzuknüpfen vermochten, was die alten Jahrbücher bedeuteten – ich sage es mit den nur auf den ersten Blick vielleicht etwas emphatisch anmutenden Worten Ernst Bolls –: „eine neue Aera in unserer vaterländischen Geschichte“.⁹⁵

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Ernst Münch
Universität Rostock
Historisches Institut
August-Bebel-Straße 28
18051 Rostock

⁹⁵ BOLL, Geschichte Meklenburgs (wie Anm. 34), Vorwort, S. II.

DOKUMENTATION

DIEBSTAHL VON SIEBEN KELCHEN IM SCHWERINER DOM UND EIN REHABILITIERTER KÜSTER (VOR 1523)

Ein archivalisches Fundstück,
mitgeteilt von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt und Andreas Röpcke

Da die Stadt-Schweriner Überlieferung des Mittelalters und der früheren Neuzeit aufgrund der Stadtbrände besonders in den Jahren 1531, 1558, als das Rathaus abbrannte, und 1651 schwer gestört ist, dürften einzelne Funde, die ein Licht auf die Verhältnisse der Stadt und der in ihr befindlichen geistlichen Institutionen werfen, besonderes Interesse finden. Wenn die geistliche Institution dann auch noch der Dom ist, über den wir ebenfalls nur mangelhafte Informationen haben, steigert sich das Interesse. Es möge deshalb hier ein Fundstück aus der Abteilung „Ecclesiastica specialia“ des Landeshauptarchivs vorgestellt werden, das einen bisher unbekanntem Kirchendiebstahl aus der Zeit vor der Reformation beleuchtet.

Am 20. März 1523 wenden sich zwei Männer von Hamburg an den Rat von Schwerin. Beide, Hinrik Pinsel und Cordt Heydeken, sind nicht in Hamburg erbgesessen, treten auch in hamburgischen Quellen nicht auf, können also sehr gut auch von außerhalb der Stadt kommen. Sie weisen sich als Rechtsbevollmächtigte von zwei Frauen, Margarete Smedes und Alheit Hols, beide geborene Krempe, aus, die ganz offenbar im Gebiet des Herzogs von Sachsen-Lauenburg wohnen, denn der Herzog von Sachsen-Lauenburg wird als ihr Landesfürst genannt. Beide Frauen suchen sich in den Besitz des Erbes ihres Vaters zu setzen. Dieser war Marquard Krempe, einst Küster der Schweriner Domkirche. Aufgrund des Diebstahls von sieben Kelchen aus der Domkirche, für den man offenbar den Küster als mitschuldig erachtete, floh dieser aus Schwerin - wohl in ein benachbartes Territorium, das nicht zu leicht auf Anfordern des mecklenburgischen Nachbarn auslieferte.

Das Amt des Küsters oder Kustos (lat. *custos*) war im Schweriner Dom bereits im Spätmittelalter nicht wie andernorts eine Prälatur des Domkapitels, sondern eine Art Kirchendiener ohne geistliche Funktionen und damit ein Vorläufer des nachreformatorischen Küsters. In den um 1370 festgehaltenen Statuten des Domkapitels heißt es, der *custos vel scholaris parre* werde von Dekan und Kapitel eingesetzt.¹ Er muss für Matutin und Frühmesse alle Vorkehrungen treffen, bei Krankenbesuchen dem Priester den Weg leuchten und die Glocke vor der Eucharistie schlagen. Er muss die Lichter in der Kirche anzünden und löschen, wenn benötigt. Er hat die Verantwortung für das richtige

¹ MUB 16, Nr. 10128, S. 646.

Geläut gemäß den Zeiten und Festen und muss den Weihwasserkessel um den Friedhof tragen lassen. Sonntags hat er sich um Weih- und Taufwasser zu kümmern und um ein Feuer in der Osternacht. Ostern muss er das Kreuz tragen oder tragen lassen. Dafür gibt es bestimmte Zahlungen, besonders zu Weihnachten. Der Küster muss nicht zur den Chordienst versehenden Domgeistlichkeit gehören, sondern kann auch ein sonstiger Kleriker der Gemeinde (*clericus parre*) sein (der über keine weiteren Einkünfte verfügt, wie wir vermutlich ergänzen dürfen). Das Dokument belegt, dass die Entwicklung schon vor der Reformation auch Laien als Küster zuließ. Jedenfalls sprechen die unbefangenen erwähnten Töchter Krempe gegen einen Klerikerstatus.

Die Anschuldigung gegen Krempe wird aus der Tatsache deutlich, dass man ihm wohl den Ersatz eines Kelches mit 30 Mark abpresste, bevor er das Weite suchte. Von der Mitschuld an dem Einbruchsdiebstahl sprachen den Küster die überführten Täter frei, die noch vor der Vollstreckung der Todesstrafe am Hochgericht bekannten, dass er mit der Tat nichts zu tun hatte. Die Namen der Einbrecher und Diebe werden in dem Schreiben zum Teil angegeben: *Soke Have, Bartold Bornhoff steffbone, einen ghenomet Grape, der herenn hoffsmedt, unde noch einen andernn, de der herenn scriver was*. Zwei der Täter waren in „höherem“ Dienst – wer die Herren sind, um deren Bedienstete oder Dienstleistende es sich handelte, erfahren wir nicht: Die Herren des Rates von Schwerin oder die geistlichen Herren des Kapitels?

Die beiden Frauen wollen gerne an ihre ererbten belegten Kapitalien kommen. Könnte man über die gegen Rente belegten Gelder etwas aus dem Schweriner Stadtbuch² erfahren? Leider schweigt es in dieser Hinsicht, auch wenn es einen Marquard Krempe im Jahre 1471 als Naturalrenteschuldner nennt.³ Dabei dürfte es sich eher um den Vater des Küsters gehandelt haben. Die von den beiden Erbinnen beanspruchten Kapitalien dürften allerdings in der Summe nicht ganz wenige und beim Rat (Kämmerei) belegt gewesen sein, denn der Rat hat ihnen – der Aussage der beiden Rechtsvertreter nach – bereits einmal 1.000 Mark für die Ablösung ihrer Ansprüche geboten. Bereits vor diesem Ausgleichsversuch hatte schon der Hamburger Priester Nicolaus Lange allerdings ergebnislose Verhandlungen im Namen der beiden Erbinnen geführt. Lange ist 1521 bis 1525 als Vikar am Dom und in der Kapelle des St. Georgs-Hospitals vor Hamburg nachzuweisen. Er starb später in Rom,

² Das Schweriner Stadtbuch (1421–1597/1622), hrsg. v. D.W. POECK, Rostock 2004 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe C: Quellen zur mecklenburgischen Geschichte, Band 6).

³ „Item Marquardus Krempe is schuldich Hans Hasekoppe XXX mark. Dar settet he eme vor to bewaringe syn hus mit syner bewaringe negest vorscrifften. Dar schal he vore bowen den hus acker, so lange bet he syn gelt kricht. Signatum anno Domini etc. LXXI.“ – Stadtbuch (wie Anm. 2), Nr. 644, S. 159.

bestimmte allerdings testamentarisch für die Kalandbruderschaft am Hamburger Dom aus seinen Gütern eine Geldsumme von 15 Mark.⁴

Dass Pinsel und Heydeken sich mit den Schwerinern nicht unbedingt in Schwerin treffen wollten, liegt auf der Hand. Zu sehr, so wussten beide wohl, würde das Recht am Machtort der Kontrahenten zu ihren und ihrer Auftraggeberinnen Ungunsten gebeugt werden. Deshalb schlugen sie neutrale Orte vor: Lübeck, Lüneburg oder Hamburg – alles von Schwerin aus mit Tagesreisen zu erreichen. Diese Sicherheitsmaßnahme ist für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich. Allzu leicht geriet man als Unterhändler in die Hände von übelmeinenden Gegnern, die vor Gewaltanwendung nicht immer zurückschreckten.

Im Falle, dass die Schweriner sich harthörig stellen sollten, wurde unverhohlen mit der Einschaltung der beiderseitigen Landesherren gedroht: Herzog von Sachsen-Lauenburg einerseits und Herzog von Mecklenburg andererseits. Ob Pinsel und Heydeken sich beim Herzog von Sachsen-Lauenburg tatsächlich Gehör zu verschaffen in der Lage waren, wissen wir nicht. Dazu bedurfte es in der Regel guter persönlicher Beziehung zu Hofleuten oder den Einsatz beträchtlicher „Handsalben“, um überhaupt mit seinem Anliegen durchzudringen. Gelang das allerdings, konnte ein landesherrliches Mandat schon beträchtlichen Nachdruck auf die Beschleunigung eines Anliegens ausüben.

Die Versendung des Schreibens von Hamburg nach Schwerin erfolgte übrigens durch einen Boten, durch welchen auch die Antwort des Schweriner Rates zurück nach Hamburg gelangen sollte – ein relativ kostspieliges Verfahren, das aus den Korrespondenzgepflogenheiten der damaligen Zeit (zum Beispiel zwischen den Räten verschiedener Städte) geläufig ist.

Wie die Geschichte ausging, erfahren wir leider aus der Überlieferung nicht.

LHAS 2.12-3/4 Eccl. spec. Nr. 10070

1523 März 20 (Freitag nach Laetare) – Hamburg
Hinricus Pinsel und Coerdth Heydekenn als Bevollmächtigte der Erben von Marquard Krempen, nämlich seiner Töchter Margarete Smedes und Alheit Hols, ersuchen den Rat von Schwerin, sich wegen der Erbschaft und den Rentengeldern des vormaligen Domküstlers Marquard Krempen, der wegen angeblichen Diebstahls von sieben Kelchen aus dem Dom, von welchem Vorwurf er aber durch das Bekenntnis der zur Hinrichtung geführten überführten Diebe (*Soke Have, Bartold Bornhoff steffbone, einen ghenomet Grape, der herenn hoffsmedt, unde noch einen andernn, de der herenn scriver was*) befreit sei, mit ihnen an

⁴ Das Visitationsbuch der Hamburger Kirchen 1508–1521–1523, hrsg. v. E. Keyser, bearb. v. H.-M. Kühn, Hamburg 1970, S. 468. – N. Staphorst: Hamburgische Kirchen-Geschichte, Hamburg 1723–1731, II, S. 704, III, S. 491, IV S. 284.

einem außerhalb Schwerin liegenden Ort zu Verhandlungen über die ausstehenden Renten und Erbgüter zu treffen, und drohen andernfalls mit Einschaltung der Landesherren von Sachsen-Lauenburg und Mecklenburg.

[1] Unsenn willighen beredenn deinst myt irbedinghe alles gudenn tho vornn. Erßamen wolwisenn herenn, besundernn gunstigen gudenn frunde. Wy dhoen juw wissheiden in ieghenwardighenn unssen scrifften fruntlich wethen[de], wo dath wy in⁵ kortenn tydenn vorgangen daghen van⁷ denn dogetsamen fruwen Margareten Smedes unde Alheyth Holß sampt myt eren andern sustern unde frunden zelighenn Marquardes Krempe, wandages in der dhomkercken tho Swerin coster effte swornen dener, dochter unde nagelathenn ervenn, personlich irschenen synth, unß furder de overfaringhe effte entweldinghe ene unde erenn zelighenn vader Marquardt vorben[omed] dorch i[uwer] e[rsamen] tegen⁶ recht unde alle billicheyth beieghenth, demodighenn klegelich entdeckt unde vorgegevenn de ligenheyth unde ummestendicheyter erer sake na notrofft vorklart, vortelt unde underrichtighet, unß furder vor denn ersamenn rade to Hamborch in aller bestenn wyse unde formen, se mochten unde konden, in den sulvigenn erenn saken teghen i[uwer] e[rsamen] tho furderende ere vederlike erve unde alles, war ene der halvenn vomme rechte thokumpt tho donde unde tho latende unde tho quiterende, szo de fulmacht breff des erben[omeden] rades tho Hamborg dat wider mede bringheth. Wowol in erdydenn de eraftighe her Nicolaus Langhe, prester ittzuundt tho Hamborg, ock alße en vulmechtiger irgedachtenn Margareten unde Alheyden, eren sustern, in dersulven sake teghen i[uwe] e[rsamen] tho furderende ock ittlike andere an gemelte i[uwer] e[rsamen] gheschicket unde in der upghemeltenn sakenn vomals ghehandelt, jodoch weynich frucht beth her tho irlanghet, dat sze unde ock wy thom latestenn nicht lengher dulden können effte moghen, sunder de sake in der fruntscop effte in rechte teghen de sulven i[uwer] e[rsamen] myth ernste tho furdernde gheneghet. Averst dar i[uwer] e[rsamen] (da wy nicht ane twivelen) myth uns in der frun[t]scop handelenn woldenn unde sick myt uns der gemelter sake halvenn vor draghen unde enenn ewighenn entliken slethe tho makende gheneghet weren, up de meide andere unkost, unnutthe theringhe, vroghe unde sorghe, der wy nicht bogeren, na blivenn mochtenn unde de sake genslich mochte vordragen unde in der frun[t]scop bygelecht werden, werenn wy wol thogeneget unde sodann fruntlike handlinghe nicht uthslann, wenthe de rechte grundt unde fundamente ock alle legenheyth der sulvigen sakenn velenn i[uwe] e[rsamen] borgerenn unde vorwanthenn noch wol bewust ys, wodann wyß de arme man, zelige Marquardt Krempe, sine dochter unde erven weldichlikenn unrechtlich sunder schult uthe i[uwe] e[rsamen] stadt Swerin vann dem erenn vordrevenn worden unde szo mennich jar vann dem erenn uthemsik⁷ ghewesenn, eres vederliken erves berovet unde de sulvige Marquardt Krempe der szoven kelcke, welcke uth der dom-

⁵ in mit Einfügungszeichen in margine.

⁶ Folgt gestrichen: *godt*.

⁷ *uthemsck* mit Einfügungszeichen in margine.

kercken tho Swerin verloren worden, unschuldich waß, wo wol he den enenn kelck vor XXX marck Lub[esch] betalen moste unde dorch de mysdeders alße men kann nabringen genometh Soke Have, Bartold Bornhoff steffßone, einen ghenomet Grape, der herenn hoffsmedt, unde noch einen andernn, de der herenn scriver was, dho men sze uthtreckede uth der stadt to Swerin na deme richte, dede bekannt hadden, vor i[uwer] e[rsamen] borger, dat sze de sovonn kelcke gestolen hadden unde den bitteren doth darumme gherne lydenn woldenn, ghans sere entschuldighet wart. De sulven misdeders furder de sulvighenn i[uwer] e[rsamen] borgere umme Gades willen badenn, dat se Marquardt Krempenn na scriven scholden unde ene ock sine kindere unde erven wedder by ere ghutd unde erve stedenn [2] unde sze ock in ere erven unde renthe wysenn, also se dar tho vorn inne sethenn unde gebuket hadden, jodoch sodann beth her tho tegen de recht-ferdicheyth nagebleven unde nicht geschen is. Unde de sulven unße pricipalenn eres vederliken erves unde renthe nicht moghenn nakomen. Is derweghenn unße gans fruntlike beger unde biddent, i[uwe] e[rsamen] wisheyt umme der rechtferdicheyt willen de groten unschuldt unde entschuldiginge vorben[omeden] Marquardes Krempen unde gemelter unsser principalen elendicheyt unde armoith an werken unde wol to synne thein, tho hertenn nemenn unde sich dersulvigen entfarnn willenn, wenthe i[uwe] e[rsamen] wedewenn und wesenn na allen vormoghen beschutten unde sze in dem rechtenn beschermen scholdenn, also sick dat vonn rechte geborth, unde unß furder alße vulmechtighen erben[omeden] unßer principalenn de nagelaten gudere unde nastellige belachten renthe unde ere vederlike erve, enen belangende, ane wider togeringe willen volgenn lathenn unde gutlich betalen etc. Van dersulvigen upkamendenn renthen, de jarlikes by i[uwer] e[rsamen] gelecht syn sampt myt dem hovetstole⁸ ein gudt bescheith unde entlike rekenscop don effte dhon lathenn, unß furder na i[uwer] e[rsamen] wolgefalle unde bequemicheyt by jegenwardigen⁹ up ene wysse sekere stede tho Lupke, tho Hamborch efte Luneborch vorscrevenn hart na dessen paskenn tokamende¹⁰, dar wy samptlich selich unde seker kamen moghenn unde wy myth unßer vulmacht unde unssem bewise myt unßernn frundenn dar samptlich irschenen moghenn up de meyde, dat wy de sake in der frun[t]schop sletenn, averst tho Swerin hebbe wy kein warff dar tho kamenn, steyt uns ock nicht tho radenn. Wes i[uwe] e[rsamen] hyr inne und an tho dhonde gheneghet, uns dat sulvige by iegenwardighenn breves thogher scriffentlich vormelden. Dar averst sodann nicht enscheghe unde unsser vormaninghe nicht en achteden effte achtenn woldenn, werdenn wy dar tho gheorsaket, dat wy dat unssem landes furstenn, herenn vonn Saxon, herenn Hinrick, hartog tho Mecklenborch, i[uwer] e[rsamen] landesfurstenn ock anderen herren, gheistliken unde wartliken richteren unde prelathenn ock anderenn unßerenn levenn frunden wyder klagen mothenn, dat wy denne – kennet Godt – ungerne deden unde teghenn de sulvigen i[uwe] e[rsamen] wes vornemen wolden, szo i[uwe]

⁸ *sampt myt dem hovetstole* mit Einfügungszeichen in margine.

⁹ *by jegenwardigen* mit Einfügungszeichen in margine.

¹⁰ *tokamende* mit Einfügungszeichen in margine.

e[rsamen] sick in der frun[t]scop unde der billicheyt schicken willenn. Ock furder, leven herenn, szo wy vorstann i[uwer] e[rsamen] genantenn unßenn principallenn in ertydenn dusernt marck in der frun[t]scop gebodenn hebben vann erenn erve unde¹¹ renthen by i[uwer] e[rsamen] upgelecht tho gevende, dat sulvige ys jo ein tekenn, i[uwe] e[rsamen] betalinge effte ein ghut bescheith tho gevende gheneghet sin. Darumme were wol van nodenn, dat wy mochtenn thosamende kamen unde in der sake handelen, dat men dar van beiden sydenn ettlike frunde unde herenn de rechtes vorstant hadden, dar tho hoghe unde einen ewighen slethe makedenn. Wes averst i[uwer] e[rsamen] in vorscrevenn sakenn unde fruntliker handelinge tho dhone gheneghet, uns dat sulvige by jegenwardigen [3] breves thoger vorwittlikenn, uns derhalvenn anders wes vorthonemende nicht dorve vann nodenn syn, dat wy i[uwe] e[rsamen] also fruntlich tho irkennen gevenn willen, ock furder de sulven i[uwer] e[rsamen] in iegenwardighen unsenn schrifften unde vormaningen gutlich ghewarnet hebben unde sodann warninghe fruntlich anhemenn unde worinne wy i[uwer] e[rsamen] mochtenn vele denst unde willenn ertoghenn, sint wy alletydt willich tho vorschuldigende geneghet. Beghern des by jegenwardigen breves toger i[uwer] e[rsamen] thovorlatich antwordt, dar wy uns na richtenn moghenn. Hyr mede Gade almechtigenn wy i[uwe] e[rsamen] wisheyt in eineme lucksaligen regiment gesunth tho langenn tydenn bevelenn. Gescrevenn tho Hamborg amme fridaghe na letare anno etc. MDXXIII.

I[uwer] e[rsamen] willighe Hinricus Pinsel unde Coerdth Heydekenn, vulmechtigher Margareten Smedes unde Alheiyt Hols, wedewen etc.

[3] Adresse:

Denn ersamen, vorsichtighenn heren burgermeystern unde radtmannen tho Swerin, unsenn besundernn ghunstighen herenn unde guden frunde f[runtlike] g[ruthe]

[Kanzleivermerk:] etlich borger in Hamborg belangende

[Spärlichste Reste eines wächsernen Verschlusssiegels.]

Anschriften der Verfasser:
Dr. Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt
Heiligengeisthof 20
18055 Rostock

Dr. Andreas Röpcke
Richard-Wagner-Straße 36
19059 Schwerin

¹¹ *erve unde* mit Einfügungszeichen in margine.

NEUERSCHEINUNGEN DES JAHRES 2010
ZUR MECKLENBURGISCHEN GESCHICHTE IN AUSWAHL

Von Alla Dmytruk

Annweiler, Heinrich: Exlibris aus dem Großherzoglichen Hause Mecklenburg-Schwerin: aus dem Bestand der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern und der Universitätsbibliothek Rostock. In: DEG-Jahrbuch ... Exlibris-kunst und Graphik. Frankfurt, M. 18.2010, S. 37–50

Arbeiten und Leben in Rostock. 1. Aufl. Rostock 2010, 159 S.
(Rostocker Zorenappels; 4, Sonderbd.)

Badstübner-Gröger, Sibylle (Hrsg.): Passow. Schwerin 2010, 23 S.
(Schlösser und Gärten in Mecklenburg-Vorpommern; 14)

Badstübner-Gröger, Sibylle (Hrsg.): Hohenzieritz. Schwerin 2010, 23 S.
(Schlösser und Gärten in Mecklenburg-Vorpommern; 13)

Bahlo, Hiltrud / Dalk, Wolfgang / Ruschke, Michael (Bearb.): 40 Jahre Studentenkabarett ROhrSTOCK: 1970–2010 / Universität Rostock. Rostock 2010, 91 S.
(Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock; 27)

Bartocha, Benno: Rote Brause; Bd.14: Rote Landbrause II: Kreis Neubrandenburg 1960–1990. 1. Aufl. Friedland 2010, 128 S.

Beiträge zur mecklenburgischen Landes- und Regionalgeschichte vom Tag der Landesgeschichte im Oktober 2009 in Dömitz: Museumskonzeptionen zu kulturhistorischen „Highlights“ in Norddeutschland / Hrsg. vom Museum Festung Dömitz. Rostock 2010, 69 S.
(Der Festungskurier; 10)

Block, Petra: Mein Wismarer Lesebuch. 1. Aufl. Wismar 2010, 151 S.
(Weiland-Wismar-Bibliothek)

Blübaum, Dirk / Erbenbraut, Regina (Hrsg.): Die Erschaffung der Tiere: Tiere in der niederländischen Kunst des Manierismus und Frühbarock und an den wandfesten Dekorationen des Schlosses zu Güstrow; Katalog zum Bestand der Kunstsammlungen, Schlösser und Gärten Staatliches Museum Schwerin. Schwerin 2010, 127 S.

Blübaum, Dirk / Schönfeld, Claudia (Hrsg.): Schwerin blicke – künstler sehen: Kunstsammlungen Schlösser und Gärten. Schwerin 2010, 167 S. + 1 CD

Borchert, Jürgen: Spaziergänge in Schwerin / Aktual. von Werner Stockfisch. Schwerin 2010, 120 S.

Borrmann, Klaus: Mecklenburg-Strelitzer Forstamts-Geschichte(n): 200 Jahre Verantwortung für die Wälder, insbesondere der Feldberg-Woldegker Reviere in Mecklenburg fernem Osten 1810–2010 / Waldmuseum „Lütt Holthus“ Lüttenhagen (Hrsg.). 1. Aufl. 2010, 258 S.

Brandes, Annette (Red.): Festung Dömitz: Bauteil Hauptwache; restauratorische und baugeschichtliche Voruntersuchungen; Bauplanung und Baudurchführung / [Hrsg.: Stadt Dömitz.]. 1. Aufl. Dömitz 2010, 66 S.
(Festung Dömitz: Dokumentation einer Sanierung und Instandsetzung; 4)

Brätz, Herwig: 550 Jahre Schwerin. Rostock 2010, 143 S.

Brendle, Klaus: Fernstudium historische Stadt: Modul C; Planen, Bauen und Entwickeln; C3: Architektur der Stadt; Kurseinheit c: Profanarchitektur in Schwerin. [Lübeck] 2010, 98 S.

Bülow, Ernst von: Erinnerungen aus dem Feldzug nach Baden 1849 / Bearb. und hrsg. von Ernst Münch. Rostock 2010, XXVIII, 104 S.
(Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Rostock; 139)

Bunners, Christian / Bichel, Ulf / Grote, Jürgen (Hrsg.): Literatur aus dem Ostseeraum und der Lüneburger Heide / hrsg. im Auftr. der Fritz-Reuter-Gesellschaft. 1. Aufl. Rostock 2010, 160 S.
(Beiträge der Fritz-Reuter-Gesellschaft; 20)

Christoph Friedrich Reinhold Lisiewsky (1725–1794): [Katalog zur Ausstellung „Teure Köpfe. Lisiewsky – Hofmaler in Anhalt und Mecklenburg“] / hrsg. von der Kulturstiftung Dessau Wörlitz. [Red.-Leitung: Helmut Börsch-Supan]. Berlin [u.a.] 2010, 280 S.
(Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau Wörlitz; 31)

Christuskirche: Katholische Gemeinde in Rostock im Wandel der Zeit; Geschichte der Christugemeinde und ihrer Kirche in Bildern und Texten / Heinrich-Theissing-Institut Schwerin; Katholische Christugemeinde zu Rostock. Schwerin 2010, 153 S.

Däbritz, Rainer: Hiev an!: 800 Jahre Hafen Wismar / [Hrsg.: Seehafen Wismar GmbH]. Wismar 2010, 168 S.

Deinert, Juliane: Die Studierenden der Universität Rostock im Dritten Reich / [Hrsg.: Der Rektor der Universität. Red.: Kersten Krüger]. Rostock 2010, 427 S. (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte; 11)
Zugl.: Rostock, Univ., Diss., 2010

Diederich, Georg: Die Wiedergründung des Landes Mecklenburg-Vorpommern: Bericht eines Zeitzeugen. Schwerin 2010, 76 S.
(Schriftenreihe des Thomas-Morus-Bildungswerkes Schwerin; 18)

Dreher, Martin: Sträflinge aus Mecklenburg-Schwerin und die Anfänge deutscher Einwanderung in Brasilien. Nürnberg [u.a.] 2010, 443 S.
Text in dt. und portug.

Festschrift zur 775 Jahrfeier in Daschow, Kuppentin, Penzlin und Zahren im Jahr 2010 / [Foto: Marion Zech]. 2010, 107 S.

Findeisen, Jörg-Peter: Die schwedische Monarchie: von den Wikingerherrschern zu den modernen Monarchen. Kiel 2010.
Bd. 1: 950–1611. 411 S.
Bd. 2: 1612 bis heute. 446 S.

Frank, Rahel / Klähn, Martin / Wunnicke, Christoph: Die Auflösung: das Ende der Staatssicherheit in den drei Nordbezirken / [Hrsg.: Die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR]. Schwerin 2010, 163 S.

Fräulein oder Demoiselle?: adlige und bürgerliche Damen in den Klöstern in Ribnitz und Rostock nach der Reformation; Ausstellung im Kulturhistorischen Museum Rostock und im Deutschen Bernsteinmuseum Ribnitz-Damgarten – Kloster Ribnitz 2010 / hrsg. vom Kulturhistorischen Museum Rostock. [Konzept und Umsetzung.: Steffen Stuth ...]. Rostock 2010, 61 S. (Schriften des Kulturhistorischen Museums Rostock; N.F., 3)

Gauck, Joachim: Winter im Sommer – Frühling im Herbst: Erinnerungen / In Zusammenarbeit mit Helga Hirsch. 15. Aufl. München 2010, 344 S.

Glawe, Harry: 20 Jahre CDU-Landtagsfraktion Mecklenburg-Vorpommern: Aufbruch in die Demokratie. [Neubrandenburg 2010]
Textband. 199 S.
(Schriftenreihe der CDU-Fraktion im Landtag Mecklenburg-Vorpommern; 6)
Fotoband. 119 S.
(Schriftenreihe der CDU-Fraktion im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern; 7)

Gürtler, Lena: Vergangenheit im Spiegel der Justiz: eine exemplarische Dokumentation der strafrechtlichen Aufarbeitung von DDR-Unrecht in Mecklen-

burg-Vorpommern / Die Landesbeauftragte für Mecklenburg-Vorpommern für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (Hrsg.). 1. Aufl. Bremen 2010, 198 S.

Hartwig, Angela / Kleinschmidt, Bettina: Bestandsübersicht des Universitätsarchivs Rostock. Rostock 2010, 164 S.
(Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte; 14)

Hartwig, Angela: Das Gedächtnis der Universität: das Universitätsarchiv Rostock von 1870 bis 1990. Rostock 2010, 357 S.
(Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte; 13)
Zugl.: Rostock, Univ., Phil. Fak., Diss., 2010

Hering, Rainer (Hrsg.): 4. Norddeutscher Archivtag: 16. und 17. Juni 2009 in Bremen. Nordhausen 2010, 270 S.
(Auskunft; 30.2010, 1)

Jörn, Nils (Bearb.): Inventar der Prozeßakten des Wismarer Tribunals; Teil 1: Bestand des Archivs der Hansestadt Wismar. Wismar 2010
Bd. 3: Nr. 0934–1404. S. 1003–1504.
Bd. 4: Nr. 1407–1857. S. 1505–2014.
Bd. 5: Nr. 1858–2251. S. 2015–2454.
(Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Archivs der Hansestadt Wismar; 1)

Jörn, Nils: Kleines Wismarer Falschmünzerbuch: [Wissenswertes & Amüsantes zur Wismarer Münzgeschichte] / Mit einer Einführung von Rudolf Bienas und Bildern von Rolf Müller. 1. Aufl. Wismar 2010, 62 S.
(Wismarer Kostbarkeiten)

Jörn, Nils: Wismarer Pastorengeschichten: historische Miniaturen aus St. Nikolai. 1. Aufl. Wismar 2010, 60 S.
(Wismarer Kostbarkeiten)

Ketteler, Herman: Neubukow in alten Ansichten; Bd. 4. Zaltbommel 2010, 76 S.

Köpp, Wolfgang: Davongekommen: bis niemand mehr von uns weiß. 1. Aufl. Grevesmühlen 2010, 248 S.

Krause, Antje / Schröder, Karsten: „Einem gar wohlgefälligen Bürgersmann zur Ehr...“: Ehrenbürgerschaften und Ehrenbürger der Stadt Rostock; Historisches und Biografisches. Rostock 2010, 112 S.
(Kleine Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Rostock; 18)

Kröhnert, Gesine / Karge, Wolf (Hrsg.): Mecklenburg und der Erste Weltkrieg: Beiträge zur Geschichte in Mecklenburg. Schwerin 2010, 199 S.

Krüger, Kersten (Hrsg.): Frauenstudium in Rostock: Berichte von und über Akademikerinnen. Rostock 2010, 345 S.
(Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte; 9)

Land fürs Leben: 20 Geschichten aus 20 Jahren Mecklenburg-Vorpommern. 1. Aufl. Rostock 2010, 250 S.

Landsmann, Maik: Die Universitätsparteileitung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954 / Hrsg. von Kersten Krüger. Rostock 2010, 148 S.
(Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte; 10)

Lange, Willi: Such dir einen zweiten Mann: von Stasihaft in Leipzig und mecklenburgischem Landpastorenleben / [Bearb. Christoph Wunnicke]. Schwerin 2010, 105 S.

Lingnau, Bert: „Da muss man Leute totmachen“: historische Kriminalfälle. Halle (Saale) 2010, 175 S.

Lorenzen, Heidrun / Probst, Volker (Hrsg.): Bildende Kunst in Mecklenburg 1900 bis 1945: zwischen Regionalität und Internationalität. 1. Aufl. Rostock 2010, 399 S.

Luise <Mecklenburg-Strelitz, Prinzessin>: Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz: die Reise an den Niederrhein und die Niederlande 1791; das Tagebuch der späteren Königin von Preußen / Übers. und mit einem Kommentar von Guido de Werd. Hrsg. von Paul Hartig. Nachdr. der Ausg. von 1987. Berlin [u.a.] 2010, 82 S.

Luise, der Tod der Königin: [Sommer 1810; ein Lesebuch] / Staatliche Schlösser und Gärten Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 2010, 29 S.

Luise: Leben und Mythos der Königin; Begleitpubl. zur Ausstellung anlässlich des 200. Todestages im Schloss Charlottenburg / [Hrsg. von der Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg. Konzeption u. Red.: Svenja Kluckow]. Potsdam 2010, 140 S.

Mahnke, Reinhard / Mitschke, Fedor: 100 Jahre Physikalisches Institut 1910 – 2010. Rostock 2010, VI, 197 S.
(Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock; 28)

- Moeller, Richard: Lebenserinnerungen / Hrsg. von Bernd Kasten. Rostock 2010, XII, 206 S.
(Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg; Reihe C; 9)
- Münch, Ernst / Niemann, Mario / Wagner, Wolfgang E. (Hrsg.): Land, Stadt, Universität: historische Lebensräume von Ständen, Schichten und Personen. Hamburg 2010, 393. S.
(Schriftenreihe Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; 14)
- Neubesetzung: Historische Stadträume in Wismar und Rostock. Dresden 2010, 75 S.
(Studienreihe Denkmal und Entwurf; 09/1)
- Niemann, Anne-Dore: Familie Hamann: Briefe, Dokumente, Fotos aus den Jahren 1963–1964. Osnabrück [2010], 741 S.
- Pekrul, Gisela / Kriek, Manfred: Schwerin auf historischen Ansichtskarten; T. 3: Stadterweiterungen nach 1884. Vers. 1/2010. Godern 2010, 1 CD-ROM.
- Pettke, Sabine: Nachträge zur Reformationsgeschichte Rostocks; Bd. 2. 1. Aufl. Rostock 2010, 386 S.
- Philipps, Carolin: Luise: die Königin und ihre Geschwister. München 2010, 457 S.
(Serie Piper; 5854)
- Piersig, Erhard (Bearb.): Theodor Kliefoth in seiner Zeit als Prinzenenerzieher: seine Briefe an Carl Christian Budler (1807–1856) aus den Jahren 1833 bis 1840.
Wismar 2010, 126 S.
(Nova monumenta inedita rerum megapolensium; 5)
- Piper, Joachim: „Lobetale habe ich säubern lassen“: Arbeit und Schicksal der Lübbeener Diakonissen; zur Vorgeschichte der Lobetalarbeit in Celle / [Hrsg.: Lobetalarbeit e. V. Celle]. Celle 2010, 110 S.
- Probst, Lothar / Saalfeld, Johannes: Die Städtepartnerschaft Bremen – Rostock: Entstehung, Geschichte und Bilanz. 1. Aufl. Bremen 2010, 98 S.
- Rabbel, Jürgen: Wassermühlen vor dem Kröpeliner Tor: zur Geschichte des Rostocker Vögenteichplatzes. Rostock 2010, 87 S.
(Kleine Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Rostock; 16)
- Rehberg-Credé, Christine: Theodor Klett: „...einer der vorzüglichsten Gärtner“ / [Hrsg.: Landeshauptstadt Schwerin]. Schwerin 2010, 90 S.

Ringeling, Gerhard: Fischländer Volk: Geschichte und Schicksal einer mecklenburgischen Küstenlandschaft. Nachdr. der 2. Aufl. aus dem Jahre 1947. Kückenshagen 2010, 140 S.

Röhl, Karl-Friedrich: Die Geschichte von Zapel. 1. Aufl. Hamburg 2010, 557 S.

Röpcke, Andreas: Die „Woche des sozialistischen Archivwesens“ in der DDR 1979 und 1984. In: Archive im Kontext. Düsseldorf 2010, S. 27–45

Röpcke, Andreas: Ludolf von Bülow und der Archidiakonats Tribsees. In: Baltische Studien. Kiel. Bd. 96.2010, S. 31–42

Ruchhöft, Heidemarie: Chronik der Stadt Plau am See. Plau am See 2010, 208 S.

Ruppert, Fritz: „Da kann sich so eine Landratte nicht reindenken“: das Tagebuch des Rostocker Schiffingenieurs Fritz Ruppert von 1910 bis 1939 / Bearb. von Angrit Lorenzen-Schmidt, Klaus-J. Lorenzen-Schmidt und Rüdiger Ruppert. Hrsg.: Geschichtswerkstatt Rostock. Rostock 2010, 308 S.
(Zeitgeschichte regional: Sonderheft; 4)

Sachse, Christian: Der letzte Schliff: Jugendhilfe der DDR im Dienst der Disziplinierung von Kindern und Jugendlichen (1945–1989). Schwerin 2010, 317 S.

Schmidt, Detlef (Hrsg.): Neuer Bilderbogen aus Wismars DDR-Zeit: von der 750-Jahr-Feier 1979 bis zur Wende 1989 / Fotos von Hanjo Volster [u.a.]. Wismar 2010, 105 S.
(Weiland-Wismar-Bibliothek)

Schmidt, Detlef: Wismars Alte Schule: Kleinod im Gotischen Viertel. 3., aktualisierte Aufl. Wismar 2010, 65 S.
(Wismarer Kostbarkeiten)

Schönflug, Daniel: Luise von Preußen: Königin der Herzen; eine Biographie. 3., durchges. Aufl. München 2010, 286 S.

Schröder, Karsten (Hrsg.): Die Bestände des Archivs der Hansestadt Rostock: eine kommentierte Übersicht / Bearb. von Hans-Werner Bohl, Gisa Franke... Rostock 2010, 496 S.
(Kleine Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Rostock; 17)

Schubert, Matthias / Stutz, Reno: Zur Geschichte des Studiums in Wismar: 100 Jahre – von der Ingenieur-Akademie Wismar zur Hochschule Wismar. 2. Aufl. Wismar 2010, 341 S.

Schultz, Lothar: Die Lloyd-Bahn: Neustrelitz-Rostock-Warnemünde. Berlin 2010, 176 S.

Schwießelmann, Christian: Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands in Mecklenburg und Vorpommern: von der Gründung bis zur Auflösung des Landesverbandes; (1945–1952). Düsseldorf 2010, 512 S.
(Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte; 58)
Zugl.: Rostock, Univ., Diss., 2009

Seelig, Gero: Die holländische Genremalerei in Schwerin: Bestandskatalog Staatliches Museum Schwerin / Mit Beitr. von Kerstin Binzer und Ellis Duljaart. Petersberg 2010, 296 S.

Skotki, Kristin (Hrsg.): Denn die Toten sind unvergessen: zu den Grabmälern der Marienkirche in Rostock. Rostock 2010, 199 S.
(Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock; 29)

Spantig, Siegfried: Im alten Wittenburg. Schwerin 2010, 206 S.

Spantig, Siegfried: Der Ortschronist. Schwerin 2010, 222 S.

Terra felix Mecklenburg - Wallenstein in Nordeuropa: Fiktion und Machtkalkül des Herzogs zu Mecklenburg / Hrsg.: Staatliches Museum Schwerin. Greifswald 2010, 227 S.
(Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte; 11)

Volkman, Fritz: Erinnerungen an die Jahre unserer Kindheit in Wittenförden / Hrsg. von Gerda Nemitz & Angelika Ende. Wittenförden 2010, 30 S

Willgeroth, Gustav: Notizen zur Geschichte Wismars 1901–1910. Admannshagen-Bargeshagen 2010, 186 S.
(MV Taschenbuch)

Wischendorf, Hartwig: Der Hauptstadtstreit und andere Ereignisse, die Schwerin bewegten: Beiträge zur jüngeren Stadtgeschichte Schwerins. Norderstedt 2010, 100 S.

Wunnicke, Christoph: Der Bezirk Neubrandenburg im Jahr 1989. Schwerin 2010, 151 S.

Zänger, Horst: Schweriner Theater-Begegnungen: ausgewählt zum 125. Jahr des neuen Hauses des Mecklenburgischen Staatstheaters am 3. Oktober 1886; „Vormalige“ erinnern sich, an „Ehemalige“ wird erinnert aus Biographien, Briefen und Theaterliteratur. Norderstedt 2010, 107 S.
(Das Schwerin Buch)

Zwischen Tempelberg und Warnowtal: 1360–2010; 650 Jahre Kladrum / [Willi Schröder]. Kladrum 2010, 81 S.

VEREINSNACHRICHTEN

CHARLOTTE DITZEL-LISCH

* 10. März 1914

† 2. Mai 2011

Der Vorstand des Vereins für mecklenburgische Geschichte gibt seiner Anteilnahme am Ableben von Charlotte Ditzel-Lisch Ausdruck.

Die Urenkelin unseres Vereinsgründers Friedrich Lisch fühlte sich insbesondere seit der Lisch-Ehrung 2001 dem Verein verbunden und hat seine Ziele großzügig gefördert.

Wir werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Für den Vorstand
Dr. Andreas Röpcke

**Tätigkeitsbericht
des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde e. V.
für das Jahr 2010**

1. Allgemeines

Im Jahr 2010 fanden neun Vorträge, zwei Exkursionen, eine Führung durch eine Ausstellung und eine Tagung statt. Die Vorträge wurden durchschnittlich von 45 bis 75 Zuhörern besucht, bei der gemeinsam mit dem Stadtarchiv Schwerin und dem Stadtgeschichts- und -museumsverein Schwerin e. V. durchgeführten zweitägigen Tagung schwankten die Zuhörerzahlen zwischen 75 und 100. Herausragend war der Besuch des Vortrags zu Königin Luise mit über 160 Zuhörern, der in Kooperation mit dem Verein der Freunde des Schweriner Schlosses e. V. im Festsaal des Schweriner Schlosses veranstaltet wurde.

Im Rahmen der Tagung „850 Jahre Schwerin – Menschen und Geschichte“ wurde am 24. April 2010 die Mitgliederversammlung unter Beteiligung von 32 Mitgliedern durchgeführt. Sie bestätigte den Tätigkeits- und Finanzbericht des Vorstandes für 2009 und stimmte dem Arbeits- und Veranstaltungsplan 2010/2011 zu. Auf Antrag des Vorstands wurde Herr Prof. Dr. Heitz aufgrund seiner Verdienste um die Landesgeschichte zum Ehrenmitglied des Vereins gewählt.

2010 sind dem Verein 23 neue Mitglieder beigetreten; vier Austritte waren zu verzeichnen. Bekannt wurde der Todesfall eines Mitglieds. Damit betrug die Mitgliederzahl am 31. Dezember 2010 208 Einzel- und fünf korporative Mitglieder.

2. Publikationen

Im Dezember 2010 erschienen Band 125 der Mecklenburgischen Jahrbücher mit einem Umfang von 359 Seiten sowie das von Grete Grewolls erarbeitete Gesamtregister der Mecklenburgischen Jahrbücher 1–125. Die redaktionellen Arbeiten für Band 126 (2011) wurden begonnen.

3. Vortragswesen

- 29.01.2010 Leibärzte am Schweriner Hof in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
(Prof. Dr. Hans-Uwe Lammel, Rostock)
- 19.02.2010 Nur mindermächtige Fürsten? Handlungsspielräume der Herzöge von Mecklenburg im Mittelalter
(Prof. Dr. Oliver Auge, Kiel)
- 19.03.2010 Fritz-Reuter-Nationalmuseum oder Mecklenburgisches Staatsarchiv – Zwei konkurrierende Bauwünsche in Schwerin im Jahre 1906 – oder: Die Tragik des Karl Theodor Gaedertz
(Dr. Wolf Karge, Schwerin)
- 23./
24.04.2010 Tagung in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Schwerin und dem Stadtgeschichts- und -museumsverein Schwerin e. V.: 850 Jahre Schwerin – Menschen und Geschichte
- 10.09.2010 Herzog Friedrich „der Fromme“ und die Künste
(Claudia Schönfeld MA, Schwerin)
- 08.10.2010 In Zusammenarbeit mit dem Verein der Freunde des Schweriner Schlosses e. V.: Königin Luise (1776–1810). Leben und Legende
(Prof. Dr. Luise Schorn-Schütte, Frankfurt/M.)
- 22.10.2010 Der Einzug der mecklenburgischen Truppen in Schwerin am 14. Juni 1871 in Bild und Wirklichkeit
(Dr. Bernd Kasten, Schwerin)
- 12.11.2010 Lambert Slaggerts Chronik
(Prof. Dr. Volker Honemann, Münster)
- 10.12.2010 Festveranstaltung anlässlich des Erscheinens des 125. Bandes der Mecklenburgischen Jahrbücher und des Gesamtregisters:
Ein Vierteljahrhundert Landesgeschichtsforschung – die Mecklenburgischen Jahrbücher 1985–2010
(Prof. Dr. Ernst Münch, Rostock)
Das „Who is who“ des Geschichtsvereins – die Matrikelbücher
(Dr. Antje Koolman, Schwerin)

4. Exkursionen und sonstige Veranstaltungen

- 29.05.2010 Exkursion:
Jüngste Restaurierungsarbeiten in Güstrow
(Dr. Dr. Dieter Pocher, Güstrow)
- 11.06.2010 Führung:
Schwerinblicke – Künstlersichten.
Ausstellung zum 850-jährigen Bestehen der Stadt Schwerin
im Staatlichen Museum Schwerin
(Claudia Schönfeld MA, Schwerin)
- 19.06.2010 Exkursion:
Malchin, Stavenhagen, und Ivenack
(Horst Ende u. Detlev Nagel, Schwerin)

Schwerin, April 2011

Dr. Andreas Röpcke
Vorsitzender

Dr. Antje Koolman
Geschäftsführerin



Dr. Werner Strecker im April 1953. Foto: Paul Kuhlmann

STAATSARCHIVDIREKTOR DR. WERNER STRECKER
(† 1961) IN MEMORIAM

Zum Beginn des Jahres 1958 als junger Archivschul-Absolvent in das Mecklenburgische Landeshauptarchiv eingetreten, habe ich Werner Strecker in seinen letzten Lebensjahren noch kennen gelernt und als einen vornehmen, sehr kultivierten, äußerst achtenswerten alten Herrn in respektvoller Erinnerung. Seit 1953 im Ruhestand, führte ihn sein Weg noch öfter in seine ehemalige Wirkungsstätte. Er trank seinen Tee bei Christa und Hugo Cordshagen, seinem Nachfolger, besuchte altvertraute Mitarbeiter/innen und kam dann auch wohl mal zu mir. Er hatte aus gelegentlichen Gesprächen gemerkt, dass ich mich für die Geschichte des Hauses und seiner Protagonisten interessierte und wusste das zu schätzen. So erfuhr ich schon Vieles, was mich später als kleines eigenes Forschungsfeld weiter beschäftigte, auch allerlei Anekdotisches, denn er war ein guter, anregender Erzähler. Ich erinnere mich, dass die Sprache dann oft noch auf Streckers eigene Amtszeit als Archivdirektor kam – und da war es besonders die Situation der letzten Kriegsjahre und der ersten Nachkriegsjahre, die den sensiblen Mann gedanklich nicht losgelassen hatte. Dabei ging es weniger um die rigorosen personellen und räumlichen Einschränkungen, die den Archivbetrieb über Jahre weitgehend lähmten; weit schwerer wog die Verantwortung für das ihm anvertraute unersetzliche Archivgut des Landes, das durch mögliche Kriegszerstörung wie auch durch die angeordnete Auslagerung der historisch bedeutendsten Quellengruppen vor allem durch Witterungseinflüsse, Verwüstung, Plünderung und Requisition (seitens der Besatzungsmacht) in den oft ungeeigneten, wenig gesicherten Auslagerungsstätten akut gefährdet war.

Die Rückführung zog sich wegen nicht zur Verfügung stehender Transportkapazitäten und anderer Widerstände bis Ende 1946, in einigen Fällen bis 1951 hin. Dass er letztlich den Verlust bzw. Teilverlust wertvoller Bestände wie z.B. die Mecklenburg-Schwerinschen Familienakten, die Mecklenburg-Strelitzschen Lehn- und Kammerakten, sowie ganzer Serien von Klosterurkunden nicht verhindern konnte, bedrückte ihn nach wie vor sehr. Unbestritten bleibt, dass es in der Geschichte des Schweriner Archivs seit dem Brand des Kollegiengebäudes und dem Beinah-Verlust der Archivbestände 1865 keine vergleichbare Bewährungssituation gab, und der Archivdirektor mit der kleinen Zahl seiner Mitarbeiter Außerordentliches für die Sicherung und den Erhalt der mecklenburgischen Archivschätze geleistet hat. Streckers Besuche wurden allmählich seltener; sie blieben schließlich ganz aus. Man hörte, dass er an einem schweren Augenleiden erkrankt sei und keinen Lebensmut mehr hätte. Er starb am 14. September 1961 im 76. Lebensjahr in Schwerin. Das 50. Todesjahr ist ein Anlass, in diesem Jahrgang unseres Jahrbuchs an den bescheidenen, zurückhaltenden, um das Archivwesen des Landes verdienten Archivar und Historiker zu erinnern.

Werner Strecker entstammte einer Familie mecklenburgischer Glasmacher, Gutsbesitzer und Domänenpächter. Am 26. November 1885 in Rostock geboren, besuchte er die Große Stadtschule bis zum Abitur. Zunächst an Jura interessiert, studierte er in Heidelberg, Berlin und Rostock Geschichte, Germanistik und Klassische Philologie und promovierte 1912 bei Hermann Bloch (Reincke-Bloch), dem Doktorvater der meisten mecklenburgischen Archivräte, über die äußere Politik Albrechts II. von Mecklenburg. Mit dieser für Forschungen zur Landes- und nordeuropäischen Geschichte der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis heute grundlegenden Arbeit empfahl er sich dem Geheimen Archivrat Hermann Grotefend, der ihn – nach einer Episode im höheren Schuldienst – 1914 als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter in den Dienst des Geheimen und Hauptarchivs in Schwerin übernahm. Der junge Strecker bewunderte seinen berühmten Mentor; er hat ihn zeitlebens als Vorbild verehrt. 1917 zum etatmäßigen Archivar ernannt, leistete er im Ersten Weltkrieg Dienst beim Roten Kreuz und übernahm zeitweise Aufgaben am Statistischen Amt. 1926 erfolgte seine Ernennung zum Staatsarchivar. Mit seinen Archivar-Kollegen Friedrich Stuhr, dem Nachfolger Grotefends, und Paul Steinmann, der 1921 dazu stieß, verband ihn ein gutes Arbeitsverhältnis; man verstand sich in einer seit Friedrich Lisch (1801–1883) tradierten Berufsauffassung, die mehr auf die Herausgebertätigkeit, die eigene Forschung und Publikation aus den Quellen, die wissenschaftlichen Auskünfte und die Dienstleistung für Ministerien und Landesbehörden als auf die Arbeit an den Beständen ausgerichtet war. Werner Strecker hat sich im Auftrag des Mecklenburg-Schwerinschen Ministeriums des Innern in den Jahren 1925 bis 1928 vor allem mit den strittigen Fischereigerechtsamen in der Travemünder Bucht befasst und sich in fünf (sechs?) Gutachten einen scharfen Federkrieg mit seinem Lübecker Gegenpart Fritz Rörig geliefert. Die Gutachten, die in den „Jahrbücher[n] für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde“ veröffentlicht wurden, weisen ihn als einen Archivar-Historiker aus, der nicht nur die quellenkritische Methode hervorragend beherrschte, sondern auch die Fähigkeit zu scharfsinniger juristischer Argumentation aus den Akten besaß. Für die von Friedrich Stuhr als Erster Sekretär des Vereins von 1920/21 (Jg. 85) bis 1936 (Jg. 100) herausgegebenen „Jahrbücher“, deren Redaktion traditionsgemäß ebenfalls von den Schweriner Archivräten besorgt wurde, verfasste Strecker als Zweiter Sekretär bzw. Schriftführer regelmäßig die Jahresberichte. Von 1937 (Jg. 101) bis 1939 (Jg. 103), dem letzten noch möglichen Jahrgang, gab er noch selbst die „Jahrbücher“ heraus.

Als Friedrich Stuhr 1933 altershalber ausschied, rückte Werner Strecker mit Wirkung vom 1. Januar 1934 in die Stelle des Staatsarchivdirektors auf – und übernahm damit die Verantwortung für die Geschicke des Hauses zu einer Zeit, deren Vorzeichen schon viele Konflikte und manche Zumutung in der Zukunft erwarten ließen. Die nationalsozialistische Ideologie war mit seinem humanistischen Weltbild und dem ihm eigenen Gerechtigkeits Sinn unvereinbar. Er half sich, indem er die Öffentlichkeitsarbeit und die Publikationstätig-

keit, insbesondere die Siedlungs-, Bauern- und Sippenforschung, weitgehend seinen jüngeren, ehrgeizigeren, betriebsameren Archivräten überließ und sich selbst vor allem auf die Innenarbeit konzentrierte. Dazu gehörte u. a. die Übernahme und Aufstellung des Hauptarchivs von Mecklenburg-Strelitz, des sogenannten Strelitzer Archivs, die er zusammen mit dem Neustrelitzer, dann Schweriner Archivrat Carl August Endler organisierte. Strecker hat das ihm anvertraute Schweriner Archiv behutsam und persönlich integer durch die schwierige Zeit geführt.

Sehr am Herzen lag Strecker auch weiterhin sein Wirken im Geschichtsverein, dessen „Gleichschaltung“ und nach dem Führerprinzip zugeschnittener Organisationsaufbau den „Kern des Vereins“ (so Friedrich Schmidt-Sibeth, einer der letzten Zeitzeugen, 1985) nicht wesentlich verändern konnte. Dennoch ging die Vereinstätigkeit kriegsbedingt ständig zurück und musste mit Kriegsende ganz eingestellt werden. Strecker fühlte sich als stellvertretender „Vereinsleiter“ nach Stuhrs Rücktritt 1942 noch bis zuletzt für seine Belange verantwortlich. Eine Wiederaufnahme der Vereinsarbeit nach 1945 war nicht mehr möglich.

Strecker erhielt nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945 das Vertrauen von Besatzungsmacht und antifaschistisch-demokratischer Landesverwaltung in Schwerin und blieb im Amt. Er blieb damit zugleich der einzige Wissenschaftler in der kleinen Schar der Mitarbeiter. Nach der allmählichen Beruhigung der Verhältnisse, der Freigabe des von der sowjetischen Stadtkommandantur und der Sowjetischen Militäradministration (SMA) okkupierten Verwaltungsgebäudes und der geschilderten Rückführung der meisten Bestände konnte man nun an die Normalisierung und an den Neuanfang des Archivbetriebs denken. Das waren Aufgaben, denen er sich jetzt gern und unbedrückt stellte, wobei er sich, wie sein Nachfolger Hugo Cordshagen bemerkte, nun auch neuen Gedanken nicht verschloss. In erheblichem Umfang mussten Akten aus den ehemaligen Ministerien, alte Flurkarten und Pläne, Reste herrenloser Gutsarchive u.a.m. in die Magazine geholt werden. Der Benutzerdienst wurde wieder aufgenommen. Strecker engagierte sich mit Rat und Tat und in sehr solidarischer Zusammenarbeit mit dem aus Stettin kommenden Staatsarchivdirektor a. D. Gollub (gest. 1947) und dem Archivar Oswald Völkel (gest. 1953) für die Einrichtung einer Zweigstelle in Greifswald, die die in Vorpommern ausgelagerten Bestände des Pommerschen Provinzialarchivs aufnehmen sollte (seit 1953 Landesarchiv Greifswald), sowie für den Aufbau einer Landesarchivverwaltung, zu der es bis dahin keine Entsprechung in Mecklenburg gab. Er hat diesen Neuanfang in der Fachzeitschrift „Archivmitteilungen“ (1/1952) in seiner Art knapp und unpathetisch beschrieben. Kurz vor seinem Amtsende drängten zu guter Letzt noch die riesigen Aktenbestände der 1952 aufgelösten Landesregierung ins Archiv. In keiner Amtszeit eines Schweriner Staatsarchivdirektors sind wohl größere Aktenmengen bewegt worden als nolens volens in der Werner Streckers. Seit dem

1. Oktober 1951 hatte aber nun schon mit dem Ehepaar Cordshagen und Joachim Wächter (später Greifswald) eine neue fachwissenschaftlich ausgebildete Archivargeneration ihren Dienst am Mecklenburgischen Landeshauptarchiv bzw. in der Landesarchivverwaltung angetreten und eine grundlegende Modernisierung der Archivarbeit eingeleitet. Strecker hat ihren Eintritt freudig begrüßt; er fühlte sich entlastet und nahm im April 1953 seinen Abschied.

Wenige wussten, dass Werner Strecker in einsamen Stunden Gedichte und Balladen schrieb und sich an Dramen zu großen historischen Stoffen wie „Konradin“ oder „Canossa“ versuchte. Sie fanden sich in seinem Nachlass. Persönlichkeit und Lebenswerk dieses feingeistigen, pflichterfüllten und verdienstvollen Archividirektors wurden von Hugo Cordshagen („Archivmitteilungen“ 6/1961) und Christa Cordshagen („Der Archivar“ 3/1962) ausführlich und einfühlsam gewürdigt.

Peter-Joachim Rakow

Aus der Arbeit der Historischen Kommission für Mecklenburg e.V.

Die Kommission hielt ihre Mitgliederversammlung 2010 am 8. Oktober in Schwerin ab. Zu neuen Mitgliedern berufen wurden Dr. Torsten Fried, Staatliches Museum Schwerin, und Dr. Karsten Schröder, Stadtarchiv Rostock.

Mit der Stiftung Mecklenburg bereitete die Kommission die Tagung „Adel in Mecklenburg“ vor, die am 26./27. November 2010 unter der Schirmherrschaft von Bildungsminister Henry Tesch im Neustädtischen Palais in Schwerin stattfand. 13 Vorträge zur Forschungs- und Quellenlage sowie einzelnen Themen vom Spätmittelalter bis 1945 bearbeiteten das Tagungsthema. Ein Tagungsband soll die Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren.

Der 20. Jahrestag des Bestehens der Kommission wurde zum Anlass genommen, einen Bericht des Gründungsmitglieds Prof. Dr. Niklot Klüßendorf ins Internet zu stellen. Das Mecklenburg Magazin veröffentlichte am 13.12. 2010 einen Artikel über die Kommission aus seiner Feder. Der Vorsitzende hatte Gelegenheit, die Arbeit der Kommission in den letzten zwanzig Jahren und die ihres Vorläufers 1928–1945 im Rahmen eines Tagungsbeitrags zur außeruniversitären landesgeschichtlichen Forschung in Mecklenburg am 13.5. 2011 in Greifswald darzustellen.

Die Arbeiten an Band 6 des Biographischen Lexikons für Mecklenburg konnten abgeschlossen werden. Der Band erschien im März 2011. Die Vorarbeiten für Band 7 wurden aufgenommen.

Vorbereitet wurde die Tagung „Alt werden in Mecklenburg im Wandel der Zeiten“, die am 20. Mai 2011 im Schweriner Schleswig-Holstein-Haus von Frau Ministerin Manuela Schwesig eröffnet wurde.

Es wurden folgende Referate gehalten:

- Alt werden und alt sein. Psychologische Aspekte des Alterns, von Prof. Dr. Georg Bruns, Bremen
- Die Lebenssituation alter Menschen in der Stadt und auf dem Lande nach den Volkszählungslisten des 19. Jahrhunderts, von Dr. Stefan Kroll, Rostock
- Nichtkirchliche Altenheime und Siechenanstalten, von Dr. Wolf Karge, Schwerin
- Kirchliche Altenbetreuung im 19. und 20. Jahrhundert, von Dr. Hartwig Daewel, Cambs
- Rostocker Bürgermeister und das Alter. Chance, Bürde und Ausrede, von Prof. Dr. Ernst Münch, Rostock
- Der alternde Fürst. 45 Monate im Leben des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin, von Dr. Matthias Manke, Rostock/Schwerin
- Altersversorgung nach Gutsherrenart – Tagelöhner auf den mecklenburgischen Rittergütern 1870–1914, von Dr. Bernd Kasten, Schwerin
- Alte Menschen in Lebenserinnerungen aus dem 19. Und 20. Jahrhundert, von Dr. Marianne Beese, Rostock

- Altersstereotype in der Volkserzähltradition, von Dr. Christoph Schmitt, Rostock
- Jedem Ende wohnt ein Anfang inne? Die Alten und das Plattdeutsch, von Dr. René Wiese, Uelitz
- Alte Menschen in Mecklenburg im Bild, von Volker Jahnke, Schwerin
- Alte Archivare von Johann Schultz (1650–1727) bis Hermann Grotefend (1845–1931), von Dr. Andreas Röpcke, Schwerin.

Der Beitrag von Dr. Christian Bunnars, Berlin, zu „Alter und Alt werden im Spiegel der Dichtung Fritz Reuters“ soll mit den Vorträgen in einem Tagungsband in Reihe B der Kommission veröffentlicht werden.

In Reihe C: Quellen zur mecklenburgischen Geschichte erschienen als Band 10 die von Sabine Pettke edierten Protokolle der Rostocker 64er. Als Band 11 sind in Vorbereitung die Aufzeichnungen von Luise Pogge geb. Behm.

Im Rahmen der konzeptionellen Überlegungen für eine neue Landesgeschichte fand ein Sondierungsgespräch mit der Historischen Kommission für Pommern statt. Die Überlegungen werden von einer Arbeitsgruppe der Kommission weitergeführt.

Mit der Mitgliederversammlung am 20. Mai 2011 endete die Amtszeit des Vorstands. Der bisherige Vorsitzende Dr. Andreas Röpcke und der Schriftführer Dr. Wolf Karge standen für eine erneute Kandidatur nicht zur Verfügung. Neu in den Vorstand gewählt wurden PD Dr. Anke John, Rostock, und Dr. Matthias Manke, Rostock/Schwerin. Prof. Münch wurde wiedergewählt.

Als neues Mitglied der Historischen Kommission wurde Rainer Szczesiak M.A. zugewählt.

Auf seiner konstituierenden Sitzung am 7. Juni 2011 bestellte der Vorstand Prof. Dr. Ernst Münch zum neuen Vorsitzenden der Historischen Kommission für Mecklenburg.

Andreas Röpcke



Von l.n.r.: Prof. Münch, Dr. Karge, Dr. John, Dr. Manke, Dr. Röpcke
Foto: Stock, LHA Schwerin

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
BArch	Bundesarchiv
BLHA Potsdam	Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam
CDB	Codex Diplomaticus Brandenburgensis
HZ	Historische Zeitschrift
LBI-B	Leo Baeck Institute im jüdischen Museum Berlin
LHAS	Landeshauptarchiv Schwerin
LRA Waren	Landratsamt Waren
MJB	Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, ab 1931 Mecklenburgische Jahrbücher
MUB	Mecklenburgisches Urkundenbuch
ND	Neudruck
PUB	Pommersches Urkundenbuch
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SMS	Staatliches Museum Schwerin
StA Eisenach	Stadtarchiv Eisenach
StAS	Stadtarchiv Schwerin
UAR	Universitätsarchiv Rostock

